

# PUNKT



Foto: Georg Fischer



**Über Versuche, Heimat in der Fremde zu finden**  
Eine Bilanz nach Aufbruch und Heimkehr von Klaus Jürgen Schmidt

Dieses Buch heisst:

# PUNKT

**... über Versuche, Heimat in der Fremde zu finden** © Klaus Jürgen Schmidt – 2016

Dieses Buch ist konzipiert als persönlicher Rechenschaftsbericht, als Ausflug zu den Grenzen des Verständnisses von privater und professioneller Beobachtung fremden Verhaltens, die nach meiner Auffassung bestimmt werden von individuellen Erfahrungen in der frühen Biografie heranwachsender Menschen.

Mich hat immer gestört, so selten den Hintergrund von Welt-Erklärern erfahren zu haben, von jenen Journalisten und Schriftstellern also, die mir in Artikeln, Büchern, Film- und Fernsehdokumentationen ihre Sicht der Fremde vermittelten.

Ich hatte das Glück, dass meine eigene Annäherung an die Fremde nie den Karriere-zwängen etablierter Kommunikationsapparate unterworfen war, etwa den Statuskämpfen um Korrespondenten-Posten. Und ich hatte das Glück, dabei das Verständnis und den Schutz meiner kleinen Familie zu haben, die mit mir bis nach Zimbabwe ging.

Das Buch beginnt mit einem »Plädoyer für ein anderes Korrespondieren« und erläutert die Notwendigkeit dafür anhand von über 40 Jahren beruflicher Erfahrungen daheim und in der Fremde.

Die Kapitel des zweiten Teils (die zusammen mit Kindern gelesen werden können) handeln von der Annäherung unserer damals sechsjährigen Tochter an das, was ihr – hoffentlich – nicht mehr Angst macht.

Der dritte Teil schildert, wie ich selber als Kind Junge-Pionier-Arbeit und »Völkerfreundschaft« à la DDR kennenlernte, um später in der Bundesrepublik Deutschland »Strassenrevolution« à la 1968 und das Ringen um Dritte-Welt-Solidarität beim Redakteursmarsch über Korridore öffentlich-rechtlicher Funkhäuser zu erleben. Dieser Teil reflektiert auch mein eigenes Hineinwachsen in den Beruf eines professionellen Beobachters der Fremde, u.a. in Mexiko bei ersten Erfahrungen in »living international«.

Der vierte Teil führt ein in Erkenntnisse aus Konfrontationen unterschiedlicher Welt-sichten und fasst Erlebnisse in Vietnam und in Kampuchea (Kambodscha) zusammen, die aus journalistischer Beobachtung solidarisches Handeln werden liess.

Der fünfte Teil gibt die Erfahrungen einer Familie wieder, die nach zwanzigjährigem Reisen durch die Fremde in Zimbabwe angekommen war. Mit diesem Erfahrungsbericht werden aber auch Anstrengungen afrikanischer Menschen dokumentiert, nach langer europäischer Fremdbestimmung ihre eigene Identität zu finden.

Ich habe die seinerzeit aufgeschriebenen Beobachtungen nahezu unverändert übernommen, weil sie helfen können, zu verstehen, welche bis heute wirkende Mechanismen Menschen dazu bewegen, Heimat in der Fremde zu suchen.

In Teil Sechs wird erkundet, was das Leben in einem Dorf Norddeutschlands mit alltäglichem Leben in Afrika zu tun bekommt: »Über die Brücke in Dolldorf geht's auch nach Afrika«. Vorgestellt wird dabei auch das in Zimbabwe selbst erprobte Modell für die Vermittlung von Medienkompetenz in der Südwest: »Radio Bridge Overseas – Stimmen des Südens für Ohren im Norden«. Dabei entstandene Radio-Produktionen verknüpfen Kulturen in Süd und Nord. Und: In einer medienkritischen Analyse wird auch erklärt, wie es zur »Brückensperre bei Radio Bremen« kam.

Im siebten Teil erfahren wir, wie China in Afrika die Weichen stellt. Danach verbinde ich Erfahrungen bei der Rückkehr als Medienberater nach Kambodscha mit Abbruch-Tendenzen und Entwicklungsstörungen in Afrika.

Der achte Teil ist eine Würdigung des verstorbenen afrikanischen Vordenkers Ali Mazrui; zugleich wird gefragt, warum afrikanische Akademiker oft nicht heimkehren.

Im neunten Teil versuche ich zu erklären, weshalb nach 27 Jahren der persönliche Versuch gescheitert ist, mit dem Verständnis der Fremde in dieser Fremde eine neue Heimat zu finden.

Und im abschliessenden zehnten Teil geht es um die Frage, was Empathie und starke Bürger-Stimmen miteinander zu tun haben und weshalb Heimat auch fremd werden kann. Ausserdem: Wie »Schwarze Magie« Geister im Süden und im Norden verfinstert.

In allen Teilen eingepasst sind Texte aus meinen online-Projekten »TAZARA ... mit der Eisenbahn durch die Weltgeschichte« und »Über die Brücke in Dolldorf geht's auch nach Afrika« sowie aus meinem Indochina-Buch »LEBEN IM REISFELD« und aus meinem Thriller-Roman »TROMMELN IM ELFENBEINTURM«.



Dieses Buch, dieser Lebensbericht, beginnt also mit einem Punkt

PUNKT = Lebensmittelpunkt = HEIMAT

Was weiter weg ist vom Punkt heißt: FREMDE

Der Anfang eines Kreises ist immer ein Punkt.

Der Anfang eines Lebenskreises ist ein solcher Punkt.

Es gibt zwei Möglichkeiten, den Kreis eines Lebens zu definieren.

Meine erste Möglichkeit:

Wie beim Eintauchen eines Objekts in Wasser Wellenringe entstehen, entwickeln sich über Zeit und Raum um meinen Anfangspunkt konzentrische Kreise, Jahresringe, die sich mit Erfahrung füllen. Deren Abstand wird größer und größer, ich mag auch Fremdes kennenlernen, aber der Mittelpunkt bleibt meine Heimat. Alles, was ich erfahre, orientiert sich an diesem Punkt.

Meine zweite Möglichkeit:

Es entwickeln sich keine konzentrischen Kreise um meinen Anfangspunkt. Statt dessen entsteht auf meiner Lebensreise ein Bogen, der über Zeit und Raum neue Lebensmittelpunkte mit neuen Kreisen in der Fremde aufweist. Mein Anfangspunkt ist dabei an den Rand dieser größer und größer werdenden Kreise gerückt.

Die neue Heimat wird zu meiner Orientierung.

**Soweit die Theorie ...**

## **TEIL 1**

### **PLÄDOYER FÜR EIN ANDERES KORRESPONDIEREN oder: Versuche, die Fremde zu verstehen**

Mitte April 1974 – Nelken-Revolution in Portugal:

Der ARD-Korrespondent \*\*\* ist soeben von Madrid in Lissabon eingetroffen. Das Telefon in seinem Hotelzimmer klingelt. Heimat-Redaktionen wollen von ihm eine Einschätzung der Lage – jetzt!

Er ruft bei einem Kollegen an, bei mir, in der Zeitfunk-Redaktion von Radio Bremen. Ich will ihn in die Mittagssendung schalten. Er will nicht – er weiß nichts. Er bittet mich, ihm die neuesten Lageberichte der Nachrichtenagenturen vorzulesen. Dann schalte ich ihn durch. Radio Bremen-Hörer erfahren von ihm telefonisch aus Lissabon, was ich ihm soeben vorgelesen habe.

8. Oktober 2014 – IS-Truppen drohen, die syrische Grenzstadt Kobane einzunehmen:

Am Morgen höre ich bei NDR-Info eine Telefon-Schaltung zu einem ARD-Korrespondenten; er soll die Lage einschätzen. Er kommentiert die Entwicklung an der türkisch-syrischen Grenze – aus dem ägyptischen Kairo! Meine per E-Mail an die Redaktion gerichtete Frage, warum das nicht ein Kollege in der Heimatredaktion aus Agentur-Nachrichten habe destillieren können und statt dessen Hörern authentisches Korrespondenten-Wissen vorgegaukelt wurde, blieb unbeantwortet.

(NDR-Info-Antwort vom 20.10.2014 siehe [www.radiobridge.net/richtig-korrespondieren.html](http://www.radiobridge.net/richtig-korrespondieren.html))

Wie kommt es, daß nach 40 Jahren das Korrespondieren zwischen Heimat-Redaktionen und deren Auslands-Berichterstattern oft noch immer wiedergibt, was auch zu Hause z.B. aus Agenturmeldungen zu erfahren gewesen wäre?

Oder anders gefragt: Muß unter "Korrespondieren" verstanden werden, was dieser Begriff sonst noch meint: "korrespondieren = übereinstimmen, entsprechen, in Beziehung stehen"? Beispiel: "Das gestrige Theaterstück korrespondiert inhaltlich mit dem Theaterstück, das wir letzte Woche gesehen haben."

[de.wiktionary.org/wiki/korrespondieren](http://de.wiktionary.org/wiki/korrespondieren)

1973 war ich von einer Recherchereise aus Vietnam zurückgekehrt, bei der nicht Kriegsverlauf, sondern das daraus folgende Kinderleid im Mittelpunkt stand. In Saigon hatte mir u.a. ein Kameramann von seiner Arbeit für ZDF-Sonderkorrespondent Scholl-Latour erzählt: Es sei lebensgefährlich, in unbekanntem Gelände zu filmen – Minen auf abgelegenen Straßen, Fallen auf Dschungelwegen! "Man muß sich zu helfen wissen," hatte er gegrinst, "für ein paar Piaster gibt es immer ein paar Kinder, die vorweg gehen!"

Ein Konzept für Dritte-Welt-Berichterstattung müsste her, dachte ich, als mir klar wurde, woraus das durchschnittliche Korsett eines ausländischen Berichterstatters genäht sein muss, wenn es in einem hierarchischen Aufstiegssystem hilfreich sein soll; Muster-Vorgaben aus der Heimatredaktion sind da eher von Vorteil als neue Moden.

Im März 1974 legte ich mein Konzept dem neuen Chefredakteur bei Radio Bremen vor; der hieß Gert von Paczensky. Dank seiner Erfahrungen bei der publizistischen Aufarbeitung des französischen Kolonialkrieges in Algerien fand ich einen aufmerksamen Gesprächspartner und Förderer für Grundsätze journalistischer Arbeit, die ich so formuliert hatte:

> "Die Berichterstattung über Situation, Strukturen, Entwicklungen und Beziehungen der Dritten Welt – vornehmlich im Hörfunkbereich – bedarf einer Systematisierung, die sich abwendet vom kurzatmigen Interesse, oft lediglich ausgelöst durch spektakuläre Ereignisse und rasch erlahmend bei nachlassender Aktualität."

> "Die Sammlung von Fakten darf sich nicht auf die Erstellung immer neuer Mosaikteile beschränken; vielmehr müssen immer wieder Zusammenhänge herausgearbeitet werden, ökonomische, politische, ideologische Interessen müssen deutlich werden."

> "Rückwirkungen auf unser eigenes gesellschaftliches Selbstverständnis – die zweifellos zur Hauptaufgabe der gesamten Arbeit gehören – sind aber nur zu erreichen, wenn die Informationen in einer Weise geliefert werden, die Aufnahmebereitschaft weckt."

Drei Jahre lang, von Dezember 1974 bis Dezember 1977, ermöglichte ein unkonventioneller Chefredakteur mit seiner Verfügungsgewalt über Etat und Sendeplätze – und mit sachkundigem Rat – ein Experiment außerhalb von Korrespondenten-Zwängen der ARD, das mich unter Menschen in Lateinamerika, in Südostasien, in der arabischen Welt lehrte, wie zwischen unterschiedlichen Kulturen Brücken gebaut werden können.

Diese Erfahrungen halfen mir später – zwischen 1993 und 2000 – einen globalen und regelmäßigen Zugang zu Stimmen aus Afrika zu schaffen, mit der überregionalen Trainings- und Produktionseinrichtung von "Radio Bridge Overseas" in Harare / Simbabwe. [www.radiobridge.net/rboissue.html](http://www.radiobridge.net/rboissue.html)

Zwei Prinzipien zeichneten die Programmarbeit von RBO aus: das erste Prinzip setzte den Schwerpunkt auf die Sichtweise von Laien. RBO-Korrespondenten nahmen ihre Mikrofone mit zu den Menschen in ihrem Alltag, am Straßenrand, in Tanzhallen, dort, wo Menschen auf dem Kontinent zusammenkommen, und sie sammelten so Perspektiven mit einem neuen Verständnis. Der zweite Aspekt der Programmarbeit von RBO war die Rolle, die den Autoren in ihren Geschichten zukam. Tatsächlich wurden sie keineswegs ermutigt, sich aus ihren Geschichten herauszuhalten, im Gegenteil, sie sollten ihre eigene Haltung nicht verschweigen. Gerade weil RBO eine unabhängige Organisation war, meinten wir, dass es nur fair sei, wenn die Hörer verstünden, daß RBO's Autoren immer aktiver Bestandteil ihrer Umgebung blieben. Es war diese Philosophie, die RBO's afrikanische Geschichtenerzähler dazu bewog, sich als Teil ihrer Geschichte zu begreifen, und viele mögen Sätze benutzt haben wie "... in meiner Gesellschaft ...", "... war mein Freund ..." oder "... ich hatte Angst ..." [www.radiobridge.net/rbomanual](http://www.radiobridge.net/rbomanual)

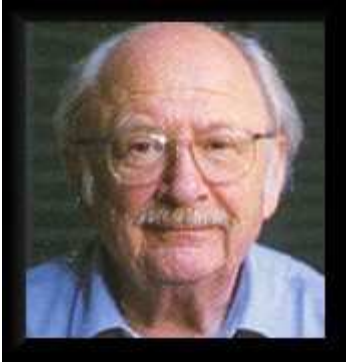
Die ARD erklärt auf ihrer Website: *“Die Korrespondentinnen und Korrespondenten im In- und Ausland sind das Rückgrat der ARD-Nachrichtensendungen – sowohl im Fernsehen als auch im Hörfunk und Online. Sie machen die besondere Qualität unserer Berichterstattung aus. Ob mit Berichten und Reportagen oder live zugeschaltet vom Ort des Geschehens: Die Fernseh- und Radio-Korrespondenten der ARD informieren aktuell und kompetent. ... Für das Fernsehen berichten 45 Korrespondenten aus dem Ausland, für das Radio rund 60 Korrespondenten. Im Jahr 2012 lagen die Kosten für die Auslandsberichterstattung der ARD bei 67 Millionen Euro: knapp 48 Millionen für das Fernsehen und 19 Millionen Euro für das Radio.”* [korrespondenten.tagesschau.de](http://korrespondenten.tagesschau.de)

SWR-Auslandsreporter Peter Puhmann, seinerzeit mit Sitz in Mexico-City: *„Wir betreuen mehr als 20 Länder, darunter Mexiko, Zentralamerika, die Karibik und das nördliche Südamerika. Eigentlich sind wir eher ein Reisebüro, weil wir immer unterwegs sind.“* [de.wikipedia.org/wiki/Korrespondent](http://de.wikipedia.org/wiki/Korrespondent)

Ungefähr zu der Zeit, da private Medien in den deutschen Rundfunk- und Fernsehmarkt drängten, behaupteten in den öffentlich-rechtlichen Anstalten neue Quoten-Kontrolleure, Studien zufolge lasse die Aufmerksamkeit der Zuhörer nach ca. 3,5 Minuten nach, weshalb die Beiträge meist nicht länger sein sollten. *“Sei fleißig! Drei-dreissig!”* wurde zur Massgabe, bald unterboten von *“Eins-dreissig!”* für Auslandskorrespondenten, die nun auch 24-Stunden-Aktualitäten-Magazine von ARD-Anstalten zu bedienen hatten.

Ich war dabei, als dieser Unfug auch bei Radio Bremens *“Zeitfunk”* eingeführt wurde und sich unter den Korrespondenten schließlich ein Kollege in Neu-Delhi bereit fand, sich zur Premiere für einen *“Eins-dreißig”*-Aufsager am Telefon bereitzuhalten. Von diesem Telefon kamen er und immer mehr Auslandskollegen bald nicht mehr weg!

Unter dem Druck, Sendezeiten mit original klingendem Material vor allem von weit weg zu füllen, nahmen Heimatredaktionen ihren Mann / ihre Frau vor Ort immer öfter an die Strippe.



Am 21. August 2014 erwies ich auf dem Kölner Melatenfriedhof meinem Mentor Gert von Paczensky die letzte Ehre, wir begruben ein journalistisches Urgestein. Begruben wir auch einen journalistischen Anspruch, z.B. den, Brückenbauer zwischen Kulturen zu sein?

Was wäre nötig für einen solchen Brückenbau ?

Fünf Forderungen für einen radikalen Umbau von Programm-Verständnis – nicht bloß in Sachen Dritte-Welt-Berichterstattung:

1. In erster Linie, den Brückenbauern Zeit zum Eintauchen in den Alltag ihrer jeweiligen Gastkultur verschaffen, indem sie eben nicht mehr “Rückgrat der ARD-Nachrichtensendungen” sein müssen, jederzeit erreichbar für “Aufsager” nach Zeitplan und Vorgabe von Heimatredaktionen.

2. Mit wachsendem Verständnis der Brückenbauer wäre ihre primäre Aufgabe, immer mehr authentische Quellen zu erschließen und diesen vor Ort mit Übersetzung und Technik zu helfen, für sich selber ein Fenster in die Welt ihnen fremder Medien zu öffnen, also selber Korrespondenten eigener Angelegenheiten zu werden.

3. Als Konsequenz in den Heimatredaktionen: erheblich verstärkte Kooperation mit international arbeitenden Nachrichtenagenturen und kontinuierliche Verwendung von deren angeliefertem Material in deutlich ausgewiesenen Nachrichtenblöcken, mit klarer Quellen-Angabe, aber durchaus in eigener redaktioneller Bearbeitung.

4. Kompletter Verzicht auf “Häppchen”-Journalismus durch ARD-eigene Auslandsberichterstatter in aktuellen Magazinen, statt dessen ständiger Freiraum für Originalstimmen zu aktuellen Zeitfragen, kompetent gesammelt, editiert, deutsch synchronisiert, und ständig angeboten von den jeweiligen ARD-Auslandbüros, deren nobelste Aufgabe es wäre, dabei weder politische noch ideologische Filter zuzulassen.

5. Neben dieser Brückenbau-Funktion in einer fremden Kultur würde sich die Kompetenz eines ARD-Auslandskorrespondenten darin erweisen, ob und wie es ihm/ihr gelingt, seine/ihre Erfahrungen grundsätzlich zu reflektieren und dabei in gelegentlich umfangreicheren Programmen und unter Einsatz diverser Formate Hörer-Interesse zu mobilisieren.

## TEIL 2

*"Der Samen für Offenheit und Neugier wird in früher Kindheit gesät!"*

### VOM PRIVILEG, DIE WELT KENNENZULERNEN (1)

Im Juli 1989 bekomme ich in Harare einen Anruf vom Hessischen Rundfunk und ich erfahre, daß eine Redaktion existiert, die sich nicht bloß für die große Politik im südlichen Afrika interessiert. Zwischen einer Schule im Hessischen und einer Schule in Zimbabwe gibt es seit vielen Jahren eine Partnerschaft. Schüler aus Zimbabwe sind in diesen Tagen zu Besuch bei deutschen Schülern, und die Kinderfunkredaktion will in einer Live-Sendung aus der hessischen Schule über diese Partnerschaft berichten. Dafür wird eine kurze Reportage über den Tagesablauf eines zwölfjährigen Kindes in Zimbabwe benötigt. Ich mache mich mit Mikrofon und Tonbandgerät auf den Weg zu meinem Freund und Kollegen Victor.

"Ich heiße Mary Mbishu und lebe in der Ashburton Avenue im Stadtteil Chadcombe von Harare, der Hauptstadt Zimbabwes."



Foto: KJS

Mary Mbishu auf dem Foto rechts von ihren Eltern Victor und Biula, die ihre kirchliche Trauung nachholten, als sie es sich leisten konnten.



Es ist Sonnabendnachmittag und die zwölfjährige Mary ist gerade von einem Hockey-Turnier mit sieben anderen Schulen aus Chegutu zurückgekehrt. Jetzt sitzen wir im Garten hinter dem Haus ihrer Eltern, aber die heißen Maunde. Mary's Mutter Mbishu ist tot. Sie starb, als Mary noch ein Baby war, bei einem Bombenangriff der rhodesischen Luftwaffe auf ein Lager der Befreiungskämpfer im benachbarten Mocambique. Ihr Vater, Victor Maunde, kam Ende 1979 aus Mocambique zurück nach Harare und heiratete – dem Brauch seines Shona-Volkes folgend – die ältere Schwester der ums Leben gekommenen Mutter von Mary.

Nach zwölf Jahren im Befreiungskampf fand Victor eine Beschäftigung beim zimbabweschen Rundfunk. Vor fünf Jahren zogen die Maundes aus einer "township", in der nur Afrikaner in drangvoller Enge leben, in dieses Viertel. Mary's Vater und seine Frau, die in einer Einrichtung für behinderte Kinder arbeitet, schafften es mit Mühe, ein Haus abzubezahlen, wie es sich früher nur Weiße und wenige reiche Schwarze leisten konnten. Aber der Tagesablauf ist der gleiche geblieben.

"Ich stehe morgens um halb sechs auf," sagt Mary.

"So früh?" frage ich, "Warum?"

Mary hat noch drei Geschwister. Sie muß der Mutter beim Aufräumen helfen, dann bereitet sie das Mittagessen für sich und die zwei jüngeren Geschwister vor – die ältere Schwester arbeitet den ganzen Tag in einem Kindergarten. Mary weiß aus eigener Erfahrung, daß das Leben für Kinder auf dem Lande noch schwieriger ist:

"Sie haben einen sehr harten Tag, der viel früher beginnt. Sie müssen Feuer anmachen und Wasser holen, haben dann einen langen Fußweg zur Schule. Häufig kommen sie zu spät und werden ausgeschimpft vom Lehrer. Sie kriegen höchstens zweimal in der Woche Hausaufgaben, weil sie zu Hause so viel zu tun haben. Manchmal können sie wegen der Feldarbeit gar nicht zur Schule gehen, und dann haben die Eltern oft kein Geld, die Schule zu bezahlen."



Foto: Elsa Maria Schmidt

Mary's Eltern mußten bisher 30 Dollar für den 3-Monatsterm der Grundschule zahlen. Jetzt werden es 300 Dollar sein, wenn Mary in eine Mittelschule geht. Die Aufnahmeprüfung für eine hauptsächlich von weißen Kindern besuchte Privatschule ist schiefgegangen, weil Mary englische Spezial-Ausdrücke nicht kannte, wie zum Beispiel die Bedeutung von "Love" beim Punktezahlssystem im Tennisspiel. Für die Eltern ist das ein Glück, sie hätten alle drei Monate 1.500 bis 2.000 Dollar zahlen müssen. Aber das zwölfjährige Mädchen kann schon zwei Sprachen fließend – Shona und Englisch, und sie hat längst gelernt, für sich und ihre jüngeren Geschwister verantwortlich zu sein. Wenn sie mittags mit dem Bus von der Schule nach Hause kommt, bleibt ihr höchstens eine Stunde für Hausaufgaben, dann muß sie schon wieder kochen, nähen, saubermachen. Wenn dann noch Zeit ist, beschäftigt sie sich mit ihrer Briefmarkensammlung oder sieht fern. Mary serviert mir einen tollen, selbstgebackenen Kuchen.

Ich frage Mary, was sie später einmal werden möchte. Sie denkt nicht lange nach und sagt: "Ein Professor!" "Was für ein Professor – ein Lehrer oder ein Wissenschaftler?" Chemikerin will sie werden, sagt Mary.

In der Grundschule war sie mit Mädchen und Jungs zusammen. Hat sie einen Freund?

"Jungs und Mädchen dürfen nicht zusammen spielen," antwortet Mary. "Wenn man mit einem Jungen spielen würde, sogar wenn man mit einem nur gesehen würde – dann würde alles mögliche getuschelt."

Die Familie Maunde ist religiös und Mary sagt, sie sei "Methodistin" und gehe regelmäßig zur Kirche. Aber sie hat von den Eltern eine kritische Einstellung gegenüber traditionellem Aberglauben übernommen. "Geister vertreiben – damit wird doch nur Geld gemacht," meint sie.

"Was weißt Du von Deutschland?" frage ich Mary, und sie lacht verlegen. "Gar nichts!" ist die Antwort.

Wenige Wochen später wird Mary die Aufnahmeprüfung in einer abgelegenen, kirchlichen Mittelschule, im Bergland nahe von Mutare bestehen. Ihr kindlicher Horizont wird noch lange begrenzt sein von jenen Bergen der Heimat und von deren noch kaum erschütterten Traditionen. Vielleicht wird sie ihre Briefmarkensammlung mitnehmen und von fernen Ländern und von fremden Menschen träumen.

Die Begegnung mit Mary hat mir ein Privileg bewußt gemacht, das heranwachsende Menschen in der sogenannten Dritten Welt kaum kennenlernen können – zu reisen, als Kind schon früh die Fremde zu erfahren. Jene zimbabweschen Schulkinder, die für einige Wochen nach Hessen kamen, sind die ganz seltene Ausnahme. Sie werden deutsche Kinder getroffen haben, die zusammen mit ihren Eltern schon Urlaubserlebnisse in nahen und fernen Ländern hatten, für die der Umgang mit fremden Sitten nicht mehr neu ist – ein Privileg, das ich selber erst als junger Mensch erfuhr, unsere Tochter jedoch schon im Alter von sechs Jahren! Ihren Aufbruch in ein Leben, das ihr die Welt zur Heimat machte, schildert die nächste Geschichte – eine Geschichte nicht nur für Kinder. ...

## DIE DIEBE VON PARIS

Wir haben ein französisches Auto – grün, und an vielen Stellen ist es schon ein paar mal überlackiert. Meine Eltern nannten es "Florence". Sie sprachen es aus wie "Florangs", weil das ein französischer Mädchename ist. Ich heiße Constanze. Als ich noch kleiner war, riefen mich meine Eltern "Schmidt", später "Nanny". Zu der Zeit als wir unsere große Reise machten, bekam ich den Namen, mit dem mich noch heute alle rufen: Conny. Das war, weil unterwegs viele Leute meinen Namen nicht richtig aussprechen konnten. So wurde aus Constanze Conny – das gefiel mir.

Die große Reise haben wir nicht mit "Florangs" gemacht – da hätten wir ja ein paar Jahre gebraucht, und über's Wasser wären wir mit dem Auto sowieso nicht gekommen. Also für unsere Reise nach Südostasien war "Florangs" nicht wichtig. Da stand sie die ganze Zeit zu Hause in der Garage. Aber mit unserem Plan, über die Reise ein Buch zu schreiben, da bekam "Florangs" doch zu tun.

Nach der langen Reise machten wir eine kurze – bloß bis Paris. Das ist die Hauptstadt von Frankreich. Und dort wurde unser französisches Auto von Dieben aufgebrochen. Es waren keine französischen Autoknacker, aber das erfuhren wir erst später. Sie hatten jedenfalls alles geklaut: die Koffer, die Taschen – und mir ist gleich eingefallen, daß wir alle Dias von unserer großen Reise, alle Tonbänder, alle Tagebücher eingepackt hatten, denn Klaus wollte nach unseren gemeinsamen Ferien in Paris nicht bloß Französisch lernen, sondern auch anfangen, an dem Buch zu schreiben. Ich hab' vielleicht geheult – und jetzt erzählt besser Klaus weiter.

Klaus erinnert sich: Das war ein Abenteuer, auf das wir gern verzichtet hätten. Es war unser erster Tag in Paris und wir ließen den Wagen mit all dem Gepäck wohlverschlossen in einer Seitenstraße unterhalb der Kirche "Sacre Coeur". Das ist ein Wahrzeichen von Paris, und das heißt "Heiliges Herz". Was dann passierte, war recht herzlos und ziemlich unheilig. Obwohl sich die Geschichte nach unserer großen Reise ereignete, gehört sie an den Anfang dieser Erzählung. Denn sie zeigt wie unter einem Vergrößerungsglas den Zusammenhang all unserer Erlebnisse.

Conny hat erzählt, daß wir herausfanden: Es waren nicht französische Diebe, die in Paris unser Auto aufgebrochen hatten. Wir meldeten den Diebstahl natürlich gleich der Polizei. Aber die Flics – so heißen in Frankreich die Polizisten – machten uns wenig Hoffnung. Bekannte bei "afp" – das ist eine große französische Nachrichtenagentur – halfen mir, am nächsten Tag Suchmeldungen im Rundfunk und bei der Zeitung unterzubringen. Ich versprach darin eine Belohnung für die Rückgabe von Dias, Tonbändern und Tagebüchern. Und dann kam Elsa auf die Idee, wir sollten den Tatort noch einmal besichtigen – zur gleichen Tageszeit. Vielleicht – so spekulierte sie – ist die Bande dort wieder am Werk. Ganz schön verrückt diese Idee, in einer Stadt von ein paar Millionen Einwohnern – ich weiß – aber es kam noch viel verrückter!

Wir waren gerade um die Ecke von "Sacre Coeur" gebogen, da entdeckte Elsa ihren Rock, den wir zusammen auf der indonesischen Insel Bali gekauft hatten. Am Abend zuvor war er mit all unserem Gepäck geklaut worden – jetzt trug ihn eine fremde junge Frau. Und nicht bloß Elsas Rock hatte sie an! Aber sie soll das selber erzählen.

Elsa erinnert sich: Es wollte mir keiner glauben, daß ich meinen Rock wiedererkannt hatte – es schien ja wirklich verrückt! Aber sie trug auch meinen Pulli, und darunter wurde sogar eines meiner bunten Hemden sichtbar. Ich sprach also die Frau an. Sie war mit ihrem Mann und zwei kleinen Kindern unterwegs. Mit einem Gemisch aus französischen, englischen und spanischen Sprachbrocken konnten wir uns verständigen. Sie war aus Algerien, ihr Mann aus Marokko – das ist in Nordafrika. Die Frau verstand sofort, was wir wollten: Ja, sie hätten die Sachen am Abend auf einem Markt gekauft – kurz nach dem Einbruch in unser Auto also. Ja, sie wollten uns helfen, uns zeigen, wo genau das war – aber alles bitte ohne Polizei!

Wir erfuhren, daß sie schon viele Jahre in Paris lebten, und noch immer hatten sie Angst vor der Ausländerpolizei. Mit dem Vertrauen zwischen uns war das dann auch so eine Sache: Hauen die bei der nächsten Gelegenheit ab? Weil sie vielleicht doch etwas mit dem Diebstahl zu tun hatten? – dachten wir. Rufen die doch bei der nächsten Gelegenheit die Polizei? Weil das bekanntlich die Art ist, wie man mit "lichtscheuem Gesindel" verkehrt? – dachten wohl die beiden aus Nordafrika.

Der Marokkaner brachte uns in sein Stadtviertel ganz nahe bei "Sacre Coeur" – ein Viertel mitten in Paris. Aber es hatte zu unserer Verblüffung überhaupt nichts zu tun mit Frankreich. Es sah anders aus, es lärmte anders und es roch anders! Hier gab es nicht einmal mehr Franzosen.



*UNTER DEM VERGRÖßERUNGSGLAS:  
WIE KOMMT EIN NORDAFRIKANISCHES STADTVIERTEL NACH PARIS?  
WIE KOMMEN DIEBSTAHL UND ANGST IN DIESES STADTVIERTEL?*

Klaus klärt auf: Da muß man etwas erzählen von der Aufteilung der Welt. ...

Irgendwann in der Mitte des Fünfzehnten Jahrhunderts zerschlug eines Morgens ein Mann namens Christoph Kolumbus ein Ei. Es war Gott sei Dank hart gekocht, und er bekleckerte sich nicht die Finger. Niemand hatte ihm glauben wollen, daß die Erde rund ist und er somit nach Westen segeln könnte, um schließlich doch im Osten zu landen.

"Eher könnte ein Ei auf der Spitze stehen," sagten die Zweifler.

Da setzte Kolumbus sein Frühstücksei hart auf den Tisch, die Spitze brach ein – das Ei stand! Heute ist bekannt, daß Christoph Kolumbus nicht der erste war, der rund um die Welt wollte, über's Meer segelte und Amerika entdeckte. Die Wikinger haben es vermutlich von Nordeuropa aus vor ihm geschafft. Aber mit seiner Reise begann die gewaltsame Aufteilung der Welt.

Nach Kolumbus zerschlugen sogenannte "Entdecker" nicht mehr bloß Eier. Man nannte sie nun "Eroberer" – und das kommt der Sache schon näher. Sie eroberten im Auftrag von Königen, Kirchen und Handelshäusern fremdes Land und fremde Völker. Das taten sie in Amerika, in Afrika und in Asien, denn in Europa war die Welt schon aufgeteilt. Sie brachten Gold und Gewürze – und Sklaven – nach Hause. Später wurde die Warenliste viel umfangreicher. Die Lieferungen hießen dann "Kolonialwaren". Die beraubten Länder waren die "Kolonien". Die Länder, die die Macht hatten, sie auszurauben, das waren die "Kolonialmächte".

Das Ei des Kolumbus war ziemlich faul!

Bald bekämpften sich die Kolonialmächte untereinander. Sie nahmen sich gegenseitig die Kolonien weg. Ein paar der Eroberer wollten mit den Auftraggebern zu Hause nicht mehr teilen – sie machten sich mit ihren Kolonien selbständig.

Schließlich gab es zwei große Kriege. Weil fast alle Länder der Erde davon betroffen waren, nannte man sie Weltkriege. Deutschland hatte beide Kriege angefangen. Weil seine Machthaber im weltweiten Aufteilungsgeschäft zu spät gestartet waren und sozusagen kein Bein mehr auf den Boden kriegen konnten, versuchten sie es mit Gewalt gegenüber den Konkurrenten.

Deutschland verlor beide Kriege, und die Konkurrenten nahmen ihm ab, was es an Kolonien in Afrika und in Asien doch noch hatte zusammenklauben können.

Frankreich war selber schon lange Zeit Kolonialmacht in Afrika und in Asien gewesen. Jetzt wollte es – genau wie die übrigen Kolonialmächte (z.B. England, Holland, Belgien, Spanien, Portugal) – Glanz und Macht seiner Kolonialreiche wieder auferstehen lassen. Aber die Welt war nach dem letzten großen Krieg nicht mehr die alte!

Der Besitz von Menschen – die Sklaverei – war schon vorher abgeschafft; nun wurde in der Weltöffentlichkeit auch der Besitz von fremden Ländern verurteilt. Einige der unterdrückten Völker begannen den Kampf gegen die fremden Mächte. Und sie warfen schließlich nicht nur deren Soldaten hinaus, sondern auch gleich noch alle Händler, Politiker, Generale, Priester und Beamte, die mit den Fremden zusammengearbeitet hatten. Solche Kämpfe dauern bis heute an.

Die Folge: In den Hauptstädten der ehemaligen Kolonialmächte gab es plötzlich eine neue Sorte von "Kolonien" – Stadtviertel mit vielen Menschen aus den früheren Besitzungen – Auswanderer und Flüchtlinge. Ein paar brachten ihren Reichtum mit, den sie daheim unter dem Schutz der Fremden hatten zusammenstehlen können. Diese paar findet man in Paris und anderswo außerhalb der neuen Kolonien. Sie leben wie zu Hause,

in großen Häusern mit prächtigen Gärten – hinter hohen Mauern. Die Mehrheit kam ohne Geld. Viele verließen ihre Heimat, weil dort nach dem Abzug der Weißen oft nun ihre eigenen Führer um die Macht kämpften. Andere gingen, weil sie keine Arbeit mehr fanden. Früher waren sie voller Hoffnung vom Land in die Stadt gezogen – und wurden statt reicher immer ärmer. Jetzt wollten sie als "Gastarbeiter" ihr Glück machen im Land der reichen Weißen, aber die hatten nicht vor, den Farbigen im eigenen Land die Rechte einzuräumen, die sie ihnen in den Kolonien verwehrt hatten.

So leben Afrikaner, Asiaten, Südamerikaner zusammengedrängt in den Ausländervierteln der europäischen Großstädte – oft ohne Arbeit, immer in Angst vor der Polizei. Und so also kamen Diebstahl und Angst in das Pariser Afrikaner-Viertel.

Conny erinnert sich: Unser Marokkaner hieß Achmed Ben Mohammed. Er war immer sehr ängstlich. Oft mußte er die Brille abnehmen, weil er so schwitzte und die Brillengläser beschlugen. Seine Frau und die beiden Kinder habe ich nicht wieder gesehen. Aber er hatte einen netten Onkel. Dem gehört ein Restaurant, und da saßen lauter nette Marokkaner. Auch ein paar schwarze Afrikaner tranken und aßen dort. Die hatten schicke Anzüge und seidene Hemden an und Schuhe mit sehr hohen Absätzen. Wir haben auch viel gegessen. Ein paar Sachen waren neu, aber sie haben mir gut geschmeckt: Fleisch, das an kleinen Eisenspießen gebraten war, Salat und eine arabische Speise, die heißt "Kuskus". Eine saure Linsen-Suppe gab es und hinterher Melonen. Und immerzu hörte ich arabische Musik vom Plattenspieler. Einen alten Marokkaner mit einer Baskenmütze, der uns bediente, konnte ich gut verstehen. "Ich habe im Krieg für die Deutschen gekämpft," sagte er, und er hat mir immer die besten Stücke vom Essen ausgesucht.

Ich habe aus den bunten Pfeifenreinigern von Klaus Blumen gebastelt und allen Gästen und dem alten Ober und auch Achmed Ben Mohammed eine ins Knopfloch gesteckt. Da waren wir hinterher wie ein Club, und Klaus brauchte ja die Pfeifenreiniger nicht mehr, denn mit unserem Gepäck waren ja auch seine sieben besten Pfeifen geklaut worden.

Achmed und Klaus sind zusammen zum Diebesmarkt gegangen. Elsa und ich mußten in dem Restaurant bleiben. Dort hatte uns Achmed als "Freunde von früher vorgestellt".

"Das ist zur Tarnung," sagte er, denn keiner sollte merken, daß wir nach Diebesgut suchten. Später sind wir noch einmal alle zusammen durch Achmeds Stadtviertel gelaufen, und Klaus hat mir gezeigt, wo überall sie nach unseren Sachen gesucht hatten.

Dort traf ich auch die netten schwarzen Afrikaner aus unserem Restaurant wieder, die mit den schicken Anzügen. Unsere weißen Gesichter fielen in den schmalen, dunklen Straßen mehr auf als ihre. Die einzigen Weißen, die ich noch sah, das waren Polizisten. Sie standen an der Straßenkreuzung, und unter den Armen geklemmt hielten sie schwarze Gummiknüppel.

Achmed hat uns in einen dunklen Hauseingang gezogen und geflüstert: "Paßt auf – gleich passiert was!"

Und nach ein paar Minuten sind fünf Polizisten in eine Straße hineingerannt. Aber da hatten sich Wachposten versteckt. Achmed hatte die uns vorher gezeigt. Die gaben ein Signal, und schon waren die meisten Leute von der Straße verschwunden. Die es nicht

geschafft hatten, bummelten wie Spaziergänger auf dem Bürgersteig. Der war jetzt fast menschenleer. Dabei hatte es da eben noch das große Gedrängel gegeben. Wir hatten Mühe gehabt, durchzukommen. Auf beiden Straßenseiten waren große Kartons als Tische aufgebaut. Darauf flogen Spielkarten hin und her oder Würfel oder Münzen unter drei Bechern. Man mußte raten, unter welchem Becher die Münze sich zum Schluß befand. Das konnte kaum einer richtig raten. Ich auch nicht. Ich glaube, der Mann hat geschummelt! Große Geldscheinbündel wurden hinüber- und herübergeschoben.

"Das ist verbotenes Glücksspiel," erklärte Achmed.

Aber als die Polizisten losrannten, genügte ein Tritt gegen die Kartontische. Sie fielen in sich zusammen, Karten und Würfel verschwanden in Hosentaschen.

"Ab und zu wird mal einer geschnappt, aber die Polizei hat hier keine Chance," sagte Achmed. Die Polizisten waren noch nicht am Ende der Straße, da war vorn schon wieder das alte Gewimmel.

Achmed fragte, ob wir schon etwas von unseren Sachen wiedererkannt hätten. Und da merkte ich, daß das hier der Diebesmarkt war. Araber und Afrikaner boten den Vorübergehenden an, was ihre Freunde kurz vorher oben bei der Kirche "Sacre Coeur" aus Touristen-Autos geklaut hatten: Mäntel, Anzüge, Kleider, Taschen, Ferngläser, Fotoapparate, Armbanduhren – ja sogar Tabakpfeifen. Aber Klaus konnte von seinen keine entdecken. An diesem Abend hatten wir kein Glück. Klaus soll erzählen, wie es weiter ging.

Klaus erinnert sich: Wir waren bei der Suche nach unserem Eigentum erfolglos, aber der Abend hatte uns trotzdem etwas gebracht: Die Freundschaft mit Achmed – endlich war das Mißtrauen weg!

Ich hatte ihm von dem Plan erzählt, über unsere Erlebnisse in Südostasien ein Buch zu schreiben. Achmed Ben Mohammed versprach, uns zu helfen. Wir wollten wenigstens die Reiseunterlagen und die Farbdias wiederhaben. Für uns waren sie sehr wertvoll – für die Diebe überhaupt nicht. Sie würden nichts davon verkaufen können. Vielleicht hatten sie das meiste schon weggeworfen!

Ich mußte rasch mit ihnen Kontakt aufnehmen! Ich mußte eintauchen in ihre Welt. Und dort – so lernte ich in den folgenden Tagen – herrschen Regeln und Gesetze, die nichts mehr zu tun haben mit der Ordnung, die man mir als Kind beibrachte. Es ist eine Ordnung, in der Diebstahl als Arbeit gilt. Das Arbeitsergebnis ist die Beute. Ihr Wert richtet sich vor allem nach dem Risiko, das der Dieb zu tragen hatte, nach der Gefahr also, geschnappt zu werden. Der Rest ist ein ganz normales Geschäft. Der Preis der angebotenen Ware – sprich Diebesgut – richtet sich danach, wie stark die Nachfrage ist.

Die Tatsache, daß es sich in meinem Fall um einen Rückkauf handeln würde, konnte mir eher schaden, denn großes Interesse an einer Ware erhöht den Preis.

Die Leute, mit denen ich es zu tun bekam, waren gute Schüler gewesen. Die Lehrherren waren vor langer Zeit in das Land ihrer Vorväter gekommen.

Sie waren – wir erinnern uns – weiß!

Achmed brauchte vierundzwanzig Stunden, um herauszufinden, welche Firma – sprich Bande – für den Einbruch in unser Auto verantwortlich war.

Am dritten Tag unserer Bekanntschaft wußte er Bescheid, am vierten Tag hatte er über mehrere Kontakteleute einen Preis ausgehandelt – es war soviel, wie ich freiwillig in der Zeitung und im Radio als Belohnung angeboten hatte. Dann kam der Zeitpunkt des Austausches – Ware gegen Geld. Das war der gefährlichste Moment – und er wurde sorgfältig vorbereitet.

Die Angst tauchte wieder auf, auf beiden Seiten: Die Angst der Diebe vor einer Polizeifalle – vielleicht im letzten Augenblick doch noch von mir veranlasst; meine Angst vor einem Messerstich oder einem Knüppelschlag, um mir auf einem stillen Hinterhof ohne Gegenleistung auch noch mein letztes Geld abzunehmen. Würden die Regeln und die Gesetze dieser anderen Welt gelten? Haben dort Absprachen einen Wert – Wort gegen Wort?

Ich gestehe, daß mich zu diesem Zeitpunkt mehr als mein Eigentum Antwort auf die Frage interessierte, ob es wirklich so etwas gibt wie "Ganovenehre".

Das Ende lief ab wie im Krimi: Achmed brachte mich wenige Minuten vor Mitternacht in eine Gasse, erhellt nur von einer einzigen Laterne.

"Keine Polizei?" flüsterte er noch einmal voller Angst.

Mit genausoviel Angst im Genick schüttelte ich den Kopf: "Keine Polizei! – Kein Messer?"

"Nein, wir machen ein Geschäft!"

Und dann sah ich zum erstenmal meine Geschäftspartner – weit oben als dunkle Gestalten am Ende der Gasse, hinter einem verschlossenen Eisengatter.

Achmed wies mich auf einen Platz unterhalb der Straßenlaterne – gut sichtbar für alle. Dann ging er – beide Hände vom Körper gestreckt – langsam die Gasse hinauf.

Das kannte ich aus Kriminalfilmen: Er wollte zeigen, daß er keine Waffe trug!

Elsa erinnert sich: Das einzige, was uns nach dem Einbruch in unser Auto geblieben war, das war unser Zelt. Wir haben schon oft unsere Ferien damit verbracht.

Diesmal hatten wir nur wenige Tage in Paris bleiben wollen, um dann irgendwo in Frankreich zu zelten. Klaus wäre später zum Französischlernen nach Paris zurückgekehrt, wo er dann ja auch an dem Buch arbeiten wollte.

Jetzt hockten Conny und ich in diesem Zelt. Es war der vierte Tag, und allmählich wurde uns klar, daß wir nicht bloß unser Gepäck, sondern auch die Buchpläne in den Wind schreiben konnten.

Unser Zelt stand auf einem großen Campingplatz im "Bois de Bologne", das ist ein großer Wald am Rande von Paris. Wir waren nervös und freuten uns über jede Abwechslung. Neben uns hatte eine Gruppe schwarzer Amerikaner zwei große Zelte aufgeschlagen, eines für die Frauen, das zweite für die Männer.

Unterwegs nach Afrika machten sie hier Station. Auf einem ihrer Autos stand in großen Buchstaben "ROOTS", das ist englisch und heißt "WURZELN".

Zwölf Jahre lang war ein schwarzer Amerikaner der Frage nachgegangen: "Woher kommt meine Familie – wo liegen ihre Wurzeln?"

Und er fand ihre Wurzeln – in Afrika! Von dort war vor langer Zeit auf dem alten Handelsweg nach Nordamerika zusammen mit Tausenden anderen Afrikanern ein kleiner



Junge verschleppt worden – als Sklave. Der schwarze Amerikaner fand das Dorf seiner Vorfahren, und seitdem reisen immer mehr Schwarze nach Afrika auf der Suche nach ihren Wurzeln – "ROOTS".

In den USA, wo Millionen Farbiger wegen ihrer Hautfarbe noch immer als Menschen zweiter Klasse gelten, sagen inzwischen viele mit neuem Stolz: "*Black is beautiful!*" – "Schwarz ist schön!"

Conny spielte Federball mit unseren schwarzen Nachbarn. Dann kam der Abend, an dem Klaus den Austausch versuchen wollte. Wir hatten vereinbart, ich würde als letzten Ausweg doch die Polizei alarmieren, falls er nicht bis zum nächsten Morgen zurückkehrte.

Es war zwei Uhr morgens, als Scheinwerfer von außen das Zelt anstrahlten. Dann wurde ein Motor abgestellt. Das Licht verlösch. Ich schnappte mir die Taschenlampe und leuchtete hinaus. Da kam Klaus, und er trug seinen gestohlenen Aktenkoffer und zwei Tuchtaschen.

"Es ist alles da!"

Conny schlief zu fest – das Federballspiel mit ihren schwarzen Freunden hatte sie ganz schön angestrengt. Sie erfuhr die Nachricht erst am nächsten Morgen.

Conny erinnert sich: Hurra! – Alle Dias, alle Tonbänder und die Tagebücher – wir haben alles zurück!

Und eine Tasche war dabei, die gehörte gar nicht uns. In einem Seitenfach steckte ein langer Schraubenzieher – der liegt jetzt zu Hause als Erinnerung an die Diebe von Paris.

Leider mußten wir nun unsere Ferien abbrechen, das Geld war fast alle.

Bevor wir heimfuhren, kam Achmed noch einmal zu uns auf den Zeltplatz. Er kam, als wir gerade nachzählten, ob unser Geld noch für die Heimfahrt reichen würde. Da hat er heiße Würstchen für uns gekauft und mir zum Abschied noch eine große Münze geschenkt. Und Elsa bekam von ihm sogar alle Sachen zurück, die seine Frau auf dem Diebesmarkt erworben hatte.

Achmed sagte: "Schreibt das alles auf!"

## **Klaus in Cala Ratjada**

Mallorca, Dezember 1977

Da es mit dem Bücherschreiben in Paris nicht geklappt hat, versuche ich es in meinen nächsten Ferien – auf der spanischen Insel Mallorca.

Ich kam in einer Jahreszeit, da gibt es hier kaum Urlauber – allerdings auch weniger Sonne. Auf der Veranda eines kleinen Lokales am Hafen rieche ich frischen Fisch. Nach einer Nacht voller Arbeit auf See sind die Fischkutter hereingekommen. Die gefangenen Fische sind ausgeladen. Händler haben sie weggeschafft. Jetzt könnten die Männer von den verschiedenen Kutterbesatzungen nach Hause gehen – müde genug wird jeder sein. Aber da steigen neue Düfte zu mir herauf.

Auf jedem Kutter ist in kleinen Küchenverschlängen ein Frühstück vorbereitet worden – eine einfache "Paëlla" dort drüben – das ist Reis mit Fisch, Krabben und Muscheln, gerösteter Fisch vom eigenen Fang hier vorn, dazu frisches Brot, das die Händler vom Bäcker mitgebracht haben. Dort roter Wein aus dem gläsernen "Puron". Er spritzt im Bogen in den weitgeöffneten Mund. Hier dampfender Kaffee, Hände wärmen sich an den Blechtassen. Da hocken sie zusammen, beschließen ihre gemeinsame Arbeit mit einem gemeinsamen Mahl – erst dann geht jeder nach Hause zu seiner Familie.

Man muß nicht spanisch sprechen können, um zu verstehen, was da vor sich geht.

Manchmal genügt es, genauer hinzusehen. Man muß nicht – wie Conny – um die halbe Welt fliegen, um nachzuschauen, wie andere Menschen leben. Manchmal genügt es, einfach wegzugehen aus dem lauten Touristen-Trubel hinein ins Land – zu seinen Menschen!

Conny hatte die gewiß seltene Gelegenheit, vielleicht mehr zu sehen als sie mit ihren sechs Jahren begreifen konnte, aber es hat Spuren zurückgelassen, Spuren, die sie später auf einen selbständigen Weg führen können.

Donnerstag, 4. September 1975    Bremer MORGENPOST    \*

# Eine Bremer Deern geht auf Weltreise

**Bremen – Wer weiß schon, was kleine Kinder in Thailand essen, oder in Vietnam oder in Burma. Was sie für Probleme haben, was sie am Liebsten spielen. Constanze Schmidt, eine sechsjährige Bremerin aus dem Ortsteil Hastedt, genannt „Schmidt“, spielt in den kommenden acht Monaten Pfadfinder für deutsche Kinder.**

Mit ihrem Vater, Klaus Jürgen Schmidt, der aus Südostasien über Entwicklungshilfeprojekte berichten will, und ihrer Mutter reist „Schmidt“ ab 9. September durch acht südostasiatische Länder. Den 31jährigen Journalisten Schmidt hatte es schon immer

**„Schmidt“ macht mit ihrem Vater ein Kinderbuch über Asien**

gestört, daß es über dieses Gebiet kaum etwas gibt, was deutschen Kindern verständlich ist. Er wird jetzt zusammen mit seiner Frau genau beobachten, wie Constanze auf die neuen Eindrücke reagiert. Er wird notieren, was sie sagt. Ein Fotograf ist immer auf Constanzes Fersen. Das ganze wird nachher in Bremen zu einem Kinderbuch verarbeitet.

Verleger meldeten bereits ihr Interesse an. Vielleicht

kommen Constanzes Erfahrungen aber auch zu akustischen Ehren: Vater Klaus Jürgen plant eine Kinderfunkserie. Schwierigkeiten erwartet der Nachrichtenredakteur nicht: „Kinder sind doch oft genug die Brücke zwischen verschiedenen Lebensformen.“

Über eines ist Constanze aber jetzt schon froh: Sie braucht im fernen Südostasien nicht auf ihr Leibgericht zu verzichten. Das ist nämlich Reis...



Constanze Schmidt

Die meisten Bilder während der Conny-Reise machte Georg Fischer [www.georg-fischer.de/](http://www.georg-fischer.de/)



## DIE REISE AUF DIE PHILIPPINEN

### ABREISE UND ANKUNFT

Ich habe Ende August Geburtstag – und das war mein Glück. In dem Jahr, in dem Klaus zusammen mit Elsa die lange Reise durch Südostasien beginnen sollte, da wurde ich sechs Jahre alt. Mit sechs Jahren muß man zur Schule gehen. Aber weil ich den sechsten Geburtstag erst nach dem Anmeldetermin hatte, konnten meine Eltern entscheiden, ob ich schon Schulkind sein sollte oder noch nicht. Und sie sagten: "Kreidestaub kannst Du noch lange genug einatmen." Damit meinten sie, lernen kann man auch etwas, ohne dauernd im Schulzimmer zu sitzen. "Das ist für viele Jahre die letzte Gelegenheit, daß wir zusammen verreisen können – bis auf die andere Seite der Erde!" Und so fingen wir an, unsere Reise nach Südost-Asien vorzubereiten.

Das Blödeste waren die Impfungen gegen Pocken und Cholera, außerdem mußten wir beginnen, regelmäßig Tabletten gegen Malaria einzunehmen. Das sind schwere Krankheiten, die es in heißen Ländern manchmal als Seuchen gibt. Das Traurigste war der Abschied von "Max" und "Moritz", meinen beiden Goldfischen. Wir schafften sie zu einem Brunnen auf dem Liebfrauenkirchhof in Bremen, wo Taxi-Fahrer noch viele andere Fische versorgen. Ich habe ein großes Geldstück aus meiner Sparbüchse zu all den Münzen in den Brunnen geworfen – für's Fischfutter. Das Lustigste waren die Reporter, die von unserer Reise erfahren hatten und in der Zeitung schrieben: "Eine Bremer Deern geht auf Weltreise". Einer fragte mich, was ich am liebsten esse. "Reis natürlich," habe ich gesagt.

Schließlich besorgten meine Eltern einen richtigen alten Lederkoffer – klein, aber mein. In den wollte ich unterwegs einpacken, was mir in jedem Land besonders gefiel.



Und dann war es soweit: Nach einem sehr langen Flug immer in die Richtung, wo die Sonne aufgeht, sah ich weit unten auf der Erde lauter winzige Teiche – Hunderte, Tausende – dicht nebeneinander, nur von Strichen getrennt. Die Sonne spiegelte sich auf ihrer Oberfläche. Es sah aus, wie ein Boden aus lauter eckigen Spiegelscherben. Später, als das Flugzeug tiefer ging, sahen wir auch viele grüne Flächen dazwischen.

"Das sind Reisfelder," sagte Klaus, "wir sind in Asien, dort, wo der Reis wächst!"



Reis hatte ich bisher hauptsächlich als Milchreis mit Zucker und Zimt und mit brauner Butter gekannt, oder mit gekochten Apfelstückchen und Rosinen darin. Den habe ich immer mit einem großen Löffel gegessen, von einem Teller. Ein paarmal hatten Elsa und Klaus mich zu Hause in ein chinesisches Restaurant mitgenommen. Dort gab es statt Teller Schüsseln aus Porzellan und statt Löffel zwei hölzerne Stäbchen – so groß wie neue Bleistifte – manchmal waren sie aus Plastik. Und damit sollte ich Reis essen – Reis, der viel flockiger war und überhaupt nicht aneinanderpappte wie mein Milchreis! Die Erwachsenen machten sich mit Stäbchen 'was vor – eine Erbse aufheben, oder ein einziges Reiskorn. Damit gaben sie mächtig an.

Schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Südost-Asien fand ich heraus, daß die Kunst in Wirklichkeit darin besteht, mit solchen Stäbchen einen ordentlichen Happen in den Mund zu kriegen! Ich sah, daß die Schale mit der einen Hand bis an die Lippen gehoben wird, und die andere Hand schaufelt mit den beiden Stäbchen den Reis in den Mund. Alle anderen Sachen – Fleisch, Fisch, Gemüse – liegen kleingehackt auf gemeinsamen Tellern. Von dort kann man sich mit den Stäbchen nun wie mit einer Art Zange Bissen für Bissen abholen, was man gerade mag. Dann gibt es Schälchen mit Soßen; in die werden die Happen mit den Stäbchen eingetunkt. Man muß aber aufpassen, denn

diese Tunken sind nur manchmal süß oder auch säuerlich, meistens sind sie furchtbar scharf. Da hilft dann nicht 'mal ein großes Glas Limonade, um das Feuer zu löschen, das man im Mund spürt. Aber das kann sich jeder nach seinem Geschmack zubereiten, und dabei ist eigentlich alles erlaubt: Man kann schmatzen und schlürfen, und wenn man will, kann man sogar mit den Händen zufassen – ohne daß jemand schimpft!

In manchen Gegenden wird sogar Reis mit den Fingern gegessen – und manchmal haben die Leute dort nicht viel mehr zu essen als bloß Reis!

### **ALS DER PRÄSIDENT GEBURTSTAG HATTE**

Wenn ihr wissen wollt, wie heiß es ist, wenn man in Südostasien aus dem Flugzeug steigt, dann besucht 'mal im Sommer eine Gärtnerei. Dort bleibt ihr solange im Treibhaus, bis der Stoff vom Kleid oder vom Hemd an der Haut klebt. So feuchtheiß war es, als wir in Manila auf den Philippinen ankamen. Auf der Fahrt mit dem Taxi vom Flughafen in die Stadt sahen wir am Straßenrand lange Reihen von Schulkindern. Die Mädchen trugen weiße Blusen und dunkelblaue Röcke, die Jungs weiße Hemden und dunkelblaue Hosen. Sie sangen Lieder und einige spielten auf Instrumenten aus Bambusrohr – ein toller Empfang!

Als wir unser Hotel erreichten, erfuhr ich aber, daß der Kinderaufmarsch mit unserer Ankunft überhaupt nichts zu tun hatte. Im Zimmer, das wir mieteten, war das Radio eingeschaltet, und Klaus übersetzte die Durchsage, die zwischen viel Musik den ganzen Tag über wiederholt wurde: "Wir sehen uns um, und wir sehen alles in guter Verfassung," sagte die Radio-Stimme. "Es sind die Früchte Ihrer selbstlosen Arbeit, Mister Präsident. Sie sind der Vater unseres Volkes!"

Wir waren an dem Tag in Manila eingetroffen, an dem der Präsident Geburtstag feierte. Ich habe ihn später einmal bei einer Parade gesehen. Dort kündigte ein Lautsprecher die Ankunft seiner ganzen Familie an, sogar seinen Sohn: "...und Ferdinand Marcos, junior!" Und alle standen stramm – die Soldaten, die Minister und das ganze Publikum. Anschließend marschierten stundenlang Menschen aus allen Gegenden des Landes an der Präsidenten-Familie vorbei: Bauern mit ihren großen Hüten, Fabrik-Arbeiter mit ihren Werkzeugen, Ingenieure, Krankenschwestern, Schulkindern.

Und da habe ich nicht mehr geglaubt, was im Radio zu hören war – daß der Präsident die ganze Arbeit alleine schafft!

## "MABUHAY!"

Manila war die Stadt, wo ich vieles zum ersten Mal erlebte, was in Südost-Asien anders ist als bei uns. In unserem Hotelzimmer zum Beispiel gab es eine Art elektrischen Ofen. Der kühlte drinnen und blies die heiße Luft nach draußen, und er machte dabei ziemlich viel Krach. Solche Apparate heißen "Air Condition" – das ist englisch und man spricht es "Ähr Kondischen".

Am Anfang konnte ich überhaupt kein englisch. Das war schlimm, weil ich doch auch mit keinem Kind reden konnte. Neben unserer Hotel-Wohnung lebte eine Familie mit einem Mädchen. Das war ein Jahr jünger als ich. Es sah genauso aus wie Kinder auf Bildern aus Asien, die ich zu Hause gesehen hatte: Glattes schwarzes Haar mit einem Ponyschnitt und ganz dunklen Augen. Wie soll ich die Form dieser Augen beschreiben?

Ihr bekommt einen Eindruck davon, wenn ihr vor dem Spiegel eure Augenwinkel mit den Fingern leicht nach außen zieht. Die Erwachsenen sagen dazu "Mandel-Augen". Das Mandelaugen-Mädchen wurde meine erste Freundin in Südost-Asien. Sie war auch fremd in Manila. Ihre Eltern kamen aus Korea – das ist ein Land weiter nördlich in Asien, gegenüber von Japan.

Wir konnten zuerst kein Wort miteinander reden. Also nahmen wir uns bei der Hand, und dann fuhren wir mit dem Hotel-Fahrstuhl immer rauf und runter. Dabei lernten wir unsere ersten englischen Wörter, denn alle Leute, die den Fahrstuhl benutzten, fragten uns: "What's your name?"

Klar, sie wollten unsere Namen wissen. Ich sagte: "Constanze Schmidt!" Meine Freundin sagte: "Kwang Bae Kim!" Und weil das keiner richtig verstand, sagte ich später nur noch "Conny", und meine koreanische Freundin sagte "Kim".

Schließlich fragten die Leute: "How old are you?" Klar, das hieß: "Wie alt seid ihr?" Das fragt ja zu Hause auch jeder Fremde zuerst. So fingen wir an, englisch zu reden: "Six," sagte ich. "Five", sagte Kim.

"Aber wieso wird hier englisch gesprochen," wollte ich am Abend von Klaus wissen, "und nicht philippinisch?"

"Oh, es gibt hier mehr als einhundert verschiedene Sprachen und Dialekte." Klaus schlug ein Buch auf. "Das habe ich mir heute besorgt, Darin steht fast alles, was du über Land und Leute wissen willst. Weißt du, wie viele philippinische Inseln es gibt? ... Siebentausendeinhundertundsieben! Und da werden Sprachen gesprochen, die heißen zum Beispiel 'Cebuano', 'Bikol', 'Pampango' oder 'Ilocano'. Am häufigsten aber wird 'Tagalog' gesprochen, das ist die philippinische Nationalsprache seit 1946."

"Tagalog klingt lustig. Habe ich aber noch nie gehört, immer bloß englisch!"

"Doch," behauptete Klaus, "bei der Parade die National-Hymne – das ist das, was bei uns 'Deutschland-Lied' heißt. Hier ist sie übrigens abgedruckt."

Englisch: *"Land of the morning  
Child of the sun returning  
With fervour burning  
Thee do our souls adore."*

Tagalog: *"Bayang magiliw  
Perlas ng Silanganan  
Alab ng puso  
Sa dibdio mo'y buhay."*

Deutsch: *"Land des Morgens  
Kind der wiederkehrenden Sonne  
Mit brennender Glut  
lieben unsere Seelen Dich."*

"Aber," beharrte ich, "die meisten Einheimischen reden doch englisch hier in Manila und nicht Tagalog!"

Klaus lachte: "Ja, wenn sie mit Ausländern reden."

"Aber warum dann nicht deutsch?"

"Also, um genau zu sein, sie sprechen auch nicht englisch, sondern amerikanisch. Sie haben es nämlich von den Amerikanern gelernt, die ungefähr fünfzig Jahre lang bestimmten, was die Philippinos zu tun und zu lassen hatten!"

"Was hatten denn die Amerikaner hier zu suchen?"

"Die hatten sich Ende des vergangenen Jahrhunderts mit den Spaniern um die Insel Kuba gezankt. Die liegt zwar auf der anderen Seite der Erde, aber Kolonialisten kannten keine Grenzen für ihr Machtstreben. Am 1. Mai 1898 versenkte eine amerikanische Flotte hier in der Bucht von Manila die spanische Flotte, und aus war es mit der spanischen Herrschaft über die Philippinen. Die hatte 350 Jahre gedauert. Heute wird die spanische Sprache hier kaum mehr benutzt. Ein paar Begriffe sind geblieben, zum Beispiel der Landesname: Philippinen – nach dem spanischen König Philipp II. Na ja, und noch 'was ist geblieben: Die Philippinos sind die einzige katholische Nation in ganz Asien! Die spanischen Priester waren sehr erfolgreich. Allerdings haben sie öfter durch Soldaten nachhelfen lassen, denn es gab immer wieder Befreiungsversuche und Aufstände. Die Amerikaner schließlich haben damit angefangen, hier das Lesen und Schreiben einzuführen – auf englisch natürlich."

"Und dabei hat Conny Glück, daß sie jetzt bloß englisch und nicht etwa japanisch lernen muß," warf Elsa ein.

"Wieso denn das?"

"Weil im Zweiten Weltkrieg die Amerikaner von den philippinischen Inseln durch die Japaner vertrieben wurden. Das hat Klaus noch nicht erzählt."

"Richtig. Japan schlug sich auf die Seite der Faschisten und überfiel am 7. Dezember 1941 den amerikanischen Marine-Stützpunkt Pearl Harbour. Einen Tag später bombardierten japanische Flugzeuge Manila. Die Philippinen waren drei Jahre lang von den Japanern besetzt.



Wir werden einmal zum Fort Bonifacio hinausfahren, das hieß früher Fort McKinley.

Dort sind über 17.000 amerikanische Soldaten beerdigt, die bei diesen Kämpfen ums Leben kamen. 1944 siegten die Amerikaner über die Japaner – sie warfen Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. 1946 wurden die Philippinen unabhängig. 1947 schließlich erhielten die USA einen Vertrag, der es ihnen erlaubte, für 99 Jahre Militärstützpunkte hier zu unterhalten. Und von diesen Stützpunkten aus flogen dann amerikanische Bomber nach Vietnam!"



Klaus schlug noch einmal das Buch auf. "Wißt ihr, wie die zweite Strophe der Philip-pinischen Nationalhymne heißt?"

*Englisch: "Land dear and holy  
Cradle of noble heroes  
Ne'er shall invaders  
Trample thy sacred shores."*

*Tagalog: "Lupang hinirang  
Duyan ka ng magiting  
Sa manlulupig  
Di ka pasisiil."*

*Deutsch: "Land, geliebt und heilig  
Wiege edler Helden  
Niemehr sollen Eindringlinge  
Deine geheiligten Küsten verwüsten."*

"Aber du hast recht, Conny," sagte Klaus. "Es wird viel zu viel englisch und kaum Tagalog gesprochen – vielleicht gibt es noch zu viele Ausländer hier! Weißt du was? Morgen früh sagen wir nicht 'Good Morning', sondern 'Mabuhay'!"

## ICH LERNE, WAS 'EXOTISCH' HEISST

In jedem Land auf unserer Reise wohnten wir zuerst ein oder zwei Wochen lang in der Hauptstadt. Klaus und Georg, der Fotograf, bereiteten die Verabredungen für ihre Arbeit vor. Daraus entstand der Plan, nach dem wir später durch's Land reisten. Elsa und mir blieb dabei viel Zeit, um auf eigene Faust loszuziehen.

In Manila hatte ich am Anfang nicht viel Spaß daran, denn bei jedem Spaziergang passierte dasselbe: Alle Welt starrte mich an, dauernd zeigte irgend jemand mit dem Finger auf mich. Ich merkte, wie die Erwachsenen über mich tuschelten, die Kinder liefen mir nach, und am Schlimmsten war es, wenn sie mich anfassten: Sie strichen mir über den Kopf, sie stupsten mich an der Nase, sie kniffen mich in die Wange und manchmal zogen sie sogar an meinen Haaren – und das tat ziemlich weh!

Ich glaube, ich bin nicht sehr freundlich zu all diesen aufdringlichen Leuten gewesen.

Das merkte schließlich auch Elsa, und sie sagte: "Erinnerst du dich daran, was zu Hause passiert, wenn auf der Straße ein farbiges Kind spazieren geht – ein kleiner Junge aus Afrika zum Beispiel? Oder stell dir vor, deine Freundin Kim würde mit ihrer Mutter über den Marktplatz in Bremen laufen! Würdest du dich nicht auch nach ihr umdrehen?"

Ich linste hinter meinem Sonnenschirm hervor, den ich zum Schutz vor den neugierigen Blicken aufgespannt hatte. Tatsächlich – die Menschen um mich herum hatten eigentlich ganz freundliche Gesichter.



"Kinder mit blondem Haar und mit so heller Haut laufen nicht so oft hier herum," erklärte Elsa.

Wir standen vor einem Geschäft mit einer Spiegelscheibe, aus der guckte mir ein knallrotes Gesicht entgegen. Was Elsa blondes Haar nannte, klebte ziemlich dunkel – weil schweißnass – auf diesem Tomatengesicht. Aber bitte, wenn das 'was besonderes ist – wie sagen die Erwachsenen?

"Exotisch!"

Von da an hatte ich nichts mehr dagegen, wenn sich 'mal im Park jemand mit mir fotografieren lassen wollte. Wenn wir uns auch nicht verstehen konnten, zusammen hatten wir dann meistens 'was zum Kichern.

Es fiel mir aber auf, daß wir kaum anderen weißen Kindern begegneten, wo doch Klaus und Georg so viel mit weißen Leuten zu bereden hatten, mit Angestellten von der Botschaft zum Beispiel.

Botschaft heißt in jeder fremden Hauptstadt das Haus, auf dem die schwarz-rot-goldene Fahne weht. Andere Länder haben dort auch Botschaften, aber natürlich mit ihrer eigenen Fahne.

Der Chef einer Botschaft heißt Botschafter. Er ist so eine Art Briefträger und übermittelt Botschaften zwischen seiner und der fremden Regierung. Außerdem fährt er in einem großen schwarzen Auto mit Chauffeur und einer kleinen Fahne vorn am Kühler. Die zeigt jedem Polizisten an, daß er schleunigst die Straßenkreuzung für den Botschafter-Wagen freizumachen hat.

Wenn der Botschafter 'mal gerade keine Botschaft zu überbringen hat, dann muß er zu großen Festen, zu Empfängen oder zu einem Abendessen.

Die Leute von der Botschaft sind also sehr beschäftigt, dachte ich mir, und deshalb haben sie keine Zeit für Kinder. Und ähnlich wird es wohl auch den vielen Kaufleuten ergehen, den Fachleuten von Organisationen aus Europa und Amerika, den Entwicklungshelfern, mit denen sich Klaus und Georg trafen.

Das dachte ich bis zu dem Abend, an dem wir unsere erste Einladung in das Haus einer weißen Familie bekamen. Als wir im Dunkeln zu ihrem Wohnviertel fuhren, mußte unser Taxi plötzlich mitten auf der Straße anhalten. Ein großes Gittertor versperrte uns den Weg. Es befand sich in einem Drahtzaun. Der ging links und rechts von der Straße ab. Lampen hingen in regelmäßigen Abständen über dem Stacheldraht. Rechts vom Tor stand ein kleines Steinhaus. Von dort kam ein Mann in Uniform zu uns herüber. An seinem Gürtel baumelte ein Colt wie ihn die Film-Cowboys tragen.

"Der hat da keine Platzpatronen drin," murmelte Georg, und ich bekam auf einmal Angst. Aber der Mann wollte bloß wissen, welche Adresse wir dem Taxifahrer angegeben hatten. Dann notierte er sich das Kennzeichen unseres Autos. Wir mußten nicht aussteigen.

"Das wird nur von farbigen Besuchern verlangt," erklärte unser Taxifahrer. "Wenn man hier reinwill, ist die weiße Haut der beste Ausweis!"

Wir fuhren durch das Tor im Stacheldrahtzaun und kamen in eine Siedlung, in der alle Häuser noch einmal von hohen Mauern mit großen eisernen Toren umgeben waren.

Als dann aber eines dieser Tore für uns zur Seite rollte, war das, als hätte Ali Baba "Sesam öffne Dich!" gerufen, um die Schätze der vierzig Räuber zu entdecken.

Das Prachtstück war ein beleuchtetes Schwimmbecken unter Palmen und Bananensauden. Aber ich durfte nicht ins Wasser, weil wir doch zum Abendessen eingeladen waren, und das war schon auf der Terrasse angerichtet – mit sehr viel Mühe zubereitet, wofür es viel Lob für die Gastgeberin gab.

Später – auf der Suche nach einer vollen Limonadenflasche – entdeckte ich zwei philippinische Küchenmädchen; die waren gerade dabei, für Nachschub zu sorgen.

Es sah so aus, als hätten sie die ganze Arbeit gemacht.

Schließlich traf ich in diesem Haus auch mal wieder zwei weiße Kinder. Aber die wurden bald von ihrem philippinischen Kindermädchen zu Bett gebracht, weil sie am nächsten Morgen wieder vom philippinischen Chauffeur ihrer Eltern zur internationalen Schule von Manila gefahren werden sollten. Dort bekommen fast alle Ausländer-Kinder ihren Unterricht. (Nicht anders ist das in allen anderen Ländern, die wir besuchten. In Bangkok, der Hauptstadt von Thailand, zum Beispiel, bin ich später mal acht Wochen lang in einen solchen Kindergarten gegangen.)

Morgens also mit dem Wagen hin – mittags zurück in die bewachte Weißen-Siedlung, wo außer ihnen nur noch ein paar schwerreiche Einheimische wohnen.

Auf der Fahrt bleiben die Scheiben geschlossen, weil Europäer und Amerikaner zum Schutz gegen die Hitze teure Autos mit eingebauter Klima-Anlage benutzen. So sehen die meisten weißen Kinder die Welt da draußen immer nur durch die polierten Auto-Scheiben, und die einheimischen Kinder sehen die weißen fast nie!

### **EINE VILLA IN MANILA ODER: DIE ARBEIT UND IHR WERT**

Ein anderes Mal waren wir bei einem jungen deutschen Ehepaar eingeladen, das hatte auch ein kleines Kind.

Der Mann sagte: "Wir haben diese Villa hier gemietet. Das könnten wir uns zu Hause gar nicht leisten. Die Möbel haben wir uns nach unseren Wünschen für einen Spottpreis handarbeiten lassen!"

Die Frau sagte: "Ich möchte nicht wieder zurück nach Deutschland. Wenn der Arbeitsvertrag für meinen Mann hier zu Ende ist, wird er eine neue Stellung in einem anderen asiatischen Land suchen, oder vielleicht in Südamerika!"

Klaus meinte hinterher: "Der Mann verdient nicht mehr als ein Hochschullehrer in Deutschland, aber das Geld reicht aus, um so zu leben wie zu Hause ein Fabrikbesitzer."

Ich erfuhr, daß nicht alle Weiße, die hier wie Reiche leben, wirklich reich sind. Sie müßten es sein, um zu Hause so leben zu können. Für ihre Villa in Manila zahlte diese Familie im Monat 2.000 Pesos Miete. Das sind in deutschem Geld ungefähr 670 Mark (1 DM = 3 Pesos).

"Für so ein Haus wäre in Deutschland die Miete doppelt so teuer, und die Frau müßte wohl mitarbeiten," meinte Elsa, "und Hauspersonal, wie es hier die meisten weißen Familien haben, wäre sowieso gar nicht zu bezahlen!"

"Aber wie kann man denn leben wie reiche Leute, ohne dafür genug Geld zu haben?" wollte ich wissen.

"Fragen wir den Taxi-Fahrer, was er verdient," schlug Klaus vor.

Es war eine ziemlich klapprige Karre, die uns zurück ins Hotel fuhr – und rostig dazu.

"Ich bin nicht der Besitzer," entschuldigte sich der Fahrer. "Ich habe den Wagen von einem Mann geliehen, der hat fünf solcher Taxis. Mit diesem Auto hier fahre ich täglich so viele Stunden wie ich kann. Geht das Geschäft gut, verdiene ich bis zu 150 Pesos (50 Mark) am Tag. Aber davon gehen ungefähr 35 Pesos (12 Mark) für Benzin und noch einmal 45 Pesos (15 Mark) ab, die ich dem Autobesitzer jeden Tag bezahlen muß."

"Laßt uns mal rechnen," sagte Elsa: "Wenn wir alles aufrunden und den günstigsten Fall annehmen – daß er nämlich jeden Tag 50 Mark einnimmt – dann sind das bei allen Abzügen bloß 23 Mark Tagesverdienst und bei 30 Tagen im Monat ganze 690 Mark."

"Oder," fügte Klaus hinzu, "wenn er, was vermutlich öfter passiert, nur ein paar Tage weniger fahren kann, gerade soviel wie unsere deutschen Gastgeber allein an Miete für ihre Villa ausgeben!"

"Man kann aber noch eine andere Rechnung aufmachen," sagte Elsa. "An jedem Tag bekommt der Besitzer der fünf Taxis von jedem Pächter 15 Mark. Das sind täglich 75 Mark und im Monat 2.250 Mark, unabhängig davon, ob das Geschäft gut oder schlecht geht. Und er muß nicht einen Handschlag dafür tun!"

"Was man an diesem Schrott-Auto sehen kann," setzte Klaus hinzu.

Das Taxi fuhr am Eingang unseres Hotels vor, und Klaus sagte beim Bezahlen: "Das ist natürlich auch ein Spottpreis. In Deutschland hätten wir für dieselbe Strecke das Zehnfache bezahlen müssen, und da wären wir wahrscheinlich lieber mit der Straßenbahn gefahren."

"Wir sind hier also auch reicher als zu Hause?"

"Wir kommen aus einem Land," antwortete mir Klaus, "wo jeder Arbeiter einen besseren Wagen fährt als dieser Rostschlitten hier. Habt ihr mal darauf geachtet, wie viele Leute in diesem Hotel arbeiten?"



Foto: KJS

"Die beiden boys hier, die uns die Tür aufhalten und ein Taxi herbeipfeifen, wenn wir weg wollen, Tag und Nacht zwei, drei Leute an der Anmeldung, am swimming pool jemand, der morgens die Liegestühle hin- und abends wieder wegräumt, jemand anders, der die Getränke serviert, auf jedem Flur eine Kolonne, die täglich alle Zimmer säubert. In so einem Hotel könnten wir in Deutschland zum selben Preis, den wir hier für sechs Wochen zahlen, vielleicht gerade eine halbe Woche lang wohnen. Wir sind hier reicher, weil hier etwas bestimmtes viel billiger ist als daheim."

"Hat das was mit dem Taxi-Fahrer zu tun?"

"Mit dem Taxi-Fahrer, mit den Leuten, die in diesem Hotel arbeiten – überhaupt mit Arbeit und ihrem Wert!"

"Ich bin dafür, das Hotel und seinen Wert zu nutzen," unterbrach Elsa, als wir mit dem Lift nach oben fuhren. "Am swimming pool rechnet es sich nämlich auch viel besser!"

"Und ich habe ja was dafür geleistet," sagte ich, "ich habe hier ja schwimmen gelernt!"

Ich traf meine Freundin Kwang Bae Kim nicht am Schwimmbecken, also tauchte ich bloß ein paar mal – das hatte ich auch gleich in den ersten Wochen in Manila gelernt. Klaus warf einen Stein an die tiefste Stelle, den konnte ich herausholen. Manchmal verlor er beim Schwimmen seine Brille, dann tauchte ich danach und er spendierte mir eine Cola.

Jetzt saßen wir am Beckenrand und kühlten uns auch von innen ab – wir hatten uns was Kühles zum Trinken bestellt.

"Hier in Manila hat vor einem Jahr eine deutsche Firma eine Fabrik gebaut. Die hat rund zwölf Millionen Mark gekostet. Die Firma wollte hier Büstenhalter nähen lassen.."

"Aha," sagte Elsa, "und die hast du dir angeguckt!"

"Ja," fuhr Klaus fort, "die Fabrik! Die Bundesregierung lieh dem Unternehmer für diesen Fabrikbau 7,5 Millionen Mark; er brauchte also bloß noch 4,5 Millionen selber zu bezahlen."

"Bekommt denn jeder Fabrikbesitzer von unserer Regierung Geld geliehen, wenn er eine neue Fabrik baut?" fragte ich.

"Immer dann, wenn er damit Arbeitsplätze schafft. Und wenn er das in einem sogenannten unterentwickelten Land tut, dann heißt das 'Entwicklungshilfe'! Hier in Manila sollten eintausend Arbeitsplätze geschaffen werden, jetzt nach einem Jahr sind es schon dreihundert. 300 Frauen sitzen in einer großen Halle und nähen den ganzen Tag aus Stoff, der aus dem Ausland kommt, Büstenhalter, die wieder ins Ausland gehen. Das Geschäft macht der deutsche Unternehmer, denn ihm allein gehört die neue Fabrik."

"Was verdienen die Näherinnen?"

"Ich habe mir alles aufgeschrieben," antwortete Klaus und suchte in seinem Notizbuch, "aber du mußt mir beim Rechnen helfen, Elsa!"

Elsa kann nämlich von uns dreien am Schnellsten rechnen.

"Also, jede der 300 Näherinnen bekommt für einen ganzen Arbeitstag ungefähr 3 Mark 50. Das müßte der deutsche Fabrikant zu Hause einer deutschen Näherin für eine halbe Stunde zahlen, also bei einem Acht-Stunden-Tag wenigstens...?"

"Sechsfünfzig Mark!"

"Mit seiner neuen Fabrik in Manila spart er also pro Näherin 52 Mark 50!"

"Dann laß uns doch mal weiterrechnen!" schlug Elsa vor. "Für 300 deutsche Näherinnen müßte dieser Unternehmer in der Bundesrepublik jeden Tag dreihundertmal 52,50 Mark – das sind 15.750 Mark – mehr ausgeben. Bei 30 Tagen im Monat sind das: 472.500 Mark – das ist beinahe eine halbe Million! Der Bursche spart allein an Lohngeldern jeden Monat eine halbe Million Mark! Das sind in einem Jahr, also mal zwölf: 5.670.000 Mark! – Das ist ja nicht zu fassen! Und in zwei Jahren hat er mit den eingesparten Lohngeldern beinahe die ganzen zwölf Millionen Mark wieder in der Kasse, die ihn die neue Fabrik gekostet hat!"

"Früher, viel früher," warf Klaus ein, "in wenigen Monaten wird er ja nicht mehr bloß 300, sondern 1.000 Näherinnen beschäftigen!"

"Und das Ganze nennt man 'Entwicklungshilfe'? Wer entwickelt denn da wen? In erster Linie dieser Unternehmer wohl seinen Gewinn!" schimpfte Elsa.

"Viel bleibt hier nicht hängen, denn Steuern braucht die deutsche Firma hier auch nicht zu bezahlen. Dabei arbeiten die Frauen gern bei den Deutschen, so haben sie es mir jedenfalls gesagt. Die Fabrikhalle hat eine Klima-Anlage, die sie vor der Hitze schützt, und sie verdienen immer noch mehr als zum Beispiel bei einer einheimischen Firma."

Klaus nahm einen letzten Schluck aus seiner Bierflasche, dann stellte er sie leer zurück.

"Jetzt hast du fast den ganzen Tageslohn einer Näherin vertrunken," sagte Elsa.

"Was?"

"Dieses Bier aus Europa kostet umgerechnet mehr als drei Mark!"

"Na ja, Bier aus Europa muß es ja nicht gerade sein. Aber auf dem Markt kosten fünf Tomaten 70 Pfennig – das ist ein Fünftel des Tageslohns!"

## **FEUER UND WASSER ODER: KEINE VILLA IN MANILA**

Vom Dach unseres Hotels konnte man hinaus auf das Meer schauen. Dort lagen große Schiffe, die darauf warteten, in den Hafen hineingelassen zu werden.

Klaus hatte erfahren, daß westdeutsche Fachleute den Auftrag hatten, einen neuen Hafen zu bauen. Doch da waren Schwierigkeiten aufgetaucht: Die Baurupps konnten nicht anfangen, das Gebiet war besetzt von Leuten, die sich dort einfach Buden aus Pappe, Holz und Blech hingebaut hatten.

Die konnte man vom Hoteldach aus nicht sehen. Aber eines Tages entdeckte ich in der anderen Richtung eine riesige Rauchwolke über der Stadt. Ich zeigte sie Klaus und der sagte: "Da brennt's!" und dann rief er Georg, der sich seine Fotoapparate umhängte. Zusammen fuhren wir mit einem Taxi immer in die Richtung der Rauchwolke, die wie ein schwarzer Pilz immer höher in den Himmel wuchs.

Wir durften an den Polizeisperren vorbeifahren, weil Klaus und Georg ihre Presseausweise zeigten, aber wir mußten immer wieder an den Straßenrand: Rote Feuerwehrgewagen rasten mit jaulenden Sirenen an uns vorüber. Schließlich mußten wir den Wagen verlassen und zu Fuß weiter.

Und dann sahen wir, was da brannte – oder eigentlich rochen wir es zuerst: Ranziges Öl! Eine Fabrik war in Brand geraten, in der aus getrocknetem Kokosnuß-Mark Öl ausgepreßt wird. Das gab ein Feuerchen! Auf deutschen Jahrmärkten wird Kokosnuß-Mark, das ist das weiße Schalen-Innere oft stückchenweise verkauft.

Hier auf den Philippinen sind die größten Kokos-Palmen-Plantagen der Welt, und Westdeutschland ist eines der wichtigsten Abnehmerländer der Fette und Öle, die aus der "Kopra" gewonnen werden – so heißt das getrocknete Fleisch der Kokosnuß. Diese Fette und Öle werden in Mengen für Margarine und für Creme zur Schönheitspflege gebraucht.

Jetzt aber stank es entsetzlich, die Flammenwand war nur manchmal hinter dem schwarzen Qualm zu entdecken.

Wir stolperten über die dicken Wasserschläuche der Feuerwehr, pralle, die schon Wasser hinauf zu den Feuerwehrleuten auf den Leitern schickten, und schlaffe, die andere gerade kreuz und quer neu verlegten.

Georg turnte mit seinen Fotoapparaten schon auf der Mauer der Fabrik herum, Klaus hatte sein Tonbandgerät eingeschaltet. Er hatte den Mann gefunden, der für dieses Stadtviertel die Verantwortung trug, den gewählten "Barangay"-Führer.

"Es ist das vierte Mal, daß es in dieser Fabrik brennt," berichtete der, und er hatte nicht viel Zeit für ein Interview. Da mußten in aller Eile die Hütten geräumt werden, die sich von außen an die Fabrikmauern lehnten.

Das waren solche Buden aus Holz, die Dächer mit Wellblech gedeckt. Männer, Frauen, Kinder – sie alle waren in großer Hast damit beschäftigt, ihre paar Habseligkeiten zusammenzuraffen. Nur weg von der brennenden Fabrik!

Die Feuerwehrleute verschwendeten keinen Tropfen Wasser darauf, diese armseligen Behausungen einzusprühen, um sie vor der Hitze zu sichern. Aber da hatte sich hinter dem schwarzen Qualm unbemerkt ein Unwetter zusammengebraut, und wenige Augenblicke später rauschte ein Sturzregen herunter, der zwar nicht das Feuer löschte, aber doch die Hütten der Anwohner so stark durchnäßte, daß für sie wohl keine Gefahr mehr bestand.

Es war einer der Regengüsse, die ab September täglich und fast immer zur selben Zeit die Straßen innerhalb von Minuten vollschütten.

Das ist der "Winter" in Südostasien. Hier heißt das "Monsun-Zeit". Für Schnee ist es natürlich viel zu heiß, und so gießt es statt dessen in Strömen. Meistens dauert so ein Guß nur eine Viertelstunde, aber das reicht aus, um alle Wege aufzuweichen, und die Bretterbuden sind hinterher von innen meistens genauso naß wie von außen.

"Zurück bleibt ein faulender Sumpf, in dem die Stechmücken millionenfach ihre Larven ausbrüten," erklärte Klaus, "und diese Moskitos sind es, die gefährliche Krankheiten verbreiten!"

Wir wateten durch den Schlick, auf den jetzt wieder die Sonne knallte, und ich wußte nicht, was mehr stank – die aus den Straßengräben aufgespülten Abwässer, oder der Brandgeruch von der Kokosöl-Fabrik.



Kein guter Platz zum Leben, dachte ich – aber es lebten ja so viele Menschen hier – in Hütten, die aussahen wie die Bretterverschläge für Kaninchen zu Hause bei Oma im Garten – doch nicht wie Wohnungen für Familien! Wände aus Kistenbrettern, die Ritzen zugenagelt mit Blech von Konservendosen. Vor den Türöffnungen Lappen, wo das Holz schon faulte, Ausbesserungen mit Pappe.

Doch mir fiel auf, wie einige Familien als Erstes seltsame Fensterrahmen retteten, die viele kleine Holzfächer hatten mit winzigen weißen, fast durchsichtigen Blättern darin.

"Das sind fein geschliffene Schalen der Perlmutter-Muscheln," erklärte Klaus, "der Stolz selbst von ärmsten Familien, eine eigentlich nur auf den Philippinen geübte Kunst."

Später habe ich zu Hause in Kaufhäusern öfter Lampenschirme aus solchen Perlmutter-Schalen gesehen, importiert von den Philippinen!

"Woher kommen alle diese Menschen? Haben sie schon immer so gewohnt?"

Georg und Klaus suchten nach einem Taxi.

"Wir werden dorthin fahren, wo viele von ihnen früher lebten," sagte Klaus, "schon morgen oder übermorgen. Wir wollen herausfinden, weshalb sie fortgingen."

Als wir später nach Manila zurückkehrten, hörten wir, daß es fast zwei Wochen gedauert hatte, bis die Rauchwolke über der Stadt verschwunden war und mit ihr der Geruch nach verbranntem Öl. Die täglichen Regengüsse hatten die Glut nicht löschen können.

## EIN STAUDAMM UND SEIN NUTZEN

Einen Tag später verließen wir Manila und fuhren für zwei Wochen in den Norden der Insel Luzon. "In die Reiskammer der Philippinen," wie unser Begleiter erklärte.

Er war kein Filipino, sondern ein Mann aus Chile – das ist ein Land in Südamerika. Er arbeitete zusammen mit Fachleuten aus aller Herren Länder im "Welternährungsprogramm". Das ist eine Organisation der Vereinten Nationen, die dafür sorgen soll, daß Lebensmittel von dort, wo es zu viele gibt, dahin geschafft werden, wo es keine gibt.

"Das ist jedenfalls die Idee gewesen," meinte Klaus. "Jetzt aber werden Lebensmittel aus internationalen Spenden ausgerechnet in die 'Reis-Kammer' der Philippinen geschafft. Warum? Keiner kann hier in Manila eine Antwort geben. Wir fahren also hin. Vielleicht finden wir die Antwort am Staudamm von Pantabangan."

Wir fuhren sehr früh los. Die Fahrt sollte fünf Stunden dauern.

Der Mann vom "Welternährungsprogramm" hatte eine große schwarze Limousine samt Chauffeur zur Verfügung. Auf den Türen prangte in einem runden, hellblauen Feld eine Korn-Ähre. Hellblau – das hatte ich schon gelernt – ist die Farbe der Vereinten Nationen, und Autos aller Sorten mit dem hellblauen Zeichen auf der Tür traf ich in ganz Südost-Asien.

"Das ist der größte Auto-Verleih der Welt," bemerkte Klaus. "Der Wagenpark der UNO-Organisationen wird nur noch vom Glanz ihrer Büro-Paläste übertroffen.

Wißt ihr, nach den Vorbereitungen für diese Reise am Europa-Sitz der Vereinten Nationen in Genf dachte ich ja, nun käme ich endlich zu den Fachleuten im Feld. Ihr seht ja, wo wir gelandet sind – erst mal wieder ein neues Verwaltungszentrum!"

Und das befand sich zwischen zwei Bank-Hochhäusern – man konnte es leicht verwechseln.

Obwohl es ziemlich warm war, trug der Mann vom "Welternährungsprogramm" einen Anzug, weißes Hemd und Krawatte – er sah gar nicht nach einem Land-Ausflügler aus. Das fand ich nur solange komisch, bis es bei geschlossenen Fenstern und laufender Klima-Anlage im Auto lausig kalt wurde. Nach fünf Stunden Fahrt wartete ein Schnupfen auf mich, das merkte ich spätestens bei der zweiten Pause – raus aus der Kälte, rein in die Wärme und umgekehrt.

"In solchen Autos trägt man eben Schlips," meinte Klaus, den es nicht weniger fröstelte. Mir ist nie richtig klargeworden, ob die Leute Anzug und Schlips anziehen, weil die Klima-Anlagen ihrer Autos so kalt sind, oder ob sie diese Klima-Anlage im Auto haben, um Anzug und Schlips tragen zu können – als Ausdruck ihrer Würde!

Wir ließen das flache Land mit den saftigen Reisfeldern zurück und kurvten in die kahlen Berge. Und dann sahen wir es plötzlich in der Mittagssonne glitzern: Wasser, der Stausee von Pantabangan!

Auf dem Berg, von dem man die beste Aussicht hatte, stand das Gästehaus der Regierung.

"Sie sind Gast des Amtes für Bewässerung," sagte der UNO-Mann. "Ich wohne immer hier, wenn ich diese Gegend besuchen muß."

"Und wo wohnen die Leute von Pantabangan," fragte Klaus, "ich meine von der im Stausee versunkenen Stadt?"

"Wir müssen über den Damm fahren. Sehen Sie dahinten die Hügel, die aus dem Wasser ragen? Dorthin wurden sie umgesiedelt – über zweitausend Familien, das sind ungefähr 13.000 Menschen aus Pantabangan und aus acht umliegenden Dörfern. Sie mußten weg aus den Tälern, bevor das Wasser ihre alten Wohnungen überflutete."



Foto: KJS

Wir stiegen um von der schmucken Limousine in einen robusten Geländewagen, und dann ging es holpernd über den riesigen Erd-Damm. Staubig und steinig war der Weg. Ein Ingenieur versuchte, alle Vorteile des Staudammes zu erläutern.

"Wissen Sie, es gibt viel guten Boden auf den Philippinen, aber es gibt zu wenig Wasser. Wir könnten zwei, drei Ernten im Jahr haben, gäbe es Wasser außerhalb der Regenzeit. Jetzt bauen wir überall im Land solche Staudämme. In der Trockenzeit fließt das aufgestaute Wasser durch Kanäle auf die Felder. Vorher jagen wir es durch Turbinen und erzeugen damit Strom. Der Stausee hält genug Trinkwasser bereit, und schließlich kann man darin Fische züchten!"

Er war richtig stolz auf seinen Damm.

"Wir hatten ihn ein Jahr früher fertig als geplant!"

Und er zeigte in einer Mappe die Grußadressen zur Einweihung. Aus dem Präsidenten-Palast in Manila war auch eine Botschaft gekommen:

"Weil es nun den Staudamm von Pantabangan gibt, werden im nächsten Jahr Millionen Filippinos mehr zu essen haben, werden weniger unter Überschwemmungen zu leiden haben, werden einträgliche Beschäftigung finden. Und noch mehr: Millionen Filippinos bekommen neue Hoffnung, einen neuen Traum, den Anspruch auf eine bessere Zukunft."

Der Wagen rumpelte über einen Bergrücken, das erste Neuansiedlungsgebiet kam in Sicht.

"Das war vor einem Jahr," sagte Klaus. "Im August 1974 war der Damm fertig. Wie geht es heute den 13.000 umgesiedelten Filippinos?"

"Oh, sehen Sie – das sind ihre neuen Häuser!"

Der Ingenieur wies auf die umliegenden Berghänge.

"Sie sind sicher besser als ihre alten Holzhütten, glauben Sie nicht?"

Die kleinen Steinhäuser standen entlang schnurgeraden Straßen in der grellen Mittags-sonne. Es gab keine Bäume, also auch keinen Schatten. Soweit ich blicken konnte, ich konnte keine Felder entdecken.

"Wo ist denn nun der Reis?" wollte ich wissen.

"Ja," fragte Klaus, "wo sind denn die neuen bewässerten Felder?"

"Aber doch nicht hier am Damm," antwortete der UNO-Mann. "Weit unterhalb dieses Stausees wird das Wasser auf das Reis-Land geleitet. Das ist ein uraltes Anbaugelände. Dorthin konnten die Leute nicht umgesiedelt werden. Dann hätten ja die alten Besitzer vertrieben werden müssen!"

"Wohl kaum," erwiderte Klaus, "wäre auch gar nicht nötig gewesen, denn die Besitzer leben ja gar nicht dort, nicht wahr? Die leben schon seit jeher in der Stadt und lassen die Pächter für sich arbeiten! Und in der Stadt erfahren sie rechtzeitig, wo zum Beispiel ein solcher Dammbau geplant ist. Lange bevor der Bau beginnt, kaufen sie alles Land auf, das den Wasser-Segen bekommen soll; aus dem wird für sie dann ein Geld-Regen – und Organisationen wie das 'Welternährungsprogramm' spenden die Lebensmittel für die, die das Nachsehen haben! Ist es nicht so?"

Ich weiß nicht, ob es am weißen Hemd oder an der Krawatte des UNO-Mannes gelegen hatte, Klaus war richtig in Fahrt gekommen.

"Sehen Sie doch nicht immer bloß das Negative," versuchte unser Begleiter zu beschwichtigen. "Es wird doch eine ganze Menge getan!"

Wir stoppten vor einer großen Lagerhalle, vor der sich gerade Frauen und Männer versammelten, die sich an einem Tisch in eine Liste eintragen ließen.

"Ist das die Lebensmittelausgabe?" fragte Elsa, um eine Aufbesserung der Stimmung bemüht.

"Ja, hier holen sich die Familien ihre Rationen ab – Reis, Soja-Öl und noch ein paar Sachen, die Vorräte gehen langsam zu Ende. Es muß bald etwas geschehen! Wissen Sie, die Leute bekommen ja alles umsonst. Es wird Zeit, daß sie etwas arbeiten!"

Der UNO-Mann war deutlich beleidigt. Er blieb im Wagen sitzen, als Klaus an einem der Neusiedlungshäuser halten ließ. Der Ingenieur kam als Dolmetscher mit.

Es war nur eine alte Frau zu Hause, die uns freundlich bat, einzutreten. Klaus erzählte, woher wir kamen, und dann fragte er:

"Hatten Sie früher in Ihrem alten Dorf auch schon so ein Haus?"

"Ja, wir hatten auch so eins."

"Und mußten Sie für dieses hier etwas bezahlen?"

"Neuntausend Pesos (3.000 Mark). Der Preis hängt ab von der Größe des Hauses."

"Und Sie hatten das Geld, oder mußten Sie es sich leihen?"

"Wir haben uns das Geld geliehen."

"Wie verdienen Sie das Geld?"

"Ich habe überhaupt keine Möglichkeit, zum Lebensunterhalt etwas beizutragen. Mein Mann verdient das Brot. Er arbeitet als Zimmermann beim Damm-Bau. Aber dort gibt es bald nichts mehr zu tun. Die meisten Männer hier sind schon arbeitslos."

"Haben Sie Kinder?"

"Zwei Mädchen gehen zur Hochschule in die nächste Stadt. Sie werden wohl nicht zurückkommen. Ein Junge besucht hier die Schule."

"Gibt es denn irgendeine Berufsausbildung?"

"Nein – keiner hat hier eine Berufsausbildung."

"Dann ist wohl nicht klar, was die jungen Leute später tun werden?"

"Es gibt hier keine Jobs für sie."

"Wie war das früher?"

"Vor dem Damm-Bau waren alle auf den Feldern unten im Tal beschäftigt. Wir waren Reisbauern. ..."

Der UNO-Mann ließ draußen ungeduldig die Auto-Hupe ertönen.

"Vielleicht noch ein Jahr," sagte Klaus nachdem wir uns verabschiedet hatten, "dann wird man viele der Leute von Pantabangan in den Bretterhütten von Manila wiederfinden. Was nützen hübsche Steinhäuser ohne Arbeit und Brot?"

## REIS UND COCA COLA

"Wenn der Regen kommt, wächst in Asien der Reis. Reis braucht Wasser, viel Wasser!"

Die Stimme tönte von der Leinwand her, auf der Lichtbilder immer wieder Reis zeigten, Reis in allen Farben: Vereinzelt helles Grün, wenn er noch ganz jung ist, in langen Reihen frisch gesetzt in den Schlamm – das dunkle Flächengrün, wenn er wächst, auf Quadraten, Rechtecken, Terrassen – und dann gelb, mit schweren Ähren, kurz bevor er geschnitten wird. Die Stimme sprach englisch. Klaus hatte uns zum "Internationalen Reiserforschungsinstitut" nach Los Baños mitgenommen, 60 Kilometer von Manila entfernt.

"Es gibt ja eine Menge Möglichkeiten, die Welt einzuteilen," hatte Klaus während der eineinhalb Stunden, die wir bis Los Baños brauchten, erklärt. "Von der Ersten Welt – das sind die reichen Industriestaaten – sind wir in die Dritte Welt, in die Welt der armen Länder gekommen. Das klingt, als hätten beide Welten nichts miteinander zu tun. Dabei ist das alles eine Welt, und alle Teile sind voneinander abhängig! Manche Leute sprechen auch von den 'entwickelten Ländern' und von den 'unterentwickelten Ländern'. Das klingt auch so, als hätten beide Gruppen nichts miteinander zu tun. Ich habe einen viel besseren Vorschlag: Wir teilen die Welt neu ein – in die 'Welt der Kartoffelesser' zum Beispiel – da kommen wir her – in die 'Welt der Weizenesser', der 'Hirse-Esser', der 'Mais-Esser', der 'Roggen-, Gerste-, Hafer-Esser', und hier – hier sind wir in der 'Welt der Reis-Esser!'"

In diesem Moment fragte der Fahrer, ob wir eine Pause einlegen wollten.

"In der Nähe gibt es ein internationales Coca-Cola-Museum!"

Klaus guckte verdutzt.

"Ein was?"

"Ein Restaurant mit einer Ausstellung von Coca-Cola-Flaschen aus allen Teilen der Welt. Flaschen mit allen möglichen Aufdrucken, auch von ganz früher..."

"Au fein," rief ich. "Laß uns da hingehen!"

Wo es Coca-Cola-Flaschen gibt, dachte ich, gibt es auch Cola.

"Ich werde mich hüten! – Gut, gut," Klaus lenkte ein, noch bevor ich protestieren konnte.

"Meinetwegen, auf dem Rückweg. Aber wißt ihr, woran mich das erinnert? An eine Szene in Südvietnam. Ein großes Reisfeld war da zu sehen. An der Seite, ziemlich weit hinten, arbeitete gebückt ein einzelner Bauer. Und mitten im Feld auf einem Sockel stand eine Cola-Flasche – mindestens zehn Meter hoch, natürlich aus Plastik. Es war eine Werbung für dieses Massengeränk aus den USA. Das war, bevor die Amerikaner aus Vietnam hinausgeworfen wurden!"

Unser Besuch in Los Baños begann in der Presseabteilung des Reis-Instituts.

"Es gibt auf der ganzen Welt acht landwirtschaftliche Forschungsinstitute, die ähnlich organisiert sind wie dieses hier, zum Beispiel das 'Internationale Mais- und Weizen-Forschungsinstitut' in El Batán bei Mexico City, oder das 'Internationale Kartoffel-Zentrum' in Peru. ..."

Die Frau, die Klaus einen Berg Informationen unter beide Arme schob, sprach wie eine elektrische Schreibmaschine im Dauerbetrieb.

Anschließend rasten wir an Treibhäusern vorbei, wo hinter Glas der Wunder-Reis von Los Baños sproß. Techniker hatten in jeder dieser Glaskabinen die Bedingungen bestimmter Reisanbau-Gegenden anderer Länder geschaffen: Erd-Sorten, Temperatur, Regen, Sonnenauf- und Sonnenuntergang, alles künstlich nachgemacht – also hier zum Beispiel ein Stückchen Pakistan und dort ein Stückchen Indien. Das muß ein Heidengeld gekostet haben!

Schließlich landeten wir in den weichen Sesseln vor der Lichtbild-Wand, auf der mit flotter Musik die Geschichte der Reis-Forschung abrollte. Ich war ganz schön beeindruckt. Hier, so erfuhren wir, haben Wissenschaftler aus aller Welt den Hunger bezwungen – jedenfalls dort, wo Reis die Hauptmahlzeit ist.

"Pustekuchen," sagte Klaus, "wenn man sich mal mit Wissenschaftlern hier unterhält, bleibt von der 'Grünen Revolution' nicht viel übrig! Einer sagte mir, sie seien gerade dabei, weltweit zu untersuchen, weshalb die Bauern den 'Wunder-Reis' aus ihrem Laboratorium nicht weiter verwenden – obwohl er doch doppelte und dreifache Ernte bringen sollte. Die Bauern haben es ausprobiert, auch hier auf den Philippinen, aber es wurde ein Reinfall! Zuerst bekamen sie das Saatgut geschenkt, aber dann merkten sie, daß sich von der Ernte nichts für die neue Aussaat verwenden ließ. Die im Laboratorium gezüchteten neuen Reissorten konnten ihre besonderen Eigenschaften nicht weitervererben wie der alte Reis. Die Bauern mußten sich das Saatgut jedesmal neu kaufen! Und nicht bloß das – sie mußten nun auch regelmäßig chemischen Dünger kaufen, denn nur damit brachte der neue Reis die versprochene reiche Ernte. Und bald stellte sich auch heraus, daß die Pflanzen besonders anfällig waren gegen alle möglichen Schädlinge. Zur Bekämpfung brauchten die Bauern chemische Insekten-Vernichtungsmittel. Und nun ratet mal, bei wem die Reisbauern all diese chemische Stoffe kauften?"

Elsa zog einen der bunten Prospekte heraus, die die Dame in der Presseabteilung stapelweise verteilt hatte.

"Das 'Internationale Reis-Forschungsinstitut' wurde 1960 gegründet," las sie, "von der Rockefeller-Stiftung und der Ford-Stiftung. Das sind also Stiftungen zweier amerikanischer Konzerne, die das Geld gaben. ..."

"... und es wieder einnehmen!" fügte Klaus hinzu. "Ende der Sechziger Jahre machte Indien die ersten Erfahrungen mit dem neuen Reis-Geschäft, und die Geschichte davon hört sich an wie ein Wirtschafts-Krimi: Indien – bekannt für seine Hungersnöte – bezog damals Getreide-Überschüsse aus den USA. Da sagte die amerikanische Regierung, es gibt jetzt neue Reis-Sorten, und wenn ihr die nicht verwendet, dann gibt's nichts mehr aus unserem Futtertopf! Also stellte Indien Teile seiner Landwirtschaft auf die neuen Reiszüchtungen um und dachte sich, eigentlich ganz prima – für die notwendige chemische Düngung können wir ja unsere umfangreichen Natur-Phosphat-Vorkommen benutzen. Aber da waren die Amerikaner beleidigt. Sie sagten, liebe Inder, ihr müßt doch einsehen, daß wir das viel besser können. Und um bei der Entscheidung behilflich zu sein, verweigerten sie ihre Unterschrift unter ein Abkommen für dringend benötigte Getreidelieferungen. Schließlich genehmigte die indische Regierung den Bau von neun amerikanischen Chemie-Werken zur Herstellung von Düngemitteln sowie Unkraut- und Insekten-Vernichtungsmitteln. – Den Philippinen ergeht es übrigens nicht viel besser.

Einheimische Wissenschaftler wären längst in der Lage, die komplizierten chemischen Mischungen selber herzustellen. Aber die Landwirtschaft hier muß weiter die Produkte der großen Konzerne aus den Industrieländern beziehen."

Wir waren auf dem Rückweg, und ich paßte auf, daß wir diesmal am Coca-Cola-Museum anhielten.

Und tatsächlich, hinter Glas standen dort leere Cola-Flaschen aus aller Welt – mit den merkwürdigsten Schriftzeichen, arabische, chinesische, russische. Sie alle bedeuteten dieselben zwei Wörter: COCA COLA.

"In Indonesien," sagte Klaus, "ist durch die Einführung von Coca Cola der gesamte einheimische Markt kleiner Limonaden-Händler kaputt gemacht worden."

Da erinnerte sich Elsa daran, was Klaus auf der Hinfahrt über die Aufteilung der Welt gesagt hatte.

"Ich habe noch einen Vorschlag," sagte sie, "wir teilen die Welt ein in Coca-Cola-Trinker und in Coca-Cola-Verweigerer!"

## "JEEPNEY"

Wer auf den Philippinen eine größere Strecke fahren will – in der Stadt oder über's Land – der steigt in ein "Jeepney". Das ist ein eigenartiges Fahrzeug, grell bunt bemalt, verchromte Metallteile an allen Ecken und Enden, die keinen anderen Zweck haben, als nur zu glänzen und zu blitzen.

Ich habe solche Autos nur auf den Philippinen gesehen, und dort werden sie gebaut – besser gesagt: zusammengestückelt aus verschiedenen Teilen alter Militär-Jeeps. Die werden aus allen Gegenden Südost-Asiens, wo die Amerikaner ihren Militärschrott loswerden wollen, zusammengetragen. Und weil die Philippinen das Land sind, wo amerikanisches Militär am längsten stationiert war, gibt's hier auch den meisten Schrott!

Aus zwei oder drei abgetakelten Jeeps bauen findige Mechaniker ein neues Auto zusammen. Das ist hinterher doppelt so lang und sieht eher aus wie ein Zirkuswagen. Links und rechts gibt es zwei lange Bänke, und hinten stehen auf seinem Trittbrett noch einmal fast so viele Leute wie drinnen Platz haben. Statt einer Auto-Versicherung haben die Fahrer meistens ein Jesus-Kreuz über ihrem Lenkrad hängen, oder die Mutter Maria, umrahmt von bunten Lämpchen. Und die Innendecke eines solchen "Jeepney's" ist bemalt mit frommen Sprüchen und Bildern.



Foto: KJS

So also sah das Auto aus, mit dem wir weiter nach Norden fuhren.

Eine Klima-Anlage war nicht nötig, weil so ein "Jeepney" gar keine Fenster hat, da bläst einem der Fahrtwind um die Nase, manchmal allerdings auch der Straßenstaub.

Es waren eher Feldwege, die von einem Dorf zum anderen führten, und die Schlaglöcher sorgten dafür, daß niemand einschlieft.

Wir blieben die einzigen Weißen auf dieser Strecke, und es war durchaus unklar, wer wen mit größerer Neugier anstarrte. Hier sprach tatsächlich kaum noch jemand englisch, aber wir konnten uns trotzdem verständigen: Wir lachten uns einfach gegenseitig an. Manchmal faßte eine Hand verstohlen nach meinem Arm. Die Finger, die über die Haut strichen, waren kräftig und rauh – Bauernhände!

Dann reichte jemand eine Banane herüber, die hatte eine rötliche Schale, nicht so bananengelb wie in unseren Geschäften. Ich biß ein Stück ab – und spuckte es sofort wieder aus. Alles lachte, und ich entschuldigte mich.

"Es schmeckt wie – wie gekochte Kartoffeln! Überhaupt kein bißchen süß!"

"Es sind ja auch Mehlbananen," Klaus lachte mit. "Was wir in Europa essen, das ist die Obst-Banane. Die ist für viele hier schon wieder ein Luxus, denn der größte Teil der Ernte ist für das Ausland bestimmt. Und weißt du, was man noch aus den philippinischen Bananen-Pflanzen macht?"

"Manila-Hanf," sagte Elsa. "Das gibt festen Zwirn und Seile und Schnüre."

"Und neuerdings werden die Fasern dieser Bananen-Art auch zu besonders hochwertigem Papier verarbeitet."

Was man nicht alles erfährt, wenn man mit einem "Jeepney" fährt – zwischen Körben mit Hühnern, Säcken mit Reis und vor allem zwischen lauter freundlichen Menschen.

Aber nicht alle Merkwürdigkeiten lassen sich aufklären. Seit Beginn der Fahrt beobachtete ich zwei alte Bäuerinnen, die fast ohne Unterbrechung selbstgedrehte Zigaretten rauchten. Dazu wickelten sie den Tabak in dünne getrocknete Blätter. Doch das



war nicht das Merkwürdige, sondern ihre Art, zu rauchen: Sobald sie sich ihre Zigaretten angezündet hatten, steckten sie sich diese so zwischen die Lippen, daß sich die Glut im Mund befand – also die Asche wohl auf die Zunge fiel! Ich habe sie nie die Zigarettenasche abklopfen sehen!

"Vielleicht ist das die Art, wie man im 'Jeepney' Zigaretten raucht," ulkte Klaus, "aus Rücksicht darauf, daß uns die Asche nicht um die Ohren fliegt!"

## AUF GOLD WÄCHST KEIN WALD

Zwei Stunden mit dem "Jeepney" bis an die Hauptstraße, drei Stunden mit dem Überland-Bus bis nach Baguio. Das ist die Sommerhauptstadt der Philippinen, weit oben in den Bergen, wo die Landschaft so aussieht wie bei uns der Schwarzwald.

Weil es hier kühler ist als in Manila, hat sich der Präsident für die heißeste Jahreszeit in Baguio einen zweiten Palast bauen lassen. Das ist die Gegend, die auch allen Fremden auf den Philippinen immer am besten gefallen hat. Hier hatten sie es fast wie zu Hause.

"Die voraussichtlich letzten, die sich hier breitmachen, sind die Amerikaner," sagte Klaus, als wir mit dem Taxi mal wieder an einer Straßensperre anhalten mußten.

Das war am Tor des Erholungszentrums für amerikanische Soldaten, der Basis "John Haye".

"Dort drüben ging für die Japaner der Krieg auf den Philippinen zu Ende. Im Landhaus des amerikanischen Botschafters unterzeichnete General Yamashita 1945 die Urkunde, mit der er sich ergab. Kaum zehn Jahre später erholten sich auf diesem Riesengelände amerikanische Soldaten von einem neuen Krieg in Südostasien: Sie wurden aus Korea jeweils für einen Kurzurlaub hierher geflogen. Und noch mal zehn Jahre später kamen sie vom Schlachtfeld in Vietnam, um in diesem milden Klima wieder zu Kräften zu kommen."

Wir waren auf dem Weg zur deutsch-philippinischen Forstschule in Baguio, und dieser Weg führte normalerweise am Parkgelände von "John Haye" entlang. Der Monsun-Regen aber hatte Teile der Straße weggespült, das passiert jedes Jahr. Und jedes Jahr müssen die Einwohner Baguios einen großen Umweg in Kauf nehmen, denn die Amerikaner geben die Teer-Straße durch ihr Gelände auch in diesem Notfall nicht frei.

Uns ließ der Torposten nach eingehender Prüfung die Abkürzung benutzen.

Ich hatte schon gelernt: "Weiße Haut ist der 'beste Ausweis'!"

In der Forstschule von Baguio lernen philippinische Förster unter anderem auch, wie sie Militärschrott nützlich verwenden können: Aus den kräftigen Metallstreifen von ausgedienten Wagenfederungen entstehen Erdhacken mit einem hölzernen Stiel. Damit läßt sich bequem die Erde auflockern, bevor an den oft kahlen Berghängen neue Bäume angepflanzt werden. Vorher aber muß verhindert werden, daß die Erde jedes Jahr auf's Neue weggespült wird, wie die Straße bei "John Hays".

Ein deutscher Förster hat ihnen dafür eine einfache Methode beigebracht: Rasch wachsende Sonnenblumen werden ausgesät, ihre Stengel werden mit Draht gebündelt, und diese Bündel werden dann dort – wo an den Hängen in der Regenzeit das Wasser herunterstürzt – wie Stufen mit einem Drahtnetz am Fels festgenagelt. An ihnen sammelt sich die Erde, die sonst auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Und aus den Trieben der Sonnenblumenstengel entwickeln sich Wurzeln, die Grundlage für einen neuen Wald entsteht.

Wo aber sind die alten Wälder geblieben?

Der Förster aus Deutschland erzählte.

"Der Kahlschlag hat schon vor Jahrhunderten begonnen, zur Zeit als die Spanier diese Insel beherrschten. Vor den Philippinen hatten sie ja Mexico erobert. Von Mexico kamen sie dann über den Stillen Ozean hierher. Und so wurden später die philippinischen Inseln auch verwaltet – von Mexico aus, nicht von Spanien! Von Acapulco an der mexikanischen Westküste bis nach Manila brauchte ein spanisches Schiff damals etwa drei Monate. Um diese Reise unbeschädigt zu überstehen, wurden besondere Holzsorten für den Schiffbau verwendet. Und dieses Holz wurde hier geschlagen. Die Spanier vernichteten dabei ganze Wälder, zurück ließen sie kahle Berge!"

Auf einigen grünt es jetzt wieder.

Wir kamen zurück von einem Ausflug zu den neuen Wald-Anpflanzungen, da schwebte plötzlich frisch geschlagenes Holz durch die Luft. Die Ladung glitt an einem Drahtseil talwärts.

"Da wird vom Berg geholt, was wir an anderer Stelle mühsam aufforsten!"

Die nächste Ladung kam in Sicht.

"Das ist eine Seilbahn ohne Motor," erklärte der Förster, "sie schafft nur Holz hinunter und bringt nichts herauf!"

"Wo schafft sie es hin?"

"Zum Gold-Bergwerk unten im Tal. Dort wird Holz in großen Mengen zum Abstützen des Schachtes gebraucht. Der Berg frißt Holz und spuckt Gold aus – zusammen mit riesigen Mengen Steingeröll, und auf dem wächst kein Wald mehr. So funktioniert der Kahlschlag in unserer Zeit!"

Verbittert setzte sich der Förster wieder an's Steuer.

"Was meint er damit – Berg frißt Holz und spuckt Gold?" fragte ich, als wir wieder hinten im Wagen saßen.

"Die Philippinen stehen in ganz Asien an erster Stelle bei der Gewinnung von Gold. Das wird aus der Erde geholt – wie bei uns die Kohle. Und dort unten im Tal arbeitet die größte Gold-Mine des Landes. Die steht auf unserer Besichtigungsliste."

Am Tag der Besichtigung goß es in Strömen. Zuerst gab es viele Zahlen zu hören – ein Mann von der Geschäftsleitung berichtete:

"Dieses Gold-Bergwerk gibt es hier seit 1903. Heute kommt von hier die Hälfte allen Goldes, das auf den Philippinen geschürft wird. Im Jahr 1973 holten wir zum Beispiel mehr als 5.000 Kilogramm Gold aus dem Berg, das sind ungefähr 100 Zentner."

Elsa hatte schon wieder ihren Elektro-Rechner in der Hand.

"Nehmen wir mal den niedrigsten Goldpreis, wie er heute auf der Wirtschaftsseite des 'Daily Express' stand – das waren 142 US-Dollar für eine Unze (28,35 Gramm). Das wären also umgerechnet – 64 Millionen Mark!"

"Herrje – wer besitzt denn die Grube?"

"Bisher gibt es nur einen sehr geringen philippinischen Anteil," war die Antwort, "gerade 2 Prozent. 97 Prozent gehören Amerikanern und anderen Fremden. Aber das wird sich in den kommenden Jahren ändern. Es soll auf den Philippinen Ausländern nicht mehr erlaubt sein, mehr als die Hälfte eines Bergwerks, einer Fabrik oder überhaupt eines Unternehmens zu besitzen. Wenigstens 60 Prozent sollen philippinisches Eigentum sein, verstehen Sie?"

"Wieviele Bergarbeiter beschäftigen Sie?"

"Ungefähr 5.500, und wir geben ihnen auch Wohnungen in unseren Camps, wissen Sie."

"Und der Lohn?"

Die Antwort blieb aus.

"Es gibt vier Wohnsiedlungen, und in jeder haben wir eine Grundschule. Dazu kommen noch zwei weiterführende Schulen. Die Leute können alles, was sie brauchen, hier in Läden kaufen – auch ohne Geld, das verrechnen wir mit ihrem Lohn, wissen Sie. Natürlich haben wir auch eine eigene Werkspolizei – das ist schon nötig, Alkoholprobleme und so."

Wir hatten inzwischen den Eingang zum Schacht erreicht. Der Regen ließ die Schienen glänzen, auf denen jetzt die kleinen Kipp-Loren stillstanden. Die letzte Schicht vor dem Wochenende kam gerade aus dem Berg – eine lange Reihe von Männern mit Helmen auf dem Kopf stand in dem dunklen Tunnel, einige hatten noch die schwachen Lampen vorn am Helm eingeschaltet. Nur wenige warfen einen Blick zu uns herüber. Erst als Georg zu fotografieren begann, wurden fast alle wieder munter.

"Worauf warten die Männer?"

Der Mann von der Geschäftsleitung zuckte die Achseln.

"Wissen Sie, das ist unser Problem. Sie arbeiten sechs Stunden unten im Berg, dazwischen haben sie eine Stunde Pause, und dann stehen sie hier noch mal eine Stunde, weil wir ihnen nicht trauen können. Manchmal findet einer von ihnen mehr als das, was wir mit unseren Steinmühlen und in den Spülanlagen herauswaschen. Bei uns macht es ja das systematische Durchwaschen des gesamten Gesteins, das die Burschen da unten los-schlagen. Die winzigen Goldanteile sind da selten mit dem bloßen Auge zu erkennen. Aber manchmal findet einer ein Stück, so groß wie eine Nuß, und das versucht er dann herauszuschmuggeln. Und die Jungs sind einfallsreich. Sie verschlucken es, oder sie fetten es ein und schieben es sich in den Hintern. Sie glauben gar nicht, auf was für Tricks die kommen!"

"Und da gucken Sie nach?"

Klaus schaute auf die lange Reihe der Männer, die sich im Dunkel des Tunnels verlor.

"Wir machen Stichproben, aber ihre Sachen werden regelmäßig durchsucht."

Der Nachmittag auf dem Markt von Baguio brachte uns eine Begegnung, die direkt an diese Erfahrung angeschlossen.

Ich war bei einer Gruppe von Jungen stehen geblieben, die ein seltsames Spiel spielten: Aus Streichholzschachteln holten sie gefangene Spinnen hervor – "*spider-fighter*", "Kampf-Spinnen".

Ein Junge, der "Unparteiische", hielt ein Stäbchen bereit, vielleicht 20 Zentimeter lang. Auf die beiden Enden wurde je eine Spinne gesetzt, und beide rasten sofort aufeinander zu. Sie verbissen sich ineinander, schlugen mit ihren langen Beinen aufeinander. Der Kampf dauerte höchstens zwei Minuten, dann erlahmten die Kräfte der einen Spinne – und dann geschah etwas Unheimliches: Die Sieger-Spinne begann in rasender Geschwindigkeit, mit klebrigen Fäden den Gegner einzuwickeln. Zum Schluß hing dieser zum Knäuel verschnürt am Stab, der Sieger wanderte wieder in die Streichholzschachtel.

Während wir diesem eigenartigen Spiel zuschauten, war Klaus weitergebummelt. Jetzt kam er eilig zurück.

"Wißt ihr, was mir eben passiert ist? Eine Ecke weiter hat mich ein junger Mann angesprochen – ganz heimlich. Er hat mir Gold angeboten – zu einem lächerlichen Preis: Für eine Unze will er 30 Pesos, das sind zehn Mark!"

"Damit ist nicht mal sein Risiko bezahlt," meinte Elsa.

"Aber es ist mehr als das Doppelte, was er für einen ganzen Tag in der Mine verdient. Er bekommt 12 Pesos, also 4 Mark, ich habe ihn gefragt. Der niedrigste Tageslohn liegt bei 9 Pesos. Da ist das wie ein Hauptgewinn beim Lottospiel, wenn einer mal ein Goldkorn rausschmuggeln kann."

"Ich habe eine bessere Idee als ihm das geklaute Gold abzukaufen." Elsa holte 30 Pesos aus der Tasche. "Wir geben ihm das Geld, und er nimmt uns dafür mit in seine Wohnsiedlung. Wartet er noch?"

Er wartete noch, und als er unseren Vorschlag hörte, war er zunächst überrascht. Dann aber willigte er deutlich erleichtert ein. Wir nahmen ein Taxi zum Camp, und auf der Fahrt erfuhren wir Dinge, von denen bei der offiziellen Bergwerksführung nicht die Rede gewesen war, zum Beispiel, daß die Arbeiter im Berginneren Temperaturen bis zu 70 Grad Celsius aushalten müssen. Klaus notierte sich den Namen der Krankheit, die sich mit Geröllstaub in die Lungen der Minen-Arbeiter schleicht. Es ist das längste Wort, das ich je gesehen habe: "*Pneumoniultramicroscopicasilicovolcanoconoiosis*".

Zu dem Wohncamp gelangte man nur durch das bewachte Werktor. Die Wächter hatten uns am Vormittag mit dem Mann von der Geschäftsleitung gesehen, so hatten wir keine Schwierigkeiten. In engen Reihen standen an einem steilen Felshang Holzbaracken. Eine Holzstiege führte zu einem langen überdachten Gang, von dem gingen die Wohnungstüren ab. Jetzt am Wochenende waren auch die Männer daheim. Es wimmelte von Menschen. Kleine Kinder krabbelten über die Bretter, alte Männer lehnten an der Hauswand.



Foto: KJS

Der junge Goldschmuggler machte uns mit einigen bekannt. Einer zeigte uns seine Hände, die Haut war zerfressen.

"Bei manchen greift der Staub nicht bloß die Lunge an," erklärte unser Begleiter.

"Er muß nicht mehr arbeiten?" fragte Klaus, "Er ist sicher schon über sechzig?"

"Oh nein – vierzig! Im Berg wird man schnell alt!"

Dann durften wir durch eine Tür treten. Nur ein Raum lag dahinter.

"Vier mal vier Meter," schätzte Klaus die Wohnfläche. An den Wänden stapelten sich Holzverschläge – die Etagenbetten.

"Gewöhnlich wohnen zwei Familien in solch einem Raum, und jede Familie hat fünf oder sechs Kinder. In den vier Wohncamps leben so rund 30.000 Menschen!"

"Aber was passiert denn mit dem ganzen Gold?"

Mir wollte nicht in den Kopf, daß die Männer ungeheuren Reichtum aus der Erde holten und hier in dieser gräßlichen Armut lebten.

"Du wirst es nicht glauben," antwortete Klaus, "aber das meiste landet wieder unter der Erde, nämlich in den Tresoren der großen Banken! Und wenn du dort hinüber blickst, siehst du da einen neuen Berg wachsen. Das ist das ausgewaschene Geröll. Es ist nutzlos, und es ist giftig, denn das Gold wird ja mit chemischen Mitteln herausgeholt."

"Ja," sagte der Goldschmuggler, "dort wächst nie wieder Wald!"

## EIN "KNÜLLA" IN MANILA

Zwei Wochen lang hatten wir meistens Reisgerichte gegessen, "*native food*", das Essen der Einheimischen. Am ersten Tag nach unserer Rückkehr nach Manila hatten wir alle wieder Appetit auf 'was Europäisches, und Klaus hatte von einem italienischen Restaurant gehört – "Die Grotte", das war bei den Europäern, die wir kennengelernt hatten, sehr beliebt.

Und nicht nur bei den Europäern, wie wir rasch merkten: An den weiß gedeckten Tischen saßen bei Kerzen-Schummer-Licht auch viele Einheimische. Die Männer trugen Anzüge nach dem letzten modischen Schrei, und ihre Frauen glänzten in ähnlicher Weise.

"Die sind betucht," meinte Klaus, und er meinte damit weniger ihre Kleidung, sondern mehr ihren Geldbeutel.

Wir schlemmten: Pizza mit allem drum und dran, Elsa und Klaus leisteten sich sogar eine Flasche italienischen Rotwein. Und dann kam die Rechnung: 260 Pesos! Das sind knapp 87 Mark.

"Na, da hätten wir in Bremen doch bestimmt – na vielleicht 100 Mark bezahlt," beruhigte Klaus sein Gewissen, "oder?"

Elsa stellte den Mocca mit dem Weinbrand beiseite und – holte den Rechner heraus. Sie tippte eine Weile darauf herum, während Klaus sich eine Pfeife ansteckte und ich genüßlich mein Vanille-Eis mit heißer Himbeer-Soße zu Ende löffelte.

"Gehen wir mal davon aus, daß in Deutschland der monatliche Niedrigstlohn, sagen wir von einem Kumpel bei 1.500 Mark netto liegt – richtig?"

"Eher höher," sagte Klaus.

"Gut. Ein Arbeiter in der Goldgrube von Baguio verdient im Monat – wenn wir die Sonntage abziehen und den Tagesmindestlohn von 9 Pesos nehmen: 243 Pesos."

Klaus nahm seine Pfeife erschrocken aus den Zähnen.

"Dann haben wir gerade mehr als den gesamten Monatslohn eines Goldminen-Arbeiters ver...!"

"Die Rechnung stimmt natürlich nicht, wenn wir immer mit dem Geld rechnen, das uns zur Verfügung steht," gab Elsa zu bedenken.

"Du hast ja recht, zu Hause hätten wir für dieses Essen in so einem Restaurant wahrscheinlich viel mehr bezahlen müssen. Aber interessant ist es doch, daß unsere Mit-Esser hier, die Damen und Herren aus Manila, für ihre Speise-Rechnungen keine D-Mark oder US-Dollar zum Umtauschen haben! Bei ihren Einkünften handelt es sich ja um dieselbe Währung, die der Arbeiter in der Goldmine erhält!"

"Sie verdienen mit ihren Geschäften bloß ein paar Pesos mehr!"

Klaus begann wieder seine Pfeife zu paffen.

"Wieviel mehr? Zum Vergleich nehme ich noch mal den Kumpel im deutschen Steinkohle-Bergbau mit seinem 1.500 Mark Monats-Mindestlohn. Drei Filippinos, die hier eine Rechnung über 260 Pesos zu bezahlen haben, hätten jeder den dritten Teil des Monatslohns eines philippinischen Grubenarbeiters verspeist – klar?"

"Klar!"

"Das wären – auf deutsche Verhältnisse übertragen – also: Fünfhundert Mark, die jeder von uns dreien hier und heute verjubelt hat – zusammen 1.500 Mark!"

Jetzt ging Klaus die Pfeife aus.

Für Leute, die es sich leisten konnten, solche Preise zu bezahlen, war offenbar auch das Spektakel gedacht, das Zeitungen und Fernsehen seit Wochen angekündigt hatten:

*"A Thrilla in Manila"*

"Thriller ist so etwas wie ein Knüller," erklärte Klaus und reimte den deutschen Titel "Ein Knüllla in Manila".

Die Zeitungen schrieben: "Dies wird die zweite große Schlacht auf den Philippinen seit der Belagerung und Zerstörung Manilas im Zweiten Weltkrieg!"

Es war von einem Boxkampf die Rede, vom Kampf um die Weltmeisterschaft zwischen Mohammed Ali und seinem Herausforderer Joe Frazier.

Bevor wir Manila in Richtung Norden verlassen hatten, waren wir den beiden zum ersten Mal begegnet. Klaus hatte mich zu einer Presse-Konferenz mitgenommen. Auf der ging es zu wie in einem Zirkus.

Joe Frazier sang ein Lied. Darin beschrieb er, wie schnell er seinen Gegner k.o. schlagen wollte. Abends telefonierte Klaus mit seiner Redaktion in Deutschland, um einen Bericht durchzugeben.

"Die große Klappe gehört zum Geschäft," schrie er ins Telefon, denn die Verbindung war über diese Strecke mal wieder miserabel.

"Die größte hat nach wie vor Mohammed Ali. Ich bin zu schnell für Joe Frazier, sagt er. Ich bin so schnell, das muß ich euch erzählen: Gestern abend habe ich in meinem Hotelzimmer das Licht ausgeschaltet, dann bin ich ins Bett gesprungen, und dort war ich, bevor es im Zimmer dunkel wurde!"

Nun ist Klaus ja kein Sportreporter, er war noch kein einziges Mal beim Boxen, und deshalb berichtete er über etwas, das am nächsten Tag in keiner Zeitung stand.

"Ein Reporter hat gefragt, weshalb Mohammed Ali seinen Glauben gewechselt hat, vom Christentum zum Islam. Und da macht der Weltmeister, der von seinem alten Namen Cassius Clay nichts mehr wissen will, klar, daß er noch etwas anderes im Kopf hat als bloß Boxen und das Schaugeschäft. Mohammed Ali spricht vor der versammelten Presse aus aller Welt plötzlich von den sozialen Mißständen in den USA, von der Mißachtung seiner Rasse! Er spricht davon, daß die Schwarzen in seinem Land das Christentum nur als eine Religion der Reichen kennengelernt haben. Die Schwarzen hatten keinen eigenen Namen; sie trugen den Namen ihres weißen Besitzers. Schwarz – so sagt Mohammed Ali – das war immer das Schlechte. Weiß, das war der Jesus der Weißen, weiß, das waren seine Apostel! Euer Jesus in Manila – auch er ist weiß. Warum gibt es keine philippinischen Engel, warum keine japanischen, keine afrikanischen? Das Christentum ist eine gute Religion, wenn die Menschen wirklich so leben, wie sie es sagen; es ist eine gute Religion, wenn sie das tun, was sie predigen!"

Die teuersten Plätze im Colosseum der Hauptstadt kosteten am Abend des Weltmeister-Kampfes pro Sitz umgerechnet 875 Mark. Der Verkauf der Eintrittskarten allein brachte fünf Millionen Mark.

Wir waren rechtzeitig zum Kampf aus dem Norden wieder nach Manila zurückgekehrt. Das Fernsehen übertrug die Schau direkt in 68 Länder der Welt.

Wir guckten im Hotel auf die Mattscheibe. Da sah ich vierzehn Runden lang die beiden aufeinander eindreschen, und in den dreizehn Pausen dazwischen rollten schnittige Autos über den Bildschirm – eine japanische Autofirma hatte vom philippinischen Fernsehen die gesamte Sendezeit der Box-Übertragung gekauft. Auf diese Weise bekamen wir zum Schluß leider nicht mit, wie Ali zum Sieger erklärt wurde – die Auto-Werbung war zu spät ausgeblendet worden! In den Zeitungen stand hinterher, 700 Millionen Menschen hätten bei der weltweiten Fernseh-Übertragung zugeschaut.

"Haben die auch die Auto-Werbung gesehen?" wollte ich wissen.

"Die war nur im philippinischen Fernsehen," wußte Klaus. Er hatte noch einmal mit Deutschland telefoniert, wo man den Kampf in der Nacht auch direkt hatte verfolgen können.

"Aber vorher gab es einen Film über die Philippinen. Der war überall in der Welt zu sehen, und das war's, was mit der Schau erreicht werden sollte: Eine weltweite Werbung für ein Land, in dem Ruhe und Ordnung herrscht, in dem genügsame, aber arbeitsame Menschen leben, das dem Unternehmergeist Tür und Tore öffnet – mit anderen Worten: in dem man noch ordentlich was verdienen kann! Beim 'Knüllä in Manila' war das Boxen eigentlich Nebensache."

## **DIE MORO-REBELLEN**

Wir kamen noch einmal auf Mohammed Ali zu sprechen, als wir in den Süden flogen – zu den Moslems auf Mindanao.

"Das ist nicht bloß ein Tick von diesem Boxer," sagte Klaus. "Er ist tatsächlich so etwas wie ein Botschafter seiner Religion, und er ist ein sehr überzeugter Moslem. Er hat es abgelehnt, im Krieg der Amerikaner gegen das vietnamesische Volk zu kämpfen – er hat den Wehrdienst verweigert, trotz Gefängnisdrohung und Aberkennung seines Weltmeister-Titels. Es wundert mich, daß er hier gar nichts zum Schicksal seiner Glaubensbrüder auf Mindanao gesagt hat."

"Die Spanier waren hier," begann ich aufzuzählen, "die Amerikaner und die Japaner. Wo kommen denn jetzt auch noch die Moslems her? Sind das denn nicht Araber?"

"Das ist frühe Kolonialgeschichte. Die beginnt noch vor den spanischen Eroberungszügen rund um die Welt."

Klaus nahm ein rotes Kärtchen vom Tablett, das gerade die Stewardess vor ihm absetzte. Auf der einen Seite war das Bild eines Schweins durchgekreuzt. Auf der anderen Seite war in fünf Sprachen aufgedruckt:

"Dieses Gericht enthält kein Schweinefleisch."

"Solche Hinweise werden uns in Südost-Asien noch häufiger begegnen," sagte Klaus und steckte das Kärtchen in seine Brieftasche, "und auch arabische Schriftzeichen, obwohl die Moslems, die heute in vielen Ländern Südost-Asiens großen Einfluß haben, längst keine Araber mehr sind."



Es ist die Schrift des Koran – wenn du so willst, die Bibel der Moslems, oder der Mohammedaner, oder der Moros – wie sie in der Gegend heißen, in die wir jetzt fliegen."

"Moros?" Elsa kramte in ihren spanischen Sprachkenntnissen. "In der Nähe der spanischen Stadt Granada gibt es in den Bergen einen Felsvorsprung, der heißt 'El Ultimo Sospiro del Moro', das bedeutet 'Der letzte Seufzer des Mauren'. Und die Mauren – das waren Araber aus Nordafrika, und der da geseufzt hatte, das war der letzte maurische Fürst, der Ende des Fünfzehnten Jahrhunderts Granada an die spanischen Herrscher zurückgeben mußte, womit fast 800 Jahre arabische Herrschaft über einen Teil Spaniens zu Ende ging."

Klaus fuhr fort: "Das war genau die Zeit, als arabische Händler hierher nach Südost-Asien kamen und den östlichsten Vorposten des Islam bildeten. Und nun müßt ihr euch die Überraschung der Spanier vorstellen, als sie nach einer Reise um die halbe Welt und ein halbes Jahrhundert später im Süden dieser Inselgruppe wieder auf Moros trafen, die ihnen ihre Eroberung streitig machten! Der Kampf zwischen Christen und Moslems entbrannte erneut, aber – wie wir in der zweiten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts sehen: Die Spanier haben alle Eingeborenen kriegsgekriegt und sie zu ihrem Glauben bekehrt – bloß die Moros nicht! Die kämpfen noch heute!"

Klaus langte die Mappe aus seiner Tasche, in der er Zeitungsausschnitte sammelte.

"Fast täglich stehen sogar in den Zeitungen von Manila Berichte über Aktionen der 'Moro National Liberation Front' – das ist die Befreiungsorganisation der Moros. Von Zeit zu Zeit dürfen Fremde gar nicht nach Mindanao – dann wird dort geschossen, oder die Rebellen haben gerade wieder einmal einen Ausländer gefangen genommen, um die Regierung in Manila unter Druck zu setzen."

Na, das waren ja schöne Aussichten!

Das erste, was wir nach unserer Ankunft im Süden der Insel Mindanao hörten, das waren dann aber doch nicht Schüsse, sondern die langgezogenen Gebetsrufe eines Muezzin. Der ersetzt bei den Moslems die Kirchenglocken. Jedesmal, wenn ihre Stunde des Gebetes naht – und das ist fünfmal am Tag – ruft die Stimme vom Minarett, dem schmalen Turm. Und dann eilen die Gläubigen zur Moschee, ihrer Kirche. Die hat meistens eine halbrunde Kuppel, auf der ganz oben die Form einer Mondsichel steckt. Innen ist es angenehm kühl, aber hinein darf man nur barfuß oder auf Socken, die Schuhe bleiben draußen. So war das jedenfalls in den meisten Moscheen, die wir später besuchten.

Als wir aber diesen ersten Muezzin-Rufen folgten, war alles ganz anders. In einem Prospekt für Touristen hatten Elsa und Klaus den Namen einer Moslem-Siedlung in der Nähe von Davao, unserer ersten Station auf Mindanao, gefunden: Die Moslem-Siedlung des Dorfes Ilang.

"Wir müssen unbedingt heute noch hin," hatte Klaus schon kurz nach unserer Ankunft gedrängt. "Heute ist 'HARI-RAYA', ein hohes Moslem-Fest: Der erste Tag nach dem Fastenmonat 'Ramadan' – heute können alle Moslems zum ersten Mal wieder nach vierwöchigem Fasten zulangen und essen, soviel sie wollen."

"Auch Schweinefleisch?" Ich erinnerte mich an das Kärtchen mit dem durchgestrichenen Schwein im Flugzeug.

"Nie! Das hat ihnen ihr Prophet Mohammed verboten – genau wie den Alkohol."

"Aber warum denn?"

"Für die meisten Mohammedaner ist das wohl ein Verbot, das gehört eben zur Religion, und darüber wird nicht diskutiert: Mohammed hat es so gesagt!" antwortete Klaus.

"Aber vielleicht war der Prophet nicht bloß religiös, sondern auch praktisch veranlagt. Da gibt es zum Beispiel eine schwere Krankheit, die durch Würmer im Schweinefleisch entstehen kann. Diese winzigen Schmarotzer sind mit bloßen Augen kaum zu erkennen. Sie heißen Trichinen, und wenn man sie mit dem Schweinefleisch abbekommt, dann kann das den Tod bedeuten! Durchfall, Fieber, die Muskeln werden starr, man kann nicht mehr atmen – Schluß!"

"Aber wir essen doch dauernd Schweinefleisch!" Der Schreck fuhr mir durch die Glieder, denn im Flugzeug hatte ich von einem Tablett gegessen, das nicht mit einer roten Karte als schweinefleischlos gekennzeichnet war.

"Heute ist das auch kein Problem mehr. Bei uns zum Beispiel gibt es die amtliche Fleischschau," beruhigte Klaus, "und wenn das Fleisch durchgebraten oder gekocht ist, gibt es darin auch keine Trichinen mehr. Aber woher sollte Mohammed das vor über tausenddreihundert Jahren wissen, als vielleicht die Trichinen-Plage mal besonders groß war, und man immerhin feststellen konnte, daß die tödliche Krankheit vom Schweinefleisch-Essen kam? Na ja, und daß der Alkohol nicht gerade segensreich wirkt, das sieht man ja bei uns zu Hause, wo die Krankenkassen neuerdings auch die Behandlung von immer mehr Alkoholsüchtigen bezahlen müssen. Übrigens findet man solche Vorschriften in anderen Formen auch im Christentum: Denk nur an überzeugte Katholiken bei uns zu Hause, die essen noch heute freitags kein Fleisch – bloß Fisch!"

Die Moslems im Dorf Ilang sind Fischer. Ihre Hauptmahlzeit ist Fisch. Das fanden wir heraus, als wir den Muezzin-Rufen folgten. Die klangen sehr schrill. Sie dröhnten aus einem verbeulten Lautsprecher am Eingang eines Gebäudes, dessen Wände keinen Putz hatten und dessen Dach aus rostigem Wellblech bestand.

Das war die Moschee der Moslems von Ilang, und sie waren traurig, daß sie keine bessere hatten. Nach ihrem Gebet saßen wir draußen unter dem Vordach.



Foto: KJS

Der Steinbau stand so ziemlich als einziges Gebäude auf festem Land, alle Hütten waren auf Pfählen ins Meer gebaut und untereinander mit Holzstegen verbunden.

"Wir haben kein Land, auf dem wir etwas anbauen könnten," sagten sie, "Sogar der Boden, auf dem unsere Hütten halb im Wasser stehen, ist privates Land."

Die Moslem-Siedlung lag in einer Gegend, in der die philippinischen Christen das Sagen haben.

"Oh, wir kommen viel besser miteinander aus, als früher," beeilte sich der Siedlungschef, zu versichern. Klaus hatte wieder sein kleines Tonbandgerät herausgeholt.

"Ist das ein Religionskrieg zwischen Moslems und Christen hier auf Mindanao?"

"Die Lehren des Koran," so antwortete der alte Moslem, "bringen uns manchmal Probleme, weil die Gesetze für die Philippinen von Christen gemacht sind. Nach dem Koran zum Beispiel kann jeder Mann bis zu vier Frauen heiraten, das macht nach unserer Vorstellung einen besseren Sinn, als daß man – wie es die katholische Kirche verlangt – auf ewig aneinandergekettet bleibt, auch wenn sich Mann und Frau nicht mehr verstehen. Aber die philippinischen Gesetze erlauben uns nicht dieses Recht, das der Koran uns gibt. Unsere Priester tun ihren Dienst seit jeher freiwillig und ohne Lohn. Neuerdings brauchen sie aber eine Erlaubnis vom Staat. Das sind ein paar der Schwierigkeiten, die wir haben."

Klaus hatte sich ein Empfehlungsschreiben für den Mann besorgt, der sich im Auftrag des Präsidenten um die Entwicklung der Moslem-Gebiete zu kümmern hatte.

"Sie können sich selber davon überzeugen, wie gut es der Präsident mit den Moros meint," sagte der hohe Beamte. "Kommen Sie heute nachmittag mit. Ich treffe mich mit den Führern von drei Moslem-Siedlungen, die wir jetzt völlig erneuern können. Der Präsident hat dafür gerade dreieinhalb Millionen Pesos bewilligt!" (Knapp 1,2 Millionen Mark) Und als am Nachmittag die Dorfführer zusammensaßen, holte der Beamte den Scheck aus der Briefftasche und ließ ihn gönnerhaft von Hand zu Hand gehen. Aber da erhob sich ein alter Mann.

"Ich spreche englisch, damit auch unsere Gäste verstehen, worum es uns geht: Keiner von uns allen hier ist zu dem Plan gehört worden. Ich habe nichts davon erfahren, selbst als Maschinen kamen und die ersten Häuser einrissen, wußte ich nicht, worum es ging!"

Es ging um die Umsiedlung der Moslems in eintausendvierhundert neue Häuser. Auf den Plänen waren lange Straßenreihen zu sehen, ganz anders als es die Art der alten Moslem-Dörfer ist. Dafür war ein uraltes, verwinkeltes Wohngebiet auf der Karte schon wegradiert. An seiner Stelle konnte man die Skizze eines großen Parks erkennen.

"Das ist die typische Planung am 'grünen Tisch'," meinte Klaus. "Wenn Planer aus der Großstadt Manila sich Dorfleben vorstellen, wird daraus rasch ein Klein-Manila!"

Ein Offizier stand auf, der bis dahin schweigend zugehört hatte.

"Der Präsident," so sagte er, "hat angeordnet, daß nur das geschehen soll, was die Leute wirklich wollen! Und das wird geschehen - und wenn der ganze Plan in die Binsen geht!"

Es wurde beschlossen, jetzt eine Befragung zu organisieren. Die betroffenen Familien sollten erklären, ob sie ein neues Dorf nach ihren Vorstellungen haben wollten, oder ob sie bloß Verbesserungen in ihren alten Siedlungen brauchten.

"Aufruf zum Ungehorsam!" Klaus war verblüfft. "Und das vom Militär!"

Später traf er sich mit dem Offizier. Der hatte in seinem Büro Bilder vom Krieg in Vietnam hängen, an dem auf Seiten der Amerikaner auch philippinische Soldaten teilgenommen hatten. Darunter war zu lesen: "*LESSON – LEARNED IN VIETNAM*" ("Lektion – gelernt in Vietnam") Und weiter: "Eine Armee wird niemals durch Gewalt Frieden und Ordnung erreichen, wenn den Bedrängten nicht geholfen wird!"

Klaus flog ein paar Tage später zusammen mit Georg auf die Insel Jolo noch weiter im Süden. Dorthin darf man nur mit einer Sonder-Erlaubnis des philippinischen Militärs, weil die Moro-Rebellen keine Ruhe geben.

Beide wurden vom Gouverneur eingeladen, mit einem Hubschrauber über die Insel zu fliegen. Klaus erzählte hinterher, er hätte nicht genau feststellen können, wer mehr geschwitz habe vor Angst, er und Georg, oder die beiden Soldaten, die links und rechts ihre Maschinen-Gewehre schußbereit gehalten hätten.

An einer abgelegenen Ecke des Hafens von Zamboanga – das ist eine Stadt am westlichen Zipfel von Mindanao – traf sich Klaus später mit einem Führer der Moro-Rebellen. Der war sogar einmal in Hamburg gewesen und hatte dort gearbeitet. Klaus machte ein Interview mit ihm – das letzte auf den Philippinen:

"Die Philippinen haben drei Kolonialherren erlebt," erklärte der junge Mann, mit einem Tuch um den Kopf wie ein Turban. "Die Spanier, die Amerikaner und die Japaner. Darüber hinaus haben fremde Volksgruppen bei uns immer großen Einfluß gehabt, zum Beispiel die Chinesen, die Inder, die Araber. Wir sind nie in der Lage gewesen, unsere Kultur ungestört durch fremde Einflüsse zu entwickeln. Sehen Sie, wenn Sie mich fragen – was ist ein Filipino, oder was ist philippinische Kultur? – ich kann es Ihnen nicht sagen. Es müßte erst wiederentdeckt werden, was vor der Ankunft der Spanier vor vielen hundert Jahren existierte. Und es muß daran erinnert werden, daß die Moslems jene Gruppe waren, die sich ihre Gesellschaftsform am besten erhalten hat. Manila war ja einmal Moslem-Stadt! So ist auch unser Problem hier zu verstehen: Wir Moslems haben uns einen unabhängigen Geist erhalten. Wir glauben bis heute, daß es keiner fremden Macht gelingen wird, uns zu unterwerfen! Das kann nicht jeder Filipino sagen. Die Moslems sind das einzige Volk auf den Philippinen, das nie kolonisiert wurde – warum sollte es heute?"

Klaus hat später gesagt: "Er weiß noch nicht, daß ausländische Öl-Gesellschaften da draußen im Meer gefunden haben, wonach sie suchten!"

## NACHWORT

Harare / Zimbabwe, Mai 1990:

Dreizehn Jahre ist es her, daß ich diese Erinnerungen aufschrieb, vor fünfzehn Jahren unternahmen wir jene erste große Reise nach Südostasien mit unserer sechsjährigen Tochter – ich blättere in dem Skript, das den Aufbruch und die gemeinsamen Erlebnisse auf der ersten Station dieser Annäherung an die Fremde durch ein kleines Mädchen festhält. Und ich bemerke, diese Erfahrung war das Schlüsselerlebnis für meine inzwischen gefestigte Überzeugung, daß der Samen für Offenheit und Neugier in früher Kindheit gesät wird.

So wie ich in das Dorf meiner Kindheit zurückkehrte, um herauszufinden, was mich für meine Weltsicht prägte, so kann dieser Rückblick vielleicht helfen, zu verstehen, welche Chancen es in unserem Leben gibt, über Horizonte zu schauen.

Die Entscheidung, eine neue Herausforderung anzunehmen und nach Afrika zu gehen, war durch unsere Tochter getroffen worden. Da war sie fünfzehn Jahre alt.

"Laßt uns etwas Neues erleben," sagte sie, als ich vor dem Streß in einem fremden Schulsystem warnte.

Sie verließ ihren Freundeskreis in Bremen, so tat es meine Frau!

Was vor vierzehn Jahren begann, hat meiner Frau und mir die Gewißheit gebracht, daß unsere Tochter – nun zwanzig Jahre alt – es noch besser schaffen wird als wir beide, grenzenlos zu denken, zu arbeiten, sich anderen Menschen zuzuwenden!



Conny's Lese-Tipp:

**“TAZARA ... mit der Eisenbahn durch die Weltgeschichte”**

Weichensteller: Der Klaus  
[www.radiobridge.net/tazaraintro.html](http://www.radiobridge.net/tazaraintro.html)

TAZARA — so heisst die Eisenbahnlinie, die die Volksrepublik China vor drei Dekaden als ihr erstes monumentales Entwicklungsprojekt in Afrika baute. Sie verbindet die Kupferminen Sambias vom Westen her mit dem Hafen von Dar-es-Salaam an der Ostküste Tansanias. Für Passagiere ist es eine Reise von fast drei Tagen und zwei Nächten.

Im April 2007 fährt ein TAZARA-Express von Ost nach West ins Innere Afrikas. Dabei gerät er wie ein *runaway* — wie ein ausser Kontrolle geratener Zug — über immer neue Weichen in unvorhersehbare Richtungen.

Tatsächlich hat die Kontrolle über den Zug ein geheimnisvoller Spielleiter, der durch Handlanger im Zug die Regiehebel bedienen lässt. Und wie durch Geisterhand gesteuert ist dieser Zug in der Lage, durch Zeit und Raum auch auf fernen Schienennetzen zu solchen Stationen zu rollen, wo Rohstoffe und Güter, aber auch Ideologien und Machtansprüche darauf warteten, durch die Eisenbahn abgeholt oder abgeladen zu werden.

Bei Tunneldurchfahrten erscheinen in einem Salonwagen dieser Geisterbahn immer neue Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die sich — gelegentlich kommentiert von den übrigen Mitreisenden der TAZARA — auf eine Debatte ihres Handelns einlassen, das auf die eine oder andere Weise das Schicksal der Menschen in Afrika — aber nicht nur dort — beeinflusst hat oder noch beeinflussen wird.

Auf der VIP-Liste des mysteriösen Spielleiters stehen solche Akteure des Weltspiels wie Dag Hammarskjöld, John D. Rockefeller Jr., Leo Trotzki, Cecil Rhodes, Albert Schweitzer, Henry Kissinger, Kofi Annan, Bill Gates, Joschka Fischer ... Über das zuginterne Lautsprecheresystem werden die VIPs konfrontiert mit „wissenden Stimmen“ aus einem anderen Teil der Geisterbahn.

Unter den ursprünglichen Reisenden hocken in den TAZARA-Abteilen der Ersten Klasse — vier sambische Geschäftsfrauen, zurück von einem Einkaufstrip nach Dubai, ihr Waren-Container rollt mit ihnen auf der TAZARA — ein Schneider aus Hong Kong, der einst afrikanischen Politikern preiswerte Diplomaten-Anzüge anpasste und jetzt für einen Mr. Moon afrikanische Opportunitäten ausspäht — ein Kurier, unterwegs mit wertvollen Armbanduhren zur Geldwäsche für Drogen- und Waffenhändler — ein deutscher Unternehmer, der es sich in den Kopf gesetzt hat, in Afrika eine neue Eisenbahnlinie zu bauen.

... Sie alle ahnen nicht, daß der mysteriöse Spielleiter längst das Gleis bestimmt hat, auf dem sie zusammen mit ihrem Zug am Ende abgestellt werden.

### **TAZARA ... die Mission des Weichenstellers**

In jedem grossen Eisenbahn-Netz finden sich abgekoppelte Waggons mit vermissten Inhalten. Eine Aufgabe des Weichenstellers ist es, diese Waggons über sinnvoll gestellte Weichen zurückzuführen, um sie einem geordneten Ablauf zur Verfügung zu stellen.

Fast der gesamte Text besteht aus authentischen Zitaten, die bei einer Reise durch die

Welt des veröffentlichten Wortes, in Büchern, in Journalen, im Internet vorgefunden wurden — abgekoppelt vom Verlauf der Weltgeschichte. Als Weichensteller habe ich diese Zitate über sinnvoll gestellte Weichen zurückgeholt und sie für einen neuen Ablauf geordnet. Auf der rollenden Bühne meines TAZARA-Expresses entsteht die Rekonstruktion eines weltgeschichtlichen Fahrplans, der Einsicht in langfristige Strategien globaler Weichensteller bei ihrem Weltspiel erlaubt.

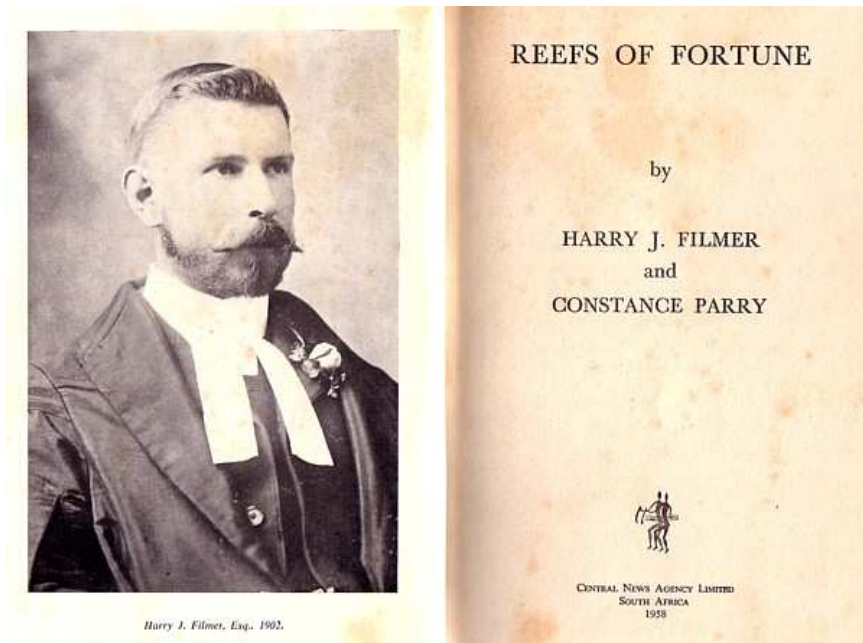
Online gibt es Links, die von markierten Texten zu Original-Zitaten führen sowie zahlreiche, zum Teil animierte Illustrationen: [ww.radiobridge.net/tazaraintro.html](http://ww.radiobridge.net/tazaraintro.html)

Der Zug ist abgefahren!

Am Mittwoch, 22. April 2009, gegen 18 Uhr!

Zugestiegen wurde beim Goethe-Zentrum in Harare.

Der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Simbabwe, Dr. Albrecht Conze, gab das Abfahrtsignal



Die Figur des Spielleiters: Harry J. Filmer, Esq., 1902

Als Glückssucher kam er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Goldfelder Südafrikas. Als altersloser Skeptiker lässt er den TAZARA-Express durch die Weltgeschichte rollen.



## Station 1

**Es riecht nach Russ und nach Altöl. Das ist für meine Nase.**

**Für meine Augen hat beides trüben Film entwickelt auf verbliebenem Glas im rostigen Dachsieb hoch über der zugigen Halle, in jeder Scherbe schillernde Erinnerung an grossartige Ingenieurkunst durch mehr als zweihundert Jahre. ...**

**Das Licht der Sonne bleibt fahl in dieser monumentalen Halle, egal ob morgens, mittags oder abends – nur für Momente fixiert als gleissende, von oben weisende Finger in wandernden Wolken aus Staub.**

**Erst Dampf, dann Diesel, nein – nicht Strom!**

**Die letzten Lokomotiven, die hier rasteten, dann rosteten – sie waren des Bahningenieurs höchste Vollendung jener Entwicklung, an deren Anfang sich das Rad bewegte, das Rad!**

**Mit dem Strom kam die Entmachtung des Rades. Oh, er hat das Rad lange genutzt, der Strom, er brauchte es für seine Existenz, dann hat er selber das Rad angetrieben – mag sein, sogar besser als Dampf und Diesel, aber am Ende macht er das Rad verzichtbar für den Betrieb intelligenter Maschinen, ersetzt es schon jetzt durch endlose Reihen von Buchstaben und Ziffern auf flickernden Bildschirmen von Computern – in denen sich bald nichts mehr dreht.**

**Zum Betrieb von Produktion und Kommunikation wird die Matrix stromgetriebener Maschinen das Rad stumpf dienen lassen als Sklave digitaler Chiffren – als rollendes Elend unter Easten-Robotern.**

**Vorbei die Zeiten, da eiserne Schienen rollenden Rädern die Bahn freimachten zur Eroberung fremder Welten.**

**Oh, ich habe das Geheimnis des Stroms studiert, hier ist der Schalter, der ihn mir dienlich macht für meinen Zweck in dieser Halle. ...**

**KLICK!**

— tazara — tazara — tazara ...



Bin ich der da?  
 Wer da?  
 Der da!  
 Oder — die da? ...

— tazara — tazara — tazara ...

... plötzlich kein eintöniges Dröhnen mehr ... stattdessen:

— tazara — tazara — tazara ...

... wie beim Rollen über eine Brücke! Auf Brücken scheppert es immer, da haben wir ja nicht geschweisst, Brücken gehörten nie zum Programm ...

... Doch keine Brücke ist so lang! ... Ergo: wir sind über den Punkt hinweg, bis zu dem das Geld gereicht hat — keine rüttelfreien Schweissnähte mehr, die Schienen weiter Stück für Stück scheppernd auf Betonschwellen, wie vor dreissig Jahren, jede einzelne versehen mit einem chinesischen Schriftzug, verlegt von fünfundwanzigtausend chinesischen und fünfzigtausend afrikanischen Arbeitern, durch Täler und Tunnel, über Flüsse und Schluchten Ostafrikas ... dreihundertzehntausend Tonnen stählerne Schienen, dreihundertzwanzig Brücken, dreiundzwanzig Tunnel, einhundertsevenunvierzig Eisenbahnstationen ...

„The Great Uhuru Railway“ — „Die Grosse Freiheitsbahn“ ...

— tazara — tazara — tazara ...

... eintausendachthundertundsechzig Kilometer, zwei Nächte und fast drei Tage — wenn der Fahrplan eingehalten wird ...

— tazara — tazara — tazara ...

... das heisst, wir sind der Grenze um mindestens sechshundert Kilometer näher ... auch der Antwort? Oder entferne ich mich von ihr?

Bin ich der da?  
 Wer da?  
 Der da!  
 Oder — die da? ...

Das muss geklärt werden, das ist doch immer geklärt, wenn einer zu erzählen beginnt, oder eine — sonst muss man gar nicht erst anfangen. Wer erzählt das? Das will der doch wissen, oder die da ...

— tazara — tazara — tazara ...

Aber wenn es nicht einmal der oder die weiss, der oder die ‘was erzählen will? Und ich weiss doch nicht, wer von allen hier ich bin ... hat von denen schon jemand begonnen, das hier zu erzählen? Oder bin ich es? ...

Bin ich die, die ich bisher nur gehört habe, aber noch nicht gesehen, die im anderen Abteil.

... Stimmt nicht, ihre Hände habe ich gesehen und ihre Arme, als sie einen Sack voll mit Mangos hereinhob vom Kopf der Frau unten am Ende des Bahnsteigs, als der Zug schon langsam losrollte, und ihre herabreichende, manikürte Hand in die hochgestreckte, rissige Hand ein Röllchen Geldscheine schob.

Aber vor allem ihre Stimme habe ich gehört, und die Stimmen der anderen Frauen im Nachbarabteil ... in einem Abteil nur für Frauen ...

Wer hat das eigentlich eingeführt — Geschlechtertrennung im Zug ... die Chinesen vielleicht? Wie diesen Heisswasserhahn am Ende von jedem Waggon der Ersten Klasse — wofür eigentlich? Für ihre Thermoskannen wahrscheinlich — für frischen Tee — Selbstbedienung!

Ganz anders als unsere Männer, damals wie heute! Haben sich schon immer lieber bedienen lassen, von Frauen, am liebsten wenn diese vor ihnen auf Knien rutschen.

#### FRAUEN TRAGEN DIE HÄLFTE DES HIMMELS

Ha, Mao, alter Schlawiner ... soweit geht die Freundschaft nicht!

... Wenn ich aber der wäre, der da neben der Schiebetür zum Gang, der aussieht wie einer nicht von hier — eher gelb ist der, kein Afrikaner! Hat der damals mitgeschufet? Zu jung dafür! Höchstens vierzig, schätze ich! Da wär’ er zehn gewesen, vor dreissig Jahren ... eher Resultat von Völkerverständigung links und rechts des grossen Streckenbaus, der da an der Schiebetür ... vielleicht ist er doch von hier? ...

Was heisst denn „hier“? Das „hier“ rollt doch! Von hier nach dort — von dort nach hier! Für einen, der erzählen wollte „es war einmal ein Zug“, mag er sogar nur von „dort“ nach „dort“ rollen, irgendein Zug voller Geschichten nach nirgendwo ...

... Und wenn ich alles loslasse und hochspringe, rollt es dann unter mir weg, das „hier“? Ohne mich? Für einen Moment wenigstens?

Er sieht immer her, wenn er glaubt, ich merk’ es nicht, der da am Fenster — weisser Dünkel. Das Auto, das ihn brachte, war von irgendwoher bis auf den Bahnsteig gerollt, direkt zum Einstieg. Hat nicht im überfüllten Bahnhofssaal warten müssen, hat gewusst, wann es wirklich losgeht — um sechs Stunden verspätet.

Und der andere, der sich oben eingerichtet hat, die Decke über’m Kinn, Pantoffeln an den Füßen, die Lackschuhe neben der Plastiktüte. Die hat geklirrt, als er sie oben neben seinem Koffer deponierte, Bierflaschen.

Der kennt sich aus, fährt nicht zum ersten Mal mit — der weiss, daß sie das Bier im Speisewagen mit Eisblöcken kühlen, die schon bei der Abfahrt in einem Metallkasten schmelzen, nach hundert Kilometern ist das Bier warm — wenn's überhaupt noch welches gibt! Der hat sich versorgt, aber kalt kann er's alleine nicht alle kriegen ... ich trinke kein Bier, nie! Woher soll er das aber wissen? Angeboten hat er keins!

Was suchen die beiden Touristen hier? Platzreservierungen werden doch kontrolliert ... Ach — der Pferdeschwanz gehört ja einem Mann! Platz für ein Pärchen? Das können die vergessen! Hier kommen nur Frauen rein! Schade eigentlich ...

Nachmittag sollte es sein, Nacht ist es geworden, sechs Stunden Verspätung! Dar-es-Salaam hat uns wegschleichen lassen, aus seinem Verkehrssumpf, aus seiner brütenden Hitze, aus dem stickigen Kuppelbau seiner chinesischen Festhalle, ohne Strom, nur ein paar Notfunzeln unter der hohen Decke, an den Wänden die prächtigen Kristall-Kandelaber aus China — lichtlos ...

Erzählt nun der da?  
Wer da?  
Der da!  
Oder — die da? ...

— arazat — arazat — arazat ...

Wenn wir in umgekehrte Richtung führen, von West nach Ost?

— arazat — arazat — arazat ...

Also in die Morgenröte?

— arazat — arazat — arazat ...

In die Richtung, in der die Chinesen die Schienen legten ...

— arazat — arazat — arazat ...

... aus Solidarität mit Afrika?

— arazat — arazat — arazat ...

... fänden wir nachts am Bahnhof von Kapiri Mposhi ausreichend starke Lampen, die Schatten vertreiben und Männern mit Helmen helfen sollen, über den Schatz aus Afrikas Boden zu wachen: Schwere, gefaltete Bleche aus Kupfer, herangeschafft aus Sambias Gruben und Schmelzen, gestapelt und bewacht für den Export von Dar-es-Salaam über das grosse Meer nach Fernost.

Dafür hatten die Chinesen ihr erstes grosses Entwicklungsprojekt in Afrika geplant und

gebaut, für jährlich zweieinhalb Millionen Tonnen Ladung — in beide Richtungen ...  
 Bloss, daß kurz nach Fertigstellung der Strecke weltweit die Kupferpreise verfielen und  
 der Hafen von Dar-es-Salaam sowieso nie ausgebaut wurde, mehr als  
 achthunderfünfundsechzigtausend Tonnen pro Jahr kamen nie auf die Schiene.

Und über das grosse Meer aus Fernost kommt auf diese Schiene?

Hoffnung auf ein neues Morgenrot — im Osten? Das liegt hinter uns, wir rollen ja nach  
 Westen ...

— tazara — tazara — tazara ...

... schon daran gewöhnt! Aber die da, die haben's gar nicht bemerkt, ist ihnen egal, ob's  
 scheppert oder dröhnt. Die vielen Millionen Schillinge haben sowieso nicht gereicht, alles  
 zu verschweissen

Nein, nicht tansanische — österreichische Schillinge!

Zehn Jahre später, als die Verträge zur Rehabilitierung der Schienen endlich ausgehandelt  
 ... und andere europäische Partner längst ausgestiegen waren ... da gab es auch in  
 Österreich keine Schillinge mehr, stattdessen Euro, und die reichten 'mal gerade für ein  
 Drittel der Strecke ... Interessiert hier keinen, mich auch nicht mehr ...

Eine Mütze Schlaf schnell noch, kann die kalte Zugluft nicht ab, später, wenn es hoch  
 geht in die Berge. Pech, daß wieder ein muzungu dabei ist — Frischluft-Fanatiker!  
 Schiebt das Fenster immer wieder hoch — bis Tunnelröhren verbrannten Dieselhauch  
 in's Abteil spucken.

Mangos im groben Jutesack! Fingernagellack abgesplittert!

... Und was haben sie an der nächsten Station? Ich glaube, getrockneten Fisch, Fisch aus  
 dem Bergsee. Der wird stinken wenn's wärmer wird, später, wenn's runter geht aus den  
 Bergen ... vielleicht kann ich ihn im Gepäckwagen lassen?

Zwiebeln hab' ich schon, Kartoffeln auch, Tomaten brauche ich noch ... Immer ein  
 schöner Zuverdienst — wenn ich es schnell loswerde, unterwegs und am Ende der Reise!

... Kein Signal im cellphone! In Mpika, beim Betriebswerk der Bahn wird's vielleicht  
 funktionieren, da hat es meistens funktioniert, aber das ist erst die vierte Station nach der  
 Grenze; da arbeiten ein paar tausend Leute für Sambias TAZARA-Verwaltung. die  
 warten schon auf das frische Gemüse aus Tansania ...

... Aber das Auto muss kommen, sonst sitz' ich mit dem ganzen Zeug da! Hab ich das  
 eigentlich noch nötig? ... Krämerseele!

Noch fünf Stationen bis zur Grenzstation Tunduma ...

... Was wollte der Pferdeschwanz? Geld tauschen — für's Visum? Muss meine Dollars  
 zusammenhalten ... hier Tanzania Shilling, dort Kwacha, und was noch — später?  
 Plastiktüten mit Mickymaus-Geld! ... Der amerikanische Dollar ist Eintrittskarte  
 geblieben! Das Visum gibt's nur für greenbacks heute nacht! Mit Euro wirst du da noch

immer nix ...

... Und mit Pferdeschwanz und Französisch schon gar nicht ...

... Ah, non! Hätt' mich nicht auf sie verlassen sollen, hätt' mich gar nicht erst mit ihr einlassen sollen! Aber der wollte das so, dieser Afrikaner da im portugiesischen Café in Harare ... oder ob ich mich etwa mit dem „Lord of War“ anlegen wolle, der zahle schliesslich seine und meine Spesen.

„Seigneur de Guerre“, wollte ich wissen — mit einem Hollywood-Gespenst anlegen? Und ich dachte an Nicolas Cage im Kinofilm vor zwei Jahren.

Nein, mit dem echten „Merchant of Death“, sagte er, und bestellte noch zwei Espresso.

Er will einen Mann im Zug, 'ne Frau als Kurier ... und zum richtigen Zeitpunkt will er selber mitspielen ... Mitspielen?

Diese Damenuhr macht sich unauffälliger an ihrem Arm, n'est-ce pas? ... Aber hier brauchen wir argent — cash! verdammt noch mal! Bringt die Uhr, aber keine Dollars!

Der hat ihn abblitzen lassen ... und mich hat er gar nicht erst gefragt ...

Weisse Dünkel, mit und ohne Pferdeschwanz! ...

... Aber bevor er die Hand von der Schiebetür nahm, hab ich's gesehen! Das war ein LANGE & SÖHNE DATOGRAPH, Handaufzug, in Platin mit Faltschliesse!! Ganz ohne Zweifel! Schwarzes Zifferblatt — ‚schwarzes Gesicht‘ sagen Sammler dazu, übergrosse Datumsanzeige ... dreissigtausend Dollar mindestens, oder mehr! — Zuletzt wo gesehen? ... Auf der Rennbahn! ... An schwarzem Krokodilleder-Armband unter weitem Seidenärmel! Wer sich für dreissigtausend oder mehr 'ne Armbanduhr leistet — und einen Stall voller Rennpferde, der braucht keinen Schneider aus Hong Kong! ...

Ausser Spesen nichts gewesen! ... Na ja, lag auf dem Weg ... Dubai ... werd' ich Mr. Moon erklären müssen ...

Aber, der da, mit dem Pferdeschwanz und den ausgefransten Jeans?

— tazara — tazara — tazara ...

Wer schneller als wir mit dem Zug in Kapiri Mposhi sein will, hat in Dar-es-Salaam einen Bus bestiegen. Gelegentlich kreuzen die TAZARA-Schienen den TANZAM-Highway, geteert, zweitausendvierhundert Kilometer lang.

In Sambia heisst die Strasse Great North Road. Ich weiss, sie ist Zentralachse des Drogenschmuggels zwischen Ost- und Südafrika — und eine Avenue der Straßenprostitution. Sambia gehört zu den Ländern mit der höchsten HIV-Infektionsrate. Sie weiss das hoffentlich auch ... an der ersten Station nach der Grenze soll sie in einen Bus wechseln.

Und ich? ...

Soll im Zug aufpassen, ob es zu einem Gipfeltreffen kommt? ... Und dann rufen:

„OHNE SPONSOR — KEIN GIPFELTREFFEN“?

Als Code für den „Merchant of Death“?

Ist der da Viktor? Oder bloss sein Handlanger?

Ich sollte mehr erfahren über ihn ... Mr. Moon würde das interessieren ...

Oh nein, wir sind nicht die einzigen an Bord, die Geschichten erzählen können ...

Ich, der weiss, wie Anzugstoffe und Armbanduhren zusammenpassen

Ich, der heimliche Kurier

Ich, der mehr weiss über Eisenbahnbau als jeder andere hier

Ich, der ewige Animateur

Ich, die es nicht nötig hätte, sich die Maniküre verderben zu lassen

Ich, der Sponsor des ganzen Unternehmens

Oh nein, wir sind nicht die einzigen an Bord, die Geschichten erzählen können ...

Geschichten — huschend wie Nachtschatten über verstummtten Hütten, flatternd wie Lichtbänder über dunklen Feldern, an Berghängen hochkriechend, entlang Schluchten taumelnd, vorbeischleichend an rostenden Wracks von Waggons, die aus der Kurve flogen — und an bleichen Schädeln von Elefanten, Überbleibsel nächtlicher Begegnung auf der noch warmen Schotterstrecke, vorüberzuckelnd an Signalmasten aus Zement, die von Anfang bis Ende den Strang aus Eisen begleiten. Keiner ist umgefallen in dreissig Jahren, doch die Drähte dazwischen sind gekappt ... den Dieben haben sie hoffentlich zu vollen Bäuchen verholfen, elektrischen Signalen stehen sie nicht mehr zur Verfügung!

Die Gedanken sind frei ... Geisterstunde ... bis auf weiteres sind wir abgenabelt vom Globalen Dorf!

Geschichten ... rüttelnd und wankend wie Brücken ...

— tazara — tazara — tazara ...

Geschichten ... fauchend und stinkend wie Tunnel ...



## TEIL 3

*"Die Fremde spielt sich im Kopf ab;  
man nimmt sie mit, wie weit auch die Füße tragen."*

### HEIMAT ?

"Wo bist Du eigentlich zu Hause?"

*"In most languages there is no precise translation for the German word 'Heimat'. It does not necessarily refer to where someone was born or the area where he grew up. 'Heimat' is where a person feels at home, identifying with the physical and human environment..."*

*(Press and Information Office of the Government of the Federal Republic of Germany, Bonn, Kalender 1987)*

Zu Hause? Ich habe ein Haus in Deutschland, und ich habe ein Haus in Afrika.

Kurz nach dem Jahreswechsel 1986/87 stehe ich frierend an einer Grenze, die mich von meiner Heimat trennt – meine Heimat?

Seit 23 Jahren war ich nicht mehr dort, wo ich geboren wurde, wo ich in der Schule Karl Marx las – und zu Hause Karl May, mein erster Zugang zur Welt exotischer Völker.

*"We all have to leave our 'Heimat' just as we have to leave childhood. 'A man must go out and face the hostilities of life' Schiller says in his poem 'The Bell'. We would not grow up if we were to stay in the security of prenatal and childhood existence. It is an old image of life that describes our having to leave our 'Heimat' and enter a part of the world unknown to us..."*

*(Helmut Gollwitzer, Theologian, 1982 – Kalendertext 1987)*

Ich habe uralte Männer und Frauen gesehen in den Bergen und Tälern, auf Ebenen und Inseln – in Asien, in Südamerika, in der Karibik und im Südpazifik – und nun in Afrika,

die in ihrem Leben nie weiter weg waren von zu Hause als ihre Füße sie tragen konnten, und die alles Glück und alle Grausamkeit der Welt durch die Spanne ihres Lebens in Weisheit verwandelten. Eine Weisheit, die es ihnen und ihren Vorfahren erlaubte, in Bescheidenheit zu leben – und ihren Nachfahren eine Heimat zu geben.

Wir haben uns angewöhnt, von einem Nord-Süd-Dialog zu sprechen. Also kehrte ich von diesen Männern und Frauen im Süden immer wieder zurück in den Norden, um diesen Dialog zu befördern, kehrte zurück zu tauben Ohren, in eine Welt der Unbescheidenheit, des Überflusses, in eine Welt der ausufernden Technologie ohne Weisheit. Deren Botschafter begannen früh – als Missionare, als Kaufleute, als Soldaten – auszuschwärmen, einen Dialog haben sie nie gesucht.

Ich gehöre einer neuen Kategorie dieser Botschafter an, entsandt als Experte des Nordens für den Süden. Wir Experten können weiter laufen als die Füße tragen. Wir sollen bringen, nicht suchen – wir bringen Hilfe, genormt nach der Bundesbauordnung, geordnet nach dem nördlichen Maß aller Dinge, eingepaßt in politisch-ideologische Konzepte, vor dem Hintergrund ökonomischer Interessen. Geben und Nehmen – ist das der erwünschte Dialog?

Jetzt bin ich in Afrika – auf Zeit – zu Hause. Ich suche nach dem, was Heimat ausmacht, für mich – und für die Menschen, unter denen ich lebe in der Fremde. Was fremd ist, verunsichert, macht gelegentlich sogar Angst. Angst wirft zurück auf vertraute Normen, blockiert die Sinne für neue Erfahrungen und vereitelt jede Bereitschaft zur Überprüfung eigener Werte, auf beiden Seiten. Da beginnt die Schwierigkeit des Dialogs.

Mein Absender, die Bundesrepublik Deutschland (der Norden), sorgt dafür, daß ich etwas zu verschenken habe (dem Süden) – *public relations*:

Die Kalender hat mir rechtzeitig vor Jahreswechsel ein Beamter der deutschen Botschaft (West) in Harare / Zimbabwe stapelweise überreicht. Ich habe sie gerne weitergegeben – nach zwei Jahren in Afrika schon wieder ein bißchen geneigter, Bilder aus der Heimat zu betrachten – und so schöne:

*Week 1 (December 1986 / January 1987)* – Nur ein Bild, Sonnenuntergang an der Nordsee, Strand schon im Schatten, zwei Menschen als Silhouetten weit hinten. Text:

*"Someone walking across the mudflats at low tide, alone with his thoughts, might be inspired to reflect on something scientists feel fairly sure about, i.e. that life originated in the sea some time in the distant past."*

Die Bilderreise durch den Kalender von Nord nach Süd – Watt, Torf, Fachwerk, Schlösser, Industrie, Kirchen, Brunnen, Berge – endet bei:

*Week 1 (December 1987 / January 1988)* – Drei Fotos: 1. ein strahlender Glatzkopf mit Vorschlaghammer, 2. zwei Azubis mit Mercedes-Stern auf blauem Kittel, der eine blond und schüchtern, der andere forsch und *coloured*, 3. ein billiger Jakob, eine Staude Bananen feilbietend, vor einem Kartonstapel mit mehr *bananas*. Text:



*"'Heimat' is knowing where you come from and where you belong. It is where you have found your place in life, your livelihood. It is where your family and your friends live. In brief it is where you feel 'at home'."*

Ich habe mich für fast drei Monate verabschiedet beim Partner in Afrika mit diesem Kalender als Präsent.

"Ich gehe heim – nach Hause."

"Wo bist du eigentlich zu Hause?" hat er gefragt. "Was ist Heimat?"

Natürlich auf Englisch, das ist die Sprache, in der wir uns verständigen. Daheim spricht er Shona, daheim spreche ich Deutsch.

*"The English word 'home', used in a broad sense, probably comes closest to rendering the meaning of 'Heimat'."*

*(Press and Information Office of the Government of the Federal Republic of Germany, Bonn, Kalender 1987)*

Mein Partner hat es schwer, seine Leute auf den deutsch-deutschen Unterschied zu trimmen. Gelegentlich zeigen sie im TV zum richtigen Botschafter den falschen Namen, der Name des DDR-Botschafters (der Tage zuvor eine Ladung Kinderbücher übergeben hat) zum Bild des BRD-Botschafters, der gerade einen Vertrag über 32 Millionen Mark technischer Hilfe unterschreibt. Am nächsten Morgen bekommt der BRD-Botschafter Genugtuung: Ein kleinlauter Anruf meines Partners, der um Entschuldigung bittet.

Das Verständnis bei der BRD-Botschaft hält sich in Grenzen – sie geben sich solche Mühe, und das ist der Dank. Dabei ist es kein böser Wille: "West Germany" – "East Germany", die Unterscheidung wäre so einfach, aber das Bonner Auswärtige Amt besteht auf "Federal Republic of Germany" – ist das keine "German Democratic Republic"?

Bonns Botschafter laden weltweit – also auch in Zimbabwe – zu einem nationalen Feiertagsempfang, der bei meinem Partner zu einem gründlichen Mißverständnis führt:

Was war am 23. Mai 1949?

Small Talk unter den Fahnen Westdeutschlands und Zimbabwes sowie drei Bildern: Links Präsident Canaan Banana, rechts Premierminister Robert Mugabe, in der Mitte Richard von Weizsäcker.

Vor gut einem Monat, am 18. April, hatten die Zimbabwer den Fünften Jahrestag ihrer selbst erkämpften Unabhängigkeit gefeiert. Von solchem Kaliber sind nationale Feiertage in Afrika. Das Mißverständnis nimmt seinen Lauf.

"Wollen wir anstoßen auf den Tag Eurer Unabhängigkeit?" fragt mein Partner, und in seinem trockenen Martini klingeln die Eisstücke.

Mit dem Klingeln wird mir bewußt: Wir haben keinen Tag der Unabhängigkeit, zu Hause ist der 23. Mai nicht einmal ein Feiertag. Was hier und heute gefeiert wird, heißt (kleingedruckt) im schon zitierten Kalender:

*"Promulgation of the Basic Law (Constitution) of the Federal Republic of Germany (1949)."*

Mein alter Chefredakteur Harry Pross nannte den Vorgang einst "Restauration".

Jetzt klingeln die Eisstücke in meinem Gin Tonic – anhaltend – zur Überbrückung der Denkpause:

Vor vierzig Jahren ging in Deutschland kein nationaler Befreiungskrieg zu Ende. Soldaten der Großdeutschen Wehrmacht, die im letzten Moment dem Größten Feldherrn aller Zeiten (Gröfaz) die Treue aufkündigten, wurden vielmehr noch eiligst vor Erschießungskommandos gestellt, von Richtern, die eben diese Verfassung, die wir heute feiern, als Basis neuer Karrieren nutzten – einer schaffte es in dieser demokratischen Republik bis zur Besetzung eines Ministerpräsidenten-Sessels.

*Reconciliation*, denke ich, "Versöhnung" – das Schlüsselwort der Politik Robert Mugabes – ist das mit dem zu vergleichen, was damals bei uns passierte? Der alte rhodesische Geheimdienstchef, verantwortlich für Tortur und Morde, von Mugabe im Amt behalten, Ian Smith, verantwortlich für Zehntausende Gefallene und für die Etablierung von Mordbanden im heutigen Mozambique, als honoriges Mitglied im neuen Parlament!

Aber nein, diese Verfassung im neuen Zimbabwe ist nicht selbst gewählt – noch nicht im sechsten Jahr der Unabhängigkeit. Sie ist ein zeitlich limitierter Kompromiß, festgelegt von Notaren im britischen *Lancaster House*. Die Zimbabweer sind noch nicht Herr im eigenen Haus, aber auf ihrem Handlungsplan steht keineswegs Restauration – der lange Weg des Aufbruchs hat eben erst begonnen. Als Wegbegleiter wird akzeptiert, wer bereit ist, zu lernen.

Während das Eis in meinem Glase schmilzt und ich meinem Partner die Antwort schuldig bleibe, beginne ich zu verstehen, daß ich Zeuge u n d Objekt eines Prozesses bin, der noch einmal die Chance für Lernfähigkeit eröffnet, für mich ganz privat, aber vor allem für dieses Volk im kleinen Zimbabwe und seine Partner in der großen Welt: Im nächsten Jahr wird Robert Mugabe den Vorsitz der Blockfreienbewegung übernehmen, und in der Machtzentrale des einen weltbeherrschenden Blocks hat ein mühsames Umlernen schon begonnen.

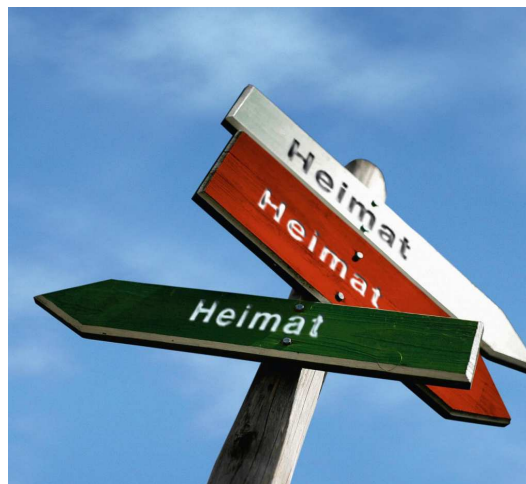


Foto: <https://vile.gemeinsamlernen.de>

## WEG AUS DER ENGE

In diesem Winter 1986/87 erinnert Mitteleuropa an Bilder aus dem tiefsten Sibirien: "Wie der Stahl gehärtet wurde" – Ostrowskis Epos über den kollektiven Bau einer Eisenbahnlinie durch die froststarre Taiga.

Ich habe eine verschwommene Erinnerung an diesen Entwicklungs- und Erziehungsroman aus den Dreißigern, in den Fünfzigern Pflichtlektüre in der Karl-Liebknecht-Schule zu Bernsdorf. Hängengeblieben ist der Eindruck von tödlicher Kälte, wie sie jetzt in unser Auto kriecht, durch alle Ritzen, und trotz auf Höchstleistung laufender Heizung die Innenseiten der Scheiben mit Frosträndern beschlägt.

Es geht schon seit geraumer Zeit bergauf, zwischen meterhohen Schneewänden, vorbei an vereinzelt Ferienhäusern und kleinen Pensionen, die unter Panzern von Eis verborgen bleiben, ausgewuchert zu Eiszapfen-Palästen. In engen Kurven sind Lastkraftwagen mit schwerer Fracht liegen geblieben, schwarzer Gummi hat sich in schartigen Eismulden abgerieben. Wir ziehen mit 75 PS und Vorderradantrieb vorbei, und schaffen es dennoch nicht vor Einbruch der Dunkelheit. Die Hinweisschilder sind zugeweht, wir schlittern in eine hohle Gasse aus Schnee und Eis, kärglich beleuchtet durch Bogenlampen hinter Vorhängen von treibenden Flocken.

Zinnwald, Staatsgrenze der DDR, Übergang von der CSSR – ein Mann und eine Frau mit westdeutschen Reisepässen, die als Wohnort Harare / Zimbabwe ausweisen, begehren Einlaß. Für den Transit gibt es eine Laufnummer. Die DDR-Botschaft in Harare hatte bestätigt, für die Unterbrechung der Durchreise sei ein Visum nicht erforderlich – stimmt, aber nun ergibt sich ein anderes Problem: Die Laufnummer soll auch das Herkunftsland der Transitreisenden vermerken, doch die Buchhaltung des DDR-Außenministeriums erweist sich als unzuverlässig. Der abgegriffene Katalog, der die Länder der Welt durchnummeriert, registriert unter "Z" Fehlanzeige. Ich rege an, unter "S" nachzuschlagen: Das Bonner Auswärtige Amt schreibe das afrikanische Land mit "S" – "Simbabwe" (und denke an deutsch-deutsche Gemeinsamkeiten).

"Ooch nich," sagt die Dame von "Intourist", und da steigt in mir ein Verdacht auf.

"Vielleicht versuchen Sie es mal unter 'R' wie Rhodesien," schlage ich vor.

"Nu ja, da hammers ja!" Erleichterung, sächsische Bürokratie kann ihren Lauf nehmen – nummernmäßig.

Wir schlittern bergab Richtung Elbe, durch heimelig erleuchtete Kurorte, hinter Schneewehen am Wegesrand lockt die Wärme eines Cafés. Doch Halten ist unmöglich: Die Einfahrt ist blockiert durch Schneemassen. Es wäre Zeit, den Tank aufzufüllen. Am Ortsausgang Licht in einer Tankstelle, die Zufahrt blockiert durch Schneemassen.

Will hier keiner ein Geschäft machen?

Zwei Scheinwerferstrahlen drängen uns an den Wegrand, ein Militär-LKW donnert vorbei, die Rücklichter sind bald vom Schneetreiben verschluckt.

Vorsichtig nehmen wir die Fahrt wieder auf.

Nach zwei Kilometern springt eine winkende Gestalt in den angestrahlten Schneewirbel. Dahinter rechts die dunkle Silhouette eines liegengebliebenen PKW.

"Gönne uns wohl een Gefalln dun? Mer sin liechengebliem!" Eiszapfen am Bart, der Atem gefriert sofort zur Frostwolke.

"Was ist denn das Problem?"

"Nu – die Badderie is alle. Bin schon zwanzsch Gilomedter runnergeloofen un widder hoch. Mer missen abgeschlebbd wern."

"Aber war das nicht eben die Volksarmee, die vorbeigefahren ist?"

"Nu – die helfn doch nich! Däden Se uns wohl den Gefalln?"

Nach zwanzig Kilometern eine Tankstelle – ohne Schneeblockade. Eine Hand kommt durchs geöffnete Fenster.

"Is'n Johannisbeerligör aus der Gehend. Nehmses als Dangescheen!"

Ankunft im Hotel "Newa", für die erste Nacht in Dresden zugewiesen am Grenzkontrollpunkt durch "Intourist".

"Haben Sie aus Zinnwald eine Reservierung für uns erhalten?"

"Nee – nich für Sie, bloss für zwee Leude aus Zimbabwe."

"Ja, das sind wir!"

"Abber, Se sin doch geene Afriganer!"

Die Koffer haben wir selber hereingeschleppt, jetzt geht es um eine Hotelgarage. Ein Batterietod in der Frostnacht soll vermieden werden.

"Mer ham nischt mehr frei!"

Der Hinweis auf 170 Westmark für eine Übernachtung hilft schließlich weiter, der Privatwagen eines Hotelangestellten wird aus der Box der Tiefgarage in die gähnende Leere des Untergeschosses gerollt. Endlich betreten wir unser Zimmer im siebten Stock – und gehen rückwärts wieder raus: Wir haben eine Sauna gemietet. Eine Etagenkraft des Hotelkaders klärt uns auf – die auf voller Pulle laufende Heizung läßt sich leider nicht regulieren. Also strömt die zentral angelieferte Kraftwerkwärme durch weitgeöffnete Fenster in die Dresdener Nacht.

Die lockt zu erster Erkundung.

Nach einigem Suchen finde ich den Bierkeller am Alten Markt, in dem ich mit Muttern auf Ausflug vom Dorf in die Großstadt 1956 Kasseler mit Sauerkraut gegessen hatte. Unsere Mäntel werden an der Garderobe gegen zwei Groschen entgegengenommen.

Wir steigen die Treppe hinab und finden uns am Ende einer Schlange wieder, die geduldig darauf wartet, daß im Restaurant der eine oder andere Platz geräumt wird – das kann Stunden dauern. Jedesmal, wenn ein Ungeduldiger die Schwingtür öffnet, tönt es vollkehlig aus dem warmen Säulensaal: "Es zieht!"

Wir nehmen unsere Mäntel wieder und erklettern nach weiterem Irren durch menschenleere Straßen den ersten Stock eines Etablissements, das vor dreißig Jahren erste Adresse sozialistisch-kulinarischer Solidarität war: Ein ungarisches Speiserestaurant.

Hier ist es zwar leer, aber der (deutsche) Kellner schränkt sofort die Wahlfreiheit ein – auf einem Podium im hinteren Teil (nahe der Küche) möchten wir bitte Platz nehmen. Vier bis fünf Tischbesetzungen beobachten unseren Widerstand, selber brav auf ihren vermutlich ebenso angewiesenen Plätzen. Die ganze Fensterfront ist frei, wir werden zu Dissidenten – und genießen bei Gulasch und Rotwein den Blick auf eine einsam rumpelnde Straßenbahn.

"Laß uns morgen früh durchfahren bis Bremen," sagt meine Frau, aber ich will mir die Annäherung an meine Heimat nicht nehmen lassen (und außerdem haben wir schon 180 Westmark für die nächste Übernachtung in Weimar bei "Intourist" hingeblättert).

Der Zwinger ist am nächsten Morgen unser Ziel, ich will noch einmal die "Sixtinische Madonna" sehen, vor der ich atemlos als kleiner Junge stand. Beinahe hätte ich sie verpaßt, denn ein kleiner dicker Sachse erwischt uns im Ersten Stock, hat uns fix ausgemacht als Westler und verwickelt uns in ideologieträchtige Diskussionen. "Gorbatschow" ist sein Thema – und sein rotes Tuch. Verblüfft nehme ich zur Kenntnis, "daß der Mann erschossn geheerd". Ich merke bald, das Weltbild des alten deutschen Kommunisten ist durcheinandergeraten.

"Das gehd doch bloß uf unsre Gosdn," wettet er, "nach außen midn Ameriganern scharwänzln un nach innen fesde druff!"

Konsequent ist er aus der Partei ausgetreten und bewacht nun die alten Meister in Dresdens Zwinger-Galerie.

Im Eingang des "Newa"-Hotels steht bei unserer Rückkehr plötzlich auch eine Wache, das riesige Foyer dahinter ist düster und menschenleer. Wo sind an diesem Tag mitten in der Woche all die Hotelgäste?

"Nu – mer machen sauber!" sagt der Wächter und läßt mich ausnahmsweise noch mal rasch aufs Klo. Der gesamte Geschäftsbetrieb ist für vierundzwanzig Stunden eingestellt, die Planwirtschaft holt Atem – koste es, was es wolle.

43 Kilometer hinter Dresden radelt ein Bauer am gelben Hinweisschild vorbei.



Foto: KJS

"Bernsdorf" – der Name hat sich nicht geändert, obwohl der Ort inzwischen Stadtrechte erhielt.

"Zuerst kommt der Bahnhof, dann ein Wäldchen," will ich erklären, aber da sind wir schon an ihm vorbei – und das Wäldchen – noch immer vorhanden – ist auch schon vorüber. Die Welt ist kleiner geworden, seit ich als Junge, mit dem Milchtopf in der Hand, die Strecke zu bewältigen hatte.

Ich bremse, das Haus meiner Kindheit steht in winterlicher Nachmittagssonne, gealtert, aber in erinnerter Kontur zur Linken. Große Mörtelflächen sind abgefallen – es ist mit mir älter geworden, denke ich. Mein Blick schweift über die Nachbarschaft – mein Gott, die Zeit ist stillgestanden. Verfall ja, aber wenn Altern Entwicklung meint, dann haben wir beide – das Haus und ich – sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Als ich aus dem Wagen steige, trete ich in ein altes, vergilbtes Bild.



Foto: KJS

Der Hof: Die Tür zu unserem alten Schuppen steht offen, dort hinten ist unser Feuerholzplatz, ein "Scheitlahaufen" wie damals – der Garten, unverändert. Nein, die Kaninchenställe von Opa Hayden fehlen, der mir seine Karl May-Bände lieh und in dessen selbstgebasteltem Radio wir Kinder Westfunk hörten – illegal – "Der Onkel Tobias vom RIAS ist da". Opa Hayden hatte mir die erste schmerzliche Erfahrung im Umgang mit Geld vermittelt: Eine geschenkte Banknote mit unzähligen Nullen, in der Hand des Sechsjährigen schon eingeplant für die Anschaffung eines Motorrades, erwies sich als wertloser Inflationsschein.

Namensschilder an Briefkästen im Treppenhaus. Ist da noch jemand, den ich kenne? Der Schneider Panitzek in der Wohnung über uns! Ich ziehe meinen Handschuh aus, klappe die Ohrenschützer der etwas zu kleinen Fellmütze zurück – diese Mütze, eine "Russen"-Mütze, erst jetzt fällt es mir ein, schenkten mir die Eltern zu einem Weihnachtsfest in diesem Haus! Der Mantel, ihn trug mein Vater hier!

Beides wurde zur Ausrüstung des Afrika-Heimkehrers im deutschen Winter, unbedacht in Bremen zusammengeklaut aus Kellerbeständen, weil Winterkleidung nurmehr für Urlaubswochen nötig wird.

Es schellt irgendwo hinten in der Wohnung.

"Ja, bitte?" Die ältere Frau, die geöffnet hat, schaut fragend auf die Fremden.

"Mein Name ist Klaus Jürgen Schmidt..."

"Die Schmidts wohnen schon lange nicht mehr hier!"

Aber noch bevor ich die nötige Erläuterung geben kann, schallt es aus einem der hinteren Räume: "Der Klaus!"

Das war's! Nun hatte mich die Vergangenheit ganz eingeholt, nicht nur als Bild, sondern auch akustisch. "Klaus" – wie ein Echo meiner Kindheit hallt es durchs Treppenhaus. Ich kann es kaum kapiern.

Als wäre ich nur mal eben von einem längeren Ferientaufenthalt zurückgekommen – damals etwa aus Kühlungsborn an der Ostsee – sitzt der alte Panitzek gegenüber vom Kachelofen und fragt mich aus.

"Wo lebt ihr jetzt, in Zimbabwe? – Laß mal sehen – das ist doch dieser südliche Teil der ehemaligen Rhodesischen Föderation!" – Wom!

"Wohnt ihr in Salisbury? Nein – nein, das heißt doch jetzt Harare!" Womm!

"Ja, ja – euer Premierminister Robert Mugabe ist bei uns häufig auf dem Bildschirm!" Wommm!

Also, aus der "Lausitzer Rundschau" kann der alte Panitzek sein Wissen nicht ausschließlich bezogen haben, und ich versuche mir vorzustellen, was wohl ein BRD-Rentner mit dem Begriff "Zimbabwe" anzufangen wüßte.



Foto: KJS

"Ihr mögt ja materiell einen weiten Vorsprung haben," sagt der alte Panitzek, "aber unser Bildungswesen, gerade all das, was die Entwicklungsländer angeht, da sind wir nicht schlecht versorgt."

Unglücklicherweise hapert es in diesem Winter in der Dresdener Straße 62 zu Bernsdorf mit der Wasserversorgung, vor allem im sanitären Bereich. Wie sehr mich das an die Kindheit erinnert: Wie in den fünfziger Jahren hat das Eis die Wasserrohre in den Außenwänden gepackt. Die Etagen-Plumpsklos sind zwar durch Wasserspül-Klosetts ersetzt, aber da die Zuleitungen eingefroren sind und nichts mehr plumpst, wird das Spülwasser in Eimern auf die Etagen geschleppt.

"Fortschritt, mein Freund, wird bei uns unter anderem an der Zahl von Wasserklosetts gemessen, die seit Gründung der DDR installiert wurden," sagt mir später ein Bekannter mit Zugang zu Planungs- und Statistikdaten.

"Wir bauen zum Beispiel auch Waschmaschinen nach Plan. Dennoch wirst du kaum eine in den Läden finden. Wie kommt das? Die sozialistische Planerfüllung funktioniert real so: Der Betrieb schafft nur 80 Prozent des vorgegebenen Plans – das ist von Anfang an klar. Die nächst höhere Ebene, politisch verantwortlich für die Erfüllung des Solls, meldet dennoch 100 Prozent Planerfüllung nach Berlin. Auf dem Weg durch die zentralen Büros verwandelt sich das Produktionsergebnis auf wundersame Weise schließlich in eine Übererfüllung des Solls – sagen wir 120 Prozent. Mit Waschmaschinen lassen sich dringend benötigte Devisen erwirtschaften – die tauchen dann im Versandhandel bei euch im Westen auf. Also wird ganz oben entschieden: 80 Prozent in den Export, 40 Prozent für den eigenen Markt. Es sind immer diese 40 Prozent, von denen wir leben!"

Draußen sinkt die Sonne. Drüben an den Holzbauwerken zieht eine Diesellok Güterloren vorbei. Im Winter der Fünfziger pflegte der Mann auf der Dampflok nachts langsamer zu fahren, damit wir Kinder hinten auf die Waggons aufspringen und unseren wartenden Freunden Braunkohlebriketts zuwerfen konnten – bis einer vom Schäferhund der Vopo-Wache gebissen wurde.

Unsere Bande nannte sich "TIMUR" – nach Arkadij Gaidars Jungen-Roman "Timur und sein Trupp". Wir trugen die blauen Halstücher der Jungen Pioniere – mit Stolz in jener Zeit von gemeinsamem Aufbau. Wir sammelten Altpapier, Lumpen, Eisen, Glas, Knochen und Eichel in immer neuen Wettbewerben; der kleine Klaus hatte seinen Mark Twain gelesen, kaufte Mitschülern als verkappter Tom Sawyer gegen Pfennigbeträge den Trödel ab und erschlich sich den begehrten Platz im Bus zur Rundfahrt durch den Thüringer Wald. Wir organisierten mit Begeisterung die Kolonnen für den Aushub der Gräben entlang der Sraßenzüge im Dorf, das Netzwerk erster Wasserleitungen. Das war Klausis erster Zugang zum Mediengeschäft: Ein Artikel im Zentralorgan der "Jungen Pioniere" – und zehn Abo-Werbungen, die als "Selbstverpflichtung" vom Arbeitseinsatz freistellten. Der Schneider Panitzek fand damals eine andere Lösung: Er hatte Sorge um seine nur Nadel und Faden gewohnten Finger und kümmerte sich lieber um den Nachschub voller Bierkrüge von "Baldermann", den Radeberger Bierstuben zwei Häuser weiter, als selbsternannter Zeremonienmeister der freiwilligen Aufbauschicht.

Sonntagvormittags die Botschaften von "Onkel Tobias vom RIAS" bei Opa Hayden im Radio, nachmittags am einzigen Schwarz-Weiß-Fernseher des Ortes im Clubraum der Zinkweißhütte die patriotischen Botschaften sowjetischer Jugendfilme.

In einem Winter wie diesem lauern fünf Jungen und zwei Mädchen hinter der Gartenmauer bei Oma Lehmann. Endlich meldet der Ausguck: "Die Luft ist rein!"



Oma Lehmann zieht mit dem Schlitten zum KONSUM. Sieben Kinder mit blauen Halstüchern stürzen auf ihren Hof. Eine Stunde später ist der vormittags angelieferte Berg Braunkohle durch das Kellerfenster geschaufelt, mit dem letzten Stück malt Klausl fünf Buchstaben an die Mauer: TIMUR, und dann wartet die Bande im Versteck auf die Rückkehr von Oma Lehmann. Die kriegt fast einen Herzschlag, als sie den leeren Hof betritt. Sieben Kinder mit glühenden Wangen schultern ihre Schaufeln und schleichen von dannen.

Im Abfall der Holzbauwerke, sorgfältig für Küchenherd und Kachelofen das Jahr über auf dem Holzhackplatz gestapelt, findet Klausl in einem Sommer ein Stück, das sich mit Hilfe eines Schnitzmessers bald in die Form eines Gewehres verwandelt. Zwischen Bohnen- und Tomatenranken wird mal "Old Shatterhand", mal "Rotgardist" gespielt – bis sich im Zweiten Stock ein Fenster öffnet.

"Ihr Lausejungen! – Haben euch eure Eltern nichts besseres beigebracht?"

Die sonst so stille Nachbarin, die sich an Hausfesten nie beteiligt, an der sich im Treppenflur die anderen Bewohner scheu vorbeidrücken – sie schreit sich jetzt die Lunge aus dem Leib.

"Die Hand soll euch verdorren, wenn ihr noch mal ein Gewehr anfaßt!"

Aber es ist doch nur ein Stück Holz, denkt der kleine Junge und beschwert sich abends bei Vatern.

"Die Zeilern soll sich bei ihren Kommunistenfreunden beschweren, die laufen doch schon wieder mit der Knarre 'rum," bekommt der Junge zu hören.

"Aber sie war doch im Lager," beschwichtigt Muttern.

Im Lager?

Einige Monate später gehen alle Klassen der Karl-Liebknecht-Schule geschlossen zu einer Nachmittagsvorstellung ins Dorfkino. Danach kann Klausl nächtelang nicht schlafen, und die Eltern beschweren sich beim Schulleiter – eine Zumutung für die Kinder!

Der kleine Junge hat Berge von Leichen zu sehen bekommen, Verbrennungsöfen, ausgemergelte Überlebende des Konzentrationslagers von Auschwitz. Zu Hause wird darüber nicht gesprochen. Aber Klausl sieht nun die Zeilern mit anderen Augen, und irgendwann hat er ihr heimlich einen Schuhkarton mit Tomaten und Bohnen vor die Tür gestellt.

Wenig später fehlt eines Montagmorgens der Schulleiter beim Fahnenappell.

"Seid bereit – immer bereit!" grüßen die Schüler, nur wenige tragen keine blauen Halstücher. Dann geht das Gerücht um: "Der ist weggemacht! Nach'm Westen!"

Es wird schick, keine blauen Halstücher mehr zu tragen. Bald gibt es zwei Gruppen in der Dorfjugend – die eine, die weiter zum Konfirmandenunterricht geht, die andere, die sich auf die Jugendweihe vorbereitet. Im Winter tragen beide Gruppen heftige Schneeballschlachten aus, der Widerborst wird schließlich in den Schulunterricht getragen.

Künanz weigert sich eines Tages, ein Gedicht von Heinrich Heine vorzutragen, das er "gottlos" nennt. Es gibt Tränen und einen Kinderaufstand. Eine Delegation rennt aus dem Schulgebäude, es soll Beschwerde geführt werden beim Dorfpastor. Klausl ist dabei – Künanz ist sein Freund, und seit geraumer Zeit gehört er auch zu den Konfirmanden.

Der Pastor macht nicht auf. Durchs Fenster informieren ihn die aufgeregten Jungen und Mädchen über den "Gottesfrevel", der Geistliche wird blaß und schließt das Fenster. Am nächsten Sonntagmorgen ist die Kanzel leer – am Nachmittag weiß es jeder im Dorf:

Der Pastor ist weggemacht.

Klausi beginnt zu träumen.

Beim Weihnachtsfest im Betrieb des Vaters hat er zwei Bücher geschenkt bekommen mit Fotos von einer Afrika-Safari des Dresdener Zoo-Direktors: Giraffen, Löwen, Elefanten – und mit Bildern von fremden Menschen, Massai in Kenia.

Die Reste von "TIMUR" bauen am Waldsee ein Floß, Unterstände aus Reisig und Laub werden zu afrikanischen Hütten. Klausi trifft Künanz im Busch.

"Dr. Livingstone – *I presume?*" – sehr falsch ausgesprochen, Englisch steht nicht auf dem Lehrplan der Karl-Liebknecht-Schule, dafür Russisch.



Foto: VEB Lessing-Druckerei, Kamenz

Die Klassenbesuche in den "Russenslagern" am Dorfrand werden genutzt, um von den Soldaten "Machorka" zu schnorren. Der wird beim Kriegsrat aus Vaters Ulmer geraucht.

Eines Tages sind die wilden Tiere im Dorf, ein Löwe, ein Elefant, ein Dromedar. Im Luna-Park wächst das Viermastzelt des Zirkus MOCK, und Klausi schwänzt den Unterricht. Mit einer vom Vater geklauten alten Hose schmeichelt er sich bei den Stalljungen ein und darf die Tiere füttern. Die Meldung über das tagelange Schwänzen bei den Eltern durch den Klassenlehrer verhindert den Aufbruch in die große, weite Welt.

Der erfolgt zwei Jahre später, als die Familie – dem Vater folgend – wegmacht, nach Bremen.

Klausi kannte die Hafenstadt von alten Postkarten, lieber wäre er nach Hamburg weg-gemacht, dem "Tor zur Welt". Aber – so lernte er in späteren Jahren von den Bremern – "Die Hamburger haben bloß das Tor im Wappen, wir haben den Schlüssel dazu!"

Es brauchte seine Zeit, bis der große Klaus den Sinn begriff, in Stein gehauen über dem Eingang des Bremer Schütting: "Buten un binnen – wagen un winnen!" – das Verständnis von Krämern mit einem Hang zum finanziellen Risiko und der Erwartung, dabei schon einen Reibach zu machen. Egal, wie weit entfernt von der Heimat, egal auch, ob per Brieftaube oder Satellit.

Es war zehn Uhr morgens in Weimar als das Foto entstand: Das Ehepaar Schmidt aus Zimbabwe im Schnee vor Goethe und Schiller auf hohem Sockel, die Morgensonne kaum sichtbar hinter einem Dunstschleier – ich rieche diese Wintermorgenluft von Weimar, Braunkohlenrauch aus den Kaminen. Der vertraute Geruch der Kindheit.



Foto: KJS

Im kalten Wohnhaus Goethes steht an prominenter Stelle eine Vitrine mit Handschriften des Dichters. Eine kundige Hand hat ins Zentrum dieser Vitrine eine Botschaft des Napoleon-Bewunderers und Italien-Reisenden gerückt, die zu überprüfen ist:

*"...Und wie wir auch in ferne Lande ziehn / da kommt es her, da kehrt es wieder hin. / Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke / der Enge zu, die uns allein beglücke..."*

Die Zeiten haben sich geändert, Herr Geheimrat!

*"Der Kellner des Gasthofes 'Zum Elephanten' in Weimar, Mager, ein gebildeter Mann, hatte an einem sommerlichen Tage ziemlich tief im September des Jahres 1816 ein bewegendes, freudig verwirrendes Erlebnis."*

So beginnt Thomas Mann seinen Roman "Lotte in Weimar".

Der Gasthof ist heute ein superteures Inter-Hotel, und das Erlebnis zweier Reisender aus Zimbabwe im Winter 1986/87, die zu später Stunde nach stressiger Fahrt über spiegelglatte Autobahnen im "Elephanten" eintreffen ist eher frustrierend: Obwohl das Keller-Restaurant noch geöffnet und die Küchenbesatzung noch anwesend ist, wird den Hungrigen ein Mahl verweigert. Der Kellner versucht verlegen zu erklären, daß nach Auffassung des Küchen-Kaders die Zubereitung einer warmen Mahlzeit das Ende der Dienstzeit überschreiten würde: Es gibt Bockwurst mit Senf und einigen Scheiben trockenen Brotes. Danach schleppen die Reisenden ihre Koffer eigenhändig vom Auto ins Hotel. Der Türsteher, gebeten, behilflich zu sein, hatte korrekt festgestellt:

"Viel zu gald!"

Ach, lieber Thomas Mann:

*"Die Damen standen noch, dem Hause abgekehrt, bei dem Postwagen, die Niederholung ihres übrigens bescheidenen Gepäcks zu überwachen, und Mager wartete den Augenblick ab, wo sie, beruhigt über ihr Eigentum, sich gegen den Eingang wandten, um ihnen sodann, ganz Diplomat ... auf dem Bürgersteig entgegentzukommen."*

In der winterkalten Hotelhalle am nächsten Morgen kommt Johann Wolfgang von Goethes Postulat ins Wanken: Die Enge beglückt nicht mehr.

Der Freund, der uns abholt, hört sich die sentimentale Schilderung von der Annäherung an die Heimat an, denkt nach und sagt:

"Das ist der Charme, den wir zu bieten haben: Stillstand! Unsere Dörfer, unsere Städte – Stillstand! Ihr kommt her und findet ein verwittertes Museum, aber die Menschen, die darin leben müssen, wollen raus!"

Später lernen wir s e i n e DDR-Nische kennen: Ein umgebautes Bauernhaus mit Apfelbaum-Garten, Kamin innen und außen, ein Swimmingpool, ein Maler-Atelier. Dort hin zieht der Facharzt sich zurück, wenn er von der Arbeit kommt. An diesem Nachmittag kommt seine Frau zum letzten Mal von ihrer Arbeit heim, vom Lehramt an der Universität – sie ist suspendiert. Beide haben einen Antrag zur Ausreise aus der DDR gestellt, wollen ganz von vorne anfangen – warum?

"Will ich mit meiner Forschung weiterkommen, brauche ich internationale Kontakte mit Kollegen, auch bei Fachkonferenzen im Westen. Ich darf nicht reisen – ich bin nicht in der Partei." Der Freund zeigt auf die Wände voller Bilder. "Ich will nach Paris fahren können, den Louvre sehen, nach Florenz – ich verkümmere hier. Mein Gott, ich will noch etwas sehen von der Welt!"

Es ist schon Nacht als wir Richtung Magdeburg fahren. Der Vollmond schiebt sich über den Horizont und beleuchtet eine bizarre Schnee- und Eislandschaft, nur Kerzenlicht hinter den Fenstern in den Dörfern – Stromsperre in weiten Teilen der DDR. In drei Jahrzehnten haben es die sozialistischen Staatsplaner nicht vermocht, die Abhängigkeit von dem einen Energieträger zu verringern.

Im Autoradio hören wir Berichte von der Braunkohlenfront, Soldaten der Volksarmee sind im Einsatz, um die gefrorene Kohle von den Halden auf Eisenbahnwaggons zu laden.

Kurz vor Mitternacht treffen wir in Helmstedt ein, erste Anlaufstelle für Bürger der DDR, die – knapp drei Jahrzehnte nach dem Aufbruch der Schmidts aus Bernsdorf – noch immer wegmachen.

Zwei Jahre später werden wir zusammen mit unserer Tochter Verwandte besuchen, die aus der Bundesrepublik wegmachten – als Auswanderer nach Australien, auf der Flucht vor politischer und militärischer Unsicherheit in Mitteleuropa!

In der Sylvesternacht 1988/89 hören die Schmidts und ihre Verwandten bei einer Live-Fernsehübertragung vor dem Rathaus zu Brisbane als erstes Lied im neuen Jahr John Lennons' *Imagine*. In diesem Jahr 1989 verändert sich die Welt in Europa unvorstellbar.

In der Nacht vom 9. zum 10. November erlebt die Tochter in Berlin die Öffnung der Mauer. Ihren Eltern schickt sie in einem Brief nach Harare ein selbst herausgehauenes, kleines Mauerstück. Am Anfang ihres Architekturstudiums stand der Abbruch einer Mauer – und die Lektion: Um etwas neues zu bauen, müssen oft alte Mauern eingerissen werden.

Als nach vier Jahrzehnten real existierendem Sozialismus, auch die Menschen in der DDR plötzlich den aufrechten Gang wiederentdeckten, vermochten die Staatsplaner in meiner gegenwärtigen Wahlheimat Zimbabwe die Konsequenzen der Grenzöffnung in Osteuropa für den eigenen politischen Weg nicht zu erkennen. Trotzig halten sie zu Beginn des neuen Jahrzehnts das rote Banner aufrecht, unter dem sie im Kampf um schwarze Unabhängigkeit angetreten waren. Sie begriffen nicht, daß ja dieses Banner ebenfalls von Weißen genäht worden war, die – in Erkenntnis eines historischen Irrtums – nun jenes rote Tuch zerrissen, das sie einst mit den unabhängig gewordenen Völkern in der sogenannten Dritten Welt verband!

### "ICH BIN NICHT DU"

Die Fremde spielt sich im Kopf ab. Man nimmt sie mit, wie weit auch die Füße tragen. Man erfährt sie, wenn Normen aufeinandertreffen, und erst wenn unterschiedliche soziale Erfahrungen in A u s t a u s c h geraten, kann eine neue Heimat entstehen. Das ist nie ein einseitiger Prozeß. Das Eindringen des Fremden – als Person oder als Idee – verändert auch die Heimat der Alteingesessenen, ihre Gewohnheiten, die Strukturen, in denen sie danach leben.

Jahrhunderte lang war dies meist nur ein von Gewalt begleiteter Prozeß: Fremde Herren zwangen andere Herren, ihre Völker hatten keine Wahl – sie hatten sich zu mischen, die effizientere Lebensform setzte sich durch. Oder Volksgruppen, durch Not oder Gewalt vertrieben, siedelten in einem fremden Land, dort kreierte sie die alte Heimat im Ghetto – oder beteiligten sich am A u s t a u s c h von Lebensformen und Ideen, aus dem eine gemeinsame, neue Heimat entstand.

Entwicklungshelfer, Experten, *Consultants* (und ihre Familien) sind keine Siedler der alten Art. Es gibt sie gerade seit gut zwanzig Jahren – und sie leben auf Abruf, mit begrenzten Zeitverträgen. Doch in dieser begrenzten Zeit greifen sie an den Schlüsselstellen der fremden Gesellschaft in deren Entwicklung ein. Ihre Wirkung ist wahrscheinlich nur mit der früher Missionare zu vergleichen, die allerdings ein ganzes Leben damit verbrachten, um von unten her neue Ideen in die heidnischen Köpfe zu senken. Daß einige katholische Priester, etwa in Südamerika, jedoch erst nach knapp fünfhundert

Jahren auf die Idee kamen, sich mit den wirklichen Nöten der konvertierten Seelen vertraut zu machen (um nun als Befreiungs-Theologen zu wirken), läßt Zweifel aufkommen, ob Entwicklungshelfer, Experten und *Consultants* mit ihren Kurzzeit-Verträgen überhaupt eine Chance zum Ideen-Austausch haben, geschweige denn – Heimatgefühle zu entwickeln.

Zu ihrem Auftrag jedenfalls gehört dies nicht!

Also leben sie – in der Regel – in einem Ghetto. Dieses Ghetto auf Zeit ist zugleich das Schaufenster, an dem sich die Menschen der Dritten Welt die Nasen platt drücken. Hinter der Scheibe sehen sie, was die Erste Welt zu bieten hat: materiellen Wohlstand, den der Entwicklungshelfer, der Experte, der *Consultant* privat repräsentiert – mit seinem Auto, seiner Farbfernseh-Video-Kombination, seinen Parties, und mit s e i n e r Aussicht auf Heimkehr. Dort, hinter der Scheibe, zehntausend Kilometer weit weg, ist die Heimat des Magneten, der das Geld anzieht – und die verwirrten Köpfe, auf der Suche nach ihrer verlorenen Identität.

*Ich bin nicht du -  
doch du willst mir  
nicht meine Chance geben,  
willst mich nicht ich sein lassen.*

*"Wenn ich du wäre" -  
jedoch du weißt:  
Ich bin nicht du,  
und doch willst du  
nicht, daß ich ich bin.*

*Roland Tombakai Dempster, Liberia  
ICH VERSTEHE DIE TROMMEL NICHT MEHR, dtv, München, 1984)*

*Harambee* heißt "An einem Strang ziehen". Der Pastor in der Martin-Luther-Kirche zu Bremen hat das zum Motto seiner Predigt gewählt – damals 1968, als – inmitten von Studentenunruhen, Demos auf Straßenkreuzungen, klirrenden Glasfronten, brennenden Barrikaden in den europäischen und nordamerikanischen Zentren – zwei junge Leute in der norddeutschen Hansestadt ganz bürgerlich vor dem Traualtar standen.

Der Pastor hatte zuvor, wie es sich gehört, die beiden zu einem vorbereitenden Gespräch besucht – in der Baustelle ihres künftigen Nestes, einem kleinen Altbau in einer stillen Bremer Straße. Das Häuschen hatten die beiden einer alten Dame abgekauft, die sich am Ende ihrer Tage entschlossen hatte, ihrem Sohn nach Kanada in dessen neue Heimat zu folgen.

Unter den Verwandten und Freunden, die halfen, Mauern einzureißen, Ziegelsteine zu klopfen, Mörtel anzumischen – war ein Schwarzer, Joseph aus Kenia.

*Harambee* – das Kisuaheli-Wort lernte der Pastor von Joseph.

Zwölf Jahre vorher war Joseph Mitglied des Geheimbundes der Kikuju in Kenia gewesen, der MAU MAU, die mit Terror weiße Farmer vertrieben, um die Neuverteilung des Bodens unter die landlosen Kikujus und die nationale Unabhängigkeit zu erreichen.

Der offene Aufruhr der MAU MAU von 1952 bis 1956 wurde von britischen Truppen nieder-geschlagen. Als ihr Anführer wurde Jomo Kenyatta 1953 von den Briten zu sieben Jahren Haft verurteilt. Zehn Jahre später war er Regierungschef eines unabhängigen Kenia.

Fünf Jahre danach kam Joseph aus Nairobi nach Bremen – als Rundfunk-Hospitant der "Voice of Kenya" bei Radio Bremen, für zwei Jahre.

Er kam in die Kälte, die ihn erfrieren ließ.

Eines Tages saß er in der Redaktion, niemand hatte ihn richtig vorgestellt, er saß da, trank Kaffee und las die BILD-Zeitung. Deren simples Deutsch konnte er einigermaßen verstehen – nach einem dreimonatigen Intensivkurs bei der Carl-Duisberg-Gesellschaft. Einen Monat später las er immer noch BILD-Zeitung, den Kaffee braute er inzwischen für die ganze Redaktion, zwischendurch schnitt er Agenturmeldungen ab, holte Post: "Joseph kannst du mal eben ... – Joseph, hol doch mal eben ...!"

Joseph hatte in Nairobi einen eigenen Dienstwagen mit Fahrer gehabt, er war – nach Rückkehr – für den Posten eines leitenden Redakteurs vorgesehen. Das erfuhr ich, als ich ihn das erste Mal mitnahm auf unsere Baustelle, beim Abreißen der alten Tapeten. Als wir uns ans Rausreißen der morschen Dielenbretter machten, erzählte er von seiner Familie, die er schon sehr vermißte: ein Junge, die Frau nun schon vier Monate allein zu Hause.

"Wie ist es bei dir zu Hause, Joseph?"

Er erzählt von dem Autounfall, der ihn ein Stück Nase gekostet hat, nun mit einem haarigen Stück seiner eigenen Haut ersetzt – e i n Grund für seine Schüchternheit hier in der Fremde, er hat die Neigung, das Flickwerk stets mit der Hand zu bedecken.

Wir klopfen zementartigen Putz von der Wand, räumen den Schutt unter den Ahornbaum – "Foftein", Pause in der Spätsommersonne auf dem Eisengeländer, das das Grundstück zur Straße hin abgrenzt.



Foto: KJS

"Wie war das, als du geheiratet hast?"

"Ich habe sechs Kühe zahlen müssen!"

"Bitte?"

"Na klar – als Brautpreis," lacht Joseph.

"Das gibt's noch bei euch?" – Mir kommt eine Idee. "Willst du nicht mal was darüber im Funk machen?"

Es war das einzige Programm, das wir zusammen zustande gebracht haben. Es lag damals wohl auch an meiner Unfähigkeit, die fremde Denkweise zu begreifen und – vor allem – sie als eine Möglichkeit zu akzeptieren, andere Lebensformen sinnvoll zu begründen; ich habe sicherlich versucht, Joseph meine europäischen Ansichten von Liebe, Ehe, Zusammenleben von Mann und Frau aufzudrängen. Und er hat sich nicht gewehrt – hat er sich etwa geschämt – für Afrika? Herausgekommen ist jedenfalls ein unbefriedigendes exotisches Stück à la "Zwischen Hamburg und Haiti", dem seinerzeit beliebten Reise-Magazin des NDR. Eine Chance war vertan.

Die Kälte nahm zu – Joseph erlebte seinen ersten Winter. Er war aus dem ökumene-schen Wohnheim mittlerweile zu uns ins fertiggestellte Häuschen gezogen, wohnte unterm Dach in der Mansarde. Die Situation im Funkhaus hatte sich für ihn keineswegs gebessert. Er wanderte durch die Redaktionen, ohne irgendwo wirklich gebraucht zu werden. Der kleine Sender war überfordert, ein vernünftiges Trainingsprogramm kam nie zustande. Und das Ehepaar Schmidt war mit der Familiengründung beschäftigt, es wollte abends auch mal allein sein.

An einem Sonntagmorgen findet Frau Schmidt beim Putzen in der Mansarde eine leere Korn-Flasche im Papierkorb. Alarm! Joseph hat nie Alkohol getrunken und so nachdrücklich jedes Angebot abgelehnt, daß daraus der einzige Schluß zu ziehen war: Er hatte irgendwann eine Entziehungskur durchgemacht. Bei seinem Einzug hatten wir uns gegenseitig versprochen, jederzeit offen miteinander umzugehen, also uns auch zu sagen, wenn uns irgend etwas nicht paßt. Jetzt ist es soweit.

Unser Freund leugnet, die Flasche überhaupt nur gesehen zu haben, und wir bleiben mit dem unguuten Gefühl zurück, uns in seine Privatsphäre eingemischt zu haben.

Nach einer einwöchigen Dienstreise werde ich mit der nächsten Hiobsbotschaft konfrontiert: Elsa berichtet von Frauenbesuchen eindeutiger Art mit mehr leeren Korn-Flaschen am nächsten Morgen im Papierkorb. Am selben Abend treffe ich Joseph, schon leicht angetrunken, im Flur, als er eine Prostituierte über die enge Treppe nach oben bugsiert. Er ist nicht ansprechbar – er ist es überhaupt nicht mehr. Der Winter seiner Gefühle hat ihn erstarren lassen. Der Winter draußen tut das Übrige. Joseph hat sich aufgegeben, und wir sehen hilflos zu. Er erscheint wochenlang nicht mehr in der Redaktion. Dort wird er kaum vermißt. Als er drei Tage lang auch von zu Hause wegbleibt, schalten wir die Polizei ein, und erfahren, daß er wegen Ladendiebstahls und Kneipenrauferei dort schon bestens bekannt ist. In mehreren Nächten bringt ihn ein Funkwagen in die Straße, die Polizisten parken verständnisvoll am unteren Ende und schleppen ihn möglichst geräuschlos ins Haus.

Eines Tages hat Joseph uns verlassen.



Radio Bremen hat ihn zum großen Nachbarn nach Hamburg abgeschoben. Bei einem Journalisten-Seminar in Bonn kommt es – so erfahre ich viel später – zum Eklat: Nach einem peinlichen Zwischenfall im Kanzleramt kann ihm nur noch sein Botschafter helfen: Joseph muß heim nach Kenia.

Monate später erhalte ich eine Vorladung der Bremer Staatsanwaltschaft. Anhängig ist die Anzeige einer Funkwagenbesetzung, die bei einer Wirtshausschlägerei von Joseph angegriffen worden sein will. Vor dem verständnisvollen Staatsanwalt ziehe ich die Bilanz eines mißlungenen Versuchs, die Identität in der Fremde zu suchen.

Wir haben alle versagt, Regierungen, Institutionen, Kollegen, Freunde. Wir haben versagt, weil kein A u s t a u s c h zustande kam, weil er nie beabsichtigt war.

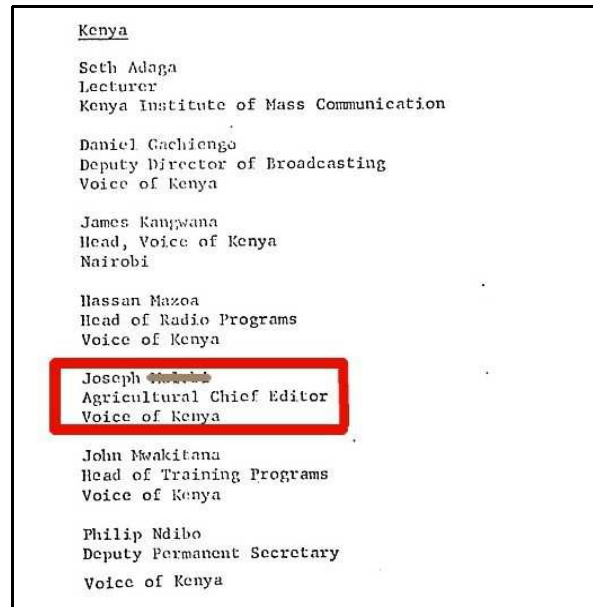
Achtzehn Jahre später fahnde ich in Nairobi nach Joseph. Er ist auch zu Hause vergessen. Auch er hat versagt, in einer Kultur, die längst ihre eigene Identität aufs Spiel gesetzt hat.

**UPDATE!**

Weitere siebenundzwanzig Jahre später stösst eine Internet-Suchmaschine auf ein Dokument in einem Wahingtoner Archiv: "FOR AID USE ONLY".

In dem noch mit Schreibmaschine verfassten 34-Seiten-Papier aus dem Jahr 1975 taucht der Name "Joseph \*\*\*\*\*" auf. Die von USAID finanzierte "Academy for Educational Development" fasst darin Ergebnisse einer grossangelegten Studie zusammen, bei der Spitzenmanager von Rundfunkanstalten aus zwölf Südländern Auskunft gaben über ihre Arbeitsbedingungen sowie über Aussichten, miteinander ein Netzwerk zu bilden ... gesponsert von den U.S.A.

AGENCY FOR INTERNATIONAL DEVELOPMENT WASHINGTON, D. C. 20523 BIBLIOGRAPHIC INPUT SHEET		FOR AID USE ONLY <i>Batch 57</i>
1. SUBJECT CLASSIFICATION	A. PRIMARY	TEMPORARY
	B. SECONDARY	
2. TITLE AND SUBTITLE International educational technology networks, conclusions and recommendations from the feasibility study		
3. AUTHOR(S) Leavitt, H.B.; Schenckan, R.F.		
4. DOCUMENT DATE 1975	5. NUMBER OF PAGES 34p.	6. ARC NUMBER ARC
7. REFERENCE ORGANIZATION NAME AND ADDRESS AED		



Über die medienpolitische Bedeutung dieses Fundes wird noch zu reden sein!  
Aber auch über die Wiederholung des psychologischen Joseph-Effekts im Lebenskreis der Schmidt-Familie. ...

### "EINSALZEN", WAS HEMMT!

Ich ordne mich in den Linksverkehr ein, Momente später taucht hinter mir aus der Kurve mit aufgeblendeten Scheinwerfern und rotierendem Blaulicht ein Polizeiwagen auf. Wie ich es in Europa gelernt habe, fahre ich an den Rand, lasse den Wagen passieren und nehme die Fahrt wieder auf. Der Polizist auf dem Beifahrersitz des nun vor mir fahrenden Autos gestikuliert wild aus dem Seitenfenster, im Rückspiegel sehe ich einen zweiten Polizeiwagen herandonnern – diesmal auf der Gegenfahrbahn, ich gerate in Panik: Erneut an den Rand, Vollbremsung – Warten auf den unweigerlichen Zusammenstoß des Polizeifahrzeugs mit dem Gegenverkehr. Als ich die Augen wieder öffne, registriere ich verblüfft, daß alle entgegenkommenden Autos längst die Fahrbahn freigemacht haben, brav an ihrem Straßenrand warten. Aus der Kurve rast nun ein ganzer Konvoi heran – Robert Mugabe auf dem Weg zu einem zweifellos wichtigen Termin.

Mehrmals am Tag – ich gewöhne mich bald daran – erträgt Harare dieses mit Sirenengeheul begleitete Spektakel, die Demonstration von Staatsmacht. Weiße, ebenso wie Schwarze, fügen sich dem Zeremoniell, die Weißen eher schmunzelnd – einer verweist bei Gelegenheit beiläufig auf die Praxis des Mugabe-Vorgängers Ian Smith: Selbst auf dem Höhepunkt des Krieges in Rhodesien sei der in der Regel zu Fuß zum Parlament gekommen. Es ist nicht zum Schmunzeln – die auf offenem Pritschenwagen hinter der schwarzen Limousine herrasenden Soldaten haben scharf geladen und die Gewehre im Anschlag. Es wird zuerst geschossen, dann – vielleicht – gefragt.

Nur die unabhängige FINANCIAL GAZETTE berichtet über den Vorfall Ende 1987: Unweit vom State House gerät eine junge weiße Frau mit ihrem Wagen versehentlich in den Konvoi, ein Soldat schießt, trifft die Fahrerseite, die Frau wird von Metallsplintern verletzt und – statt ins Krankenhaus – zum Verhör gebracht. Ein patriotischer Leser schreibt dem HERALD: Daß die Kugel nicht die Fahrerin traf, sondern nur den Wagen, beweise das hervorragende Training der Soldaten. Das State House dementiert den ganzen Vorfall.

Jeden Tag passiere ich zweimal das Straßenstück, das von abends sechs bis morgens sechs für jeden Verkehr gesperrt ist – in den frühen Achtzigern war nachts einmal eine Granate über die Mauer des Regierungssitzes geworfen worden. Zwei schwarze Gardisten stehen tagsüber in ihren Schilderhäuschen links und rechts der Ausfahrt, europäischen Vorbildern folgend sollen sie Zinnsoldaten spielen. Jeden Morgen, jeden Abend haben sie meine volle Sympathie bei den im Vorbeifahren beobachteten Versuchen, es sich bequem zu machen: Mal halten sie einen kleinen Schwatz von Schilderhäuschen zu Schilderhäuschen, mal forscht einer gedankenverloren in seiner Nase, und einmal fiel einem gerade das Gewehr aus der Hand, als er gemütlich an die Rückwand gelehnt eingeschlafen war.

Das entschädigt mich für den täglichen Zwang, es meinen schwarzen Partnern gleichzutun zu müssen, und eine Krawatte zu tragen – sie ist der sichtbare europäische Ballast am Hals des Afrikaners!

Gelegentlich versucht ein selbstbewußtes Mitglied des mittlerweile von Schwarzen dominierten Parlaments, den Krawattenzwang zu durchbrechen. Keine Chance in der von britischem Formalismus geprägten parlamentarischen Umgebung, der bei feierlichen Anlässen mit weißer Perücke geschmückte "Speaker" des Hauses läßt die europäischen Sitten nicht verkommen. Die Stenographen geben auf, wenn ein Hinterbänkler seinen Beitrag in einer der nationalen Sprachen hält, in Shona oder Sindebele.

Die zentrale Nachrichtenredaktion der *Zimbabwe Broadcasting Corporation* hat nie das von den Weißen benutzte System geändert, ihre Reporter anzuhalten, Meldungen auf englisch durchzutelefonieren. Das wird problematisch, wenn Robert Mugabe in bestem Shona eine Rede hält, deren Inhalt eher schlecht als recht vom Reporter auf englisch resümiert wird. Grotesk wird dann der Versuch, dieses Ergebnis für die nationalen Sprachendienste zurückzuübersetzen.

Ich organisiere ein Seminar über den Gebrauch nationaler Sprachen im Rundfunk und erfahre dabei zum Beispiel, daß schon die nahezu tägliche Übung, von der Niederlegung eines Kranzes durch einen Staatsgast am Ehrenmal der Gefallenen zu berichten, auf sprachliche Umsetzungsprobleme stößt: Shona legen keinen Kranz, keine Blumen am Grab ihrer Toten nieder, die Beschreibung bleibt den Hörern auf dem Lande unverständlich. Und wie übersetzt man die Erläuterung der Immunschwäche, hervorgerufen durch AIDS, in die Vernekulär-Sprachen, oder den Begriff "*short distance ballistic missiles*", gar nicht zu sprechen vom "Ozonloch" in der "Stratosphäre", das unter anderem durch "Treibgase" in "Spraydosen" verursacht wird – und in absehbarer Zeit sowieso alle

Bemühungen zunichte machen könnte, unsere irdischen Probleme noch rechtzeitig zu lösen.

Darüberhinaus schleppen Vernakulär-Begriffe unbewußt koloniales Gedankengut in die nächste Generation. Der Shona-Ausdruck für Weiße oder Europäer zum Beispiel heißt "Murungu". "Murungu" nannten die kolonialisierten Shona aber zuerst diejenigen, die ihnen Arbeit auf den Großfarmen verschafften. Die Verwendung dieses Ausdruckes läßt sich nicht trennen von diesem Abhängigkeitsverhältnis – und so schreibt sich diese Interpretation fort in einer Erlebniswelt, in der ja tatsächlich die Weißen in der Regel noch immer die Arbeitgeber von Schwarzen sind.

Mit gemischten Gefühlen unterstütze ich also die Empfehlung des Seminars, ein Handbuch über den Gebrauch von Shona und Sindebele im Rundfunk zu produzieren. Im Nachbarland Mozambique gibt es neunundzwanzig verschiedene Sprachgruppen, in Zimbabwe sendet der Bildungskanal Radio 4 – zu unterschiedlichen Anteilen – schon in sieben nationalen Sprachen, wobei die Nachrichten doch nur jene erreichen, die englisch, Shona oder Sindebele verstehen. Wer entscheidet, welche Bevölkerungsgruppe das Privileg erhält, sich in ihrer Sprache mit der modernen Welt auseinanderzusetzen? Ist das überhaupt in allen Sprachen möglich – und nützlich?

Ich denke an B. Traven und sein großartiges Buch "Land des Frühlings", in dem er – nach vielen Jahren des Zusammenlebens – die Partei der Indios im mexikanischen Chiapas ergriff, ihre Solidargemeinschaften beschrieb und die sozi-kulturellen Hintergründe für seine Chiapas-Romane lieferte – eine einzige Anklage gegen die Unterdrückung der Indios durch weiße Hacienderos und Mestizen-Händler. Und dennoch empfahl Traven seinen Indio-Freunden, nicht in einem "Freilicht-Museum" zu leben, vielmehr ihre Sprachen "einzusalzen" – sie keinesfalls zu vergessen, aber sich daneben die Sprache der Großgrundbesitzer, Industriellen, Händler und Behörden anzueignen.

Traven, der Realist, nannte als simples Beispiel das Problem eines Indios, den spanischen Text eines Vertrages zu verstehen, mit dem er sich zur Landarbeit verpflichtete, auf dem selben Stück Land, das ihm mit einem anderen Vertrag zuvor weggenommen worden war.

Fünfzig Jahre später fahre ich mit meiner Frau in einem Bus Dritter Klasse durch das Hochland von Chiapas. Im Gang liegt ein totes Reh mit zusammengebundenen Läufen, Indiofrauen halten Käfige mit quicklebendigen Küken auf dem Schoß. Auf meinem Schoß liegt, aufgeschlagen, Travens "Land des Frühlings". Zweifellos hat großer Optimismus den Autor diesen Titel wählen lassen. Es ist nicht Frühling in Chiapas!

Die kümmerlichen Triebe von Hoffnung, die Traven als Folge der mexikanischen Revolution registrierte, wurden bald abgehackt. Der hellsichtige Kämpfer gegen Militarismus, Imperialismus, Bürgertum und Kirche starb 1969 in seiner Wahlheimat Mexico, das unglücklicherweise – wie einer seiner Präsidenten konstatierte – "so weit von Gott und so nah den Vereinigten Staaten von Amerika" liegt.

Aus Christobal de las Casas funkt ein von UNICEF unterstützter Sender in den Sprachen der Indio-Stämme ins Bergland von Chiapas. Touristen zieht es jährlich zum Karneval der Chamulen. Eine zentrale Indio-Behörde müht sich um den Schutz des Lebensraums – im "Freilicht-Museum". Dort wird den Indios von spanischsprechenden Geschäftemachern nach wie vor das Land weggenommen – sie können die Verträge noch immer nicht lesen!

Zwei Präsidenten indianischer Herkunft hat Mexico erlebt, Benito Juarez Garcia und Lazaro Cardenas, der erste trennte die Kirche vom Staat, der zweite verstaatlichte die in ausländischer Hand befindlichen Erdöl-Gesellschaften und begann die Landverteilung an die Bauern, bis 1952 waren es 36,5 Millionen Hektar. Beide wären nie Präsidenten geworden, hätten sie nicht "eingesalzt", was der Entwicklung im Wege stand.

In Zimbabwe hätte ein Robert Gabriel Mugabe nie als erster Schwarzer die Regierung übernehmen können, ohne diesen Zusammenhang begriffen zu haben.

Verstehen das aber auch alle seine Berater – die fremden eingeschlossen?

## **ERBE EINER MISSGLÜCKTEN REVOLUTION**

Über das Bett läuft ein Huhn. Bevor es im offenen Koffer ein Ei legt, jagen wir es auf die Veranda in die Morgenluft. Wir sind am Abend zuvor mit dem Zug angekommen, der schnaufend an der Bedarfshaltestelle hielt, die sich auf einem verwitterten Holzschild als "El Mirador" auswies. So heißt auch die Hazienda, in der wir übernachteten.

Zu vermuten ist, daß die Haltestelle den Namen nach der Hazienda erhielt. Sie gehört General a.D. Ramirez, und als wir an diesem Morgen auf die Veranda treten, blicken wir bis zum Horizont über das Land, das ihm gehört. Üppige Bougainvillea-Sträucher ranken sich rot und violett ins Tal hinab, werden abgelöst vom saftigen Grün eines Meeres wogender Zuckerrohr-Felder, die sich ihrerseits im Blau des fernen Gebirges verlieren.

"El Mirador" – "Der Ausguck" hoch über dem Bundesstaat Michoacan ist eine der vielen Stationen auf unserer Reise durch Mexico 1974/75, die Elsa und ich als Experiment begannen – als "Experiment in living international". So nannte sich ein kleiner Verein in Lübbecke / Westfalen, den wir auf der Suche nach alternativen Reisemöglichkeiten eher durch Zufall entdeckt hatten. Er versprach eine völlig neue Erfahrung:

In vielen Ländern der Welt haben Gleichgesinnte, Einzelpersonen und Familien, ähnliche Initiativen gegründet, mit dem Ziel, einen individuellen Aufenthalt im jeweils anderen Land zu ermöglichen, Besuche in der jeweils anderen Familie. Wir beschlossen, uns auf das Experiment einzulassen – so landeten wir in "El Mirador".

General Ramirez ist der Großvater von Enrique Ramirez Espino, dessen Adresse in Guadalajara / Mexico uns das Büro in Lübbecke vermittelt hatte. In seiner Familie verbringen wir das Weihnachts- und das Neujahrsfest, bevor wir aufbrechen, das Land und seine Menschen zu erkunden. Dabei werden wir quer durch Mexico von Tante zu Onkel, zur Schwägerin weitergereicht, mexikanische Familienbanden erstrecken sich übers ganze Land, und – mittlerweile über Kontinente: Die Familie Ramirez hat uns bis heute nicht losgelassen.

Aber erst auf "El Mirador" wird uns verständlich, weshalb zum Beispiel der ältere Bruder Enrique seinen ersten Sohn Lenin getauft hat, und weshalb Enrique und seine Schwester Studienjahre in Moskau verbracht haben.

An den Wänden der Veranda, die sich im Ersten Stock ums ganze Haus zieht hängen goldgerahmte, vergilbte Fotos: Der Großvater hoch zu Roß – als General unter Emiliano Zapata und Pancho Villa, den Heroen der mexikanischen Revolution, das Windelkind Enrique in den Armen des Taufpaten Lazaro Cardenas, Präsident Mexicos von 1934 bis 1940.



Foto: KJS

Die Wände des Gebäudes sind so alt und brüchig wie der Greis, der sich nach einem Hüftgelenkbruch nur noch mit einem Gestell auf Rollen fortbewegen kann. Mürrisch ist er, zum dritten Mal verheiratet mit einer resoluten Fünfzigjährigen, die den Haushalt und den Landwirtschaftsbetrieb in Gang hält.

Einen Teil der Länderei hat der Alte seinen Arbeitern abgetreten, fast jeden Tag kommen sie, um sich Rat bei ihm zu holen – nicht nur in landwirtschaftlichen Angelegenheiten. Familienprobleme tragen sie ihm vor, ein Sohn hat die Tochter des Nachbarn geschwängert, ein anderer muß sich wegen aufrührerischer Reden vor der Polizei verstecken. Unter den Besuchern tragen einige städtische Kleidung. Sie kommen aus dem nahen Uruapan, und sie kommen heimlich, den Alten zu sehen. Sie sind führende Mitglieder der in jenen Jahren noch verbotenen Kommunistischen Partei.

Nach einer Woche hat der alte Mann, neunzig Jahre ist er alt, sein Mißtrauen uns gegenüber abgebaut. Nicht unwesentlich trägt dazu bei, dass Elsa spanisch spricht.

Er wendet sich ihr zu, und alle Gespräche laufen über sie, auch die stundenlangen Tonband-Interviews, in denen er über die Ideale der Revolution reflektiert – mit dem Abstand eines enttäuschten, weise gewordenen Patriarchen, der nicht rechtzeitig gestorben ist, und das Erstarren der mexikanischen Entwicklung in einer korrupt gewordenen "Institutionalisierten Revolutionspartei" noch miterleben muß – ein Jahr später hat er sich erschossen.

Fünf Jahre nach diesem ersten Aufenthalt sehe ich die Hazienda wieder, Enrique und ich nähern uns spät abends bei Mondenschein. Sein alter VW-Käfer ist einige Kilometer vorher liegengeblieben. Wir haben ihn in die Büsche geschoben, das Gepäck geschultert und stapfen nun bergauf, entlang den dicken Wasserrohren. Meine Hände spüren Rost, hier und da ein Loch – das Vibrieren der Elektropumpe fehlt.

Auf dem Berg ist es dunkel, eine einsame Kerze brennt auf der Veranda. Dort, um einen Tisch versammelt, sitzt der Rest der Familie beim Abendessen, Frijoles – die braunen Bohnen, Tortillas, Spiegeleier. Die Hausfrau legt noch zwei Gedecke auf, sie ist still geworden – ich erkenne sie kaum wieder.

Das Sagen hat ihr Sohn, der Letztgeborene. Nach dem Freitod des übermächtigen Vaters ist er aus der Stadt zurückgekehrt, um das Regiment zu übernehmen. Doch ihn regiert die Tequila-Flasche. Breit und aufgedunsen hängt er in seinem Korbstuhl, als zu später Stunde ein alter Bauer unten ans Tor klopft. Eine Familiensorge hat ihn hergebracht, Rat will er suchen wie einst beim General. Das Schauspiel im Kerzenlicht ist unwürdig, der Alte – den Hut in der Hand – erhält keinen Platz angeboten, seine Klage geht unter im Säufelachen des jungen Herrn. Verwirrt zieht er sich in den Schatten zurück, wo sich Enrique zu ihm setzt. Geduldig hört er zu, schreibt ihm dann ein Papier für die Behörden, mit dem der Alte in die Nacht zieht – er wird nie wiederkommen.

Mit dem letzten Zeugen der (vorerst) letzten mexikanischen Revolution ist auch "El Mirador" gestorben, der "Ausguck", den der General wohl auch als "Ausblick" verstanden hatte.

Auf dem Gelände der Universität in Mexico-City hält ein Fresko vier Jahreszahlen fest, die die mexikanische Geschichte gewaltsam veränderten: 1520 – der Spanier Hernandez Cortes wurde, nur für ein Jahr, von der indianischen Bevölkerung Tenochtitlans aus der Stadt vertrieben, die heute eine der grössten – und schlimmsten Metropolen der Welt ist.

1810 – der niedere Klerus setzt sich an die Spitze des Aufstandes gegen Spanien, Priester wie Hidalgo y Costella, begannen den Kampf um die Unabhängigkeit.

1857 – nach dem Verlust fast der Hälfte des Territoriums im Mexikanischen Krieg an die USA setzte der erste Präsident indianischer Herkunft, Benito Juarez Garcia, eine Verfassung durch, die neben der radikalen Trennung von Kirche und Staat auch die weitgehende Enteignung des Kirchengutes und der Latifundien beinhaltete.

1910 – Soziale Kämpfe mündeten in die mexikanische Revolution mit den Führern Emiliano Zapata und Pancho Villa, die um ihren Einsatz betrogen wurden, als sich die Revolution "institutionalisierte".

Als letztes Datum findet sich auf dem Fresko die Zahl "19??" Es war noch nicht das Jahr 1968, als – im Vorfeld der Olympiade – Polizei auf dem Platz von "Tlatelolco" in Mexico-City den Aufruhr von Studenten zusammenschöß.

Wir satteln noch einmal die Pferde von "El Mirador", Enrique und ich. Wir reiten hinaus ins Land, wo wir vor fünf Jahren in der weiteren Umgebung des Generals noch ein wenig von der Atmosphäre des Aufbruchs gespürt hatten, spontan eingeladen worden waren zu einem Fest im nahen Dorf, an einem Hang den Erfindergeist eines Zuckerkochers bewundert hatten, der in eigener Initiative braune Kegel aus Zuckerrohr für die Dorf-Märkte produzierte: Ein riesiges Wasserrad am Bergbach drehte die Walzen, die den süßen Saft aus dem Rohr preßten. In Holzrinnen floß der Saft hinab in die gemauerten Siedewannen, unter denen das ausgepreßte Rohrstroh für Feuer sorgte. Die dicke Masse strich der Mann auf Holzbohlen mit Reihen kegeliger Löcher, die dann auf den heißen Steinen trockneten – bis er sie heraus klopfte, Berge von Zuckerkegeln.

Ein kleiner Einmannbetrieb, beeindruckend in seiner intelligenten Nutzung der natürlichen Gegebenheiten – kein Strom, kein Benzin – ein ewiger Kreislauf nützlicher Arbeit.

Wir finden den Platz kaum wieder. Erst als wir in hochgeranktes Dickicht eindringen, stoßen wir auf die Ruine der Backsteinhütte. Die Dachbalken sind verbrannt. Das Wasserrad – zerschlagen und verrottet. Trauer steigt in mir auf. Enrique wendet schweigend sein Pferd – an diesem Nachmittag verlassen wir "El Mirador".

Im Sommer 1985 erreicht mich in Harare ein Brief meines mexikanischen Bruders:

Ich werde zu seiner Hochzeit eingeladen, als Trauzeuge. Die Hochzeit ist für den September angesetzt – in der Tschechoslowakei!

Enrique ist an seiner alten Heimat verzweifelt, er sucht eine neue.

Diese Suche begann in einer Gesellschaft, die Enrique früh mit männlicher Geltungssucht konfrontierte, mit dem "Machismo" lateinamerikanischer Prägung, der dort doch nur folkloristischer ausgeschmückt ist, in seiner Brutalität aber ebenso in Europa oder Afrika mehr oder weniger verborgen weiterwirkt. Er stellt die eigentliche Teilung der Welt dar: Die Erste Welt – als die Welt der Männer – die Dritte als die Welt der Frauen.

Sporen und Revolver – "El Rey", der "König", "und hab ich auch kein Geld, mir gehört doch die Welt", der Männlichkeitswahn manifestiert sich in diesem Lieblingslied der Mexikaner. Ich höre mir die Tonbandaufnahme an, eine der eindrucksvollsten, die ich je gemacht habe. Schöne, kraftvolle Stimmen, schon leicht angetrunken, Männer – und Frauen singen im Garten eines Hauses in Tuxtla Guterrez, Hauptstadt des mexikanischen Staates Chiapas. Zufällig sind wir in dieser späten Nacht Gäste einer Silberhochzeit.

In Gegenwart der großgewordenen Familie sind Mann und Frau an diesem Tag noch einmal vor den Altar getreten, haben auf der abendlichen Prozession von der Kirche zu ihrem Haus die beiden Fremden bemerkt und sie zu sich geladen, dieses Fest mit ihnen zu feiern. Während leere Bier- und Tequila-Flaschen über den steinernen Boden rollen, singen sie dieses Lied, die Hymne des herrschenden Mannes.

In der Sylvesternacht der Jahreswende 1974/75 haben bei Freunden in Guadalajara die Männer an der Garderobe mit ihren Jackets die Pistolenholster aufgehängt.



Nach Mitternacht und beißendem Streit mit ihrem Ehemann nimmt eine Frau die dunklen Sonnengläser ab, ihre Augenränder sind blau geschlagen. Sie läßt sich zum Auto eines Freundes bringen, akzeptiert unsere Begleitung. Ziel ist das nächste Krankenhaus. Dort amtiert in dieser einen Nacht des Jahres ein Staatsanwalt. Er registriert das Attest des Arztes und nimmt das Scheidungsgesuch der geschlagenen Ehefrau entgegen. Während wir warten, wird der erste Tote des neuen Jahres eingeliefert: In alkoholgeschwängertem Streit hat ihn ein Partygast erschossen.

Die Macht der Männer wird auf andere Weise sichtbar, als Enrique uns zu seinem Onkel, einem katholischen Priester, bringt, in die "Ciudad de los niños", einem Heim für Kinder in Guadalajara, deren Väter nicht mehr der Verpflichtung gegenüber ihren zweiten oder dritten Frauen nachkommen. In diesem Land heißt das Ziel der schweifenden Männer "Casa chica", das "Kleine Haus". Enrique hat erst als junger Mann erfahren, daß er neben den Geschwistern, mit denen er aufwuchs, noch andere hat, in ein bis zwei "Kleinen Häusern".

Mit siebzehn verließ Enrique das erste Mal die Heimat. Die Beziehungen des Großvaters brachten ihn für drei Jahre in jenes Land, das erst sieben Jahre nach Mexico die eigene Revolution begann – in die Sowjetunion, brachten ihn in ein wirklich erstarrtes Klima, beherrscht von alten Männern hinter Ideologie-Mauern dicker als die des Kreml. In der Lomonossow-Universität entdeckte er immerhin seine Begabung, Sprachen rasch zu erlernen – nur, was tut ein Mexikaner mit perfekten Russisch-Kenntnissen nach Rückkehr in die ungeliebte Heimat? Enrique studierte abends weiter und verdiente sich tagsüber das Geld bei AEROFLOT, dem sowjetischen Luftfahrtbüro in der mexikanischen Hauptstadt. Über Mexico-City gehen die AEROFLOT-Flüge weiter nach Havanna auf Kuba! Eine Weile geht alles gut, mein mexikanischer Bruder kann mich ein- bis zweimal im Jahr mit stark verbilligten Tickets in Deutschland besuchen.

Es sind kleine Fluchten, die ihn das Leben zu Hause ertragen lassen. Bei gemeinsamen Ausflügen erstaunt er mich mit Detailkenntnissen über selbst kleinste deutsche Städte – daheim studiert er Geographie.

Er reist zu Freunden und Verwandten der Exilanten-Kolonie Mexico-City's nach Polen und in die Tschechoslowakei, bringt ihnen Grüße und Geschenke, praktiziert sein Russisch. Nach einem Urlaub im Winter, den er besonders liebt, kehrt er zurück und wird auf dem Flughafen von Mexico-City von Herren in Zivil beiseitegenommen. Der Wanderer zwischen den Welten lernt die Kontrolleure dieser Freiheit kennen:

Beamte des mexikanischen und des amerikanischen Geheimdienstes setzen ihn unter Druck – er soll die Transit-Listen für Havanna kopieren. Enrique nutzt einen AEROFLOT-Fortbildungskurs in Moskau, um seinen Arbeitgeber über dieses Ansinnen zu informieren. Das bringt ihn endgültig in die Falle: Nun wollen ihn die Russen einspannen, er soll das Spiel mitspielen, und sie auf dem Laufenden halten über die Wünsche der anderen.

Eine Karriere stünde offen – als Hilfsarbeiter der beiden Großmächte, direkt und ohne Umschweife, wie sie als Rolle in diesem pervertierten "Nord-Süd-Dialog" maßgeschneidert erscheint.

Enrique folgt meiner Empfehlung und kündigt. Er wechselt den Arbeitgeber und fliegt nun mit verbilligten AERO MEXICO-Tickets weg aus seiner Heimat, kommt uns auf Zwischenaufenthalten weiter besuchen, aber sein Ziel ist nun klar: Irgendwo, abseits von weiteren Verletzungsmöglichkeiten beginnt er, sich ein Nest zu bauen.

Im August 1987 kam sein Sohn Jan auf die Welt, geboren von Jitka, deren Heimat nun die meines Bruders aus Mexico wird.

Als meine Frau und ich in jenem Winter 1986/87 beide besuchen, ist unsere erste Station Prag versunken in Schnee. Auf der Suche nach unserer Übernachtungsadresse haben wir uns spät in der Nacht restlos verirrt und landen auf einem leeren Busbahnhof. Kaum haben wir ihn wieder verlassen, stoppt eine Polizeistreife unseren Wagen mit dem D-Kennzeichen. Wir sind erleichtert, können wir doch jetzt auf Hilfe hoffen. Die Hilfe bleibt aus, statt dessen zahle ich zweihundert Kronen Strafe für widerrechtliches Befahren eines leeren Busbahnhofs. Unseren Weg müssen wir alleine suchen.

Mein Bruder ertrug diese Art von Kälte nicht. Wegen seiner Sprachkenntnisse beschäftigten ihn die staatlichen Arbeitgeber als Dolmetscher für Touristen im ehemaligen Konzentrationslager Theresienstadt! Dann schoben sie den Vollakademiker an die Rezeption eines Hotels ab, wo er nebenbei Zimmer zu säubern hatte.

Ohne Hoffnung auf einen zweiten Frühling in Prag floh er – allein – zurück nach Mexico, wo Jahre zuvor der erste Versuch, eine Heimat für seine Familie zu schaffen, gescheitert war.

Daß wenige Monate später ein Schriftsteller als Präsident in den Prager Hradschin einziehen würde, mit dem Versprechen, die Eiszeit zu beenden, war noch ein Sängertraum – *Imagine!*

## **EIN ZUGVOGEL UND SEIN NACHWUCHS**

"Wieso, weshalb, warum – wer nicht fragt bleibt dumm!"

Diese Sesam-Straßen-Weisheit für Vorschulkinder war noch nicht weltweit verbreitete TV-Botschaft als der kleine Klaus in die Schule des Lebens eingeführt wurde, damals in Bernsdorf und später in Bremen.

Die Welt – zumal in jener Zeit des Kalten Krieges – bestand aus guten und aus bösen Mächten. Zwei der bösen Mächte waren farblich gekennzeichnet – rot und gelb. Vor "Rot" war die Familie gerade davongemacht, jetzt las der heranwachsende Klaus von der "Gelben Gefahr", hörte später die warnenden Worte eines Bundeskanzlers: "Ich sage nur China, China, China!"

Im Rückblick erschrickt mich die manipulative Kraft der Medien, weil ich sie in diesem Zusammenhang im eigenen Kopf zu spüren bekam – mit einer fürchterlichen Konsequenz: Ich g l a u b t e, was Politiker und Publizisten prophezeiten, glaubte die Gefahr, die von diesem unheimlichen, abgekapselten, fernöstlichen Reich m e i n e r Welt drohen könnte, und ich verfolgte mit heißem Herzen die Diskussion um präventive Abwehrmaßnahmen – eine Atombombe! Warum wirft keiner eine Atombombe auf diese gelbe Gefahr, bevor sie u n s vernichtet? Abstrus? Nicht doch – noch Ende der Sechziger Jahre veröffentlichte der Chefredakteur einer westdeutschen Rundfunkanstalt und langjährige Moskau-Korrespondent einen Artikel, dessen Überschrift jene "Gelbe Gefahr" beschwor. Daß in seinem China-Bild historische Wahrheiten auf dem Kopf standen, wurde mir erst viel später bei eingehendem Studium von Quellenmaterial und dessen bewußter Verkehrung auf dem Weg durch westliche Medien deutlich.

Diese erste autodidaktische Beschäftigung mit einem fremden Volk, ausgelöst durch Angst und Unsicherheit – später gegen den Strom der veröffentlichten Meinung, hat mich für alle Zeiten verdorben für den Markt schnell konsumierbarer Information, für einen korrumpierbaren Medienapparat, dessen Intendanten, Direktoren, Chefredakteure und Hauptabteilungsleiter ihre Mäntel im Wind des Zeitgeistes flattern lassen, mit der einzigen Sorge, dabei ihr Parteibuch nicht zu verlieren. Heruntergekommen wirkt aus der Ferne der mächtigste Informationsapparat der Bundesrepublik, das Deutsche Fernsehen, in seinem unverfrorenen Bemühen, einflußreiche journalistische Posten mit willfähigen Bürokraten aus der Provinz zu besetzen und umgekehrt, rare Journalisten, die draußen die Welt reflektieren und mit großer Lernanstrengung zu begreifen suchten, in die Provinz zu schicken.

Ich glaube, diese erste Auseinandersetzung mit einem Haß gegen ein Volk, der mir ins Herz gepflanzt wurde, der mühsame Lernprozeß, bei dem mir eine Frau half, die unter diesem Volk ihre Heimat fand, waren der Beginn meiner Lösung vom herkömmlichen Heimatbegriff. Zu Hause fühle ich mich nun unter Menschen, die mir Zweifel erlauben, die zum Austausch von Meinungen bereit sind, die akzeptieren, daß Rot und Gelb, Schwarz und Weiß Farben der Natur sind, nicht Kennzeichnung von Böse und Gut.

Zum Teufel mit der politischen Farbenlehre!

Ich abonnierte die PEKING RUNDSCHAU, und geriet zu jener Zeit vermutlich das erste Mal in die Karteien des Verfassungsschutzes.

Als ich viele Jahre später die deutsche Botschaft in der philippinischen Hauptstadt Manila fernschriftlich um die Vorbereitung offizieller Kontakte für einen Besuch bat, reichte mir ein argloser Beamter bei meiner Ankunft den Stapel der Telex-Korrespondenz. Darin fand ich eine Kopie meines ersten Fernschreibens mit handschriftlicher Bearbeitung: Ein Kringel um meinen Namen, ein Pfeil und das Wort "Vorsicht" mit Ausrufezeichen.

Und den Namen jener Frau, die mir die Angst vor den Chinesen nahm, fand ich zum ersten Mal in einem Buch, das mit geheimdienstlicher Mithilfe unter dem Titel "MAOS FILIALEN" Ende der Sechziger Jahre deutschen Spießbürgern Adressen zum Scheibeneinwerfen feilbot.

Monatlang lese ich mich durch das hölzerne Deutsch der wöchentlich auf Luftpostpapier gedruckten Pekinger Selbstdarstellung. Zettelkästen füllen sich mit Zitaten und Quellenhinweisen.

Erste Widersprüche werden mir klar, als ich die Originale von Erklärungen, Stellungnahmen, Einschätzungen mit den Interpretationen der mir zugänglichen westlichen Presseartikel und Kommentare vergleiche.

Dann lasse ich mir aus Peking die ersten deutschen Übersetzungen der Werke Mao Tse-tungs schicken. Das Deutsch ist nicht mehr hölzern, die Gedankengänge faszinieren mich in ihrer Klarheit:

*"Willst du Kenntnisse erwerben, mußt du an der die Wirklichkeit verändernden Praxis teilnehmen. Willst du den Geschmack einer Birne kennenlernen, mußt du sie verändern, das heißt sie in deinem Mund zerkauen. Willst du die Eigenschaft des Atoms kennenlernen, mußt du physikalische und chemische Versuche durchführen, um den Zustand des Atoms zu verändern. Willst du die Methoden der Revolution kennenlernen, mußt du an der Revolution teilnehmen."*

*("ÜBER DIE PRAXIS", Vier philosophische Monographien, Mao Tse-tung, 1968 Peking, S. 9)*

*"Durch die Praxis die Wahrheit entdecken und in der Praxis die Wahrheit bestätigen und weiterentwickeln; von der sinnlichen Erkenntnis ausgehen und diese aktiv zur rationalen Erkenntnis fortentwickeln, sodann wieder, ausgehend von der rationalen Erkenntnis, aktiv die revolutionäre Praxis anleiten, die subjektive und die objektive Welt umzugestalten; Praxis, Erkenntnis, wieder Praxis und wieder Erkenntnis – diese zyklische Form wiederholt sich endlos, und der Inhalt von Praxis und Erkenntnis wird bei jedem einzelnen Zyklus auf eine höhere Stufe gehoben.*

*Das ist die ganze Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus, das ist die dialektisch-materialistische Theorie der Einheit von Wissen und Handeln."*

*(ebenda, S. 22/23)*

"Glasnost" – "Perestroika" waren noch Fremdworte im Vokabular der erstarrten Russischen Revolution als Mao Tse-tung im August 1937 (!) schrieb:

*"Ständig kommt es innerhalb der Partei zur Gegenüberstellung und zum Kampf verschiedener Ansichten, und das ist eine Widerspiegelung der in der Gesellschaft vorhandenen Widersprüche zwischen den Klassen, zwischen dem Alten und dem Neuen in der Partei. Gäbe es in der Partei keine Widersprüche und keinen ideologischen Kampf zur Lösung dieser Widersprüche, dann würde das Leben der Partei aufhören."*

*("ÜBER DEN WIDERSPRUCH", Vier philosophische Monographien, Mao Tse-tung, 1968, Peking, S. 37)*

Hat Gorbatschow Mao Tse-tung wiederentdeckt?

Zaghaft beginne ich, meine neuen Informationen zu ordnen, sie in eigenen Gedanken zusammenzufassen, in Arbeiten über die Erfahrungs- und Vorstellungswelt Maos wie sie sich im Verständnis chinesischer Außen- und Weltpolitik niederschlägt, auch in der

drastischen Umorganisation der Gesellschaft. Zu meiner Überraschung werden viele meiner Manuskripte zur Sendung akzeptiert, was – im Nachhinein betrachtet – wohl auch der Tatsache zu verdanken war, daß die 68-er Generation sich gerade anschickte, ihren Marsch durch die Funkhäuser anzutreten.

Nach einer dieser Sendungen, ausgestrahlt über den Kurzwellendienst der Deutschen Welle, bekomme ich eines Tages Post aus Peking, eine Hörerzuschrift. Es ist eine kritische Auseinandersetzung mit meinem Thema, der schleppenden Modernisierung im chinesischen Industriebereich.

Lisa Niebank ist damit in mein junges journalistisches Leben getreten, sie war die Absenderin.

Ich treffe sie, Monate später, während ihres Heimaturlaubs im elften Stock eines Hochhauses in Hamburg, in dem sie ein winziges Appartement gemietet hat – ihre kleine Freiheit, jederzeit zurückkehren zu können aus der Wahlheimat China.

Ich lerne eine ungewöhnliche Frau kennen, die absolut nicht in das Bild der Mao-Jünger paßt, die in jenen Jahren unter roten Fahnen durch Europas Straßen marschieren und schwer lesbare Pamphlete verteilen.

In ihrer Wohnung kommt es zu einer vorsichtigen Annäherung zwischen zwei Generationen und einer verblüffenden Erfahrung: Der junge Mann wirft alte Gedanken über Bord, die alte Frau hat neue Gedanken bei einem fremden Volk e r l e b t, in hellen und in dunklen Zeiten. Und sie hat, im Alleingang und ohne Aufsehen, ihrer Wahlheimat Expertendienst geleistet, bevor die offizielle Bonner Entwicklungshilfe die "gelben Teufel" als Partner im Welthandel – den USA auf dem Fuße folgend – an die Brust zog.

Nicht Caritas war Lisa Niebanks Ziel, sie hat sich nie an den Diskussionen über Entwicklungshilfegroschen aus den Ländern der Reichen für die Völker der Armen beteiligt. Westliche Entwicklungshilfe erkannte sie früh als Instrument der Aufrechterhaltung von Abhängigkeit in einer Weltordnung, in der elektronisch vernetzte, multinationale Konzerne die Rolle der alten Handelshäuser in der kolonialisierten Welt mit eben demselben mächtigen Einfluß auf politische und militärische Entscheidungen übernommen haben.

*"Wenn wir etwas wahrgenommen haben, können wir es nicht sofort begreifen; erst wenn wir begriffen haben, können wir es tiefer wahrnehmen. Die sinnliche Wahrnehmung löst nur das Problem der äußeren Erscheinung; das Problem des inneren Wesens wird erst durch die Theorie gelöst. Die Lösung dieser Probleme kann keinesfalls von der Praxis getrennt werden. Kein Mensch kann ein Ding erkennen, wenn er nicht mit ihm in Berührung kommt, das heißt, wenn sein eigenes Leben (seine Praxis) nicht in dem Milieu dieses Dinges verläuft."*

*("ÜBER DIE PRAXIS"; Vier philosophische Monographien, Mao Tse-tung, 1968 Peking, S. 7/8)*

Das ist ein Gedanke Mao Tse-tungs, ausgedrückt in der Sprache Lisa Niebanks. Sie war im Übersetzerkollektiv des Fremdsprachen-Instituts in Peking verantwortlich für die deutsche Version der "AUSGEWÄHLTEN WERKE" Maos. Und dies w a r die Praxis ihres Lebens: "Kein Mensch kann ein Ding erkennen, wenn er nicht mit ihm in Berührung kommt ...wenn sein eigenes Leben nicht in dem Milieu dieses Dinges verläuft."

Das "Ding" wurde ihre Heimat: China.

Lisa Niebank war einer der wenigen Menschen, die ich kennengelernt habe, der einsam und konsequent lernte und – seiner überprüften Wahrnehmung folgend – einem fremden Volk diente, ihm half, sich der Welt zu öffnen. Durch ihre knapp zehnjährige Arbeit in der deutschsprachigen Abteilung des Fremdsprachen-Instituts Nummer Eins in Peking ist – bis heute unerkant – eine Basis gelegt worden für die erst seit wenigen Jahren florierende deutsch-chinesische Zusammenarbeit in Handel, Wissenschaft und Kultur.

Am formalen Anfang dieser Kooperation stand ein von Lisa Niebank geprägtes Detail, eine unbeachtet gebliebene, aber ihrer Überzeugung entsprechende Geste der Völkerverständigung: Als Walter Scheel als erster Bundespräsident seine Reise nach China vorbereitete, bat mich Lisa Niebank aus Peking – zum ersten Mal – um materielle Hilfe. Die erste Bitte reichte ich an das Präsidialamt weiter – deutsche Sprachlehrbücher (mit Dank für den Hinweis aus dem Scheel-Stab), die zweite konnte ich selber erfüllen – Gesangsnoten für das deutsche Volkslied "Hoch auf dem gelben Wagen"; ein chinesischer Kinderchor hat es dem Walter Scheel bei dessen Ankunft gesungen.

Gedanken- und Kulturaustausch, das war Lisa Niebanks Erkenntnis im Leben unter einem fremden Volk, ist Voraussetzung für gegenseitiges Verstehen. Sie hat dafür den Bann in ihrer alten Heimat in Kauf genommen, der sie von zwei Seiten traf – sie verlor ihren Beamtenstatus als Hamburger Lehrerin, und sie gewann nie das Verständnis der dogmatischen Maoisten, die von Hamburg aus ihre ideologischen Fraktionskämpfe bis zur späteren Selbstaufgabe führten.

Dabei war der Grundstein für ihre Weltoffenheit in einem privaten Hamburger Institut gelegt worden, das schon vor dem Zweiten Weltkrieg mit unorthodoxen sozialistischen Verhaltensformen experimentierte.

Der Rest der Niebank-Familie ordnete sich nach dem Weltkrieg in die politische und wirtschaftliche Restauration der Bundesrepublik Deutschland ein – mit Mode-Boutiquen. Lisa dagegen verbrachte ihre Lehrerferien in der Gesellschaft von Menschen, die über die Grenzen des Kalten Krieges Begegnungen suchten und früh das Blockdenken zu überwinden suchten.

Als Mitglied des "Weltfriedensrates", von Geheimdiensten argwöhnisch beobachtetes internationales Gesprächsforum und in westlichen Medien gewöhnlich als "Moskau-orientiert" bezeichnet, reiste sie auf eigene Kosten zu Konferenzen und "*fact finding missions*" über die Kontinente.

Bei einer solchen Veranstaltung in Tokio kam es zu einem schicksalhaften Zwischenfall.

Es war Mitte der Sechziger Jahre. Das Bündnis mit der Sowjetunion, die China zwischen 1950 und 1960 beim Aufbau des Landes unterstützt hatte, war zerbrochen. Im sogenannten "Kampf zweier Linien" setzte Mao Tse-tung noch einmal seine Idee von der Volksmobilisierung durch, die "Große Proletarische Kulturrevolution" hatte begonnen. Der ideologische Streit zwischen Moskau und Peking wurde erstmals auf einer internationalen Konferenz ausgetragen. Lisa Niebank hörte dem chinesischen Vertreter

interessiert zu, seine Argumente beschäftigten sie noch, als alle Delegierten der Moskautreuen Parteien geschlossen den Saal verließen. Sie saß plötzlich allein auf ihrem Rang. Das blieb nicht unbemerkt. Die chinesische Delegation meinte, sich bei ihr bedanken zu müssen.

Im Gespräch erfuhren die Chinesen auch, daß Lisa Niebank Deutsch unterrichtete.

"Sie brauchten dringend Deutsch-Lehrer," erinnerte sie sich 1971 bei unserer ersten Begegnung in ihrer kleinen Hamburger Wohnung, "und sie luden mich ein, nach Peking zu kommen. Nach Peking! Als Hamburger Beamtin! Ich flog – und fand, daß ich gebraucht wurde."

Die Hamburger Schulbehörde fand das nicht. Lisa Niebank nahm zunächst unbezahlten Urlaub und das Risiko in Kauf, daß ihr später die Rente verloren gehen könnte. Andererseits machte sie ihren neuen Arbeitgebern von vorneherein klar, daß sie sich jederzeit die Möglichkeit offenhielt, nach Deutschland zurückzukehren – in ihr bescheidenes Hamburger Appartement.

Das verwandelte sich mit den Jahren in eine umfangreiche Bibliothek des Wissens über China – mit ihr im Mittelpunkt, wenn ich in den wenigen Wochen ihrer Heimataufenthalte, oft vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in spannenden Diskussionen Details aus ihrem Alltag hinter dem damals sonst völlig undurchlässigen "Bambusvorhang" erfuhr.

Diese Erlebnisse wurden von ihr mit einer erstaunlich wachen Wahrnehmungsfähigkeit reflektiert und mit solidarischer Distanz an der Theorie gemessen.



Foto: Elsa Maria Schmidt

Lisa Niebank mit Roshan Dhunjibhoy bei einem vom Autor organisierten China-Seminar in Worswede, Jan. 1972

Es war die Zeit erwachenden Interesses in Zirkeln von sogenannten "Old-China-Hands", Vertretern alter Handelshäuser, Spähern moderner Konzerne, Sinologen aller Schattierungen und Politikern an den Außenrändern der Bonner Parteien, die sich zusammenzufinden begannen, um die Perspektiven zu erörtern.

Das Hamburger "Haus Rissen", einst mit übriggebliebenen CDU-Wahlkampfgeldern

gegründet, war ab 1969 Forum solcher nichtöffentlichen Debatten, zu denen später auch Lisa Niebank Einladungen erhielt, die sie jedoch voller Mißtrauen ablehnte, während ich voller journalistischer Neugier kein Treffen dieser "Old-China-Hands" ausließ.

Durchaus unterschiedliche Interessen brachte sie in jenen Jahren zusammen: Nostalgie, Marktwitterung und die "chinesische Karte", die Gegner der Annäherung Bonns an Moskau spielen wollten. Alle drei Motive waren Lisa Niebank suspekt, ganz besonders aber jene Sinologen, die ihre Ideologie-Forschung in den Dienst politischen und wirtschaftlichen Spekulierens stellten.

Abnehmer meiner allerersten analytischen Versuche waren zwei Publikationen am Rande des linken Spektrums, die Hamburger NEUE POLITIK und die Düsseldorfer DEUTSCHE VOLKSZEITUNG, die erste herausgegeben von dem alten China-Kenner Wolf Schenke, die zweite ein Organ der Deutschen Friedensunion, das sich in der Tradition des Reichskanzlers Joseph Wirth fühlte. Der hatte 1922 den Rapallo-Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion abgeschlossen und war in den Fünfziger Jahren gegen eine politische und militärische Westintegration der BRD zugunsten einer Verständigung mit der UdSSR eingetreten.

Beiden Organen war meine unorthodoxe Sehweise der Vorgänge in der sogenannten Dritten Welt recht, solange sie nicht mit eigenen Dogmen kollidierte. Bei der DEUTSCHEN VOLKSZEITUNG war die Grenze in dem Moment erreicht, als sich meine damaligen Einsichten in Maos Widerspruchstheorien zu Ungunsten der Moskauer Zentralismuspraxis verschärften. Im Falle Wolf Schenke war die Trennung schmerzhafter, es wurde meine erste Erfahrung mit journalistischer Unaufrichtigkeit.

Schenke hatte ein Buch neu aufgelegt, das seine Erlebnisse als junger Berichterstatter im China des Umbruchs festhielt. Er gab es mir zur Rezension – aber er verschwieg, was ich Monate später in der Bremer Staatsbibliothek in der zerfledderten Ausgabe seines Original-China-Buches las.

Wolf Schenke war während des Dritten Reichs als Korrespondent des VÖLKISCHEN BEOBACHTERS nicht bloß ein Verehrer Chiang Kai-sheks gewesen, des Gegenspielers von Mao Tse-tung, er hatte in seinen Schilderungen auch die Nazi-Terminologie vom "Untermenschen" verwendet.

In der neuen Auflage hatte Schenke schlicht alle entsprechenden Passagen weggelassen, inklusive eines Fotos Chiangs mit handschriftlicher Widmung. Nun hätte mir egal sein können, welche Seite der junge China-Reporter damals favorisierte, hätte Schenke nicht den Versuch unternommen, seine eigene Vergangenheit zu fälschen – mit mir als arglosem Rezensenten. Ich begriff – lange vor dem Fall Werner Höfer – daß die Auseinandersetzung mit eigenen Fehleinschätzungen, die nachträgliche Reflektion von Urteilen – daß Selbstkritik allgemein – nicht zu den stärksten Eigenschaften von Journalisten gehört. Das schrieb ich Wolf Schenke, er hat mir nie geantwortet.

Ich denke, es war Lisa Niebank, die – im Umgang mit dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort – mich diese Essenz journalistischer Existenzberechtigung lehrte, Reflektion des eigenen Handelns, innehalten und evaluieren wie ein Architekt:

Stimmt mein Fundament noch?



Dies geschah 1971, dem Jahr unserer ersten Begegnungen in ihrer kleinen Wohnung hoch über Hamburg. Manchmal saßen wir wie im Wolkenkuckucksheim, eingehüllt in Nebel, der uns die Sicht auf die Hansestadt unter uns versperrte, oft aber ging die Sonne, in roten Dunst gehüllt, hinter dem fernen Hafen unter, glühend wie meine Sehnsucht, endlich selber aus den Büchern, Seminaren, Manuskripten in den Schoß fremder Völker zu tauchen.

Radio Peking, das ich fast jeden Abend mit einem guten Kurzwellenempfänger hörte, hatte doch eine deutschsprachige Abteilung!??

Lisa Niebank war weise genug, meinen Wunsch nicht zu unterstützen. Sie berichtete von jungen deutschen Maoisten, gescheiterten Pilgern in einer Welt, in der Meinungsterror und Richtungskämpfe zunehmend Opfer forderten. Sie sprach von Freunden, die durch Jugendbrigaden aus den Wohnungen geholt und nach demütigenden Prozeduren zur Landarbeit gezwungen wurden, darunter auch Ausländer, die, wie sie, zum Helfen nach China gekommen waren.

Es war für mich eine Zeit der Desillusionierung.

"Warum gehen Sie zurück in dieses Land?"

"Ich werde gebraucht. – Sehen Sie, die Zeit Maos geht zu Ende. Was wir gerade in China erleben, ist die Perversion seiner Ideen. Unter Berufung auf sein Wort herrscht Menschenverachtung, herrscht Chaos. Es ist nicht mehr die von Mao geforderte Überprüfung von Erreichtem in immer neuen Zyklen der Weiterentwicklung, es ist keine Mobilisierung des Volkes. Das Volk ist in die Hände von Erbschleichern gefallen, die von Mao einen Kadaver übrig lassen werden. Aber das chinesische Volk ist überhaupt nicht vorbereitet auf eine Öffnung für die Welt, für einen Austausch von Gedanken und Kultur. Ich habe da bei chinesischen Freunden eine kleine Nische, die will ich nicht freiwillig aufgeben."

Mitte der Sechziger Jahre veröffentlichte der britische Journalist Felix Greene eine vernichtende Analyse westlicher Berichterstattung über die chinesische Revolution. Die deutsche Ausgabe erschien in einem Einband, der als Farbwiedergabe den Backsteingiebel eines dörflichen Gebäudes mit chinesischen Parolen zeigte, links und rechts das Porträt Mao Tse-tungs. Das Foto erinnerte mich an irgend etwas, in meinem Archiv wurde ich fündig – ein in Peking gedruckter Farbband über die seinerzeit ausländischen Besuchern gerne vorgeführte Muster-Kommune von Dadschai zeigte exakt das gleiche Motiv: Derselbe Backsteinbau, die Parolen, rote Fahnen – nur links und rechts fehlten die Mao-Bilder. Bei genauerem Hinsehen entdeckte ich nun schwache Konturen – Mao war vor dem Druck des in mehreren Sprachen erschienenen Propagandawerkes wegretuschiert worden. Wer hatte da – noch mitten in der "Kulturrevolution" – für die Welt ein Signal gesetzt?

Ich zeigte Lisa Niebank meinen Fund, und sie machte mich auf weitere Merkmale des untergründigen Machtkampfes aufmerksam, die nur Kennern chinesischer Denkweise auffallen konnten: Das Titelblatt von "CHINA IM BILD" mit einem ungewöhnlichen Foto Lin Piaos, des Herausgebers jener zusammenhanglosen Mao-Sprüche in der weltweit verbreiteten roten Fibel – porträtiert als Glatzkopf, eine nach traditionellem chine-

sischem Verständnis herabwürdigende Darstellung. Wenige Monate später, im September 1971, stürzte Lin Piaos Militärmaschine auf dem Flug in die Sowjetunion ab; er soll sich – nach dem mißglückten Versuch eines Staatsstreichs – auf der Flucht befunden haben.

Fünf Monate später, im Februar 1972, landete auf dem Pekinger Flughafen der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Richard Nixon. ...

Fälschungen, Intrigen, Täuschung, Geheimdiplomatie – Egon Erwin Kisch erhielt als junger Volontär bei der BOHEMIA in Prag einen journalistischen Rat seines Chefredakteurs: "Merken Sie sich, Herr Kisch, die Dinge sind nie so, wie sie sich der kleine Fritz vorstellt!" Schon wenig später erkannte Kisch, daß die Dinge in der Regel genauso sind, wie der kleine Fritz sie sich vorstellt – und begann seine Erfolgslaufbahn als Reporter im Milieu der kleinen Leute, wo er die Spuren der großen Weltereignisse aufnahm.

Meine Spurensuche konzentrierte sich zunächst auf die Sprachmuster von Informationsvermittlung während einer Zeit von Unruhe und Umbruch überall auf der Welt: Kulturrevolution in China, Studentenrevolten in Europa und Nordamerika, Frühling und Frost in der Tschechoslowakei, Zuspitzung des Befreiungskampfes in Vietnam.

In der Zeit zwischen 1965 und 1975 veränderten sich Fühlen und Denken der Menschen derart rasant, daß im Rückblick oft gemeint wird, das enger und elektronisch schneller gewordene Medien-Netzwerk habe diesen qualitativen Sprung bewirkt.

Ich habe da meine Zweifel!

Sie begannen in der kleinen Wohnung von Lisa Niebank in der Auseinandersetzung mit einer Frau, die gegen den Strom der veröffentlichten Meinung ihren eigenen Weg zu Menschen in einer fremden Kultur fand, unter ihnen lebte wie ein Zugvogel mit seiner Heimat in zwei Welten, zwischen denen er pendelt, um zu brüten und zu überwintern. Ornithologen haben herausgefunden, daß Zugvögel Kommunikationsträger von Informationen aus der jeweils anderen Heimat sind. Aus Afrika heimkehrende Vögel imitieren in Europa Verhalten und Gesang von afrikanischen Vogelkolonien, unter denen sie überwinterten, afrikanische Nachbarn übernehmen Eigenarten der europäischen Sommergäste.

Bei Lisa Niebank lernte ich unter anderem den Umgang mit chinesischen Eßstäbchen und die Bedeutung einiger Schlüsselcharaktere der chinesischen Schrift, deren früheste Zeugnisse bis in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zurückreicht und die noch heute verstanden werden können, weil die Zeichen einzelne Begriffe symbolisieren und von der Aussprache unabhängig sind. So läßt diese faszinierende Erfindung Kommunikation über Zeit und Raum zu, eine in Peking gedruckte Zeitung kann auch von Menschen in Schanghai gelesen werden, die die Pekinger Sprache nicht verstehen.

Mißverständnisse bleiben in der modernen Zeit allerdings nicht aus:

Beim ersten Besuch des chinesischen Energieministers in der Bundesrepublik, der ihn auch nach Norddeutschland führte, wollte eine Bremer Umweltschutzgruppe gegen Pläne einer deutsch-chinesischen Zusammenarbeit in der Atomindustrie demonstrieren, ein

Protestplakat mußte her: "NIEDER MIT DER KERN-SPALTUNG!" – und das auf chinesisches.

Der Koch eines China-Restaurants zückte seinen Schreibpinsel, der Erfolg war verblüffend – Beifall des Ministers, als ihm die Demonstranten auf dem Bremer Marktplatz das Plakat vor die Nase hielten. Der überraschende Erfolg wurde im nächsten chinesischen Restaurant gefeiert, wo das Plakat nun aber bei der sprachkundigen Bedienung eine ganz andere Reaktion auslöste – die Serviererin kicherte verschämt hinter vorgehaltener Hand. Mißtrauisch geworden baten die Protestler jetzt um Aufklärung, die bekamen sie endlich: Der Koch hatte wohl mit dem Begriff "Kernspaltung" nichts anfangen können und wahrscheinlich den gesamten atomaren Zusammenhang nicht verstanden. Um dennoch hilfreich zu sein, identifizierte er ein anderes "Kern"-Problem chinesischer Entwicklung und fand dafür ein geläufiges Symbol: Die reife weibliche Eizelle. Die Bremer Umweltschützer hatten mit dem seltsamen Slogan "NIEDER MIT DEM EISPRUNG" neue Maßstäbe beim Kampf um verbesserte chinesische Geburtenkontrolle gesetzt.

Lisa Niebanks letzte Briefe aus Peking sind von ihrer großen Sorge geprägt, welche Rolle die Volksrepublik China nach Abkehr vom originalen, analytischen Denken Mao Tse-tungs in ihrer neuen Partnerschaft mit den USA spielen werde, in der sogenannten Dritten Welt und vor allem bei der Bewältigung des Indochina-Krieges.

Als zu Weihnachten 1972, nach Abbruch der Pariser Indochina-Verhandlungen, amerikanische Bomber in Hanoi ein Arbeiterviertel und ein Krankenhaus in Schutt und Asche legten, schickte sie mir den Augenzeugenbericht einer chinesischen Freundin, die mit ihrem Kader in der nordvietnamesischen Hauptstadt arbeitete. Noch existierte in Praxis die chinesisch-vietnamesische Solidarität – während zur selben Zeit ein bis heute nur zu vermutender, geheimer Pakt zwischen Peking und Washington zu wirken begann, der die Machtkontrolle nach einem Abzug der Amerikaner aus Indochina regeln sollte.

Spätere Briefe Lisa Niebanks erreichten mich mit großer Verspätung, der Kontakt wurde sporadischer, sie konzentrierte sich auf ihre Aufgaben am Pekinger Fremdspracheninstitut – ich war mittlerweile unterwegs in Indochina, Mittelamerika, Südostasien, Nordafrika, und ich schaffte es nicht mehr, sie in ihrer Wahlheimat zu besuchen.

Bei Rückkehr aus den Flüchtlingslagern der Sahrauis in der algerischen Wüste im Frühjahr 1980 sagte es mir auf dem Weg vom Flughafen meine kleine Tochter: "Lisa Niebank ist tot!"

Sie wurde in Peking Opfer einer Meningitis-Epidemie.

## DER WEG ÜBER DEN "HO CHI MINH PFAD"

Unter dem Stichwort "Vietnamkrieg" findet sich seit 1980 in fast allen westdeutschen Nachschlagwerken an prominenter Stelle der Literaturhinweise Peter Scholl-Latours Bestseller "DER TOD IM REISFELD". Das Bild des Vietnamkrieges ist westdeutschen Fernsehzuschauern jahrzehntelang hauptsächlich durch s e i n e Optik vermittelt worden. Was für ein Bild? Gert von Paczensky hat in seinem Vorwort zu meinem, in einem mutigen, aber damals eher maroden Verlag erschienenen Leastseller "LEBEN IM REISFELD" (1984, Peter Hammer Verlag, Wuppertal) folgendes notiert:

*"Leben im Reisfeld – der Titel antwortet auf Peter Scholl-Latours Bucherfolg 'Der Tod im Reisfeld', eine mit gewaltigem Reklameaufwand verbreitete Sammlung mehr oder minder launiger Feuilletons. Der Fernsehstar erzählt von der indochinesischen Tragödie aus der Sicht des hochmütigen Europäers Anekdoten und Erfahrungen, hinter deren oberflächlicher Episodenmalerei Hintergrund und Zusammenhänge seltsam undeutlich bleiben, ganz wie in der routinierten Fernsehberichterstattung, und teilweise verfälscht erscheinen. Das Schicksal der von der Tragödie betroffenen Menschen, der Opfer, war dem Autor offensichtlich nicht interessant genug für vertiefende Schilderung..."*

*Die Indochinakriege sind wichtige Einschnitte in die Weltgeschichte gewesen. Ihre Bedeutung, ihre Ursachen konnten in der Bundesrepublik leider kaum erkannt werden. Nach jahrelanger falscher Unterrichtung durch fast die gesamte Publizistik hat dann das Ho Tschu Minh – Geschrei der 1968er Kolonnen in Berlin, Bonn und anderswo die Ohren der Bürger zu sehr verstopft, statt sie aufzuwecken. Da blieben keine Chancen, nachzudenken. Die Vereinnahmung der mörderischen Auseinandersetzung als Slogan für die Protestbewegung war eine monumentale Frechheit. Die damaligen Wortführer, heute in respektablen Stellungen mit publizistischem Auslaß in den Medien des Konformismus, werden wohl nicht mehr auf den Gedanken kommen, daß sie uns noch immer eine Erklärung schulden, und den Opfern des indochinesischen Dramas eine Entschuldigung: für den Mißbrauch, und für die gedankenfaule oder feige Unlust, sich ihrer wenigstens heute ernsthaft anzunehmen. Sei es auch nur dadurch, daß sie endlich die faire, ernsthafte Information über jenes Gebiet und seine gequälten Völker herbeiführen, erzwingen, die noch immer fehlt – diejenigen, die seinerzeit unsere Öffentlichkeit falsch informiert haben, sind ja noch immer am Werk, und auch sie kommen offensichtlich nicht auf den Gedanken, da gäbe es etwas zu erklären..."*

Aus den Gesprächen mit Lisa Niebank war ich mit geschärfter Aufmerksamkeit zurückgekehrt an die Fernschreiber der Nachrichtenagenturen, die den aktuellen Redaktionen den Grundstoff für die täglich verbreitete Weltsicht liefern.

Zehn Jahre am Nachrichtentisch bei Radio Bremen boten Streß und Chance zugleich. Anders als in den größeren Sendeanstalten, wo ein ganzes Team mit einem Schichtleiter jede Stunde in fünfundsiebzig Zeilen – oder fünf Minuten – den Lauf der Weltgeschichte darstellt, war beim kleinsten Sender während einer Schicht ein einziger Redakteur für Auswahl, Reihung und sprachliche Gestaltung der sechs bis zehn Themen pro Nachrichtensendung verantwortlich.

Radio Bremen erhielt in jenen Jahren den Ehren-/Schimpf-Titel "Radio Hanoi", der lange Korridor, über den die "konspirativen" Redakteure hasteten, hieß im Hausjargon "Ho Chi Minh – Pfad", und als Folge der Auseinandersetzungen zwischen den Etagen der Medienarbeiter und der Medienverwalter um Objektivitätsgebote des Rundfunkgesetzes etablierte sich beim kleinsten Sender der Republik nebenbei die erste Redakteursbewegung der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten. Unter anderem ihrer Aufmüpfigkeit war es zu verdanken, daß ich damals nicht meine berufliche Heimat bei Radio Bremen verlor – und u.a. den Gastspielen des journalistischen Archetypen Gert von Paczensky als Chefredakteur, daß ich nicht zum Rundfunkbeamten verkam.

Es ist ja nicht bloß der individuelle Mangel an Lern- und Reflektionsbereitschaft, der journalistische Produkte zur zweifelhaften Ware macht. Es ist auch die Angst von Parteibuchhaltern und Zeitgeistkontrolleuren in den Redaktions- und Verwaltungsspitzen, die Gunst der Mächtigen in Politik und Wirtschaft zu verlieren.

In den Sechziger Jahren bedurfte es noch der Dreistigkeit eines Erich Mende, in seiner Eigenschaft als Vizekanzler und Minister für gesamtdeutsche Fragen per Rundbrief an alle Radioredaktionen den deutschen Sprachgebrauch zu regeln:

Er verbot erfolgreich die Verwendung des Kürzels "BRD" für "Bundesrepublik Deutschland" in Nachrichtenmeldungen, Grund: die DDR-Medien hatten begonnen, diese raum- und zeitsparende Abkürzung zu verwenden. Das war die Ära, in der die DDR in Bonner Regierungskreisen (und natürlich in den meisten westdeutschen Medien) nach wie vor als "SBZ" bezeichnet wurde, für "Sowjetische Besatzungszone".

In den Siebzigern, als es darum ging, ob Baader-Meinhof als "Gruppe" oder als "Bande" zu benennen sei, war ein Rundbrief längst nicht mehr nötig, kaum ein Journalist hatte noch den Mumm, darüber eine Diskussion vom Zaun zu brechen und sich dabei des Verdachts des Sympathisantentums auszusetzen.



An der Wand das RAF-Fahndungsplakat

Foto: Radio Bremen

Das also war die Atmosphäre, in der Radio Bremen seinen "Ho Chi Minh-Pfad" erhielt, und ich die Ankündigung meines Rausschmisses.

Heimat ist vor allem auch durch Sprache gekennzeichnet, dieses Transportmittel von Gedanken und Gefühlen, das durch Erfahrungen in einer gemeinsamen Erlebniswelt geprägt wird. Die differiert schon von Landstrich zu Landstrich und kann zu sprachlichen Mißverständnissen innerhalb einer Nation führen: Als der Bremer Karl Carstens (CDU) 1976 während seiner umstrittenen Kandidatur für das Bundespräsidentenamt von dem Bremer Henning Scherf (SPD) einer rechten "Gang" zugeordnet wurde, gab es im deutschen Süden einen Aufschrei des Protestes. Scherf konnte kühl kontern, im Norden sei allgemein bekannt, daß es sich bei einer "Gang" um eine Arbeitskolonne handele und verwies auf Radio Bremen, das jeden Mittag zum Abschluß seiner Regionalsendung die Vorarbeiter der durchnummerierten "Gangs" in den Häfen zusammen mit dem jeweiligen Arbeitsbedarf bekanntgab.

Eines Morgens bekomme ich die Folge von sprachlicher Differenzierung fast handgreiflich zu spüren, ein vor Wut zitternder Chefredakteur stürmt in die Redaktion, in der ich an meiner vierten Nachrichtensendung dieses angebrochenen Tages bastele.

Der amerikanische Senator Fulbright hat die Schließung des Münchener "US-Propagandasenders Radio Free Europe" gefordert. So stand es im Text der Nachrichtenagenturen, und als Zitat hatte ich es so in den Radio Bremen-Nachrichtentext übernommen. Das hatte den Adrenalin-Spiegel des Politik-Chefs steigen lassen, der aus seinen Erfahrungen als Korrespondent in Moskau mit "Propaganda-Sender" andere Vorstellungen verband und dem es nun endgültig das Frühstück verhaselt hatte.

Monatelang hatte er sich nun schon anhören müssen, wie seine Nachrichtenabteilung um zehn Uhr vormittags etwa von neuen "Terroranschlägen" des "Vietcong" in Vietnam berichtete, während eine Stunde später – nach Schichtwechsel – der Urheber plötzlich eine "Nationale Befreiungsfront Vietnams" war. Jetzt war ihm der Geduldssaden gerissen.

Bevor es zu Handgreiflichkeiten kommt, entweicht sein Redakteur in die Bibliothek. Im "Wörterbuch zur Publizistik" von Kurt Koszyk und Karl H. Pruys steht auf Seite 292 unter dem Stichwort "Propagandasender":

*"Rundfunkstationen, die ihre Sendungen ins Ausland ausstrahlen und deren Programme zu einem nicht unwesentlichen Teil der Propaganda der verschiedenen politischen Systeme dient sowie zur 'Selbstdarstellung' vor der übrigen Welt beitragen soll. Zu den größten Rundfunkorganisationen dieser Art (die meisten stehen unter Regierungsaufsicht) zählen Radio Moskau (200 Programmstunden / 85 Sender), Radio Peking (130 Programmstunden / 50 Sender), Ost-Berlin (65 Programmstunden / 8 Sender), Voice of America (175 Programmstunden / 105 Sender), British Broadcasting Corporation (90 Stunden / 60 Sender)."*

Am nächsten Morgen liegt eine Fotokopie auf dem Schreibtisch des Chefredakteurs und ein Ausschnitt aus der Nachrichtenseite der "Bremer Nachrichten" vom 25.02.72:

*"...Die beiden in München stationierten amerikanischen Propagandasender 'Radio Free Europe' und 'Radio Liberty' arbeiten seit Mittwoch ohne gesicherte Finanzen..."*

Kleinkrieg am "Ho Chi Minh-Pfad" Radio Bremens, der zu einem Stellungskrieg ausartet. Der Chefredakteur beginnt eine Akte anzulegen – es wird die dickste Akte über einen einzelnen Mitarbeiter in der Geschichte des kleinsten Senders der Bundesrepublik.

"Zu viele unbedeutende Meldungen über Ereignisse in der Dritten Welt", notiert er und erhält postwendend die Kopie einer Rede des Intendanten auf einer Medientagung, die das Versprechen enthält, in den ARD-Nachrichten gründlicher auf eben jenen Teil der Welt einzugehen.

Zum Vergleich läßt der Chefredakteur sich regelmäßig Fotokopien der parallelen Nachrichtensendungen anderer ARD-Sender schicken, um nachzuweisen, daß in den Schmidt-Schichten Radio Bremen-Hörer eine andere Nachrichtenauswahl erhalten. Der Nachweis gelingt – und wird zum Rohrkrepiierer: Zur Gleichschaltung brauche das föderaltive Rundfunksystem dann ja nur eine einzige Nachrichtenredaktion!

Schließlich erhält Schmidt die Auflage, alle Manuskripte seiner Arbeiten über die chinesische Entwicklung – für die er in jener Zeit dankbare Redaktionen auch bei Radio Bremen fand – dem Chefredakteur zur Genehmigung vorzulegen.

So kommt es eines Tages zu der paradoxen Situation, daß ein – anderen Sendern schon zur Übernahme angebotenes Programm – beim "roten" Radio Bremen Sendeverbot erhält, aber vom "schwarzen" Süddeutschen Rundfunk ausgestrahlt wird. In Abwesenheit des Zensors wagt es dann doch ein Radio Bremen-Redakteur ein Programm über chinesische Entwicklungspolitik in Afrika zu produzieren und zu senden – doch damit ist das Ende der Fahnenstange erreicht: An einem Wochenende wird der Dissident zum Intendanten bestellt. Dort sind schon versammelt: der Programmdirektor, der Chefredakteur, sein Stellvertreter und der Chef der Nachrichtenredaktion, auf dem Tisch liegt die Akte!

Drei Monate – bis Ende des Jahres 1972 – erhält der Dissident als Frist, sein Verhalten zu ändern, sonst stehen nur noch zwei Alternativen zur Debatte: Selber zu kündigen, oder gekündigt zu werden. Schmidt weiß, daß dies einem Berufsverbot gleichkäme – jemand, der bei Radio Bremen fliegt, hat bei der übrigen ARD keine Chancen mehr. Er sucht Rechtsschutz bei seiner Gewerkschaft und bemüht sich, seine unveränderte Nachrichtenarbeit noch sorgfältiger mit schon vorausbedachten Argumenten abzusichern.

In diesen Nervenkrieg platzt einen Monat vor Ablauf des Ultimatums eine Bombe.

Sie hat die unschuldige Form eines Telegramms aus Bonn: Beim Journalisten-Wettbewerb der Kinderhilfsorganisation "Terre des Hommes" unter der Schirmherrschaft von Entwicklungshilfefeminister Eppler (dem Vorgänger heutiger BMZ-Wettbewerbe) hat der Beitrag des Radio Bremen-Dissidenten über chinesische Entwicklungshilfepolitik in Afrika den ersten Preis erhalten! Wom!

Der Chefredakteur vermeidet eine Gratulation – und sitzt bärbeißig im Konferenzraum des Kasinos, an dessen Wand nun Urkunde und Foto des jüngsten Radio Bremen-Preisträgers hängen.

Der Intendant – auf dem Absprung in eine höhere ARD-Etage – wehrt sich im Januar gegen eine "SPIEGEL"-Notiz (die ihm unterstellt, vor seinem Abgang den "eisernen Besen" herauszuholen) mit dem Leserbrief-Hinweis, der "Fall Schmidt" sei "Schnee vom vergangenen Jahr" – und der Dissident bereitet sich darauf vor, endlich die "Dritte Welt" selber in Augenschein zu nehmen: Der Erste Preis ist eine Reise nach Vietnam!

Mit dabei: Georg Fischer, Erster Preisträger in der Kategorie "Fotografie".



Foto: Georg Fischer

## TEIL 4

*“Obwohl kommuniziert wird, findet ein Dialog nicht statt ...”*

**"ZUR HÖLLE MIT DIESER ZIVILISATION!"**

**UPDATE!** 2013 beachten: [iwpr.net/report-news/whatever-happened-didymus-mutasa](http://iwpr.net/report-news/whatever-happened-didymus-mutasa)

Mit dieser ersten Reise nach Vietnam im Februar 1973 begann zugleich eine bis heute nicht abgeschlossene Reise in fremde Denk- und Kommunikationsstrukturen, deren Existenz daheim selbst bei der Solidaritätsarbeit in Dritte-Welt-Gruppen selten wahrgenommen wird. Und natürlich sind die Chancen dafür bei vielreisenden Journalisten, Schriftstellern, Filmemachern oder Touristen, die hauptsächlich für die Vermittlung von Fremde verantwortlich sind (doch dabei in der Regel vertrauten Normen folgen) noch viel geringer.



Erst in der andauernden Konfrontation eigener Denkmuster mit den Ergebnissen ganz anderer Sozialisationen kann klarwerden, daß Menschengruppen – ja ganze Nationen möglicherweise eine ganz anders geartete Anschauung zum Beispiel des Verhältnisses zwischen Mensch und Umwelt entwickelt haben und – aufgrund subjektiver, und deshalb allenfalls mit dem Kopf nachzuvollziehender geschichtlicher Erfahrung – auch mental und emotional Beziehungen zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft völlig anders einschätzen: Obwohl kommuniziert wird, findet ein Dialog nicht statt und die Mißverständnisse bleiben unerkannt.

Vier Jahre bin ich schon in Zimbabwe, nach Abschluß der Arbeit als Medienberater zurückgekehrt als Rundfunkkorrespondent mit ständigem Sitz in Harare, da gelingt es – eher zufällig – ein solches Mißverständnis zu erkennen.

Weißer und schwarzer Parlamentarier aus den zwölf EG-Staaten und den meisten afrikanischen Frontlinien-Staaten hielten den Atem an: Zum Abschluß ihrer gemeinsamen Tagung zur Unterstützung eines unabhängigen Namibia Anfang April 1989 in Harare verlor der zimbabwesche Parlamentspräsident Didymus Mutasa für einen Moment die Beherrschung.

Drei Tage lang hatte die Konferenz, schockiert durch Augenzeugenberichte aus den eigenen Reihen und von Kirchenvertretern, das Debakel des UN-Einsatzes zu Beginn des mühsamen Friedensprozesses in Namibia zur Kenntnis genommen – da brach es aus dem sonst eher besonnenen Mutasa im Sessel des Konferenzvorsitzenden heraus:

"Wenn es das ist, was die westliche, christliche Zivilisation zu bieten hat, dann zur Hölle mit ihr!"

Didymus Mutasa entschuldigte sich kurz darauf vor der gesamten Konferenz bei einer Vertreterin des namibischen Kirchenrates für seinen Ausbruch. Doch für einen Augenblick war deutlich geworden, mit welcher tiefer Enttäuschung schwarze Politiker auf das fortgesetzte Töten schwarzer Menschen unter Aufsicht einer Weltorganisation reagieren, die für sie nach wie vor von Weißen beherrscht scheint.

Und noch etwas wurde deutlich: Es gibt noch keinen globalen Dialog zwischen Schwarz und Weiß – zu traumatisch ist das jahrhundertelange Erlebnis von Unterdrückung und Mißachtung ihrer eigenen Kultur, das sich mit Angeboten materieller Hilfe und wirtschaftlicher Kooperation nicht aufwiegen läßt!

Zurückgekehrt in sein Hotelzimmer, versucht Mutasa, den tiefer liegenden Gründen dieser Frustration im Gespräch auf die Spur zu kommen; ich bin ihm nachgeeilt, als er – sichtlich verwirrt – den Konferenzsaal verließ, die seltene Gelegenheit zu nutzen, andere Denkstrukturen kennenzulernen:

"Unsere Kultur wurde durch mehr als ein Jahrhundert zerstört durch Menschen, die sich selbst als Christen betrachteten," sagt er mir. "Auf der anderen Seite, hatten wir Gelegenheit, die Alternative zu beobachten – das Leben der Europäer. Und wir haben festgestellt: Ihre Lebensweise wurde nicht zerstört, nicht durch die Römer in England, und nicht durch die Kolonisatoren in Deutschland. Aber das Ziel des Christentums in Afrika war es eben, unsere Kultur zu zerstören. Namen und Lebensweise unserer Menschen wurden als unchristlich betrachtet. Wir fühlen uns verletzt durch Menschen,

die sich als Christen ausgeben und so tun, als habe es nicht irgendeine Art von Zivilisation in Afrika gegeben."

Mutasa lächelt durch seine Brillengläser und fügt hinzu: "Immerhin – die früheste Zivilisation des Menschen begann bekanntlich in Afrika!"

Dann springt der zimbabwesche Parlamentspräsident von dieser kurzen Reflektion in die aktuelle Gegenwart:

"Wenn also die Vereinten Nationen in ihrer eigenen Weisheit Prozeduren ersinnen, die vollkommen falsch und gegen die Wünsche des namibischen Volkes gerichtet sind – ohne irgendeine Konsultation mit den Menschen in Namibia, sondern vielmehr in umfangreicher Abstimmung mit der südafrikanischen Regierung, dann finden wir das total unzivilisiert. Wenn es das Ziel ist, den Namibiern Freiheit zu bringen, dann hätte es erste Aufgabe der Vereinten Nationen sein müssen, sie – und vor allem die namibische Befreiungsorganisation SWAPO – in die Konsultationen einzubeziehen, die doch all die Jahre von der UNO als authentische Vertretung des namibischen Volkes unterstützt worden ist. Auf einmal wollen die Vereinten Nationen neutral sein – neutral gegenüber was? Sie können nicht neutral gegenüber Apartheid sein und gegenüber Ungerechtigkeit! ... Wie kann Ahtisaari (der Namibia-Beauftragte des UN-Generalsekretärs) neutral sein, wenn er doch die Vereinten Nationen vertritt, und als solcher auch die Nation von Zimbabwe. Aber die Nation von Zimbabwe ist nicht konsultiert worden über das, was in Namibia passieren soll! ... Dieses Verhalten kann niemals als zivilisiert beschrieben werden."

"Kommt also der Dialog, wie er zum Beispiel während der Harare-Konferenz zwischen westeuropäischen und afrikanischen Parlamentariern geführt wurde, zu spät?" will ich wissen.

Mutasa antwortet nach kurzem Überlegen: "Generell kommt er zu spät. ... Wenn dieser Versuch von Menschen mit westlichem und afrikanischem Hintergrund, hier miteinander über Problemlösungen für das namibische Volk zu sprechen, wenn ein solcher Versuch durch unsere Vorfahren erfolgt wäre, wenn sie sich zusammengesetzt hätten, um die Kultur und das Leben unserer Menschen zu verstehen – dann wäre nichts auf diesem Kontinent zerstört worden, dann existierte noch ursprüngliche, afrikanische Zivilisation."

"Sehen Sie," fährt Mutasa fort, "in Europa gibt es das Konzept, daß der afrikanische Kontinent erst zu existieren begann als er entdeckt wurde. Aber wir existierten lange bevor, und nur weil die Europäer besser bewaffnet waren, zerstörten sie unsere Königreiche. Einhundert Jahre später sagen wir, liebe Brüder, eure Vorväter haben falsch gehandelt und ihr solltet nicht diesen Fehler wiederholen! Kommen wir nach Europa, beachten wir die Maßstäbe europäischer Kultur, und wir verlangen, daß Europäer das gleiche tun, wenn sie nach Afrika kommen – und sie werden entdecken, daß es hier noch immer eine im höchsten Maße achtenswerte Zivilisation gibt."

Eine wichtige Erfahrung in seiner eigenen politischen Entwicklung hat Didymus Mutasa in besonderer Weise für einen Dialog zwischen Schwarz und Weiß geöffnet.

Als Sohn eines Shona-Häuptlings wurde er am 27. Juli 1935 in der katholischen St. Faith's Mission in Rusape geboren. Seine Schulerfahrungen in Rusape und in Goromonzi brachten ihn früh zusammen mit fortschrittlichen Weißen, die sich Mitte der Fünfziger Jahre mit schwarzen Jugendlichen solidarisierten.

Als Delegierter der "African Nationalist Youth League" kam Mutasa 1957 zum ersten Mal mit dem ANC in Berührung. Versuche, zusammen mit Weißen im damaligen Südrhodesien eine Enklave des Zusammenlebens auf einer Farm nahe von Salisbury zu gründen, scheiterten an der kolonialen Gesetzgebung. Mutasas Involvierung in einen Landstreit des Tangwena-Volkes im östlichen Bergland mit der zentralen, weißen Administration und sein Kampf gegen die einseitige Unabhängigkeitserklärung des Smith-Regimes brachte ihn von November 1970 bis März 1972 in Isolierhaft.

Nach der 1980 erreichten Unabhängigkeit setzte Didymus Mutasa sein Prestige als Parlamentspräsident ein, um den Traum von einer Zusammenarbeit der Rassen in einer sehr praktischen Form zu realisieren. Er ist Vorsitzender eines Trusts, der zusammen mit dem noch während des Befreiungskampfes aus Südafrika emigrierten Ehepaar Mark und Cathleen Collier vor den Toren der Hauptstadt Harare die "Cold Comfort Farm" plant und verwaltet, eine Kooperative, die u.a. mit Entwicklungshilfe-Mitteln aus der Bundesrepublik neben Landwirtschaft auch eine Tischlerei und eine Weberei betreibt.

1987 kam zu diesen Aktivitäten eine von der Regierung abgesegnete, sehr ungewöhnliche Initiative hinzu: Nahezu unbemerkt von der Öffentlichkeit begann ein der Farm angegliedertes Institut Dialog-Fühler in den Apartheid-Staat, nach Südafrika auszugstrecken.

Die Initiative sei von den Colliers ausgegangen, sagt Mutasa. Sie hätten vorgeschlagen, mit führenden Leuten in Südafrika zu sprechen – "nicht als eine Alternative zum Kampf gegen Apartheid," wie der Parlamentspräsident betont, "aber als Ergänzung dazu, um ihnen klarzumachen, was die Ziele des Befreiungskampfes sind: Ende der Apartheid, Einführung von Demokratie und die Verpflichtung Südafrikas zu den Prinzipien der Völkergemeinschaft. Es könnte ja passieren, daß sie einsehen, worum es bei diesem Kampf geht, und daß sie sagen: Lieber Himmel, laßt uns den Krieg beenden, denn wir stimmen doch mit den Zielen überein!"

Auf die Frage, ob ein solcher Dialog nicht das Argument konservativer, europäischer Politiker unterstütze, Verhandlungen statt Sanktionen seien das rechte Mittel, um das Apartheid-Regime zu Reformen zu bewegen, antwortet Didymus Mutasa:

"Es ist Zeitverschwendung, mit der südafrikanischen Regierung zu sprechen. Es wäre sinnlos, wenn eine kleine Institution wie 'Cold Comfort' mit dieser Regierung redet, wo doch alle Regierungen der Welt, die Vereinten Nationen, die ganze Zeit über versucht haben, mit ihr zu reden. Wir sprechen mit Vertretern der Bevölkerung – mit Schwarz und Weiß – über unsere Erfahrungen in einem Staat, in Zimbabwe, in dem die Hautfarbe überhaupt keine Rolle mehr spielt."

Didymus Mutasa, der kleine Mann mit den großen Ideen und dem langen Atem, sie zu verwirklichen, wendet sich wieder seinen Tagesgeschäften zu. Und da ist die Bereitschaft zum Dialog unter seinen verdeckt um Macht und Einfluß kämpfenden Kollegen noch nicht sehr ausgeprägt. Wie oft mag er schon den einen oder anderen Stammesfürsten zur Hölle gewünscht haben? Oder ist das wieder eine "typisch weiße" Denkweise?

Vielleicht hatte ich bloß Glück, daß meine erste direkte Annäherung an Menschen in einem anderen Kulturkreis über Kinderschicksale erfolgte: Opfer eines von "Weißen" gegen "Farbige" geführten Krieges. Das schloß von vorneherein aus, als "Kriegsberichterstatter" Termine für Frontbesuche mit der einen oder anderen Seite zu organi-

sieren. Es war wohl in erster Linie ein Reflex auf die Defizite, die ich jahrelang am Nachrichtentisch verspürt hatte, gar nicht so sehr der Solidaritätsdruck aus der privaten Beschäftigung mit der vietnamesischen Befreiungsbewegung.



Foto: Georg Fischer

Ein Kameramann erzählte mir eines Nachts in Saigon von seiner Arbeit für ein deutsches Fernsehteam: Es sei lebensgefährlich, in unbekanntem Gelände zu filmen – Minen auf abgelegenen Straßen, Fallen auf Dschungelwegen!

"Man muß sich zu helfen wissen," grinste er, "für ein paar Piaster gibt es immer ein paar Kinder, die vorweg gehen!"

1974 standen vor den Toren einiger ARD-Anstalten in der Bundesrepublik Demonstranten, deren Protest gegen schlimmste journalistische Korruption bis heute nachhallt – ohne je ernsthaft wahrgenommen worden zu sein.

Ein Team des Deutschen Fernsehens hatte nach langem Antichambrieren die Genehmigung erhalten, einen Napalmangriff der kambodschanischen Luftwaffe gegen vermutete Feindstellungen zu filmen. Doch tiefe Regenwolken verdeckten das Ziel. Umkehren, ohne Drehergebnis? Eine willkürlich gewählte Ansiedlung wurde Opfer der deutschen "Kriegsberichterstatte"!

ARD-Intendanten erhielten damals die Liste der Napalm-Opfer. ...

In der Stunde der Wahrheit, als die Amerikaner in Panik die treuesten Alliierten mit Helikoptern aus Saigon zu ihren schwimmenden Festungen flogen, war unter ihnen das einzige noch in der Stadt verbliebene deutsche Fernsehteam. Der Korrespondent mahnte seine Zuschauer von Bord des US-Flugzeugträgers, dies werde voraussichtlich das Ende der freien Berichterstattung aus Vietnam sein!

Schäme ich mich, diesem Berufsstand anzugehören? Eine wichtige Erfahrung aus jener Zeit hat mich gelehrt, optimistisch zu bleiben: Im Frühjahr 1975 kam es unter Radio Bremen-Chefredakteur Gert von Paczensky zu einer ungewöhnlichen "Stunde der Wahrheit". In Vietnam waren Hue und Da Nang schon von den Amerikanern verlassen, da gab Paczensky bei fünf Autoren, u.a. bei mir, eine "Chronologie des Betrugs" in Auftrag, die Darstellung falscher und verzerrter Berichterstattung über Geschichte und Entwicklung des Indochina-Konflikts.

Die Sendung führte zu einem Aufschrei im rechten politischen Lager. Eine Beschwerde von Bernd Neumann, CDU-Fraktionsvorsitzender in der Bremischen Bürgerschaft, im Rundfunkrat (dem er selber angehörte) konterte der Chefredakteur mit der kühlen Aufforderung, Neumann möge bitte seinen Protest schriftlich begründen.

Als nach Monaten noch immer keine Reaktion vorlag – die Amerikaner hatten inzwischen längst auch Saigon verlassen –, mahnte Paczensky brieflich die Stellungnahme an – allein dies schon ein unerhörter Vorgang in der ARD-Landschaft!

Nach Eintreffen von Neumanns umfangreicher Fleißarbeit nahm sich Paczensky die Kritikliste vor: in seiner gründlichen Antwort für den CDU-Politiker und den Rundfunkrat ließ er links Punkt für Punkt jeden einzelnen Vorwurf notieren, rechts die Rechtfertigung der Chefredaktion, belegt mit Original-Zitaten aus Dokumenten, amerikanischen, englischen und französischen Presseveröffentlichungen: links – rechts, links – rechts, wie Watschen zerfetzten Fakten das arrogante Ideologiegeschwafel.

In der Zusammenfassung fragte Paczensky freundlich an, ob die Kritik etwa mit dem Vorschlag verbunden sei, Informationen zu unterschlagen – eine Sternstunde deutscher Rundfunkgeschichte!

Schäme ich mich also, diesem Berufsstand anzugehören?

Wenn ich zurückschauen auf dreißig Jahre bewußten Konsums von Berichterstattung zum Beispiel über Dritte-Welt-Zusammenhänge – mit dem Privileg von immer reichem, eigenem Hintergrundwissen, dann wäre der Abschied von diesem Beruf schon lange fällig gewesen. Wenn ich aber zurückblicke auf den zwanzigjährigen Versuch, Medien-Nischen für das eigene Denken gegen den Strich zu finden, dann kenne ich keinen besseren Kommunikationsmarkt!

In den siebzehn Jahren seit der ernsthaftesten Bedrohung meiner privaten beruflichen Existenz in der "Marktnische" Radio Bremen, die von der nonkonformistischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Umwälzungen in China und in Indochina ausging, ist meine Überzeugung gefestigt, daß individuelle Informationsrechte am besten in Gesellschaften gewahrt sind, die es vermocht haben, sich von hierarchischen Strukturen zu emanzipieren. Heimat ist für mich dort, wo Menschen der freie Zugang zu Informationen nicht verwehrt ist, auch wenn diese Freiheit fragwürdigen Marktmechanismen von Angebot und Nachfrage unterworfen ist.

## "DER RASSENKAMPF FINDET NICHT STATT"

Es sind keine "Spitting Images", die da im fahlen Licht der Neonlampen sitzen.

Die Fernscheinwerfer im riesigen Internationalen Konferenzzentrum von Harare sind ausgeschaltet, das Publikum ist ausgesperrt, die Führer von rund einhundert Staaten der Blockfreienbewegung wollen an diesem Nachmittag im September 1986 unter sich sein. Auch die Mikrofone des Radio 4-Übertragungswagens von ZBC, geparkt im Keller-geschoß, sind abgestellt. Mit meinem Spezialausweis habe ich mich auf die leere Presse-tribüne gesetzt und genieße das Privileg, in dieser Stunde als einziger Zaungast dieser größten Versammlung der Welt außerhalb der Generalversammlung der UNO zuzuschauen – ich tue es mit Muße.

Das Licht läßt die Akteure wie Wachsfiguren erscheinen – es täuscht: Die meisten sind durch Stahlbäder gegangen. Dort unten sitzen die Führer von Revolutionen, von Umstürzen und von Intrigen, Veteranen der antikolonialen Befreiungskämpfe in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, Sieger gegen neokoloniale Supermächte, Überlebende von Palastrevolten und – Kontrahenten in andauernden Grenz- und Religionskriegen auf Testplätzen internationaler Waffenproduzenten. Zwei von ihnen werden das Ende des Jahres nicht mehr erleben – der eine erschossen in einem Putsch, der andere Opfer eines mysteriösen Flugzeugabsturzes. Ein dritter wird zwei Jahre später ebenfalls im Feuerball einer explodierenden Militärmaschine sterben, andere sind bei Putschversuchen gerade noch einmal knapp davongekommen, und wieder andere wurden – auch das kommt vor – schlicht abgewählt.

Für drei Jahre rückt Zimbabwe in den Mittelpunkt dieser 101 Länder starken Völkergemeinschaft, die fast die gesamte sogenannte Dritte Welt repräsentiert und sich blockfrei nennt. Der zimbabwesche Premierminister Robert Mugabe, seit 1987 Exekutivpräsident, übernimmt während dieser Gipfelkonferenz für drei Jahre den Vorsitz der Blockfreienbewegung.

Was heißt "blockfrei"?

Da unten sitzen Vertreter von Ländern beisammen, die seit Jahren Krieg gegeneinander führen, wie der Iran und der Irak, oder die Grenzkonflikte ungelöst vor sich her schieben, wie Indien und Pakistan. Der bärtige Fidel Castro hat Kubas Abhängigkeit von Moskau durch die schlimmsten Zeiten der Breschnew-Ära nie gelockert – erst später werden "Glasnost" und "Perestroika" Gorbatschows ihn in seinem Ideologie-Bunker isolieren.

Die Männer mit dem Emaille-Kopf Kim Il-sungs am Revers ihrer grauen Anzüge repräsentieren das Land mit dem ausgeprägtesten Personenkult – Nordkorea.

Und Libyens Gaddafi, der mit seiner fanatischen, aber hübschen Leibgarde für das einzige weibliche Element in dieser Männergesellschaft sorgt, läßt bei seinem Auftritt kein gutes Haar an einigen Kollegen, denen er selbstsüchtige Motive unterstellt.

Robert Mugabe, als Vermittler auf dem Stuhl des Vorsitzenden dieser bunt gemischten Versammlung, dürfte schon ein gutes halbes Jahr zuvor eine Ahnung davon erhalten haben, daß nicht bloß die Verständigung zwischen Schwarz und Weiß ihre Probleme hat.

Beim Staatsbesuch des iranischen Präsidenten Khamanei im Januar 1986 entwickelten sich die interkulturellen Widersprüche zum unvermeidlichen Eklat.

Das begann beim traditionellen Ausflug zu den Victoria Fällen an Bord der "Air Zimbabwe"-Maschine: Die iranische Delegation weigerte sich, die Bedienung durch Stewardessen zu akzeptieren, bei der Ankunft in Victoria Falls wandte sie sich ab, als sie von einer traditionellen Tanzgruppe mit weiblichen Mitgliedern begrüßt wurde.

Der Konflikt erreichte das Ende der Geduldsgrenze auf Seiten der Gastgeber beim Staatsbankett zum Abschluß des Besuchs – peinlich berührt nahm Khamanei's Delegation die anwesende Begleitung Mugabes zur Kenntnis, darunter eine Ministerin, Staatssekretärinnen und – Sally, die Frau Mugabes!

Konfrontiert mit dem Wunsch der Gäste, Männer und Frauen müßten getrennt speisen, verließ Mugabe das Bankett. Das zimbabwesche Fernsehen erhielt die Erlaubnis, den Vorfall in den Hauptabendnachrichten des nächsten Tages zu dokumentieren – mit der Erklärung eines Regierungssprechers, Frauen hätten bei der Befreiung des Landes eine bedeutende Rolle gespielt, sie hätten in Zimbabwe Anspruch auf einen Ehrenplatz.

Einige Wochen später zahlte der iranische Botschafter in Harare 2.000 Dollar für eine Zeitungsanzeige. Darin wurde einerseits die Schuld an dem Eklat auf das zimbabwesche Außenministerium abgeladen, das rechtzeitig auf iranische Gepflogenheiten aufmerksam gemacht worden sei, und andererseits der Versuch unternommen, diese Gepflogenheiten zu erläutern.

Andrew Saxon, in Harare Kolumnist der "Sunday Mail", gab seinem Kommentar zu diesem Erläuterungsversuch die Überschrift: *"Iranische Botschaft schießt sich selber in den Fuß"*:

*"... Die 2.000-Dollar-Anzeige machte auch ein paar interessante Anmerkungen über Frauen. Es wurde erklärt, daß nach islamischem Recht Moslems unterschiedlichen Geschlechts niemals physischen Kontakt außerhalb der Ehe oder der unmittelbaren Familie haben dürfen. Diese Form 'körperlicher Begegnung' zeige moslemischen Respekt für Frauen und könne nicht geändert werden. In der Geschichte, so heißt es weiter in der Anzeige, seien Frauen als Handelsware behandelt worden – da gibt es wohl wenige, die das bestreiten. Nach altem indischem Brauch seien Frauen schlimmer als 'Hölle, Vipern und Feuer' betrachtet worden. Sogar in Australien wären Frauen von Einwanderern nicht besser als Tiere behandelt und 'in Zeiten von Hunger und Dürre geschlachtet und aufgegessen' worden. Der Islam hat – den Iranern zufolge – diesen wilden und unmenschlichen Aktivitäten ein Ende gesetzt und sie ersetzt durch ein Konzept der Gleichheit von Mann und Frau.*

*Hier aber liegt der Haken: Zimbabwer können keine Gleichheit erkennen in einem System, das 'Mischen' der Geschlechter verbietet und die bedeutenden weiblichen Mitglieder unseres Kabinetts in eine dunkle Ecke des Bankett-Saals verbannt. Und nebenbei: Ich habe noch nie einen australischen Kannibalen getroffen oder darüber gelesen."*

*("Sunday Mail", "PUBLIC EYE" 16.02.1986)*

Im Mai 1985 hatte die "Sunday Mail" über einen weithin unbekanntem Aspekt gesellschaftlicher Veränderung berichtet, unter der Überschrift: "Zimbabwer wenden sich dem Islam zu".

Auf 60 – 70.000 wird heute ihre Zahl geschätzt, mit knapp 70 Moscheen in verschiedenen Teilen des Landes und dem Zentrum der Islamischen Mission in Zimbabwes größter Moschee, in Kwe Kwe.

Schon vor Beginn des 16. Jahrhunderts kamen persische und arabische Moslems von der ostafrikanischen Küste in die Gegend des heutigen Zimbabwe. Moslems waren am Hof Monhumumatapas etabliert, als Portugiesen im 16. Jahrhundert in das Karanga-Reich einfielen. Doch gegen Ende jenes Jahrhunderts waren die meisten durch Monhumumatapas Krieger und durch die Portugiesen massakriert – so berichtet die 1987 in Harare publizierte "ZIMBABWE ENZYKLOPÄDIE", die für die nächsten zwei Jahrhunderte kaum Hinweise auf die Existenz von Moslems fand.

Sie kamen erst wieder Mitte des 18. Jahrhunderts, als moslemische Gemeinschaften aus Mozambique nach Malawi, Zimbabwe und Südafrika emigrierten. Die Tatsache, daß heute allein weit über 50.000 der in Zimbabwe lebenden Moslems malawischer Abstammung sind, hängt mit der durch weiße Siedler Ende des vergangenen Jahrhunderts begonnenen Ausbeutung von Rohstoffen in Bergwerken zusammen, zu der weder die viehzüchtenden Ndebele, noch die ackerbautreibenden Shona gezwungen werden konnten.

An der bislang einzigen Universität Zimbabwes in Harare werden islamische Studien betrieben, ohne großes Aufsehen fließen Gelder unter anderem aus Saudi Arabien und aus Kuwait für den Bau von Moscheen und Gemeinschaftseinrichtungen.

Im April 1989 nahm die ZIMBABWE WRITERS' UNION "mit größtem Alarm und Horror" Meldungen über die Beschlagnahme von Salman Rushdie's Buch "Satanische Verse" durch den Zoll am Flughafen von Harare zur Kenntnis. Der Schriftsteller-Verband argumentierte, es sei das Recht von Zimbabwern, für sich selbst zu entscheiden, ob sie das Werk beleidigend fänden. Außenminister Shamuyarira erklärte gegenüber der Presse:

"Wir haben keine spezifizierte Haltung gegenüber diesem umstrittenen Buch, denn es gibt hier nur wenige Moslems, und ich habe noch keinen Vorbehalt von ihnen gehört."

Vier Tage später kam es in Harare während der 4. Generalversammlung der "Union Moslemischer Räte aus Ost-, Zentral- und Südafrika" zu einer von auswärtigen Moslem-Vertretern geführten Kontroverse. Der Direktor der Zimbabweschen Islamischen Mission, Sheik Adam Makda, meldete jedoch in einer Presseverlautbarung seine Opposition gegen das durch Ayatolla Khomeinei verfügte Todesurteil für Salman Rushdie an:

"Rushdie's Verbrechen ist die Aufgabe des Glaubens ('apostasy') und verdient den Tod. Aber nach islamischer Rechtssprechung kann ein Todesurteil nur durch ein anerkanntes Gericht gefällt werden, wenn der Beschuldigte sein Verbrechen vor den Richtern gestanden hat."

Zimbabwe ist selber konfrontiert mit dem schwierigen Auftrag, Heimat zu sein für Menschen unterschiedlicher kultureller Sozialisation. Drei Jahre im Mittelpunkt einer heterogenen Völkergemeinschaft, wie der Blockfreienbewegung, dürfte zumindest für seine politische Führung und insbesondere für Robert Mugabe einen Lernprozeß angestoßen haben, der schlichte "Schwarz / Weiß"-Denkmuster aus den Zeiten des Befreiungskampfes überholt.



Das ultramoderne Nationalstadion in Harare haben die Chinesen gebaut, die monumentale Heldengedenkstätte schräg gegenüber die Nordkoreaner.

Anfang Juli 1989 durfte Zimbabwes Präsident Robert Mugabe in Nordkoreas Hauptstadt Pjöngjang die Weltjugendspiele eröffnen. Mit Nordkorea und mit China verbindet Zimbabwes Führung ein tiefes Freundschaftsband, das in der Zeit des Befreiungskampfes im früheren Rhodesien geknüpft wurde. In einer BBC-Dokumentation über das "Ende des britischen Imperiums" erinnerte sich Robert Mugabe:

"In den verschiedenen Camps in Tansania lehrten chinesische Instrukturen Maos Gedanke vom Fisch im Wasser. Innerhalb des Volkes müßten die Kader arbeiten, ohne das Volk seien sie wie ein Fisch ohne Wasser."

Verständlich also, daß die brutale Niederschlagung der Studentenproteste in China Anfang Juni 1989 bei Intellektuellen in Zimbabwe zu Interpretationszwängen führte.

Die regierungsnahen Presse übernahm zunächst kommentarlos Meldungen westlicher Nachrichten-Agenturen. Dann – mit einwöchiger Verspätung – erschien in der "Sunday Mail" der erste Grundsatzkommentar des Chefredakteurs, der den Standpunkt der afrikanischen Frontlinienstaaten deutlich machte. Unter Verweis auf die Reaktionen führender westlicher Regierungen hieß es:

"Wir bedauern den Verlust an Menschenleben, aber wir weigern uns, in Verdammungsurteile und Anklagen bestimmter Weltpolitiker einzustimmen. Wir wissen nicht, was ihre Motive sind, da sie sich doch ganz wohl fühlen in der Gesellschaft jener, die schwarze Menschen in Südafrika und in Namibia gewaltsam unterdrücken. Wir haben nicht dasselbe Ziel, deshalb weigern wir uns, denselben Zug zu besteigen."

Und an anderer Stelle hieß es:

"Wenn nur Washington, London, Paris, Bonn und Brüssel mit demselben Eifer und derselben Leidenschaft kämpfen würden für Demokratie und Freiheit in Südafrika, Namibia und Palästina, mit der sie für 'Freiheit' und für 'Demokratie' in Beijing, Warschau und Moskau kämpfen – was für eine wunderbare Welt wäre das."

Am Ende des Kommentars schrieb der "Sunday Mail"-Chefredakteur:

"Man mag versucht sein, zu fragen: Wohin China? Doch das wäre oberflächlich. Dies ist eine Angelegenheit, die das gesamte sozialistische Lager und die fortschrittliche Welt angeht, die eine sehr schwierige Zeit durchmachen."

Die richtige Frage sollte lauten: Wohin Welt-Sozialismus?"

Eine Woche nach diesem Kommentar kam es zu einem spektakulären Gegenruf in der Leserbriefspalte der "Sunday Mail". Der über achtzigjährige Sir Garfield Todd, Premierminister Südrhodesiens von 1953 bis 1958, meldete sich empört zu Wort und eröffnete damit eine Leser-Diskussion über Demokratieverständnis. Garfield Todd war in den Fünfziger Jahren mit ersten Reformversuchen zu Gunsten von mehr Bildung und Rechten für die schwarze, rhodesische Bevölkerung am Widerstand seiner eigenen weißen Parteiführung gescheitert. In den Sechziger und Siebziger Jahren lebte er unter Hausarrest auf seiner Farm, 1972 wurde er vorübergehend verhaftet.

Garfield Todds wesentlicher Einwand bezog sich auf die – wie er schrieb – "konfuse" Interpretation "'bourgeoiser' Konzepte von Pressefreiheit, Wahlen, Pluralismus, Parlament und Demokratie", so als ob diese Werte je nach Brauchbarkeit für verschiedene politische Philosophien ausgelegt werden könnten.

Fett gedruckt und direkt im Anschluß an seinen Leserbrief antwortete der Chefredakteur:

"Natürlich sind solche Werte wie 'Pressefreiheit', 'Wahlen', 'Pluralismus', 'Parlament' und 'Demokratie' immer unterschiedlich ausgelegt worden, um sie den jeweiligen politischen Philosophien anzupassen. Das war so in der gesamten Geschichte. Darum hatten die Besitzer der Sklaven von Griechenland und Rom Demokratie für sich – unter Ausschluß der Sklaven. Darum waren in der Französischen Revolution unter dem Banner von Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit die Sklaven von Haiti und der übrigen französischen Kolonien nicht eingeschlossen. ... Und deshalb gab es hier für Jahrzehnte eine 'Demokratie' der Siedler und Kolonialisten, dank derer Sie (Sir Garfield Todd) einst Premierminister wurden. ... Die sozialistischen Länder haben jene materielle Hilfe gewährt, die den Kampf um das Ende des Smith-Regimes möglich machte, gegen das auch Sie gekämpft haben."

Die Solidarität mit den einstigen Helfern im Befreiungskampf, die Zimbabwes regierungsnaher Presse beschwor, verdeckt jedoch eine Entwicklung innerhalb der sogenannten Dritten Welt, deren bedrohliche Tendenz den allgemeinen Solidaritätsanspruch gefährdet: Rassismus nach einer alten Farbenlehre, in der zwischen "Schwarz" und "Weiß" noch eine Hackordnung für andere Farben existiert.

In den Monaten vor den Studenten-Protesten gegen Regierung und Partei Chinas waren Zimbabwes Zeitungen voll von Berichten über rassistische Ausschreitungen an chinesischen Hochschulen gegen afrikanische Gast-Studenten. Diese – von Europäern in ihrer Tragweite kaum wahrgenommenen – Tumulte waren ausgelöst worden durch Kontakte afrikanischer Studenten mit chinesischen Frauen, AIDS-Angst spielte dabei eine eher vorgeschobene Rolle. In Leser-Reaktionen auf zimbabwesche Presse-Berichte über das Vorgehen des Militärs gegen die chinesischen Studenten wurde unverhohlene Genugtuung deutlich und ein Zusammenhang mit deren rassistischen Handlungen gegen Afrikaner hergestellt.

Als chinesische Fachleute über viele Jahre in Harare das moderne Nationalstadion bauten, lebten sie isoliert in Camps auf der Baustelle weit außerhalb des Stadtzentrums.

Andrew Saxon, der Mann mit der spitzen Feder, verkniff es sich nicht, in seiner "Sunday Mail"-Kolumne gelegentlich auf ihre Existenz mit ironischen Anmerkungen hinzuweisen, etwa auf die Gewohnheit der Fremden, abends im nahegelegenen Golf-Gelände Jagd auf Ochsenfrösche für den Kochtopf zu machen, ein gefährliches Hobby – wie er schrieb –, der Club-Vorstand habe jede Verantwortung für Unfälle durch scharf geschlagene Golfbälle abgelehnt.

Die asiatischen Gemeinschaften in der Hauptstadt leben zurückgezogen, es gibt nicht – wie in anderen Metropolen – ein indisches oder ein chinesisches Viertel mit Garküchen und öffentlichen Kulturzentren.

Sehr vorsichtig erinnerte im achten Jahr der Unabhängigkeit ein Leser des regierungsnahen "HERALD" daran, daß auch die "Coloured", die afrikanischen Mischlinge, ihren Anteil am Befreiungskampf hatten. Auch sie leben weitgehend in abgeschlossenen

Wohnvierteln, ihre öffentlich wahrgenommenen, gesellschaftlichen Aktivitäten beschränken sich auf den Fußballclub "Arcadia", in Rhodesien ein erfolgreicher Verein, in Zimbabwe um seine Existenz kämpfend.

Ich lebe und arbeite in einem Land, das vor neun Jahren weiße Vorherrschaft überwand, in einem langen, bewaffneten Kampf, der – rückblickend – von den schwarzen Siegern nicht mehr als eine rassistische Auseinandersetzung, sondern als ein Aufstand gegen eine ausbeutende Klasse begriffen wird.

In meinem schon erwähnten Gespräch mit dem zimbabweschen Parlamentspräsidenten Didymus Mutasa legte dieser Wert auf die Feststellung, in seinem Land könne man nicht mehr nur von einer multirassischen Gesellschaft sprechen, sondern von einer Gesellschaft, in der die Hautfarbe überhaupt keine Rolle mehr spiele.

Das scheint mir eine übertrieben optimistische Darstellung, aber sie verweist auf einen Ursprung von Rassismus: auf das Gefälle von Macht, das sich ausdrückt in materiellem Besitz, der auf der einen Seite verteidigt und auf der anderen Seite entweder individuell als erstrebenswert empfunden oder gesellschaftlich als ungerecht erkannt und bekämpft wird.

Das Rassismus-Konzept, das sich vor allem im Zusammenhang mit der Kolonialismuskritik zum Beispiel in Gert von Paczensky's vor zwanzig Jahren erschienenen Buch "DIE WEISSEN KOMMEN" schon im Titel dokumentiert, hat eher zur Verwirrung beigetragen. Die Vorstellung, "Weiß" gegen "Schwarz" oder gegen "Gelb" oder "Rot" – also die Art der Pigmentierung von Haut, verbunden mit kulturellem Dünkel, sei für Vormachtansprüche in der Geschichte der Menschheit verantwortlich, ist schon vor ebenfalls zwanzig Jahren von Freimut Duve in seinem weniger voluminösen Band "DER RASSEN-KAMPF FINDET NICHT STATT" mit dem Hinweis widerlegt worden, auch der Konflikt im südlichen Afrika sei eher als Klassenkampf zu werten.

Anfang 1989 – für einige Wochen nach Hause zurückgekehrt – fand ich in einer deutschen Buchhandlung die – wie ich glaube – verständnisvollste Aufarbeitung des Rassismusproblems, aufgeschrieben von einer Frau, die sich dem Thema nicht journalistisch nähert, sondern aus der zehnjährigen Praxis einer Ombudsfrau für die Interessenvertretung von Einwanderern und Ausländern in Amsterdam.

Der Berliner Orlanda-Frauenverlag hat dem "Handbuch" von Lida van den Broek den Titel "AM ENDE DER WEISSHEIT" gegeben – "Weißheit" mit Doppel-S geschrieben, ein Wortspiel, das verstanden werden kann als Hinweis auf den aktuellen Druck von Fremdenhaß in europäischen Ländern, mit dem Kommunen und Politiker am Ende ihrer Weisheit konfrontiert sind, aber auch als Hinweis auf die Grundthese der Autorin, daß sich das Konzept, weißes Überlegenheitsgefühl sei das Grundelement von Rassismus, nicht mehr aufrechterhalten läßt:

"Rassismus ist ein struktureller Bestandteil unserer Gesellschaftsordnung," schreibt Lida van den Broek, und weiter: "Er ist eng verbunden mit dem kapitalistischen System und seinen ökonomischen Interessen."

"Schlechte ökonomische Verhältnisse," so führt sie weiter aus, "und die Präsenz aus-

ländischer Arbeiter sind nicht Ursache des Rassismus, sondern nur ein Umstand, der Rassismus besonders deutlich hervortreten läßt. ..."

Was ist damit gemeint?

Die Autorin nimmt den Leser mit auf historische Exkurse und durch plastisch beschriebene Lebenserfahrungen, die die Existenz unterschiedlicher menschlicher Rassen als einen Mythos entlarven, der erfunden wurde, um die Ausbeutung einer Klasse durch eine andere zu kaschieren. In seinem Buch "Le Racism" – so erläutert Lida van den Broek – habe Albert Memmi den Nachweis geführt, daß der Begriff "Rasse" aus der Viehzucht stammt und dort eingeführt wurde, um höhere Nutzleistungen zu erzielen.

Ihre Schlußfolgerung:

"Die Behauptung, daß es unterschiedliche menschliche Rassen gebe, erlaubt es, ein Wertesystem zu errichten und eine Bevölkerungsgruppe zum Nutzen einer anderen auszubeuten. Die Rassentheorie ist eine ungeheure und unmenschliche Lüge, die der Sklaverei zugute kam. Es gibt keine reinen Rassen und es gibt keine unterschiedlichen Rassen. Wir können höchstens sagen, daß es eine Rasse, nämlich die menschliche, gibt. Wenn wir es jedoch ablehnen, Menschen weiterhin nach ihrem Marktwert zu beurteilen, ist der ganze Begriff überflüssig geworden."

So einfach in der Darstellung, so schwierig in der Umsetzung.

Lida van den Broek hat sich die Mühe gemacht, in individuellen Erziehungsprozessen nach Mustern einer rassistischen Konditionierung zu suchen – und die beschränken sich nicht nur auf früh vermittelte Vorurteile gegenüber Menschen anderer Hautfarbe.

Statt dessen ist sie in der Lage, eine ganze Liste von Merkmalen aufzustellen, auf der sich Menschengruppen wiederfinden, die Rassismus, und damit Unterdrückung, in anderen Formen erleben. Sie passen nicht in das Bild, das sich die sie umgebende Mehrheit von sich selber macht, oder sie werden als unnütz oder als Bedrohung empfunden.

Lida van den Broek unterscheidet "Unterdrückung, die auf Produktivität beruht" und "Unterdrückung, die auf Nicht-Produktivität beruht".

Zum ersten Schema gehören Klassenherrschaft, Rassismus und Antisemitismus, zum zweiten Schema Bodyismus, also Diskriminierung körperlich oder geistig Behinderter, Sexismus, Heterosexismus, Altendiskriminierung und Adultismus, also die Machtausübung Erwachsener gegenüber Kindern.

Unvermutet werden wir konfrontiert mit gewöhnlichen Unterdrückungsmechanismen in unserem Alltag; Rassismus ist plötzlich nicht mehr nur ein Stichwort aus der Tageschau mit Bildern von Weißen, die Schwarze prügeln.

"Rassismus ist wie jede andere Form von Unterdrückung eine institutionalisierte Ungleichheit innerhalb des sozialen Machtgefüges," stellt Lida van den Broek fest und nutzt nun ihre Erfahrung als Ombudsfrau im Amsterdamer Schmelztiegel von Menschen unterschiedlicher Herkunft, um ein Modell für den individuellen Widerstand gegen falsche Konditionierung anzubieten. Dabei streift sie zunächst die vielen Versuche von Gruppen und Organisationen in diversen Anti-Rassismus-Kampagnen und entdeckt dabei, wie viel zu oft ein Stereotyp lediglich gegen ein anderes ersetzt wird.

"Wenn eine Krabbe aus einem vollen Krabbenkorb kriechen will, wird sie von den anderen wieder nach unten gezogen. Das Leiden an der eigenen Unterdrückung läßt nicht zu, daß sich ein anderer befreit. Die verinnerlichte Unterdrückung kennt Mittel und Wege, sich gegenseitig mit Erfolg unten zu halten."

Mit diesem Bild kennzeichnet Lida van den Broek eine der Ursachen für die Erfolglosigkeit des Anti-Rassismus-Kampfes. Doch ihre erstaunlichste Erkenntnis ist der Vorschlag, Rassisten – also die jeweiligen Unterdrücker – selber als Opfer von Unterdrückung zu begreifen, als Opfer ihrer Erziehung und als Opfer der Hierarchie, in der sie leben.

Ein Schlüsselsatz in diesem Handbuch lautet:

"Um dem Ziel einer Befreiung vom Rassismus näherzukommen, ist es wichtig, nicht von der Schuld, sondern von der Verantwortlichkeit des Einzelnen zu sprechen."

Diese Feststellung geht auf die Erfahrung zurück, schreibt Lida van den Broek, daß der Kampf gegen Rassismus aus einem Schuldgefühl heraus sich als wenig effektiv erwiesen habe, nicht zuletzt, weil nur ganz bestimmte Gruppen bereit gewesen seien, einen solchen Ausgangspunkt zu akzeptieren. Konsequenterweise plädiert die Autorin also für eine breite Bündnis-Strategie, die letzten Endes sogar aktive Rassisten durch Aufklärung über ihre eigenen Abhängigkeiten einbeziehen könne.

"AM ENDE DER WEISSHEIT" von Lida van den Broek könnte der Anfang von Weisheit im Umgang mit unseren Ängsten gegenüber Fremden sein, die für Schwarze in Afrika – wie wir gesehen haben – oft nicht nur weiß aussehen und für Weiße in Europa bekanntlich nicht nur schwarz.

**UPDATE!**

Im März 2013, nach dem Wechsel des katholischen Oberhirten im Vatikan, kursierte in rechten online-Foren die Schlagzeile: "Papst verneigt sich vor Neger Mugabe" ...

Fünf Jahre zuvor war der schwarze Mann aus Afrika für das "Hamburger Abendblatt" sogar "Der Teufel persönlich":

25.06.2008 – *"Es gab einmal Zeiten, in denen Robert Mugabe im westlichen Ausland hofiert und respektiert wurde. Obwohl ursprünglich bekennender Marxist und radikaler Guerilla-Kämpfer war er sich noch in den 70er-Jahren der Sympathien linker Intellektueller sicher. Der Weltkirchenrat und auch viele Protestanten in Deutschland unterstützten sogar den Befreiungskampf des in London ausgebildeten Juristen mit Geld, von dem sich Mugabe Waffen für den Krieg gegen die weißen Kolonialherren kaufen konnte.*

*Und sie konnten sich bestätigt fühlen, denn als der Guerilla-Führer am 11. März 1980 Chef einer Koalitionsregierung wurde, überraschte er mit Aufrufen zur Versöhnung und einer Ablehnung sozialistischer Experimente. Mugabe verkündete, den Weißen nichts wegnehmen zu wollen, und beteiligte sie sogar an der Regierung. Einen Monat später wurde Simbabwe unabhängig, das von Briten beherrschte Rhodesien ein Kapitel der Kolonialgeschichte.*

*Als der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1987 zum Staatsbesuch in Harare weilte, lobte er Mugabe als "klugen, besonnenen Politiker" und sang mit ihm und einem Kinderchor das Lied "Kein schöner Land".*

*Heute müssen sich dieselben Kräfte fragen, ob sie nicht den Teufel persönlich ins Amt gehievt haben. Denn seit seinem Machtantritt vor 28 Jahren ist aus dem Befreiungskrieger einer der übelsten Diktatoren auf diesem Globus geworden. Wie ist es dazu gekommen?“*

Welche Antwort die Hamburger Zeitung in ihrer Analyse gab, mag man online nachlesen unter: [www.abendblatt.de/politik/ausland/article545342/Den-Teufel-persoendlich-ins-Amt-gehievt.html](http://www.abendblatt.de/politik/ausland/article545342/Den-Teufel-persoendlich-ins-Amt-gehievt.html)

Als Robert Mugabe siebzehn Jahre zuvor, im November 1991, Station in Hamburg gemacht hatte, war dies Teil eines Staatsbesuchs, der jenen des Bundespräsidenten bei ihm im Jahr 1987 erwiderte.

Ein Jahr vor diesem Gegenbesuch, im Mai 1990, hatten von Weizsäcker und Mugabe zu einer gemeinsamen Aktion noch einen Dritten im Bunde: Vaclav Havel.

Alle drei Staatsoberhäupter waren Gäste einer Fernsehdebatte, an der auch Jürgen Warnke, Hans-Wilhelm Ebeling, Helmut Schäfer, Uwe Holtz, Ursula Eid, Roshan Dhunjibhoy und Rolf Seelmann-Eggebert teilnahmen, ihr Thema:

*"Der Marsch: das Phänomen, das Syndrom, die Konsequenz"*

Zuvor war als Höhepunkt der europäischen Medieninitiative „Eine Welt für alle“ das von ARD und BBC produzierte Fernsehspiel „Der Marsch“ ausgestrahlt worden, flankiert von einem für heutige Verhältnisse ausführlichen Begleitprogramm.

[www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/fluechtlingsstrom-wir-haben-sie-kommen-sehen-1278871.html](http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/fluechtlingsstrom-wir-haben-sie-kommen-sehen-1278871.html)

*Das Fernsehspiel erzählt vom Aufbruch Zehntausender verzweifelter Menschen aus einem sudanesischen Flüchtlingslager. Fünf lange Jahre, so die Erfindung, hat es in Äthiopien und Somalia, im Tschad und im Sudan nicht mehr geregnet, und die Hilfsmittel aus Europa und den Vereinigten Staaten sind im Filz der korrupten Regime ihrer afrikanischen Heimatländer verschwunden.*

*Angeführt von dem charismatischen Lehrer Isa El-Mahdi, zieht der Treck in Richtung Europa, um dem sicheren Hungertod zu entkommen. Auf dem Weg zur marokkanischen Küste schwillt das Heer der Hoffnungslosen auf Millionen von Menschen an. Nicht kriegerische Absicht treibt sie gen Norden, sondern Verzweiflung. Die Masse der Ohnmächtigen besitzt keine andere Macht mehr als die, vor unseren Augen zu sterben.*

*Ihre Botschaft ist unmißverständlich:*

*„Wir sind arm, weil ihr reich seid. Jetzt kommen wir zu euch, damit ihr uns sterben seht.“*

*Seine Wirkung bezieht der Marsch der Hungernden vor allem daraus, daß er – quasi in einem Film im Film – schnell zu einem internationalen Medienereignis wird. Reporterteams schwärmen aus und liefern die Bilder des Elends direkt in die Wohnzimmer der Wohlstandsgesellschaft.*

*Die Vorgeschichte von „Der Marsch“ wirft selbst ein Schlaglicht auf das Verhältnis Europas zur Flüchtlingsproblematik. Der Film entstand als Gemeinschaftsproduktion europäischer Sendeanstalten unter Federführung der BBC, allerdings gegen die Bedenken spanischer und italienischer Sender, denen die Idee einer „ökologischen Migration“ von Afrikanern in ihre Länder zu nahe und realistisch schien.*



Bevor es an jenem 12. November 1991 im Festsaal des Hamburger Rathauses bei drei exklusiven Weinangeboten “Barberie-Entenbrust mit Waldorfsalat”, “Steinbutt-Consomé”, “Ausgelöster Darmwildrücken, Beilagen der Saison”, “Quittenmousse” und “Mokka” gab, war zumindest ein “Dunkler Anzug” zu besorgen. Der befand sich nicht in meinem aus Harare mitgebrachten Gepäck. Bei einem Hamburger Herrenausstatter fand sich sehr kurzfristig ein Ladenhüter – seither eigentlich nur zu Beerdigungen getragen. ...

Die Spätfolge dieses Besuches aus Afrika erschien Hamburgern fünf Jahre später keineswegs “teuflisch”: *Mugabe In Hamburg For Investment Conference*

24 Sep 96 (PANA) – HARARE

- *Zimbabwe President Robert Mugabe is now in the northern German port city of Hamburg for Tuesday's crucial investment conference organised by the government and Zimbabwean and Hamburg business leaders.*

*Mugabe arrived at Fuhlsbüttel Airport Monday where he was met by Hamburg mayor and Senate Deputy President Henning Voscherau and Zimbabwean government officials and businessmen already in Germany for the conference.*

*The conference has attracted at least 300 Zimbabwean and German business people.*

Mugabe, Vertreter seiner Regierung sowie dreihundert Geschäftsleute aus Zimbabwe und Deutschland wurden von Bürgermeister Voscherau zu einer Investoren-Konferenz in Hamburg willkommen geheißen.

Als Ende September 1991 im Garten des *Statehouse* von Harare Mikrofone zur regulären Pressekonferenz des Staatspräsidenten aufgebaut wurden, hatte ich kurz zuvor durch eine Unaufmerksamkeit der deutschen Botschaft davon erfahren, daß Mugabe die Einladung von Weizsäcker zum Gegenbesuch in Deutschland angenommen hatte.

Diese Information mischte sich in meinem Kopf mit einer anderen Nachricht, die wenige Tage zuvor aus einer Stadt, nur 15 Kilometer entfernt von meinem Geburtsort, weltweit verbreitet worden war:

[de.indymedia.org](http://de.indymedia.org)

*Was am 17. September 1991 in Hoyerswerda mit einer Hetzjagd auf vietnamesische Menschen begann, mündete in dem ersten Pogrom der bundesrepublikanischen Geschichte. Am selben Abend noch griffen mehrere Dutzend Neonazis unter zustimmendem Gejohle versammelter Hoyerswerdaer das Wohnheim der ehemaligen Vertragsarbeiter mit Steinen an. Am folgenden Abend kamen noch Molotow-Cocktails hinzu, die Polizei griff kaum ein. Schließlich wurden die Vertragsarbeiter evakuiert.*

*Am 20. September wurde auch das Flüchtlingswohnheim angegriffen. Schon in den Wochen zuvor waren die Bewohner immer wieder von Neonazis angegriffen worden. An diesem Abend zogen die Neonazis mit dem Mob vor das Flüchtlingsheim und bewarfen es mit Steinen und Molotow-Cocktails. Einzelne Migranten wurden von den Neonazis auch direkt angegriffen, wozu der Mob die Gewalttäter durch Zurufe und Applaus weiter anheizte.*

*Am Morgen des 21. September wurden die Flüchtlinge unter SEK-Begleitung mit Bussen auf Unterkünfte im Umland verteilt. Hoyerswerda wurde von den Neonazis daraufhin zur „ersten ausländerfreien Stadt“ erklärt.*

*Am 19. September 1991, noch während des Pogroms, starb Samuel Yeboah, ein ghanaischer Flüchtling, in Saarlouis (Saarland) durch einen bis heute nicht aufgeklärten Brandanschlag. Das Landratsamt Hoyerswerda veröffentlichte dazu folgende „Lageeinschätzung“: „Es besteht einheitliche Auffassung dazu, daß eine endgültige Problemlösung nur durch Ausreise der Ausländer geschaffen werden kann“.*

Nach Abwicklung seiner Agenda für diese Pressekonferenz, gibt Mugabe der internationalen Presse Gelegenheit, Fragen zu stellen. Ich arbeite in diesen Monaten als für die ARD akkreditierter Reporter und frage, ob es stimmt, daß er die Einladung zu einem offiziellen Besuch in meinem Land angenommen habe.

“Woher wissen Sie das? Das sollte doch noch ein Geheimnis bleiben?”

Der Vertreter der deutschen Botschaft funkelt mich böse aus dem Hintergrund an.

“Aber es stimmt,” bestätigt er.

“Und könnten Sie sich bitte dazu äußern, was das für ein Gefühl ist, in ein Land zu reisen, in dem gerade Menschen mit anderer Hautfarbe gejagt werden?”

PAUSE

Der alte Mann hat sich mir jetzt komplett zugewendet. Eine Hand unter dem Ellbogen des anderen Armes, die zweite Hand mit dem Rücken unter dem Kinn, bei ihm die typische Nachdenk-Haltung. ...

“Ich hoffe, ich werde Menschen treffen, die sich daran erinnern und darüber traurig sind, daß es in ihrer Geschichte eine Zeit gab, in der sechs Millionen Juden umgebracht wurden. ...”



Nach seinem ersten Aufenthalt in Hamburg, im Jahr 1991, war Mugabe unangekündigt nach Moskau weitergereist. Monate später – ich habe für ein deutsches Fernsehteam wiederum im *Statehouse* einen Interview-Termin arrangiert – ergibt sich die Gelegenheit, für eine Weile unbeachtet nebeneinander zu stehen. Der aus Nairobi angereiste Reporter hat seinen eingereichten Fragen-Katalog abgearbeitet, sein Team hat Mugabe das Mikrofon schon abgenommen. Der hat offenbar noch keine Lust zu gehen. ...

“*With all due respect, Sir ...*” beginne ich.

Eine Hand fährt unter den Ellenbogen. ...

Zuletzt hätte ich ihn ja in Hamburg gesehen, kurz vor seiner Weiterreise nach Moskau.

Die zweite Hand fährt unter’s Kinn. ...

“Und?”

Nun, ich hätte ja miterlebt wie er seinerzeit den Vorsitz über die Blockfreienbewegung übernommen hätte, 1986 bis 1989. ...

“Und?”

Ich hätte mich gewundert, daß er nach Moskau und nicht nach Belgrad geflogen sei.

“Warum nach Belgrad?”

Nun, Jugoslawien sei im Prozeß gewesen zu zerfallen. Serbien und Kroatien hätten im Sommer ‘91 ihren Austritt aus dem jugoslawischen Staatsverband erklärt. Titos Erbe schon nicht mehr zu retten. Hätte es Tito, der Mitbegründer der Blockfreien-Bewegung nicht verdient, daß sich seine Nachfolger um dieses Erbe kümmern? Ich stellte mir vor, wie das gewesen wäre, wenn vor den Augen der Weltöffentlichkeit ein Präsident aus Afrika nach Belgrad gekommen wäre mit dem Angebot: Hier bin ich, um zu vermitteln, um unser Prinzip der Blockfreiheit zu verteidigen. ...

PAUSE



Foto: [https://de.wikipedia.org/wiki/Robert\\_Mugabe](https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_Mugabe)

Dann sinkt die Hand.

“Das hat mir keiner geraten.” ...

## TEIL 4

### **Rohstoff »Menschenrechte«**

*Wie verhält es sich eigentlich mit dem Rohstoff für das »Recht auf Freiheit«, also mit den deklarierten »Menschenrechten«? Ist denn dieser Rohstoff unbegrenzt verfügbar?*

*UN-Dokumente, Entwicklungshilfekriterien, Begründung für NATO-Einsätze unterstellen folgendes: Diktatoren weg, Korruption weg, Diskriminierungen aller Art weg – und frei wird der Zugang zu »Menschenrechten« als einem Rohstoff für menschliches Ticken auf dieser Welt?*

*Kann es sein, dass auch dieser Rohstoff nur dem Teil der Menschheit dienen soll, der ihn sich leisten kann?*

*Kann es sein, dass je mehr dieser Teil jenen Rohstoff beansprucht, umso weniger für alle zur Verfügung steht?*

22.10.2011, KJS-Leserbrief zur taz-Rezension: IDEENGESCHICHTE - Axel Honneth, Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, und seine Studie »Das Recht der Freiheit«

### **»DIE HAUEN DOCH VOR DEM KOMMUNISMUS AB«**

Texte einer Ausstellung des Bremer Übersee-Museums, 1978  
von Klaus Jürgen Schmidt & Michael Geyer

#### **FLUCHT-MOTIVE**

**MOTIV: Angst vor Vergeltung**

Als für die Amerikaner nichts mehr zu retten war, brachten sie mit Flugzeugen und in den letzten Stunden mit Hubschraubern vietnamesische Mitarbeiter und deren Familien ausser Landes (130.000). Es folgten in der ersten Nachkriegsphase im Stich gelassene Angehörige der 500.000-Mann-Armee des Saigoner Regimes, der Beamten-Hierarchie, des Polizei-Apparates.

Als das vorausgesagte Blutbad der Kommunisten ausblieb und statt dessen 100.000 Ex-Offiziere and Ex-Funktionäre in Umerziehungslager gebracht wurden, machte sich neue Angst breit – geschürt durch (dokumentierte) Radio-Propaganda von Geheimsendern:

*»Wir lassen unsere Freunde nicht im Stich – vor der Küste warten unsere Schiffe!«*

**MOTIV: Keine Chancen mehr für Nutzniesser des alten Systems**

Allein zwischen 1954 und 1966 pumpten die USA 8,5 Milliarden Dollar nach Südvietnam. Sie bezahlten 86 % des Militär-Haushaltes und 74 % des Wirtschaftsbudgets.

Das Geld landete nach amerikanischen Untersuchungen nahezu ausschliesslich in privaten Taschen (US-Senator Kennedy 1968: »*Wir wissen seit Jahren, dass die Korruption in Südvietnam allgegenwärtig ist.*«) Es profitierte nicht bloss die Oberschicht, sondern auch der kleine Händler auf dem Schwarzen Markt. Auch er war betroffen, als nach der Befreiung der Nachschub an Konsumartikeln ausblieb und die Befreier das System von Konsum- auf Bedarfswirtschaft umstellten.

#### MOTIV: Chinesische Minderheit

Hauptbetroffene von dieser Umstellung waren im Frühjahr 1978 die chinesischen Händler, als das neue Regime 3 Jahre nach Kriegsende den Reishandel verstaatlichte.

Sie hatten 80 % der südvietnamesischen Geldwirtschaft und vor allem den Reishandel beherrscht. Vor dem Hintergrund des wachsenden Konflikts zwischen Hanoi und Peking hatten die Nachfolger Mao Tse-tungs mit massiver Propaganda die Furcht auch der chinesischen Kleinhändler vor Repressalien der neuen vietnamesischen Machthaber geschürt. 160.000 machten sich auf den Weg in die chinesische Volksrepublik, 50.000 wählten den lebensgefährlichen Weg über das Meer. Im sozialistischen Vietnam gibt es keine Perspektive mehr für privates Gewinnstreben.

#### MOTIV: Hoffnung auf Alternativen

Der Luftkrieg der Amerikaner und ihrer südvietnamesischen Söldner-Armee hat in einer Dekade zu einem bei uns kaum wahrgenommenen Flüchtlingsproblem innerhalb Südvietnams geführt. Millionen Menschen flohen vor den Bomben in die Städte oder wurden in »Strategische Wehrdörfer« umgesiedelt. Saigon, beispielsweise, einst geplant für nicht mehr als 400.000 Einwohner, beherbergte am Ende des Krieges vier Millionen!

In Zentral-Vietnam waren Anfang 1966 schon eine Million Menschen in Flüchtlingslagern untergebracht. Hunderttausende Bergbewohner wurden in KZ-ähnliche Wehrdörfer vertrieben – Menschen, die einst in der Landwirtschaft arbeiteten.

Die Befreier sahen sich mit zwei Hauptproblemen konfrontiert: Massen-Arbeitslosigkeit in den Städten auf der einen Seite, Mangel an Arbeitskräften im notwendigen Reis-Anbau auf der anderen. Aber die Felder sind übersät mit Minen und Blindgängern, einst fruchtbare Landstriche sind verbrannt oder vergiftet!

In »Neuen Ökonomischen Zonen« muss ganz von vorn angefangen werden – das bedeutet härteste körperliche Arbeit für Menschen, die das sozialistische Regime für die neuen Entbehrungen verantwortlich machen.

#### MOTIV: Hunger

Nichts hatten die Amerikaner unversucht gelassen, die vietnamesische Befreiungsfront in die Knie zu zwingen – heute kämpft das befreite Land mit den Folgen: Vergifteter und verbrannter Boden, zerbombte Deiche und Bewässerungsanlagen – die entblösste Erde ist in der Monsunzeit den Regengüssen und in der Trockenzeit der Dürre ausgeliefert.

Die für den Reisanbau unentbehrlichen Zugtiere, die Wasserbüffel-Herden, sind gezielt zusammengeschossen. Der Fischfang ist um die Hälfte reduziert – 5.000 gestohlene

Fischerboote fordern ihren Tribut. Während der schlimmsten Zeit des Krieges standen den Kämpfern pro Monat 15 bis 18 Kilo Reis zur Verfügung, heute ist für jeden eine Ration von drei Kilo das Maximum.

## VIETNAM (1980)



Klaus Jürgen Schmidt  
LEBEN IM REISFELD  
Reportagen aus Vietnam, Laos und Kampuchea

Peter Hammer Verlag, Wuppertal, Deutschland, 1984  
ISBN 3-87294-245-X

### Eine Begegnung für den Frieden

Im Jahr 1983 eröffnete das Bremer Übersee-Museum die Ausstellung »Ökologische Folgen eines Krieges – zum Beispiel Vietnam«. Es folgte damit seinem neuen Konzept, »nicht nur ein Ort der Entspannung« zu sein, »sondern auch seinen Teil zur Verdeutlichung der Probleme unserer Zeit« beizutragen.

Die Ausstellung war Anlass für engagierte Bremer Bürger, Kontakte zur amerikanischen Friedensbewegung herzustellen, um vielleicht eine Begegnung von Opfern dieses Krieges aus Vietnam und aus den USA bei Veranstaltungen in der Bundesrepublik herbeizuführen. Für die »Abrüstungsinitiative Bremer Kirchengemeinden« und die »Bremer Initiative gegen Giftgas, für Vietnam und die Opfer von *agent orange*« beauftragte mich Pastor Hans-Günter Sanders, während eines USA-Aufenthaltes Gespräche darüber zu führen.

Ich traf in New York den STERN-Korrespondenten Walter Unger, der Schicksale von Familien amerikanischer Vietnam-Soldaten dokumentiert hatte, die seinerzeit bei den Entlaubungsaktionen mit dem Gift *agent orange* in Berührung gekommen waren – zum Beispiel von Michael Ryan, der als Einundzwanzigjähriger in Vietnam war, und in mit *agent orange* besprühten Gebieten. Im Januar 1971 brachte seine Frau Maureen in Tony Brook bei New York die Tochter Kerry zur Welt. »Als Akt Gottes« nahmen sie zunächst hin, was ihnen geschah: Ein erbarmungswürdiges Geschöpf war geboren, mit verkrüppelten Gliedmassen, verschlossenem Mageneingang, ohne Darmausgang, mit funktionsunfähiger Blase und einem Loch im Herzen.

Walter Unger berichtete: »Sie hatten keine Erklärung für die Katastrophe. Aber beide, gläubige Katholiken, haderten nicht. So oft die Ärzte auch erklärten, dass dieses Kind keine Überlebenschance habe – sie gaben nicht auf. Michael Ryan ist Polizist, seine Frau Pflegerin in einem Heim für hirngeschädigte Patienten. Zehn Jahre lang steckten sie jeden Dollar in Dutzende von Operationen.«

Als Kerry sechs Jahre alt war, erfuhr ihr Vater den Zusammenhang, und er reihte sich ein in die Front der Ankläger; er schrieb sich die entsetzlichen Erfahrungen seiner Familie, aber auch ihre Entschlossenheit, dem Schicksal zu widerstehen, in einem Buch von der Seele.

Ich rufe Michael Ryan zu Hause an – vielleicht ist er bereit, in die Bundesrepublik zu kommen, hier Zeugnis zu geben. Aber da erfahre ich, dass seine Frau Maureen schwer erkrankt ist, Michael verbringt fast jede freie Stunde im Hospital.

Ich wende mich an die nächste Adresse: »*Agent Orange Victims International*«.

Die Organisation von Vietnam-Veteranen unterhält ihr Büro in einem Kellergeschoss. Dort treffe ich ihren Präsidenten Frank McCarthy und seinen Stellvertreter Richard-Allen Sanders. Aber zu meiner Überraschung werde ich voller Misstrauen empfangen, das sich steigert, als sie vom Zusammenhang der geplanten Veranstaltungen in der Bundesrepublik mit der Friedensbewegung erfahren. Das Gesprächsergebnis fasse ich zusammen in einem Telegramm nach Hause:

*»Beide nur unter Einschränkungen bereit, zu kommen:*

*– wollen auf keinen Fall politisch diskutieren, verbietet ihre Charta als humanitäre Organisation;*

*– wollen nicht zusammen mit Vietnamesen auftreten, das hiesse separate Veranstaltungen;*

*– fühlen sich nicht Friedensbewegung zugehörig;*

*– wollen nicht über Vietnam-Krieg diskutieren;*

*– sehen Einsatz von 'agent orange' in Vietnam nicht als chemische Kriegsführung der USA, sondern als lebensbedrohende Praxis überall (Unkrautvernichtungsmittel);*

*– haben den Verdacht, dass Hanois Armee seinerzeit erbeutetes Gift selber gegen US-Truppen bzw. zur Freihaltung von Dschungel-Nachschubwegen eingesetzt hat.«*

Wie kommt es, dass ein Mann wie R. A. Sanders, der mir selbst die Gift-Auswirkungen – Akne an seinen Armen – zeigt, zugleich verbissen versichert, er sei stolz, in Vietnam gekämpft zu haben?

Das wird mir klar, als ich mit dem New Yorker Juristen Victor Yannacone telefoniere. Er hat durchgesetzt, dass endlich in einem Grundsatzverfahren festgestellt wird, ob der Verdacht gerechtfertigt ist, *agent orange* sei für die Erkrankungen von 12.000 Vietnam-Veteranen verantwortlich, die er vertritt, und ob die Vermutung stimmt, die insgesamt fünf Herstellerfirmen hätten die gesundheitsbedrohende Beimischung von Dioxin vorsätzlich oder fahrlässig verschwiegen. Die Opfer, bislang oft ohne Einkommen, hoffen auf Schadensersatz, und sie fürchten, jede Diskussion der politischen Verantwortung könnte ihrer Sache schaden.

**UPDATE!** (1984 erklärten sich die beschuldigten Chemiekonzerne am Tag des Prozessbeginns überraschend bereit, eine Pauschalsumme zu zahlen.)

Das Projekt »Begegnung für den Frieden« scheint zu scheitern, da entsinne ich mich eines Kontakts, geknüpft ein Jahr zuvor in Nicaragua.

In meinem Hotel in Managua, der Hauptstadt Nicaraguas, zog eine Delegation aus den U.S.A. ein, ungewöhnliche Besucher: ehemalige Vietnam-Soldaten, jetzt in der amerika-

nischen Friedensbewegung engagiert und auf einer *fact-findig-mission* in diesem von den U.S.A. bedrohten Land. Und das unmöglich Scheinende gelingt!

Am 17. Februar 1983 erhellen Fernseh-Scheinwerfer die Ausstellungsräume in Bremen. Unerwartet ist auch ein sowjetisches TV-Team erschienen.

Ich drehe für das Deutsche Fernsehen:

Ein Stück zerstörter Wald, Minen und Kontaktbomben am Weg sind entschärft – in Vietnam fordern sie noch heute täglich Opfer! Durch diese Waldschneise müssen alle Ausstellungsbesucher des Bremer Übersee-Museums.

Der erste Besucher an diesem Morgen hat schlimme Erinnerungen an solche Szenen.

Neunzehn Jahre alt war der Amerikaner Tom Nussbaumer als er 1967 zum Kampfeinsatz nach Vietnam musste, sechs Monate dauerte seine Ausbildung, sechs Monate kämpfte er, bis eine Granate sein linkes Bein wegriss, sechs Monate lag er danach im Krankenhaus.

In den folgenden Jahren erlebte er den Horror heimgekehrter Vietnam-Veteranen: Ablehnung einer Auseinandersetzung mit den moralischen Implikationen dieses Krieges durch politische Führung und durch die Öffentlichkeit, soziale und psychische Probleme, mit denen Zehntausende nicht fertig wurden, familiäre Zerrüttungen, Drogenabhängigkeit, wachsende Selbstmordrate, frustrierender Kampf um Anerkennung als Opfer beispielsweise des zehn Jahre lang geführten Gifteinsatzes in Vietnam.

Für Tom Nussbaumer gab es schliesslich nur eine Konsequenz: Ein neuer Kampf mit anderen Mitteln – jetzt in der amerikanischen Friedensbewegung.

Ich habe erlebt, wie Tom Nussbaumer, noch sehr befangen, sehr nachdenklich Besuchern eines Gottesdienstes in einer Bremer Gemeinde von seinen Erfahrungen, seinen Lernprozessen erzählt – in einer Gemeinde, die selber zerrissen war, als von ihrer Kirche aus damals Protest gegen die amerikanische Kriegsführung in Vietnam formuliert wurde.

Tom Nussbaumer geht an diesem Sonntagmorgen zum Abendmahl – zum ersten Mal seit seiner Rückkehr aus Vietnam. Die Haltung der eigenen Kirche in diesem Konflikt hatte ihn enttäuscht.

Der heute Fünfunddreissigjährige ist sich bewusst, dass er sich mit seinem Auftreten hier, mit seinen in einem schwierigen Prozess immer klarer werdenden Friedensappellen ausserordentlich exponiert, in einem deutlichen Gegensatz zur Ideologie der Reagan-Administration. Er macht sich die Sache nicht leicht – die Reise nach Deutschland wird zu einem komplizierten Selbstfindungsprozess!

Vor der Kamera im Bremer Museum kommt es zu einer unerwarteten Begegnung:

Unter den drei vietnamesischen Wissenschaftlern, die später zusammen mit ihm zu einer Vortragsreise durch mehrere Städte der Bundesrepublik aufbrechen, befindet sich der Sozialwissenschaftler Tran Kinh Chi. Er war 1967 im selben Gebiet wie seinerzeit Tom Nussbaumer – auf der anderen Seite. Ich habe gefilmt, wie beide sich in jenem nachgebauten zerstörten Waldstück trafen.

»Wie schnell sich die Fronten ändern können«, sagt Nussbaumer zu seinem ehemaligen Gegner, der ihm die Hand gibt und ihn dann umarmt.

»Krieg ist der groteskeste Weg, Konflikte zu überwinden!«

Während der vietnamesische Botschafter die Ausstellung eröffnet, demonstrieren draussen unter der gelb-roten Fahne des alten Südvietnam Flüchtlinge gegen die vietnamesischen Gäste aus Bonn und aus der alten Heimat. Später am Abend schlagen sie zwei junge Vietnamesen zusammen, die Tom Nussbaumer bei einer Veranstaltung in einer Kirchengemeinde hören wollen. Diese Erfahrung ist für den Amerikaner ein Schock, unter der Fahne, unter der ihm jetzt Hass entgegenschallt, kämpften früher südvietnamesische Soldaten als Alliierte an seiner Seite.

»Mehr als in jedem anderen Krieg hat in Vietnam die Kriegsmaschinerie gewütet«, sagt Tom Nussbaumer, »und es ist wichtig, heute daraus zu lernen!« Er hat sich entschlossen, eine Einladung nach Vietnam anzunehmen, wo er sich erneut mit Tran Kinh Chi treffen will – in ihrem damaligen Kampfgebiet.

Drei Jahre vor der Begegnung zweier ehemaliger Soldaten aus Vietnam und aus den U.S.A. im nachgebauten Kriegs-Szenario des Bremer Übersee-Museums hatten wir an diesem früheren Sammelplatz kolonialer Beutestücke mit der Dokumentation »Hören Sie mir bloss auf mit Vietnam!« schon einmal versucht, verbreiteten Vorstellungen von den »guten« und von den »bösen« Vietnamesen zu begegnen.

In der Bundesrepublik war es immer unpopulär, die Schuld an den Zuständen in Vietnam, die zu immer neuen Flüchtlingsströmen führten, mit politischen und wirtschaftlichen Ursachen in Zusammenhang zu bringen, für die Verantwortung auch bei uns zu orten ist.

Bei vielen Podiumsdiskussionen quer durch die westdeutsche Republik geriet ich zum Beispiel in Konflikt auch mit regionalen Vertretern von *amnesty international*, die mit den Umerziehungslagern und den darin ohne ordentliche Gerichtsverfahren Inhaftierten grobe Menschenrechtsverletzungen ausmachten. Bei einer solchen Gelegenheit habe ich einmal auf die *amnesty*-Register der Menschenrechtsverletzungen im U.S.-beherrschten Südvietnam v o r 1975 verwiesen und um Beantwortung der Frage gebeten:

Was soll nach einer gesellschaftlichen Umwälzung mit den vielen tausend Menschenrechtsverletzern geschehen?

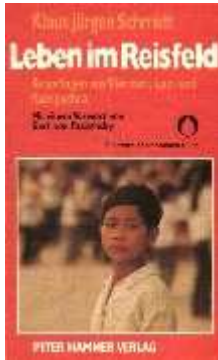
In Deutschland gab es nach Ende des Zweiten Weltkrieges »ordentliche Gerichte« – die sprachen ein paar demonstrative Todesurteile, das Kreuz der dann folgenden Restauration mit Hilfe von »Entnazifizierungsverfahren« tragen wir noch heute!

Wie kann die Forderung nach ordentlichen Gerichtsverfahren in einem Land realisiert werden, dessen Justiz eben noch zu den Mechanismen der Unterdrückung gehörte?

Wer solche Fragen übergeht oder sie mit den Maßstäben einer lange von Notständen verschonten Gesellschaft beantwortet, argumentiert unredlich!

Damit will ich die Praxis der vietnamesischen Behörden keineswegs rechtfertigen – schon deshalb nicht, weil ich die selbstgestellte Frage auch nicht beantworten kann. Aber die Weigerung, bequeme Antworten aus irgendeinem hehren Katechismus zu übernehmen, lässt die Freiheit, immer neu nach Zusammenhängen zu fragen – oft genug heisst das: gegen den Strich!

## KAMPUCHEA – Episode 1



Klaus Jürgen Schmidt  
LEBEN IM REISFELD  
Reportagen aus Vietnam, Laos und Kampuchea

Peter Hammer Verlag, Wuppertal, Deutschland, 1984  
ISBN 3-87294-245-X

### **"Samaki" – das heißt Solidarität (1980) - Hindernisse und Chancen, Kampuchea wieder auf die Beine zu helfen**

Vorwort des Autors (Auszug)  
Bremen, im Juni 1984

Als Nachrichtenredakteur hatte ich es nur mit Meldungen von Kriegsschauplätzen und Verhandlungstischen zu tun. Das reichte mir nicht. Ein Journalistenpreis von "Terre des Hommes" gab mir Gelegenheit, selber Erfahrungen mit den Menschen in Vietnam zu machen – vor allem mit Kindern, ihr Leiden und ihr kleines Glück standen in den Jahren danach immer wieder im Mittelpunkt von Reisen nach Vietnam, Laos, Kampuchea.

Ich lernte zu unterscheiden zwischen professioneller Nachrichtensuche und persönlicher Betroffenheit. Dabei hat mir besonders Michael Geyer geholfen, der ab 1976 mit mir zusammen unterwegs war...

... Unter anderem habe ich mit Michael Geyer den hier vorgelegten Text für ein Buch-Kapitel aus einem gemeinsamen Radio-Feature entwickelt.

Ich widme diese Bearbeitung meinem Freund – Michael Geyer starb im Januar 2003 in Bremen.



... Wir hatten in den Tagen vorher oft darüber gesprochen, was uns wohl in diesem Land erwarte. Wir hatten überlegt, wie wir es drei Wochen aushalten würden in einem Land, von dem wir gehört hatten, daß nach vier Jahren einer beispiellosen Terrorherr-



schaft jetzt Totenstille herrschen soll. Ein ganzes Volk hungert aus, und die Welt sieht zu, war den spärlichen Nachrichten über Kampuchea zu entnehmen. Nun wollten wir uns selbst Nachrichten verschaffen, zu begreifen versuchen, wie das kleine Volk der Khmer – Nachbar der Vietnamesen, Thailänder und Laoten – in die hoffnungslose Lage geraten ist.

Es sind bange Erwartungen, mit denen wir die politische Erkundungsreise nach Südostasien antreten. Auch Ängste – wir haben Elendsbilder im Kopf, jetzt werden wir der alltäglichen Wirklichkeit des Elends selbst nahe kommen, nicht mehr bequem auf Distanz gehen können, werden betroffen sein, wollen nichtsdestoweniger journalistisch vorgehen, prüfen, registrieren. Kampuchea – die Zustände in dieser Ecke der Welt gehen uns an.

Auf dem Flug lesen wir einen Brief, den uns Petra bei der Abreise zugesteckt hat.  
Von Bert Brecht hat sie uns was aufgeschrieben ...

*Über die Berge  
Fliegt der Mensch wie nichts  
Groß sind seine Werke  
Doch am Brot für alle, da gebrichts,  
Menschenskind!  
Daß nicht alle satt sind!*

*Über die Kontinente  
Spricht der Mensch von Haus zu Haus  
Hunderttausend Hände  
Strecken sich zueinander aus  
Menschenskind!  
Wenn sie erst beisammen sind!*

Journalisten aus einem der reichsten und bestgestellten Länder auf Reportagebesuch in einem Weltnotstandsgebiet. Wir haben uns fest vorgenommen, nicht nur politische Umstände, ökonomische Daten und historische Fakten abzufragen. Die Absicht ist, unmittelbaren Zugang zu finden zum alltäglichen Leben der Menschen, die Existenzbedingungen und Lebensumstände irgendeiner Familie ganz aus der Nähe kennenzulernen. Also nicht sich zufrieden geben mit der Beschreibung des Allgemeinen.

Aufmerksam werden für banale Einzelheiten, unterscheiden lernen, was sensationell erscheint, was normal ist. Ungewiß, ob das möglich sein wird. Zweifelhaft, ob die politischen Vorkehrungen der Behörden das zulassen werden, wenn wir uns in den Wohnquartieren unter die Leute mischen wollen.

Dann die erste Fahrt vom Flughafen in das Zentrum von Phnom Penh.

Durch die Scheibe eines fabrikneuen "Lada" Einsammeln von Eindrücken. Wie im Kino Vorbeifahrt an Kulissen, das Auge sucht Bestätigung für die jüngste Geschichte dieser totgesagten Stadt, findet Anhaltspunkte in zerstörten Gebäuden, leerstehenden Häusern, am Straßenrand kampierenden Menschen.

Ausgestorbene Wohnquartiere, Straßensperren, aber auch Bezirke großer Geschäftigkeit, Menschen unterwegs mit Bündeln bepackt, reger Verkehr auf Fahrrädern und Fuhrwerken, provisorische Verkaufsstände hier und da, ein Verkehrspolizist in nagelneuer Uniform, buntbemalte großflächige Propagandatafeln, LKW's mit UNICEF- und Rot-Kreuz-Emblemen, irgendwo wird ein Zebrastrifen auf die Straße gepinselt.



Flüchtige Eindrücke voller Gegensätze – Zusammenhänge erschließen sich nicht.

Es wird noch Tage dauern, bis sich die Eindrücke ordnen, Verständnis für das widersprüchliche Leben in dieser kaputten Stadt allmählich wächst.

Gespräche im Hotel vermitteln Orientierung. Hier treffen wir Leute, die geschickt wurden, dem Land zu helfen. Gäste wie wir, aber schon vertraut mit den Verhältnissen, Experten, die den ganzen Katalog der fatalen Probleme Kampuchéas abrufbereit im Kopf haben. Ihr Job ist es, den Notstand beherrschbar zu machen.

Das Hotel "Samaki" ist ihr Quartier und ihre Einsatzzentrale. Es ist ein altes französisches Hotel, Holzgiebel, rote Dachziegel, kleine Balkone mit Steinsäulen in der Brüstung – innen viel dunkles Holz Kolonialatmosphäre.

Früher hieß es "Royal", Luxusquartier für betuchte Ausländer...



... in der Nähe stand die katholische Kathedrale, von der gibt es heute nicht einmal mehr ein Trümmerstück, statt dessen nur noch ein leerer, öder Platz. In den Jahren unter Pol Pot ist diese Kathedrale als Symbol für das Eindringen und den Machtanspruch des europäischen Kolonialismus abgetragen worden bis auf den letzten Stein.

Das Hotel, wenige hundert Meter entfernt, ist unversehrt geblieben. Eine neue Sorte Ausländer ist jetzt hier eingezogen. Weil es das einzige Hotel mit Küchenbetrieb in Phnom Penh ist, treffen sie sich hier zu den Mahlzeiten, zum wöchentlichen Koordinationsgespräch jeden Freitag. Die meisten wohnen auch hier in den hohen Zimmern, mit Visitenkarten an den Türen, mit Aufklebern der internationalen Hilfsorganisationen: UNICEF, die Kinderhilfsorganisation der Vereinten Nationen, World Food Programme, das Welternährungsprogramm der UN, die Leute vom Komitee des Internationalen Roten Kreuzes. Wenn abends der Strom ausfällt, taste ich mich als Neuankömmling die Holztreppe hinauf, muß aufpassen, daß ich in den dunklen Korridoren nicht über Kisten stolpere, irgendwelche Geräte, Medikamente, gerade mit einem Flugzeug oder einem Schiff hereingekommen, vorübergehend hier abgestellt.

Wenn die air-condition nicht läuft, stehen Fenster und Türen offen, um die feuchten 40 Grad ein wenig in Bewegung zu halten. Die Zimmer sind Schlafstätte und Büro zugleich Spezialkarten an den Wänden, farbige Statistiken, Tabellen über Transportbewegungen.

Wie ist das Monat um Monat auszuhalten? Einer schleppt jeden Morgen eine ganze Batterie mitgebrachter Marmeladengläser in den Frühstücksraum, nach einer Woche Frühstück im "Samaki", bestehend aus zwei Scheiben Weißbrot mit zwei harten Butterklecksen mal mit Salz, mal mit Zucker bestreut, wissen wir den Luxus zu erkennen, würden gern 'mal teilhaben, aber soweit geht die Solidarität nicht.

Ein anderer hat sich klammheimlich unten in der Bar ein Bier-Depot angelegt, vorweg bezahlt. Er hat abends immer noch eine Flasche russischen Biers vor sich stehen, wenn der offizielle Vorrat leergetrunken ist. Und einer ist selten in der Bar, er entspannt sich allein hinter seiner verschlossenen Zimmertür. Wenn er vom Schreibtisch zum Bett wechselt, dann greift er zum Kopfhörer, wählt aus seiner umfangreichen Kassetten-sammlung eine aus und hört Barock-Musik.

Für die meisten ist es ein Job, viele Male schon in anderen Teilen dieser sogenannten Dritten Welt ausgeführt. Es war nicht der eigene Wunsch, nach Kampuchea zu gehen, die Organisation hat es so bestimmt. Bei einigen ist inzwischen persönliche Betroffenheit hinzugekommen, für sie ist "Samaki" nicht mehr bloß Name eines Hotels, das eine Zwischenstation in ihrer internationalen Laufbahn markiert, Sprosse auch auf ihrer persönlichen Karriere-Leiter, Solidarität ist zum Inhalt ihres Jobs geworden.

Eines Abends geraten wir in das Streitgespräch zweier Experten.

Malcolm Harper, Leiter der Delegation von Oxfam, einer privaten britischen Hilfsorganisation, die als erste aus dem Westen sich hier engagierte, koordiniert die Arbeit der inzwischen über 30 Organisationen in Phnom Penh. Nach einem langen Tag diskutiert er an der Bar mit einem ihm zugeteilten westdeutschen Experten dessen erste Eindrücke nach vierzehntägigem Aufenthalt, und er gerät über dessen arrogante Art, die vorgefundenen Problemstellungen mit der Distanz eines Technokraten zu diagnostizieren, in Rage: Was wir jetzt brauchen, sind keine Pläne für ein technisch perfektes Entwicklungsprogramm, Elektrizität bis ins letzte Dorf, sagt Malcolm Harper. Mein Gott, die Leute hier verhungern. Ich habe ein Kind sterben sehen so alt wie mein Sohn. Ich wollte dieses Kind fotografieren, ich konnte es nicht, ich habe geweint. Was wir hier durchzuführen haben, ist das absolute Notprogramm!

Uns interessiert, wie es dazu gekommen ist, daß Oxfam hier als erste Hilfsorganisation zur Stelle war. Malcolm Harper berichtet: "Wir hatten schon kleinere Hilfsprojekte hier vor dem April 1975. Und als wir die schrecklichen Geschichten hörten über das, was hier passiert war, also nach der Machtübernahme des Pol Pot-Regimes, haben wir uns gleich nach der Befreiung des Landes im Frühjahr 1979 mit den vietnamesischen Botschaften in London und in Paris in Verbindung gesetzt und uns erkundigt, wie wir mit der neuen Regierung ins Gespräch kommen könnten, um zu erfahren, wie die Situation ist und welche Hilfe gebraucht wird. Im August konnte dann einer meiner Kollegen für zehn Tage nach Phnom Penh reisen. Er hat sich einen Überblick verschafft und es wurde ihm gesagt, daß unsere Hilfe willkommen sei. Im September haben dann drei Leute hier mit der Arbeit begonnen. Im Oktober wurde ein Vertrag mit der Regierung Kampuchreas unterzeichnet, das war die Gründung eines Konsortiums von Hilfsorganisationen.

Sie wissen, ich bin jetzt Leiter eines Teams, dem 32 nicht regierungsabhängige Agenturen angehören. Wir haben seitdem auf verschiedenen Gebieten Programme entwickelt, Landwirtschaft, Gesundheit, und so weiter, um den Menschen zu helfen."

"Ich heiße Niels Ohlsen und bin als Mitarbeiter einer dänischen Organisation angestellt vom Welt-Luther-Bund und dem Oxfam-Team hier in Phnom Penh zugeordnet. Ich bin Landwirtschaftsexperte und habe hauptsächlich in Afrika gearbeitet. Mit tropischen Anbaukulturen habe ich mich ungefähr seit sechs Jahren beschäftigt."

"Was meinen Sie, warum das hier so langsam vorangeht, und was meinen Sie, ist der Grund für die Riesenprobleme bei der Verteilung der Hilfsgüter?"

"Da muß ich beginnen mit meiner Ankunft hier im vergangenen Dezember. Das Landwirtschaftsministerium, mit dem ich hauptsächlich zu tun habe, hatte damals ganze zwölf Mitarbeiter. Für diese zwölf gab es nur acht Stühle, kaum Schreibtische, keine Bleistifte, kein Papier – überhaupt alle Unterlagen jeglicher Verwaltung fehlten! Das heißt also, daß man ganz aus dem Nichts wieder neu anfangen mußte. Und da 95 Prozent der Leute hier in der Landwirtschaft arbeiten und leben, ist das eine ungeheure Schwierigkeit. Und ich meine, der Minister hat eine beachtliche Arbeit geleistet, überhaupt erst einmal herauszufinden, wieviele Menschen in den Provinzen leben, wieviel Reissaat sie brauchen usw. Also ich kann sehr gut begreifen, warum sie hier so langsam vorankommen." ...

... Während wir mit den Experten aus dem "Samaki"-Hotel reden, gelegentlich auch unterwegs sind mit ihnen – im Hafen, am Flughafen, in Büros kambodschanischer Ministerien, während wir eingeladen werden zu politischen Feiern und privaten Festen, und uns dauernd im Dunstkreis von westlichen Fachleuten und kambodschanischen Funktionären bewegen, wächst unser Unbehagen über unsere Unfähigkeit, jene Menschen zu treffen, deren Geschichte wir doch erzählen wollen. Die Informationsabteilung des Außenministeriums bereitet für uns eine große Rundreise vor: Siem Reap – rund um den Tonle Sap-See, Battambang, Angkor Wat, alles Plätze, die wir schon gerne sehen wollen, aber werden wir dort irgendwo den Alltag einer einfachen kambodschanischen Familie kennenlernen können?

## Die Zehn vom Floß

Eines Abends haben wir gerade Tonaufnahmen am Ufer des Mekong beendet, dort, wo der Tonle Sap-Fluß einmündet, auf der Höhe des königlichen Palastes. Wir sitzen auf den Stufen des steilen Uferhanges, unten hat ein Bambusfloß festgemacht. Unter einem halbrunden Dach aus Palmblättern hocken Menschen in der Abenddämmerung. Wir steigen zu ihnen hinab, unsere Dolmetscherin folgt uns.



Über einen Holzsteg dürfen wir an Bord kommen. Es sind zehn Personen – eine große Familie, denken wir. Seit zwei Tagen liegen sie hier mit ihrem Floß, erfahren wir durch die Dolmetscherin, und daß sie bis 1975, bis zur Vertreibung aller Bewohner Phnom Penhs durch die Pol Pot-Truppen, in dieser Stadt gelebt haben.

Wir versuchen, unsere Neugier zu erklären, versuchen ins Gespräch zu kommen, und haben doch das Gefühl, zu stören. Ein alter Mann hat sich von seiner Matte hinten unter dem Dach erhoben und zu uns gesetzt, er fängt an, zu erzählen:

"Im Rundfunk habe ich gehört, daß jeder nach Hause zurückkehren konnte. Ich wollte auch gehen, aber wir hatten keinen Reis, wir mußten erst welchen anpflanzen. Dort, wo wir waren, in das Dorf kommen bis heute noch Pol Pot-Truppen und verlangen Essen und Verpflegung. Sie verlangen auch Steuern. Das ist ungefähr 15 Kilometer von der Stadt Kratie entfernt, auf der anderen Uferseite.

Wir wollten zurück nach Phnom Penh, aber wir hatten keine Möglichkeit, kein Geld. Da haben wir bei den Leuten im Dorf um Bambus gebeten und dann dieses Floß gebaut. In dieser Gegend haben viele Flöße gebaut, wir waren unter den letzten. Zusammen mit dem Sammeln des Bambus hat es vier Wochen gedauert, bis das Floß fertig war.

Wir hatten noch etwa fünfzig Kilo Reis. Die Fahrt hat dann noch 'mal einen Monat gedauert. ...



... Wir hatten ein Dokument von den Dorfbehörden, unterwegs gab es auf dem Fluß öfter Kontrollen. Da wurde in die Luft geschossen, damit wir anhalten. Aber wie kann man mit einem Floß anhalten?

Da war zum Glück ein Boot, an dem wir festmachen konnten, und dort konnten wir unsere Papiere vorzeigen. ...

... Und immer mußte jemand am Ruder stehen, Tag und Nacht, die Erwachsenen und auch die Kinder. Als wir nach Phnom Penh zurückkamen, war unser altes Haus schon belegt. Ich hoffe, daß das Volkskomitee uns jetzt hilft, ein Haus zu finden und auch Arbeit für die Kinder!"

Wir möchten wissen, wie das funktioniert hat, daß heute schon wieder ungefähr dreihunderttausend Menschen in der Hauptstadt leben. Am nächsten Morgen treffen wir wieder Malcolm Harper, den Mann von Oxfam, der die Anfänge der Wiederbesiedlung Phnom Penhs miterlebt hat:

"In den ersten Tagen konnte man nur in die Stadt, wenn man irgendeine Beschäftigung hatte. Bei Kilometer 7, am Rande der Stadt, war eine Art Wartelager, und wenn man sich Arbeit organisieren konnte, wurde man in die Stadt gelassen. Die Regierung besorgte dann die Zuteilung der Wohnungen. Das System dabei war – wenn ich es richtig verstanden habe – daß, wenn zum Beispiel einer beim Gesundheitsministerium angestellt war, dann konnte er in der Nähe dieses Ministeriums wohnen.

Ich glaube, seit Januar dieses Jahres ungefähr sind die Kontrollen der Leute, die in die Stadt wollen, gelockert oder fast eingestellt worden. Danach sind viele Leute in die Stadt gekommen, die ihre früheren Wohnungen oder Häuser aufgesucht haben, oder Freunde finden konnten, bei denen sie unterkamen, oder sich eine verlassene Wohnung in der Nähe genommen haben. Das war unterschiedlich, viele Menschen erhielten ihre Unterkünfte von der Regierung, aber später – also seit einigen Monaten – gibt es so etwas wie eine Chance für alle bei der Wohnungssuche."

"Wissen Sie, wie das auf dem Land aussieht, in den kleineren Städten und Dörfern?"

"Das scheint unterschiedlich zu sein. Ich war vor einem Monat in Kompot, und da gibt es eine sehr strenge Kontrolle beim Zugang in die Stadt. Man muß tatsächlich bei der Regierung beschäftigt sein, wenn man mit der Familie nach Kompot will und dort leben möchte. Auf dem Land sind viele Menschen in ihre früheren Dörfer zurückgekehrt, sie waren ja vom Pol Pot zwangsweise umgesiedelt worden. Und wenn ihre Häuser bei der Rückkehr zerstört waren, haben sie sich neue gebaut.

In einigen Dörfern gibt es jetzt Arbeitskooperativen, sogenannte Solidaritätsgruppen, in anderen – wo die Entwicklung noch nicht so weit ist – arbeiten die Bauern noch jeder für sich im Dorf. ... Es scheint derzeit also keine klare Linie zu geben. Die Situation ist von Stadt zu Stadt verschieden, und von Dorf zu Dorf.

Aber lange Zeit hat die Regierung den Rückstrom in die Städte tatsächlich unter Kontrolle halten wollen., und zwar auch wegen der riesigen Gesundheitsgefahren. Sie haben ja sicher den Abfall gesehen, der noch überall in Phnom Penh herumliegt. Wenn man in dieser Situation unkontrolliert Menschen in die Stadt hereinläßt, schafft man erhebliche gesundheitliche Risiken und auch andere Probleme."



Am selben Tag haben wir uns entschlossen, die Rundreisepäne fallen zu lassen. Wir wollen die Geschichte dieser zehn Menschen auf dem Floß erfahren. Als wir das zweite Mal zu ihnen kommen, ist aus ihrer schwachen Hoffnung Verzweiflung geworden: Sie sollen in den nächsten Tagen ihren Liegeplatz verlassen, keine Chance, noch in die Stadt hineinzukommen.

Wir treffen die Frau des alten Mannes und fragen sie, was sie unternommen hat:

"Ich war schon 'mal dort bei der Behörde, aber ich habe den Mann nicht getroffen. Dann war ich zusammen mit meiner Tochter in einer leeren Wohnung, die haben wir schon saubergemacht. Aber dann hat man uns gesagt: Es geht doch nicht, die Wohnung wäre schon vorbereitet für Angestellte eines Ministeriums. Jetzt weiß ich nicht mehr, wohin wir noch gehen sollen... (sie schluchzt)

Der Mann hat mir gesagt, ich soll zurück aufs Land gehen und Reis anpflanzen. ... Aber ich weiß doch nicht, wohin. ...

Während der Pol Pot-Zeit hat man gesagt, nur wer arbeitet, kriegt was zu essen, wer nicht arbeitet, braucht nichts zu essen. Meine Kinder haben in diesen Jahren auch gearbeitet, und bei der Reisverteilung haben sie nur den halben Anteil bekommen! ... Wir sind hier, um Arbeit zu suchen, etwas, was meine Kinder tun können..."

Sie haben noch einen halben Sack Reis. Hinten auf dem Floß hockt immer einer der Söhne mit einer Angel. Fisch und Reis kochen sie auf einer Feuerstelle auf dem Heck unter offenem Himmel – eine Kiste mit Sand, einige große Steine, ein Blech als Windschutz. Feuerholz ist an beiden Seiten des Floßes aufgestapelt, mitgebracht von unterwegs, ein kleiner Reichtum. Manchmal verkaufen sie ein paar Scheite oben hinter dem hohen Ufer, dann haben sie ein bißchen Geld für Gemüse. Dieses hohe Ufer ist wie ein hoher Wall, den sie nicht überwinden können, um endlich wieder in die Stadt zu kommen. Sie versuchen es immer wieder. An einem Nachmittag begleiten wir zwei der Frauen vom Floß. Auf dem Kopf tragen sie Körbe mit gepreßtem Tabak, der zweite kleine Reichtum – mitgebracht aus dem Ort, wohin sie vertrieben waren.

Sie machen sich auf den Weg zum Markt, dieser Markt von Phnom Penh, auf dem schon wieder fast alles zu kaufen ist, bunte T-Shirts und fette Nudelsuppen, geschmuggelte Waren aus Thailand und Früchte aus der Provinz. Dazwischen hocken sie sich, und sicherlich macht es unsere Anwesenheit, die Anwesenheit zweier Europäer mit all ihrem technischen Aufnahmegerät, daß sich rasch Menschen ansammeln, auch Kunden, sogar Großhändler, wie sich herausstellt. ...

... Einer dreht sich vom Tabak eine Probezigarette, dann kauft er das gesamte Angebot – auf einen Schlag, und ein Geldbündel wechselt den Besitzer. Und am nächsten Morgen ist wieder ein klein bißchen Hoffnung gewachsen:



Oberhalb des Floßes auf dem hohen Ufer haben sie im Schatten einer Kokospalme einen kleinen Stand aufgebaut, ein alter Schreibtisch aus einem Trümmerhaus, darauf in Körben Melonen, Mangos, Ananas, Früchte zum Verkauf, besorgt für das neue Geld bei einem der vielen Bauern, die morgens mit Ochsenkarren über die einzige Mekong-Brücke vom Land hereinkommen.

Ist das das erste Stück vom wiederaufgenommenen Lebensfaden?

Die alte Frau vom Floß erzählt:

"Ich bin in Phnom Penh zu Hause und habe früher auf dem Markt als Gemüseverkäuferin gearbeitet. Mein Sohn hat damals hier sein Abitur gemacht. Ich habe außerdem zwei Töchter, die eine ist in Batambang verheiratet, die andere hat in Phnom Penh bei der Post gearbeitet. Sie war während der Pol Pot-Zeit bei mir und der Familie, getrennt von ihrem Mann. Der ist Betriebsleiter und war während der Pol Pot-Zeit bei seinen Eltern in Pursat. Als wir Phnom Penh verlassen mußten im April 1975, waren viele aus der Familie auf dem Marsch dabei, ich glaube, wir waren zwanzig, mein

Schwiegersohn auch, eine Nichte und ein Neffe, der bei der Militärpolizei war.

Einen Monat lang sind wir von Phnom Penh bis nach Kratie zu Fuß unterwegs gewesen. Als wir in Speu ankamen, in der Provinz Kompong Tscham, kamen Pol Pot-Soldaten und wollten wissen, wer von uns beim Staat gearbeitet hätte. Die Leute würden gebraucht, sie müßten zurück. Wir haben gar nicht erst versucht, uns herauszureden. Mein Neffe gab gleich zu, er sei von der Militärpolizei. Und meine Tochter sagte, daß sie bei der Post gearbeitet hat. Beide bleiben hier, wurde erklärt, die anderen gehen weiter.

Meine Mutter, die schon achtzig ist, hat das auch alles mitbekommen. Sie konnte nicht mehr, die Füße wollten nicht. Wir mußten sie in Speu zurücklassen, die Tochter blieb bei ihr. Wir anderen mußten weiterlaufen.

Die Verpflegung mußten wir uns unterwegs irgendwie organisieren. Das Essen war miserabel, meistens nur eine dünne Suppe mit Reis. Zu trinken hatten wir auch nichts.

Das kleine Kind meiner Tochter aus Battambang wurde jeden Tag schwächer.

Es bekam Fieber und ist dann gestorben.

Was soll ich Ihnen noch erzählen?

Irgendwann haben wir dann an einer Stelle übernachtet unter Bäumen – da verlangten die Pol Pot-Soldaten am anderen Morgen, wir sollten unsere Sachen da liegen lassen, die würden uns später gebracht, wir könnten jetzt mit Ochsenkarren weiterfahren. Wir waren aber mißtrauisch und wollten uns nicht darauf einlassen. Das haben wir denen auch gesagt, daß wir uns weigern, mehrfach. Aber die blieben hart. Meine Tochter hat dann noch versucht, ein paar Sachen an sich zu nehmen. Dann wurden wir alle mit dem Fuhrwerk weitergeschafft.

Mein Sohn wurde krank, er war sehr erschöpft, wir hatten keine Medizin. ... Er ist gestorben.

Sie brachten uns in ein Dorf an der Grenze der Provinz Totonakri. Wir wurden sofort eingeteilt zur Arbeit an einem Wasserkanal. Die Kinder kamen in eine mobile Brigade und wurden losgeschickt. Die hatten immer woanders zu arbeiten und waren meist weg. Die älteren Leute blieben im Dorf. Die Arbeit ist uns sehr schwer geworden. Wir hatte ja auch nicht genug zu essen. ...

... Für meine Familie, wir waren noch zehn Personen, gab es zu jeder Mahlzeit so eine Milchbüchse voll Reis, das war ungefähr ein halbes Pfund für alle zehn! Wir haben uns dann immer grüne Bananen besorgt und in den Reis gekocht. Viele waren krank. Mein Mann auch. Die Kinder haben wir nur alle drei oder vier Monate einmal gesehen. Sie waren dann für einen Tag im Dorf. ...



... Wir mußten nicht nur am Tag arbeiten, auch einige Stunden in der Nacht. Sie schickten uns immer wieder auf die Reisfelder. Wir mußten kämpfen, um überhaupt weiter leben zu können. Hier, mein Junge, der hat sich gequält bei der Arbeit, der mußte schuften. Irgendwann hat er sich den Arm gebrochen. Jetzt hat er nicht mehr viel Kraft in dem Arm, kann ihn nicht mehr so gebrauchen wie früher. Als er krank wurde, haben die Aufpasser von Pol Pot gesagt, er soll nicht so tun, als ob er krank wäre, er soll mal kräftig arbeiten, sonst gäbe es nichts zu essen.



Mein anderer Sohn, der konnte schreiben, der konnte sogar etwas Englisch und Französisch. Den haben die Pol Pot-Leute in die Verwaltung geholt. Der sollte ihnen bei der Verteilung helfen im Dorf. Dabei hat er natürlich immer genau gesehen, daß die Leute im Dorf zu wenig zu essen bekamen. Und deshalb hat er angefangen, heimlich mehr zu geben. Als das herauskam, haben sie behauptet, er wäre ein Agent. Er sei vom CIA oder KGB. Und da war es aus für ihn. Sie haben ihn mit elektrischem Strom gequält und gefoltert. Immer wieder wurde er geschlagen. Am Ende haben sie ihn eingegraben, lebendig in der Erde eingegraben. Er war 22 Jahre alt. ...

Mein Sohn war ein aufrichtiger Junge, er hatte Mitgefühl mit den Menschen, er hat ihnen geholfen. Deshalb ist meine Trauer nicht so schwer. Ich weiß ja, daß er vorbildlich gehandelt hat. ...

... Als das alles passierte, war ich auf einer Arbeitsstelle weiter weg vom Dorf. Als ich hörte, daß sie meinen Sohn bestrafen wollten, wollte ich von der Arbeit weg. Ich habe gesagt, sie sollen mich zu meinem Sohn lassen, ich wollte ihn sehen. Das wurde mir verboten. Da habe ich gesagt, wenn sie mich nicht lassen, werde ich mich umbringen.

Da haben sie nachgegeben. Ich durfte gehen. Im Dorf habe ich die Leute gefragt, wo mein Sohn ist. Einige wußten, was passiert war und haben mir alles erzählt. Weinen durfte ich da nicht, weil nicht alle wissen durften, daß er aus unserer Familie war!

Zwei Jahre später habe ich erfahren, daß meine Mutter noch lebte, die war schon über achtzig, und meine Tochter war noch bei ihr mit ihrem Kind. Ich habe alle drei auch in unser Dorf geholt. Die Pol Pot-Leute haben aber erklärt, daß sie nicht bleiben dürfen. Sie haben befohlen, daß sie woanders hin müssen. Sie wurden dann in eine Kautschuk-Plantage gebracht. Wir haben nichts mehr von ihnen gehört. Später habe ich erfahren, daß sie nicht mehr leben."

Es ist Nacht, auf dem Floß brennt nur eine Fackel. Wir haben die Dunkelheit für diesen Versuch gewählt, das Schicksal der Zehn zu erfahren. Wir wissen jetzt, daß es nicht die Überlebenden einer großen Familie sind – es sind die Reste von drei Familien.

Es entwickelt sich kein Gespräch, es sind Monologe, ab und zu durch Erinnerungen eines anderen aus dem Kreis um uns ergänzt. Der alte Mann und die Gemüsefrau, beide verwitwet, heirateten 1965. Er brachte seinen heute 34 Jahre alten Sohn in die Ehe, dessen Frau hat am Morgen auf dem Markt eine Tante getroffen und von ihr erfahren, daß ihre Eltern tot sind. Sie ist mit der Tante mitgegangen, um mehr zu erfahren über ihre Angehörigen – wir treffen sie erst am Ende unseres Aufenthaltes wieder.

Von der Marktfrau sind noch vier halberwachsene Kinder auf dem Floß – drei Jungs und ein Mädchen. Und dann lebt hier noch eine Mutter mit ihrer kleinen Tochter, die auch aus Phnom Penh stammt, die anderen acht aber erst beim Floßbau kennengelernt hat.

Das sind zehn von vier Millionen Menschen, die die Pol Pot-Zeit überlebt haben, und den Krieg, der das Land zuvor schon zum Opfer fremder Interessen gemacht hatte.

"Ich glaube, Kampuchea ist das klassische Beispiel eines Landes, das in den letzten zehn Jahren Spielball in einem großen Machtkampf gewesen ist."

Malcolm Harper hat sich täglich mit der Hinterlassenschaft dieser Großmachtpolitik auseinandersetzen. Er hat sich Gedanken gemacht, und er hat eine politische Meinung:

"Zuerst unter Sihanuk, da gab es den französischen Einfluß. Sihanuk hat dann versucht,

eine Neutralität aufzubauen. Und dann war da die amerikanische Intervention nach dem Staatsstreich von 1970. Unter Pol Pot schließlich gab es den chinesischen Einfluß, und jetzt haben wir den Einfluß des Sowjetblocks. Ich glaube, Kampuchea hat jetzt mehr Aussicht auf Frieden als es jemals in den zehn Jahren der Fall war.

Mir liegt daran, zu sagen, daß die Regierungen der Welt die jetzige Regierung von Kampuchea anerkennen sollten und auf diese Weise den Menschen helfen sollten, die so unglaublich gelitten haben, damit sie eine Chance haben, sich wieder Bedingungen zu schaffen, die das Leben in diesem Land erträglich machen. Im Augenblick kann man hier eigentlich gar nicht leben, Mangel in jeder Hinsicht, und die Menschen auf der Suche nach einer Perspektive, um wieder in ihren Dörfern leben zu können."

Die junge Frau vom Floß erzählt:

"Mein Mann war bei mir, als die Pol Pot-Leute kamen. Sie sagten, wir müßten raus aus der Stadt, für ungefähr drei Tage. Wir wollten nicht gehen. Da hat der eine seine Pistole gezogen, damit gedroht und gesagt: Dann müßt ihr hierbleiben! Wir haben Angst gehabt, daß er uns erschießt und sind gegangen.

Wir waren unterwegs mit unseren drei Kindern und noch einem Baby. Mein Bruder war auch dabei. In einem Vorort von Phnom Penh wollten wir übernachten, aber die Pol Pot-Leute haben gesagt, wir dürfen da nicht bleiben, wir sollten immer weitergehen.

An einer anderen Stelle wollte ich Reis kochen für die Kinder, aber sie haben uns weitergetrieben. Wir kamen in die Berge von Tuol Kong in der Provinz Kratie. Am ersten Tag hatte jeder 250 Gramm Reis bekommen, am nächsten Tag war es nur noch die Hälfte, später haben wir für uns sechs insgesamt nur noch 250 Gramm Reis erhalten. Das war nicht genug – wir mußten ihn mit viel Wasser kochen.

Mein Mann arbeitete im Wald, er mußte Holz hacken. Eines Tages bekam er starke Kopfschmerzen. Er blieb fünf Tage weg von der Arbeit. Da kam eine Krankenpflegerin von den Pol Pot-Leuten und fragte, was er hätte. Er sagte, ich habe Kopfschmerzen. Sie gab ihm eine Spritze. Danach konnte er nicht mehr sprechen, es ging ihm schlechter – und ein paar Stunden später starb er. ...

Meine Kinder hatten nichts zu essen. Ihre Körper waren aufgeschwollen durch den Nahrungsmangel. Sie mußten zu Hause bleiben, während ich arbeitete. Eines Tages kam ich zurück – da waren die beiden Mädchen tot. ...

Mein Bruder heißt Ji, er war 16 Jahre alt, und er wurde wegen Nahrungsmangel von Tag zu Tag schwächer, schließlich starb auch er. ...

Ich habe jetzt noch keine Verwandten wiedergetroffen, auch nicht von meinem Mann. Ich war bei unserem früheren Haus, aber auch da habe ich keine Bekannten getroffen. Meine Eltern sind tot. Ich möchte jetzt hier Arbeit finden, irgend etwas – ich kann nähen, ich muß etwas verdienen, um meine Tochter weiter zu ernähren."

Ihr Kind haben wir selten lachen sehen, nur einmal war es ausgelassen, als es sich am Rand des Floßes kübelweise Wasser über Kopf und Körper goß. Einmal ließen wir die Dolmetscherin fragen, ob die Kleine ein Lied für uns singen würde – für unser Tonbandgerät. Sie kann nicht singen, ließ uns die Mutter übersetzen, sie hat es nie gelernt, aber wenn wir wollten – sie kann ein Lied lernen. ... Wir haben nie eins gehört von diesem kleinen Mädchen, das die meiste Zeit im Schatten des Palmblattdaches liegt, kraftlos – krank.

Wir sprechen abends im Hotel mit den Leuten von Oxfam, erzählen von den Zehn auf dem Floß, und am nächsten Morgen kommt Dr. Nick Maurice mit uns, untersucht die Erwachsenen, die Kinder, stellt fest, daß fast alle unter Malaria leiden, der alte Mann möglicherweise unter Tuberkulose. Alte Infektionen sind nicht ausgeheilt, Hakenwürmer machen ihnen zu schaffen. Er kann nur ein paar Pillen dalassen – in Europa wäre das alles kein Problem, sagt er. Blutuntersuchungen wären nötig, aber hier – ?

Malcolm Harper faßt die Lage zusammen:

"Es gibt viele Krankheiten jetzt in Kampuchea, kleine Kinder sind besonders gefährdet. Die Ernährungslage ist von Familie zu Familie unterschiedlich. ...

... Die jüngste Übersicht in Phnom Penh hat ergeben, daß 15 Prozent der Kinder zwischen ein und fünf Jahren in dieser Stadt unterernährt sind. Die Folge ist bekannt – unterernährte Kinder sind für Krankheiten sehr anfällig, und die ganz Schwachen haben dann nicht genug Widerstandskraft, um das zu überleben.

Ganz allgemein muß man feststellen, daß in Kampuchea gegenwärtig Malaria, Befall durch Hakenwürmer und Blutarmut sehr weit verbreitet sind. 70 Prozent der Menschen leiden unter diesen Krankheiten, vielleicht sogar mehr. Die entscheidende Aufgabe ist, den Khmer dabei zu helfen, daß sie mehr über die Ernährung wissen und über die Voraussetzung für die Gesundheit der Kinder.

In einer Situation wie der jetzigen hier in Kampuchea ist Nahrung die grundlegende Medizin. In Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsministerium haben wir angefangen, eine kleine Gruppe von sogenannten Aktivisten auszubilden. Die haben dann eine Stichprobenuntersuchung über den Ernährungszustand der Kinder gemacht und herausgefunden, daß 50 Prozent unterernährt und weitere 25 Prozent unzureichend ernährt sind.

Wir wollen jetzt mit dem Gesundheitsministerium ein Ernährungszentrum in Phnom Penh einrichten, wo Trockenmilch, Zucker und Öl vermischt zur Stärkung unterernährter Kinder angeboten werden."

Unsere Anwesenheit auf dem Floß soll unsere Gastgeber nicht irritieren. Das haben wir ihnen klarzumachen versucht.

"Teilnehmende Beobachtung" auf dem Mekong-Wasser, denke ich, Soziologie-Seminare tauchen in der Erinnerung auf. Von Kambodscha wußte ich damals nichts. Das war lange, bevor Johnson seinen GI's den Befehl zum Einmarsch nach Kambodscha gab. Mekong – das war nur eine Vokabel aus dem Vietnam-Krieg. Nachrichten-Sprache: Die amerikanische Luftwaffe hat kommunistische Widerstandsnester im Mekong-Delta bombardiert.

Unsere teilnehmende Beobachtung wird akzeptiert. Wir haben wirklich den Eindruck, daß sie uns nicht beachten. Wenn nach einer längeren Zeit eine gastfreundliche Geste kommt, dann ist das keine Inszenierung.

Jemand hat von einem Bogen Reispapier ein Stück abgerissen, um sich eine Zigarette zu drehen. Das Papier wird weitergereicht, auch uns. Später schöpfen sie Wasser aus dem Fluß. Im großen Topf wird abgekocht. Vom Markt sind einige Eisstücke besorgt worden. Die Schale mit dem gekühlten Wasser geht von Hand zu Hand. Sie erreicht auch uns.

Wir trinken Wasser aus diesem Fluß.

Bilder aus der Tagesschau fallen mir ein, und nehme trotzdem einen vorsichtigen Schluck. Auf dem Mekong trieben Leichen, Hunderte, Tausende.

Im Fernsehen enthielt der Sprechertext Mutmaßungen über Massaker der Pol Pot-Regierung.

Heute ist Kampuchea das am meisten verseuchte Land der Welt, auch eine Nachricht, die mir durch den Kopf geht, sie stammt wohl von der Weltgesundheitsorganisation.

Wir trinken Wasser aus dem Mekong.

Genau an der Uferstelle oberhalb des Floßes beobachten wir in den nächsten Tagen Männer mit Hacken und Spaten. Aber sie räumen nicht auf, sie graben sich immer tiefer in den Boden. Es dauert eine Weile, bis wir herausfinden, was da los ist.



Auf der Höhe des Königspalastes seien in den ersten Wochen nach der Machtübernahme durch Pol Pot-Soldaten im Frühjahr 1975 ganze Ladungen von Gold- und Silbergegenständen, von Edelsteinen aus den Wohnungen reicher Einwohner Phnom Penhs hier in den Fluß gekippt worden.

Das erzählt man uns, aber wir glauben es erst, als eines Morgens der Sohn des alten Mannes vom Floß uns fünfzig Meter entfernt eine Stelle zeigt, an der er einen Diamanten zwischen den Steinen fand. Jetzt trägt er ihn im Mund unter der Zunge.

Einige Tage später sind zwei weitere Edelsteine dazugekommen, und eine kleine silberne Schale hat er gefunden. Die wird mit Asche geputzt und geht von Hand zu Hand, eine kleine silberne Schale, die zusammen mit großen Mengen Gold und Silber aus Privatbesitz als Ausdruck von – ja was? von Dekadenz? von verwerflichem Materialismus? – vernichtet werden sollte, während oben im königlichen Palast nichts angerührt wurde, nicht einmal die dicken Silberplatten, die den Boden so groß wie zwei Tennisfelder in einem der vielen Tempel bedecken.

Aber nicht das weggeworfene Gold im Schlamm macht uns zu schaffen – es irritiert uns nur. Aus dem Boden Kampuchreas werden kostbare und schreckliche Funde freigelegt, an immer mehr Plätzen im Lande, auf einem großen Feld am Stadtrand Phnom Penhs zum Beispiel – Gebeine von Hunderttausenden Opfern des Pol Pot-Regimes.



An diesem Abend berichtet der Sohn des alten Mannes vom Floß:

"Ich habe damals nicht geglaubt, daß die Pol Pot-Leute so viele Menschen umbringen. Einmal in der Nacht habe ich auch wieder im Reisfeld gearbeitet zusammen mit anderen Leuten aus Phnom Penh. Wir haben auf die Leute aus dem Dorf gewartet, die uns ablösen sollten, aber niemand kam. Als wir ins Dorf zurückkamen, erfuhren wir, daß die Pol Pot-

Leute gesagt hatten: Die Menschen aus Phnom Penh, die Neuen – die müssen alle weg, die müssen getötet werden. Ich bekam andere Aufgaben zugeteilt, auf dem Gemüsefeld arbeiten, im Wald auf die Wasserbüffel aufpassen – zehn Tage später kamen die vietnamesischen Truppen. Das war in der Nacht zum 1. Januar 1979 in Kratie.

Der Dorfchef der Po Pot-Leute befahl alle Bewohner in den Wald. Dort gab es nur dünne Suppe zu essen, obwohl viel Reis vorhanden war. Bewaffnete Pol Pot-Soldaten versuchten, die Menschen im Wald zusammenzutreiben. Wir wußten, daß sie uns jetzt töten wollten. Deshalb lösten wir uns in kleine Gruppen auf, und es gab auch ein paar, die sagten: Wir müssen gegen die Po Pot-Leute kämpfen. Die hatten aber schon Angst bekommen und sind weggerannt. Wir sind aus dem Wald wieder ins Dorf gegangen.

Leute, die aus Phnom Penh waren, machten sich dann auf den Weg nach Hause."

Fast zwei Wochen sind nun vergangen – die ersten schweren Regenfälle künden nachts den kommenden Monsun an. Wir kommen morgens zum Floß, wir finden die Zehn frierend, durchnäßt, noch mehr ermattet. Wir haben inzwischen einen Kambodschaner gefunden, der uns bei der Übersetzung besser helfen kann. Victor spricht deutsch, er ist verheiratet mit einer Deutschen, die früher an der DDR-Botschaft arbeitete. Sie konnte 1975 mit dem übrigen Botschaftspersonal das Land verlassen. Victor mußte vier Jahre lang vor den Po Pot-Leuten verbergen, daß er eine fremde Sprache spricht – so überlebte er in einer Arbeitskolonne auf dem Lande.

Geduldig hat er unsere Fragen übersetzt, jetzt ist der Zeitpunkt, wo er selber wissen will, wie es weiter gehen soll. Er spricht mit der alten Frau vom Floß:

"Ich habe sie gefragt, ob sie noch etwas wünscht."

"Mein größter Wunsch ist, daß wir eine Wohnung bekommen und daß meine Kinder Arbeit finden."

"Und wie wollt ihr euch bis dahin über Wasser halten?"

"Bis dahin verkaufen wir den Rest unseres Tabaks und das Bambusholz vom Floß."

"Was passiert, wenn das zu Ende ist und weder Wohnung noch Arbeit gefunden sind?"

"Ich weiß nicht, was wir noch machen können!... Nur die Regierung kann uns helfen ... und wenn die uns nicht hilft, dann müssen wir sterben! Dann verhungern wir!"

Für uns ist der Moment gekommen, die journalistische Distanz aufzugeben. Es wird uns unmöglich, nur noch zu fragen – es gibt keine Fragen mehr! Einpacken jetzt? Abreisen? Die durch das Visum begrenzte Dauer unseres Aufenthaltes ist zu Ende.

Wir haben am ersten Tag des Tet-Festes, des kambodschanischen Neujahrsfestes, eine Melone gekauft und eine Ananas – als kleines Geschenk mitgebracht. Als wir am Nachmittag zum Floß zurückkehren, beobachten wir vom hohen Ufer eine Szene, die uns nicht mehr aus dem Kopf geht: Auf dem Vorderteil des Floßes ist ein kleiner Altar aufgebaut, gerade kniet die junge Mutter davor, zündet einige Räucherstäbchen an, verbeugt sich dreimal vor diesem ärmlichen Aufbau ihrer Dankesgaben.

Auf einem Blechteller in der Mitte liegen unsere Ananas und unsere Melone!

Wir haben angefangen, über die zehn Menschen auf dem Floß nicht mehr bloß mit den europäischen Experten im Hotel "Samaki" zu reden.

Der Chef der Presseabteilung im Außenministerium hat längst eingesehen, daß wir auf

seine Rundreisepläne verzichten, hat uns machen lassen, ohne nachzufragen, was wir zwei Wochen lang da unten auf dem Floß zu bereden hatten. Jetzt entschließen wir uns, einzugreifen, was zu tun. Ein Gespräch abends in der Bar des "Samaki", Samaki – das heißt Solidarität!

Wir haben herausgefunden, daß neben der ehemaligen Wohnung im alten Haus der Marktfrau-Familie eine andere Wohnung leer steht. Chum Bun Rong, unser Kontaktmann im Außenministerium, verlängert unsere Visa, beschafft die Erlaubnis für den Bezug der Wohnung – zweifellos hat er dabei im Auge, daß wir als Journalisten zu Hause über das Entgegenkommen der Behörden berichten werden.

Für die Zehn auf dem Floß ist das an jenem Morgen egal, an dem sie ihre Bündel packen, um endlich wieder ein Zuhause zu beziehen. Aber wir müssen bald feststellen, daß die Schwierigkeiten noch nicht zu Ende sind.

Auf dem Tonband halte ich die Szene fest:

"Ja, schließlich ist das neue Haus erreicht, die neue Wohnung soll bezogen werden. Da stellt sich heraus, daß über Nacht eine andere Familie in diese endlich gefundene neue Wohnung eingezogen ist. – Und in diesem Augenblick ist hier eine Konfrontation im Gange – was soll geschehen mit der Familie, die soeben ihr Floß verlassen hat, die all ihre Sachen mitgenommen hat? Was soll geschehen mit der Familie, die über Nacht hier eingezogen ist? – Es wird eine Diskussion werden, in die wohl oder übel das Ministerium wird einbezogen werden müssen. ..."



Chum Bun Rong wird alarmiert. Ihm gelingt es, in wenigen Stunden eine zweite Wohnung aufzutreiben – in einem Wohnblock nahe dem Markt und einer Schule, ein Haus, in dem sonst nur Lehrer-Familien wohnen. Es gibt eine Diskussion mit den Hausbewohnern. Dann bringt eine Frau eine Schale mit kühlem Wasser als Willkommenstrunk – die Zehn vom Floß sind akzeptiert.

Sie haben sich entschlossen, zusammenzubleiben – der Raum ist nicht viel größer als ihr Bambusfloß, eine kleine Küche ist dabei.

Was geschieht jetzt mit dem Floß da unten am Ufer?

Eine Idee hat sich schon vor Tagen bei uns festgesetzt:  
Wir wollen dieses Floß kaufen!  
Wir haben darüber schon mit Malcolm Harper von Oxfam gesprochen, er hat uns nicht ausgelacht. ...





Auch Chum Bun Rong lacht uns nicht aus – er ebnet den Weg für den Gang durch die Behörden. Kampexim, die staatliche Import-, Export-Firma, ist zuständig für die Verhandlungen. Oxfam streckt uns das Geld vor, das wir der Behörde zahlen – sie wird dafür eine neue Wohnung für jene herrichten, die eigentlich den Raum der Flossleute beziehen sollten.



... Und wir tauschen einen Dollarbetrag gegen Riel, die vor wenigen Wochen neueingeführte Landeswährung. Das Geld soll ein bißchen mithelfen beim Neuanfang in dieser Stadt, die überraschend schnell zu den alten Marktmechanismen zurückgefunden hat, zu schnell und zu ungeregelt, als daß nicht schon bald mit einem rigorosen Eingriff der staatlichen Wirtschaftsplaner zu rechnen ist.

Werden sich dann die Zehn vom Floß in dieser neuen Stadtgesellschaft zurechtfinden?



Auf diese Idee hatte uns Malcolm Harper gebracht. Wir wollen seine guten Kontakte nutzen und haben ihn mit an Bord genommen.

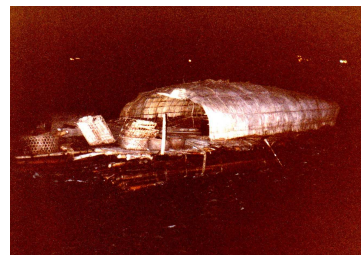
In der engen Kapitänskajüte sprechen wir die Sache durch. Jonny Chin lacht erst einmal kräftig, als er von unseren Export-Problemen hört. Dann will er das Objekt in Augenschein nehmen. ...

Mit einem Beiboot überqueren wir den Fluß. Kurze Begutachtung des Floßes – Stabilität, Gewicht, Größe.

Jonny Chin hat keine Bedenken.

Er sagt OKAY.

Die erste Etappe nach Singapur kann in ein, zwei Wochen geschafft sein. ...



Es hat dann doch noch vier Wochen gedauert, bis das Floß im *shipyard* von Singapur dümpelte, auf Warteposition.



Der Bremer Frachter "Trifels" von der DDG Hansa hat es im Juli an Deck genommen, auf großer Fahrt nach Rotterdam.



Das Floß aus Kampuchea schaffte es schließlich bis Bremen. An Land stand ein Bauwagen mit einer Foto-Ausstellung und einem Videorecorder – der wurde eines Nachts gestohlen. Hier lag es zwei Sommermonate lang auf der Weser, festgezurrt an einem Fähranleger der Innenstadt – Vietnams Botschafter kam aus Bonn, um es sich anzusehen. ...



Fotos: KJS



... Dann versuchte ein übermütiger Schwimmer, die Weser nahe der Floß-Liegestelle zweimal zu durchqueren. Er schaffte es nur anderthalb Mal. Die Rotor-Turbulenzen eines Rettungshubschraubers ließen das Palmblattdach und Teile des Floß-Inneren davonfliegen.

Nach zwei Jahren – abgestellt in einem Winkel des Bremer Hafens – landete das Bambusfloß auf dem Müll, es gab kein Geld für eine Instandsetzung und keinen Platz für eine Dauerausstellung – das Floß wurde so zum Symbol für Interessenlosigkeit bei uns für die Menschen in Indochina, die mit den Folgen jahrzehntelanger, aufgezwungener Kriege doch nicht alleine fertigwerden können.



## HERBST 68

Dubcek – Dubcek – Dubcek, ruft der Chor  
 Von Westen her –  
 Vom Osten her –  
 Trieb Angst – Verzweiflung – Dogma sie hervor?  
 Die Panzer rollten ohne Fragen  
 Nach Prag!

Nach Prag  
 Hört man im Westen wieder klagen  
 Der Frühling einer Hoffnung –  
 Er ist tot!

Ho – Ho – Ho – Tschì – Minh  
 Hört hin –  
 Hört hin –  
 Und fangt nicht an zu heucheln!  
 Hoffnung lässt sich auf viele Arten meucheln  
 In Vietnam!

In Vietnam  
 Wo keine Freiheit siegt  
 Wo das Prag des Westens liegt –  
 Ist Herbst!

Klaus Jürgen Schmidt, im September 1968

## TEIL 5

*"Mit den Maschinen in schwarzer Hand  
muß der schwarze Kopf den Umgang mit dem rechten Winkel erlernen..."*

### "CAMBRIDGE" IN ZIMBABWE

Leserbrief aus dem HERALD, Harare, Zimbabwe, 9. Februar 1988:

*"Sir – Ich habe mir sehr genau die ZTV-Schulquiz-Programme angesehen, die sonntagnachmittags ausgestrahlt werden. Obwohl ich anerkenne, daß diese Show dem Austausch von Schülerwissen dienen und auch unterhaltsam sein soll, finde ich doch einige der Fragen entmutigend. In den Bereichen Geschichte und Geographie beschäftigen sich die meisten Fragen mit Europa und Amerika vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Ich würden gern den Quizmaster, Eric Bloch, einmal Fragen über die Geschichte oder die Geographie Afrikas desselben Jahrhunderts stellen hören. Man kann doch sicherlich davon ausgehen, daß zimbabwesche Schüler im Unterricht etwas erfahren über afrikanische Führer, afrikanische Kultur, afrikanische Bauwerke etc.*

*Diese Anomalie hat zur Folge, daß weiße Schüler (die offenkundig mehr wissen über europäische Kultur) bei weitem besser abschneiden als ihre schwarzen Mitstreiter. Schlimmer noch, es scheint, daß – seit es keine allein von Weißen besuchten Schulen mehr gibt – kaum noch Wissen über zimbabwesche Führer vermittelt wird. Stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als das Team vom Dominikanischen Konvent nicht wußte, wer der Minister für Arbeit und Soziales ist. ... Als das Team von St. Ignatius gefragt wurde, wer der Bildungsminister sei, stellten sich alle tot.*

*Wenn ich daran denke, daß dies acht Jahre nach unserer Unabhängigkeit passiert, schaudert es mich.*

*"Zuerst Afrika, Harare" (Unterschrift)*

*"Harare is definitely Africa!"*

Lektion Nummer eins für unsere fünfzehnjährige Tochter am Beginn ihrer Zimbabwe-Erfahrung. Beim ersten Englisch-Essay-Test hatte sie ihrer Phantasie freien Lauf gelassen und aus der Enttäuschung keinen Hehl gemacht, in einer gepflegten Gartenstadt ange-

kommen zu sein, die so gar nichts zu tun hatte mit ihrer Vorstellung vom schwarzen Kontinent. Das gipfelte in der zaghaft geäußerten Hoffnung, Afrika bald außerhalb Harares kennenzulernen. Den pikierten Kommentar notierte die Prüferin an der *public school* – eine alte Rhodesierin, daneben Lektion Nummer zwei:

*"Writing shockingly untidy!"*

Schönen Gruß an den Bremer Lehrkörper!



Foto: KJS

Conny lernte also Schönschrift, was i h r e r Phantasie durchaus nicht schadete und auch nicht i h r e r Aufmüpfigkeit, trotz der nun zu tragenden Schuluniform – dank des Bremer Schulsystems, das zwar nicht für ordentliche Schrift, aber für ordentliches Denken sorgte.

Conny lernt Shakespeare und europäische Geschichte – so wie Millionen Kinder von Belize bis Brunei, büffelt, paukt, schreibt sich die Finger wund, dem Lehrplan von Cambridge folgend, der auch im Commonwealth-Land Zimbabwe in den wie Pilzen aus dem Boden schießenden Mittelschulen unverändert schwarze Kinderköpfe kolonialisiert.

Das zaghafte zimbabwesche Modell *"Education with Production"*, also Theorie mit praktischer Arbeitserfahrung zu verbinden, scheitert oft an Phantasiemangel: Gartenarbeit als Strafvollzug – oder schlimmer: Eine Stunde lang einen Haufen Sand von einer Ecke des Schulhofes in die andere schaufeln.

"Bildung ist ein Menschenrecht, das wir verwirklichen müssen," sagte mir ein Beamter der zimbabweschen Botschaft in Bonn auf die Frage, was denn die vielen hunderttausend Abgänger mit Mittelschulabschluß anschließend tun werden, vor allem jene, die das Ziel nicht erreichen.

Es ist natürlich nicht nur ein Denkfehler, das Schulsystem, das in diesem Land nahezu ausschließlich für die Kinder der Weißen und der schwarzen Elite zugänglich war, weiterzuführen. Es müßten völlig neue Lehrpläne ausgearbeitet, die Lehrkräfte umgeschult, neue Schulbücher entworfen und gedruckt werden. Woher das Geld nehmen und – die Erfahrung?

Sie nehmen die Lehrer aus Australien, Neuseeland, Kanada, Großbritannien, Mauritius und aus der Bundesrepublik Deutschland.

Einhundert sind von dort gerade eingeflogen, als wir in Zimbabwe eintreffen.

Bei näherem Hinsehen stellt sich heraus, daß es sich bei dem dafür geschlossenen Abkommen zwischen den Regierungen in Bonn und Harare eher um Entwicklungshilfe für den bundesrepublikanischen Arbeitslosenmarkt handelt: Die jungen Leute sind in ihrer Mehrheit Opfer verfehlter Bildungsbedarfsplanung westdeutscher Kultusminister und verfügen kaum über längere Berufserfahrung. Die bezahlt ihnen die zimbabwesche Regierung mit einem monatlichen Scheck, dessen Betrag zwar nicht höher ist, als das minimale Gehalt ihrer schwarzen Kollegen, aber Bonn zahlt ein *"topping up"*, den Ausgleich zum fälligen deutschen Gehalt – aus Entwicklungshilfemitteln!

Für die meisten ist es die erste Auslandserfahrung. Sie erleben Afrika pur – draußen auf dem Land, in der Regel an kleinen Missionsschulen, wo sie mit ihren Familien das Leben ihrer schwarzen Kollegen teilen – oft ohne Elektrizität und ohne Wasseranschluß.

"Als ich am ersten Morgen eine Schülerin aufrief, trat sie vor mich, gebückt, und fiel auf die Knie," erzählt mir ein deutscher Lehrer.

"Zuerst dachte ich, sie hätte sich verletzt, aber dann merkte ich bald, daß es die übliche Ehrbezeugung ist – vor dem Lehrer knien."

Die jungen Lehrer aus der Bundesrepublik müssen sich nicht nur in einem fremden Lehrsystem zurechtfinden, das total geprägt ist von britischer Tradition aus den Fünfziger Jahren, sie leben zugleich in überkommenen afrikanischen Strukturen mit undurchschaubaren und erst mühsam zu erlernenden Werteordnungen und Abhängigkeitsverhältnissen.

Vier Jahre später habe ich Gelegenheit, gründlicher die Resultate von dann insgesamt fünf Jahren Einsatz deutscher Lehrer im zimbabweschen Bildungssystem zu studieren.

Ich traf Bettina Jansen, 27 Jahre alt und aus Lübeck. Sie hat ihr Studium der Grund- und Hauptschule in Göttingen absolviert und dann ein Referendariat von eineinhalb Jahren abgeschlossen – danach erhielt sie auf ihre Bewerbungen nur Absagen. Eine Freundin machte sie im Mai 1988 auf eine Zeitungsanzeige aufmerksam.

Ein knappes Jahr nach ihrer Reaktion auf diese Anzeige, im Frühjahr 1989 nimmt Bettina Jansen zusammen mit 43 Kollegen und Kolleginnen aus der Bundesrepublik an dem letzten der Seminare teil, das sie auf Leben und Arbeit im gerade seit neun Jahren unabhängigen Zimbabwe vorbereitet, diesmal in einem Hotel der Hauptstadt Harare.

Die meisten Container mit Teilen von Wohnungseinrichtung, mit Büchern, Fahrrädern, Autos sind schon eingetroffen. Die 44 Lehrer bereiten sich auf den Einsatz an ländlichen Schulen weitab von der Hauptstadt vor – wie rund 100 vor ihnen, die seit Anfang 1985 im Land zwischen Sambesi und Limpopo die Arbeit fanden, die ihnen daheim in Deutschland zumeist versagt blieb.

Harald Bögl, Direktor des in Zimbabwe von der Otto Benecke Stiftung betreuten Lehrer-Programms, verweist darauf, daß der Lehrer-Einsatz vor Ort Fortsetzung eines Berufsausbildungsprogramms für Zimbabwe in der Bundesrepublik während der späten Siebziger Jahre ist, und er räumt ein, daß die Ausreise deutscher Lehrer zunächst hauptsächlich von arbeitslosen Pädagogen wahrgenommen wurde. Das habe sich in den letzten Jahren geändert, mehr und mehr Lehrer ließen sich nun für Zimbabwe aus dem Staatsdienst daheim beurlauben. Ein Programm also, das sich in den vergangenen fünf Jahren wegbewegt hat von Entwicklungshilfe für den westdeutschen Arbeitslosenmarkt hin zu einer genuinen Hilfe für ein Entwicklungsland, das mit seinem ehrgeizigen Anspruch auf Bildung für alle seine Kinder unter Lehrermangel leidet.

Das "Zentrum für internationale Migration" / ZiM organisiert in Frankfurt aus Mitteln des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit / BMZ die Anzeigenkampagne, die Vorauswahl und die ersten Interviews mit Bewerbern.

In Zimbabwe gab es vor der Unabhängigkeit im Jahr 1980 2.000 Grundschulen, jetzt sind es 4.400. Vor der Unabhängigkeit standen 177 Sekundarschulen zur Verfügung, heute sind es 1.484. Der Sekundarschulbereich, genauer – die Vorbereitungsphase zur Auswahl geeigneter Kandidaten für den Universitätszugang – ist der Arbeitsbereich der deutschen Lehrer. Sie haben dabei mit Klassen von mindestens 40 Schülern zu tun und mit einem Unterricht, der sich formal und inhaltlich nach wie vor am britischen Cambridge-System orientiert.

1980 hatte Zimbabwe 27.000 Lehrer, heute sind es 84.000, von denen allerdings 33.000 nur unzureichend ausgebildet sind, ganze 3.500 haben einen Universitätsabschluß. So ist auch die Gehaltsstruktur für Lehrer in Zimbabwe gestaffelt. Qualifizierte Lehrer erhalten ein durchschnittliches Jahresgehalt von umgerechnet rund 13.000 D-Mark. Dagegen müssen sich die in der Regel sofort nach ihrem Sekundarabschluß eingesetzten, bisher 33.000 Hilfslehrer mit einem Jahresgehalt von umgerechnet etwa 4.500 D-Mark zufrieden geben. 150 solcher Hilfslehrer in der Masvingo-Provinz haben darüber hinaus Anfang 1989 monatelang überhaupt kein Gehalt bekommen. Erziehungsministerin Fay Chung, die den deutschen Neuankömmlingen zu einem Gespräch zur Verfügung stand, hält mit diesem Grundproblem nicht hinter dem Berg:

"Das bedeutet, daß qualifizierte Lehrer zweieinhalb mal mehr erhalten als Hilfslehrer. Und das bedeutet, daß wir die weniger qualifizierten Lehrer ausbeuten, nur weil sie einen Job tun, ohne die Gelegenheit gehabt zu haben, das nötige Training zu erhalten. Wären wir jedoch in der Lage, durch einen Federstrich diese 33.000 Hilfslehrer durch qualifiziertes Personal zu ersetzen, dann könnten wir sie gar nicht bezahlen. Das ist die Wahrheit."

So sind von 1981 bis 1985 in Zimbabwe jährlich 5.000 Lehrer ausgebildet worden, von 1986 bis 1988 aber nur 3.500 pro Jahr – eine reale Abnahme der Lehrerausbildung, weil die Finanzen Zimbabwes die Beschäftigung von mehr Lehrern nicht erlauben. Und die Situation wird sich mit der von Präsident Mugabe zum 9. Unabhängigkeitstag angekündigten ökonomischen Kehrtwendung hin zu mehr Investitionen im Produktionsbereich eher verschlechtern.

Der einflußreiche Superminister für Finanzen, wirtschaftliche Planung und Entwicklung, Bernard Chidzero, hat Ende April die Kurskorrektur drastisch beschrieben: Nach einer Studie des Internationalen Weltwährungsfonds habe Zimbabwe bisher 10 Prozent seines Bruttosozialprodukts für Bildungsaufgaben ausgegeben, dem höchsten Anteil in der Welt – gefolgt von Dänemark mit 8,5 Prozent. Chidzero wörtlich:

"Ressourcen müssen in den Produktionsbereich umgelenkt werden, um ein anhaltendes Wirtschaftswachstum zu stimulieren. Schwierige Entscheidungen sind zu treffen."

Erziehungsministerin Fay Chung erläutert den deutschen Lehrern die Konsequenzen:

"Wir haben eine ziemlich hohe Arbeitslosigkeit. Wir glauben deshalb, daß wir nicht nur im Regierungs- und Privatbereich und durch ausländische Investitionen im Industrie- und Produktionssektor Beschäftigung erreichen müssen, sondern daß auch im Bildungsbereich die Herausforderung angenommen werden muß, daß unsere jungen Menschen vor allem im Sekundarbereich, aber auch im höheren Bildungsbereich ein Training erhalten, das es ihnen ermöglicht, alle Gelegenheiten in einer wachsenden Wirtschaftsstruktur wahrzunehmen."

Ein Erfordernis, das mit der Einführung einfacher Berufsausbildung in der Sekundärstufe schon erkannt wurde. An 300 Sekundärschulen wird bereits der Umgang mit simplen Werkzeugen geübt, an weiteren 100 Schulen ist das Training an komplizierterem Gerät eingeführt. Während sich aber Zimbabwe mit einer Öffnung zum Weltmarkt konfrontiert sieht und dafür den raschen Anschluß an industrielle Bildungsinhalte dringend benötigt, ist die koloniale Vergangenheit noch längst nicht überwunden.

"Wir haben ein koloniales Bildungssystem geerbt," sagt Ministerin Fay Chung, "in dem Schwarze als Diener erzogen wurden. Das war eine feine Sache in der Kolonialzeit, aber heute mag es sein, daß es keine Bosse gibt, die befehlen können. Wir erziehen Leute, die Entscheidungen für sich selber treffen sollen, die bestimmen sollen, wie sie ihre eigenen Gemeinschaften entwickeln können, wie sie Programme für die Produktion, für den Gesundheitssektor, für den Ernährungs- oder den Bildungsbereich initiieren können."

Wir brauchen eine neue Art von Bildung, die mit der Idee Schluß macht, Schwarze seien Diener. Wir brauchen eine Erziehung, die Schwarzen Eigenständigkeit vermittelt, ihnen hilft, ihr eigenes Land zu entwickeln – beginnend in ihrem eigenen Dorf, ihrer eigenen Gemeinschaft – beginnend exakt dort, wo wir uns jetzt befinden."

Aber Fay Chung war selber lange genug Lehrerin, um die Stolpersteine auf diesem Weg genau zu kennen, die Versuchung junger Menschen nämlich, nach Abschluß der Schulausbildung ihrem Dorf den Rücken zu kehren. Und so gibt sie den deutschen Lehrern einen wichtigen Rat mit auf den Weg: Es sei wichtig, daß die Schule integriert werde in die Gemeinschaft, sagt die Ministerin.

"Die Schule muß sich an dörflichen Entwicklungsprogrammen beteiligen, damit die Schüler während ihres Bildungsprozesses ihre Verantwortung verstehen und es akzeptieren, an der Veränderung ihrer Gesellschaft mitzuwirken – weg von der feudalen und kolonialen Vergangenheit, hin zum modernen Zeitalter."

Nun werden aber die deutschen Lehrer an ihren Schulen konfrontiert sein mit veralteten Gesellschaftsnormen in einer fremden Kultur.

Hannelore Bossmann war unter den ersten Lehrern, die 1985 nach Zimbabwe kamen.

Sie betreut jetzt in Harare die Neuankömmlinge, und sie erinnert sich an zwei Grundprobleme: Die in den Schulen noch legalisierte Prügelstrafe, die oft mangelnde berufliche Autorität ersetze, und die noch immer untergeordnete Rolle der Frau.

Unter den 44 Neuen sind einige Ehepaare mit insgesamt sieben Kindern. Wie wird Sabine Gertner aus Bonn mit ihrem Sohn in der fremden Situation umgehen?

Das Ehepaar Gertner hat beschlossen, den Fünfjährigen in die am Ort vorhandene Grundschule zu geben, "aber nur," betont Sabine Gertner, "wenn zuvor der Schulleiter verspricht, daß unser Sohn nicht geschlagen wird! – Im Zweifelsfall sollten dafür wohl die Eltern zuständig sein."

Und die Schülerin Constanze Schmidt?

Die Farbe ihrer Schuluniform hat gewechselt. Sie ist jetzt Absolventin des "A-Levels" an Harares Avondale-School, als "day-girl" in einem Internat mit Mädchen aus aller Herren Länder. Einigen wird sie im späteren Leben immer wieder begegnen, als Freundinnen in aller Herren Länder. ...



Foto: KJS

... und ihr Schul-Abschluss wird – immerhin ein Vorteil des "Cambridge"-Systems – mit der richtigen Fächerwahl auch in Bremen als Abitur anerkannt werden.

**DER RECHTE WINKEL  
ODER:  
"KLIENT-ZENTRIERTE BERATUNG"**

Die Abendsonne ist noch warm auf der Terrasse des Hotels, in das die Familie für die ersten anderthalb Monate eingezogen ist. Viele Stühle sind belegt von Langzeitbewohnern, von alten weißen Männern und Frauen, die gelegentlich Besuch von Verwandten aus Südafrika, Australien, Großbritannien oder Portugal erhalten. Sie sind nicht mitgezogen mit den Kindern, als diese schon vor Jahrzehnten das Land verließen.

Eine alte Dame hat aufgehört zu sprechen, ihre Kinder haben ihr eine schwarze Krankenschwester gemietet, die sie auf Schritt und Tritt begleitet. Meine Frau führt manchmal am Ende des Tages ein einseitiges Gespräch mit ihr, berichtet von unserer Suche nach einer Schule für die Tochter, nach einem eigenen Haus, über erste Erfahrungen im fremden Land. Die Frau antwortet nie, aber sie beginnt zu reagieren, schmunzelt sogar hin und wieder, sucht schließlich bewußt die Gesellschaft.

Eines Tages hat sie sich am Arm verletzt, ein Dorn hat sie geritzt. Die Krankenschwester eilt herbei, wird aber unwirsch abgewiesen. Meine Frau soll helfen – weil sie weiß ist?

Ein Pflaster aus unserem Koffer wird akzeptiert. Die Angelegenheit ist peinlich – ist jetzt nicht die schwarze Krankenschwester verletzt? Da hilft kein Pflaster, aber ein Gespräch. Sie nimmt es nicht krumm, hält die Alte sowieso für verrückt und nutzt die Tage mit ihr, um sich durch intensive Lektüre von Fachbüchern und dann in Abendkursen weiterzubilden – verworrene Wege von Entwicklungshilfe.

Lektion Nummer eins für Connys Vater eines Abends auf der Hotel-Terrasse:

Elsa war bei den täglichen Gängen zu Behörden und Hausvermittlungsagenturen einer anderen alten Dame aufgefallen, die mit Auto und Hund unterwegs in der Mittagshitze an einer Kreuzung stoppte und zum Mitfahren einlud, eine pensionierte Beamtin, der die weiße Frau aufgefallen war – allein und zu Fuß!

Als sie von unseren Problemen hörte, bot sie ihre Hilfe an. Am späten Nachmittag und nach langen Fahrten durch die Stadt saßen beide nun auf der Terrasse des Hotels, mit ihnen der Hund.

Ich erfahre von der Hilfsbereitschaft der alten Dame, bestelle eine weitere Runde kühler Getränke – da fällt mein Blick auf den Hund: Hechel – hechel, die Zunge hängt bis zum Boden.

"War der arme Kerl die ganze Zeit dabei?" frage ich, und rufe den Kellner, bestelle einen großen Topf mit Wasser. Unsere Getränke kommen, der gewünschte Wasserpott ist nicht dabei. Ich erinnere den Kellner an die Order.

*"Yes, Sir – of course, Sir!"*

Nach einer Viertelstunde höre ich noch immer: Hechel – hechel! Das Wasser ist nicht eingetroffen. Ich gehe den Kellner suchen, finde ihn in der Küche. Nun schon etwas ungehaltener mahne ich die Bestellung an, erfahre, daß er nach einem geeigneten Gefäß sucht.



Weitere zwanzig Minuten vergehen: Hechel – hechel!

Ich entschuldige mich bei der hilfreichen Hundebesitzerin und gehe den Manager suchen. Im Foyer läuft er mir über den Weg. Wortreich führe ich Beschwerde, erkläre die peinliche Situation – da habe die alte Dame meiner Frau geholfen, ihren Hund den ganzen Tag im heißen Auto gelassen, und jetzt können wir uns nicht einmal darauf verlassen, daß eine simple Wasserbestellung ordentlich ausgeführt wird.

"Was, Sie haben einen Hund auf der Terrasse? Das ist strikt verboten!"

Wie bitte? Und warum hat uns das der Kellner nicht schon vor einer Stunde mitgeteilt? Der weiße Manager zuckt die Achseln.

"Seit wann sind Sie in diesem Land?" fragt er mitleidig. "Sie werden von einem Shona nie ein klares 'Nein' hören, wenn etwas nicht geht – und was den Hund betrifft, bringen Sie ihn in Ihr Appartement. Ich werde Ihnen eine Schüssel mit Wasser schicken, *sorry!*"

Ich habe mir die Lektion gemerkt und bald feststellen müssen, der Mann hatte recht – Zustimmung heißt noch lange nicht, daß etwas wie abgesprochen auch durchgeführt wird, entweder passiert gar nichts oder das genaue Gegenteil.

Das "Afrikanische Palaver" als demokratische Entscheidungsfindungsinstitution hat in diesem Land seine Probleme. Die aus Büchern vermittelte Vorstellung von einem langen, aber offenen Austausch der Meinungen bis hin zu einer von allen Beteiligten akzeptierten Lösung hat sich auf verhängnisvolle Weise mit einer bürokratischen Attitüde der ehemaligen britischen Kolonialherren verbündet; die Konfliktscheu der Shona erhielt ein praktisches Kaschierungsinstrument: Sitzen mehr als drei bei einem offiziellen Meeting beisammen, übernimmt einer die Funktion des Vorsitzenden ("*Chairperson*"), der zweite führt Protokoll ("*Minutes*") und alle drei sind zunächst einmal damit beschäftigt, das Protokoll der letzten Sitzung auf Schreibfehler durchzusehen, um es dann zu genehmigen.

Ich übertreibe natürlich, aber Tatsache ist, daß dieser Formalismus als hochentwickeltes Instrument zur Vermeidung von Entscheidungen immer dann eingesetzt wird, wenn die Lage unübersichtlich ist, öffentlich nicht bekannte Abhängigkeiten berücksichtigt werden müssen oder politischer Druck befürchtet wird. Ich werde Jahre brauchen, um zu lernen, mit diesem Mechanismus umzugehen, der – wie ich bald herausfinde – noch dadurch kompliziert wird, daß planen und organisieren, koordinieren und evaluieren – alles Stichworte aus dem Handbuch eines europäischen Projektleiters – zwangsläufig für die meisten schwarzen Partner ungeübtes Terrain ist.

Die weißen Vorbilder hatten ihnen nie beigebracht, auf welche Weise sie zu ihrem materiellem Wohlstand gekommen waren – Ausbeutung der billigen schwarzen Arbeitskraft war ja nur die eine Seite der Medaille, die andere ist immer auch ihre Fähigkeit gewesen, langfristig das Arbeitsergebnis zu planen und zu koordinieren.

Am 7. Februar 1988 berichtet in Harare die SUNDAY MAIL:

"Bis auf den heutigen Tag ist noch kein einziger Cent von den sechs Millionen Dollar verwendet worden, die die Regierung 1982 für kommunale und Kleinbauern unter dem Nationalen Bewässerungsprogramm zur Verfügung gestellt hat. Dagegen wurden schon bis 1984 die gesamten zehn Millionen Dollar aufgebraucht, die für denselben Zweck den kommerziellen Großfarmern zur Verfügung standen. Dies teilte AGRITEX-Direktor, Cde

(Comrade) Jack Matanyanyise mit. Bei einem Feldtag in Chesa sagte er vor Kleinbauern, ein Damm-Bau in dieser Gegend sei wegen Geldmangels noch nicht begonnen worden, 'aber Geld ist vorhanden, es wurde nur noch nicht genutzt'."

Eine Woche später, am 14. Februar 1988, schreibt der SUNDAY MAIL-Kommentator:

"Angesichts der offenkundigen Ignoranz unter den Kleinbauern hinsichtlich der existierenden Gelder für Bewässerungsprojekte muß das *Department of Agricultural, Technical and Extension Services (AGRITEX)* sich fragen lassen, was es getan hat, um den Bauern ihren Anteil zu sichern. Das von Cde Matanyanyise dargestellte Problem wird in die Geschichte eingehen als eine schwerwiegende Anklage gegen AGRITEX, es sei denn, er kann überzeugend begründen, warum die Betroffenen nicht hinreichend beraten wurden, wie das zur Verfügung stehende Geld zum Bau von Dämmen und zur Nutzung des Landes hätte verwendet werden können. Oder soll die Öffentlichkeit glauben, die Situation in Chesa sei ein isolierter Fall und nicht bloß die Spitze eines Eisberges, der auch noch in anderen Teilen Zimbabwes das Wachsen der landwirtschaftlichen Produktion von Kleinbauern blockiert? Wir fürchten, das letztere wird wohl der Fall sein."

I c h fürchte, lieber Kommentator, Sie haben lediglich ein individuelles Opfer markiert – den mutigen Direktor eines sehr effektiven Dienstes der Regierung, der nichts anderes getan hat, als die tiefer liegende Misere schwarzer Planungsprobleme einmal beispielhaft vorzuführen.

AGRITEX, seit 1982 unter dem Landwirtschaftsministerium zuständig für Beratung aller landwirtschaftlichen Bereiche, ist nicht der Lehrer der Nation. 57 Prozent der zimbabweschen Bevölkerung lebt in den sogenannten "*Communal land areas*" auf 42 Prozent der gesamten Landfläche. Die Erde dort ist ausgelaugt, Wälder sind abgeholzt, Generationen haben mit den Ergebnissen ihrer kleinen Ernten, hauptsächlich Mais, von der Hand in den Mund gelebt. Der Versuch der Regierung, neue Strukturen in Form von schwarzen Kooperativen zu schaffen, setzt umfangreiche Management-Erfahrung voraus. In ganz Zimbabwe gibt es viele Jahre nach ihrer Einführung kaum eine funktionierende Kooperative, trotz massiver politischer Propagierung.

Ein schwarzer Freund, täglich unterwegs in den "*Communal areas*", sagt:

"Es ist ein ewiger Kreislauf: Die Mitglieder brauchen einen Vorsitzenden und natürlich auch einen Buchhalter. Wenn beide gewählt sind, brauchen sie eine entsprechende Ausbildung. Die bekommen sie in der Stadt, finanziert mit Mitteln der Regierung oder durch ausländische Organisationen. Wenn sie in ihrer Kooperative schließlich zu arbeiten beginnen, erhalten sie keineswegs einen höheren Anteil vom Gesamtverdienst ausgezahlt als das ewig faule letzte Mitglied, die Statuten sehen gleiche Bezahlung vor. Nun haben die beiden drei Möglichkeiten: Entweder sie haben Gottvertrauen oder meinetwegen auch ideologische Standfestigkeit, um auf den irgendwann eintretenden Erfolg ihres Unternehmens zu warten, das heißt die Gewinne erreichen eine Höhe, die ihnen bei der Aufteilung als angemessener Lohn für ihre Anstrengung erscheint, oder aber sie nutzen bald ihren Wissensvorsprung, um sich materielle Vorteile zu verschaffen – das geht bis zu Geldunterschlagungen; jeden Monat bricht deshalb irgendwo im Lande eine Kooperative zusammen. Am häufigsten aber realisieren die nun gut ausgebildeten Manager, daß ihnen

in der Privatwirtschaft bessere Verdienstchancen winken. Das Ergebnis ist dasselbe: Die Kooperative muß sich eine neue Führung suchen, oder sie beginnt, auf eigene Faust vor sich hin zu wursteln.

Das System funktioniert nicht, die Regierung muß sich irgendwann entschließen: Wir können nicht inmitten einer nach wie vor hauptsächlich kapitalistisch organisierten Wirtschaft kommunistische Experimente machen, die nach fünfzig Jahren nicht einmal in der Sowjetunion funktionieren. Wo überhaupt hat es je mit Kooperativen geklappt? Das einzige Beispiel, von dem ich gelesen habe, das ist der 'Kibbuz' in Israel, in der kollektive Wirtschafts- und Lebensweise herrschen und wo die Einkünfte zentral gemäß den Bedürfnissen des Betriebes und der Mitglieder ausgegeben werden. – Wir müßten wohl endlich lernen, uns ohne ideologische Scheuklappen in der Welt umzusehen!"

Davon ist die politische Führung weit entfernt, aber Robert Mugabe hat beispielsweise den weißen Großfarmern nach dem Sieg der schwarzen Befreiungskämpfer alle Freiräume erhalten. Sie sind nach wie vor das Rückgrat der wirtschaftlichen Prosperität Zimbabwes, mißtrauisch beobachtet von schwarzen Hardlinern in der intellektuellen Führungsschicht, die das schmerzhaft fühlbare Defizit an planerischer Erfahrung vor allem gegenüber weißen Experten oft nur emotional verarbeiten können.

Sehr selten allerdings äußert sich dieses Gefühl der Ohnmacht in offenem Rassismus.

Seit einer Stunde warte ich mit dem Projektwagen vor dem Portal des Flughafens. Die Maschine aus Frankfurt ist längst gelandet, der Passagierstrom tröpfelt nur noch aus der Ankunftshalle – wo bleibt mein Partner, den ich von einem Studienaufenthalt in Deutschland zurückerwarte?

Johlend kommen drei Männer die Treppen herab, leicht schwankend – es ist nicht der kräftige Morgenwind! Es ist, wie meine Nase rasch bestätigt, der zollfreie Bord-Whisky, den die drei offenbar zehn Stunden lang genossen haben. Mein Partner stellt mir strahlend die Mitreisenden vor, darunter ein Mitglied des Politbüros der Regierungspartei.

Dieser, wahrnehmungsgetrübt, hält mich zunächst für einen Taxifahrer und besetzt ohne viel Federlesens den Beifahrersitz. Ich öffne das Fenster, die alkoholgeschwängerte Luft droht mir den Atem zu nehmen.

Auf der langen Fahrt in die Stadt wird dem prominenten Fahrgast allmählich klar, daß er es mit einem weißen Experten am Steuer zu tun hat. Die Hemmschwelle hängt tief, ich erfahre, was im Kopf eines schwarzen Intellektuellen vorgeht, der einen Weißen am "Steuer" erlebt. Aufgestauter Haß entlädt sich in immer neuen Provokationen.

Cool bleiben, denke ich, der Mann ist betrunken.

Auf den Rücksitzen sind die beiden anderen Schwarzen verstummt, im Rückspiegel sehe ich ein seltenes Phänomen – ihre Gesichter sind blaß geworden.

Wir passieren das Stadtzentrum, das Politbüromitglied hat befohlen, zuerst ihn nach Hause zu bringen. Zu Hause ist er am anderen Ende der Stadt in einem noblen Chalet mit Auffahrt. Ich bremsse – falsch!

*"Exactly in front of the door, please!"*

Also noch drei Meter. Der Wagen steht, ich steige sofort aus und denke, lieber Gott, laß

ihn endlich verschwinden. Er bleibt sitzen und befiehlt: *"Open the door!"*

Diesmal kein *"please"*.

Das sind Momente, da bleiben drei Sekunden, um sich zu entscheiden. In diesen Sekunden wird mir klar, wenn du jetzt das Falsche tust, kannst du einpacken, und ich realisiere, daß mein Partner, längst wieder nüchtern, mich sehr genau beobachtet.

Ich beuge mich durch's offene Fenster und antworte, so gelassen wie möglich: "Lieber Freund, bleiben Sie da sitzen, bis Sie wieder nüchtern sind!"

Die beiden auf dem Rücksitz machen sich noch kleiner. Die Spannung ist kaum mehr zu ertragen – da dröhnt ein Lachen aus dem Wagen. Er öffnet die Tür, schwankt noch ein bißchen, kommt dann auf mich zu.

*"Sorry,"* sagt er, *"sorry, mein Freund!"* und legt die Arme um meine Schultern. Ich führe ihn zum Portal, verabschiede mich, und habe begriffen, wie sich das Bild vom weißen Experten gelegentlich in schwarzen Köpfen reflektiert.

Mir fällt die Maxime ein, die mir ein kluger Berater bei der Vorbereitung auf meinen Einsatz zu vermitteln suchte:

"Löse nie die Probleme anderer Menschen – hilf ihnen, ihre Probleme selber zu erkennen."

Das hatte sich schon in Bad Honnef ein wenig unrealistisch angehört:

"Nicht-direktives, klient-zentriertes Beratungsgespräch nach CARL ROGERS."

Der Guru für Dritte-Welt-Manager aus dem Abendland hat seine Philosophie in Geboten zusammengefaßt:

#### FÜNF IMPERATIVE FÜR VERSTEHENDES ZUHÖREN

1. Annahme des Klienten, und nicht die Initiative
2. Zentrierung auf sein Erleben und nicht auf äußere Tatsachen
3. Respektierung seiner Persönlichkeit und echte Wertschätzung, anstelle einer Demonstration unseres Scharfsinns oder unserer Überlegenheit
4. Zentrierung auf die Person des Klienten und nicht auf sein Problem
5. Suche nach besserer Verständigung und nicht nach Deutungen

Rogers: "Der Ratsuchende hat Selbststeuerungsmöglichkeiten und ein latentes Problemlösungspotential, das es nur freizusetzen gilt. Er braucht Hilfen, sein Problem zu sehen, nicht aber sein Problem zu lösen."

Problemlösungen benötigen jedoch nicht bloß analytisches Vermögen, Reflektionsbereitschaft, Einsichten dieser oder jener Art, Problemlösungen bleiben Kopf-Erfahrungen solange sie nicht materiell umgesetzt werden. Die materielle Umsetzung in einem Medienprojekt ist die Anschaffung und der Gebrauch von elektronischen Geräten: Kameras, Tonbandgeräte, Mischpulte.

*"Das große Sprecherstudio, der Regieraum. Der Direktor der Rundfunkanstalt führt die Gäste herum und stellt die Einrichtung vor: die Tonbandmaschinen aus Deutschland,*

*der Plattenspieler aus Frankreich, die Konsole mit den Pegelreglern aus Großbritannien. Die Tonbänder aus der Sowjetunion, das Studiomikrofon aus Kuba. Die große elektrische Uhr im Regieraum kommt aus der Tschechoslowakei. Der Tontechniker und der Produzent wurden von der britischen Rundfunkgesellschaft BBC ausgebildet. Die Muttersprache des Ansagers ist Kisuaheli, aber sein Englisch ist beinahe akzentfrei. 'This is the Voice of African Brotherhood, the Voice of the African Revolution. Good morning. Here are the latest news...'*

*(ICH VERSTEHE DIE TROMMELN NICHT MEHR, dtv, München, 1984, S. 100)*

Das Taschenbuch schenkte ein Freund in Bremen während unserer Vorbereitungszeit auf Afrika.

Bei einer Konferenz der Rundfunkchefs aus den Ländern des südlichen Afrika (SADCC) in Harare werde ich um einen Beitrag gebeten. Ich übersetze diesen Ausschnitt ins Englische, er steht am Anfang meines Vortrags. Das paßt natürlich nicht ins Konzept der Medienmanager, die auf dieser Konferenz einmal mehr die Trommel rühren wollen für materielle Hilfe. Die Unruhe wird größer als ich unter dem Stichwort "Phantasie statt Abhängigkeit" von meinen Erfahrungen in Vietnam berichte:

Seit den Fünfziger Jahren hatten die Nordvietnamesen ein bescheidenes Schwarz-Weiß-Fernsehprogramm betrieben. Als die Amerikaner im Frühjahr 1975 Südvietnam verlassen mußten, zerstörten sie all ihre technischen Installationen, nur eine Einrichtung hinterließen sie betriebsbereit: Das Farbfernsehstudio, das die Propaganda-Abteilung der U.S.-Streitkräfte (AFN) benutzt hatte – als Speck in der Falle des Mediengeschäfts.

Doch die Vietnamesen motteten das Studio ein – so fand ich es noch 1980 vor. Sie weiteten statt dessen ihr Schwarz-Weiß-Netz auf den Süden aus und vermieden auf diese Weise, für Wartung und Betrieb der neuen Technologie Devisen ausgeben zu müssen. Es wäre dabei ja auf Dauer nicht bloß um das kleine Saigoner Studio gegangen – eine Farbfernseh-Insel im wiedervereinigten Vietnam, die Medienplaner hätten sich gezwungen gesehen, umgekehrt – das Farb-TV-Netz früher als es die eigene Bedarfsplanung zuließ – nach Norden auszuweiten.

Im Konferenzraum herrscht verlegenes Schweigen. Endlich meldet sich der Generalmanager des malawischen Rundfunks zu Wort, einer der erfahrensten afrikanischen Medien-Manager.

Malawi, nördlicher Nachbar Zimbabwes, hat bislang standhaft auf die Einführung von Fernsehen verzichtet, verfügt dafür aber über eine große Erfahrung in der Produktion von Radio-Programmen.

"Unsere vietnamesischen Freunde können sich glücklich schätzen," sagt Toni Kandiero. "Wenn ich mich so umsehe, frage ich mich aber, wer von uns nicht im Westen studiert hat – mit den zwangsläufigen Folgen. Wann kommen wir denn einmal zusammen – ich meine, außerhalb solcher Konferenzen, die in der Regel von fremden Organisationen finanziert werden? Zwei oder drei von uns, die ihre Probleme 'mal unter sich besprechen, nach eigenen Lösungen suchen? Wir haben uns daran gewöhnt, Hilfe von außen zu suchen – mit den entsprechenden Folgen!"

Es blieb der einzige – zugegeben ungewöhnliche – Diskussionsbeitrag, die Anmerkung fand sich später nicht im Protokoll.

Bei einer Commonwealth-Broadcasting-Conference im Jahr 1987 am Lake Kariba in Zimbabwe macht ein junger Assistant Director der ZBC in seinem Vortrag abermals nur die koloniale Vergangenheit der meisten afrikanischen Völker für ihre Planungsprobleme im Medienbereich verantwortlich. Wieder ist es der erfahrene Chef des malawischen Rundfunks, der die Geschichte geraderückt:

"Junger Mann, in einigen Staaten hatten die Weißen vor zwanzig, dreißig Jahren zum letzten Mal das Sagen!" erinnert Toni Kandiero den Nachwuchs-Kollegen. "Wir sollten uns abgewöhnen, heute noch die Verantwortung für unser eigenes Handeln auf die Weißen abzuwälzen. Wir sind unsere eigenen Herren, also wird es wohl Zeit, nachzuforschen, woran es sonst noch liegen könnte, daß wir nicht vorankommen!"

Das Bild auf dem Fernsehschirm ist wieder schief, die ZBC-Nachrichtenkamera zeigt eine Totale von Honoratioren, die auf einer Tribüne sitzen. Gleich rutschen sie von der Bank, purzeln aus dem Bild. Meine Familie kann mein Meckern nicht mehr hören.

"Nun sag ihnen doch endlich, daß sie die Kamera gerade aufstellen sollen!"

"Ich bin ja schon still."

Das erste Mal hab ich es einem Kameramann vor zwei Jahren gesagt, als er in Erwartung einer Minister-Rede sein Gerät in Stellung gebracht hatte und vor der Tür eine Zigarette rauchte. Ich steckte mir auch eine an und sagte beiläufig:

"Comrade – schon gemerkt? Die Kamera steht schief!"

"Schon gemerkt, die Stative bei uns sind alle so!" Er zuckt die Achseln.

Die Kamera-Stative haben oben eine Wasser-Rose und an allen drei Beinen Justierschrauben. Wenn die Luftblase sich genau im Kreis befindet, steht die Kamera gerade, egal wie schief der Boden ist. Mein Beratungsfeld ist das Radio, nicht das Fernsehen – dort sind Kollegen aus Großbritannien tätig. Also halte ich mich da besser raus – und ärgere mich dennoch nahezu täglich als TV-Nachrichten-Konsument über die schiefen Bilder.

Vom Bummel in der Stadt bringt die Tochter an einem Wochenende ein Blatt voller frecher Geschichten für junge Leute mit. Auf einer Seite ein Cartoon mit der Aufforderung: "*Spot the ZTV-Cameraman!*"

Vier Bildschirme zeigen dasselbe Bild – Meereshorizont, ein Schiff in der Ferne, im Vordergrund senkrecht der Segelmast des Bootes, von dem aus der Kameramann filmt. Auf Bild Nummer drei läuft das Meer gleich aus dem TV- Rahmen, der Mast kippt nach links – das Bild ist hoffnungslos schief.

Es hat noch jemand gemerkt!

Am Montagmorgen klemme ich mir die Zeitung unter den Arm, im Foyer des Rundfunkgebäudes läuft mir eine Kollegin über den Weg.

"*Quiz-Time!*" sage ich und halte ihr den Cartoon unter die Nase. Sie guckt sich die Bilder eine Weile an, liest die Aufforderung "*Spot the ZTV-Cameraman!*" Grübelt.

"Na und?" frage ich nach einer Weile. "Gefunden?"

"Was?"

"Na, das Bild vom ZTV-Kameramann!"

"Da ist doch kein Kameramann!"

"Natürlich nicht. Du sollst doch auch bloß herausfinden, welche Aufnahme von ihm stammt!"

Grübeln. Jetzt grübele ich mit. Da wollte ich mir einen Spaß machen, und nun wird es ernst.

Die junge Dame war zum Training in Frankreich und in Deutschland, sie ist eine der erfahrensten Produzenten im Radio, nicht beim Fernsehen. Aber das muß doch ein Blinder mit dem Krückstock sehen, denke ich, und versuche es noch einmal.

"Sind denn alle Bilder gleich?"

Erneutes Grübeln.

"Das eine Schiff ist ein bißchen kleiner?"

Oh, Gott – wie sag ich's ihr? "Löse nie die Probleme anderer Menschen," schießt es mir durch den Kopf.

"Bild Nummer drei ist schief!"

"Ach so."

Es klingt wie "Na und?". Ich verkneife mir einen Kommentar, beschließe jedoch, noch nicht aufzugeben. Mit der Zeitung in der Hand mache ich die Runde durch die Büros – niederschmetternd! Einer von fünfundzwanzig, unter ihnen auch Techniker, erkennt das Problem sofort. Ich nehme die Zeitung zum nächsten Termin in die ZBC-Zentrale mit, zeige den Cartoon dem Programmdirektor, dem Generaldirektor – "*Quiz-Time*" in der Verwaltungsspitze. Bald wird klar, weshalb noch kein Kameramann einen Rüffel bekommen hat – es merkt schlicht keiner!

In der ZBC-Verwaltung arbeitet an vorderster Front ein Weißer, er ist praktisch für alles zuständig, vom Fuhrpark, über die Rechtsberatung bis zur Kulissenausstattung. Bei ihm weine ich mich aus.

Er hat nur gegrient, als er das schiefe Bild sah. Er bietet mir einen Tee an und weiht mich ein in seinen Arbeitsalltag.

"Da gebe ich einem Maler den Auftrag, die beiden senkrechten Streifen auf der Kulisse parallel zu malen. Sie sind nicht parallel als ich die Arbeit abnehme. Die Streifen sollten parallel sein, sage ich. Warum, fragt er. Weil es weh tut, antworte ich. Warum?" Lächelnd trinkt er seinen Tee.

"Was soll ich darauf antworten? Ihm tut es offenbar nicht weh, aber er malt sie schließlich parallel, dafür Sorge ich schon."

Ich gehe zurück zu meinem schwarzen Freund, dem einzigen, der den Unterschied auf den Bildern des Cartoons erkannt hat. In seinem Büro hängen, wie in tausend anderen, die Bilder des Regierungschefs und des Präsidenten an der Wand – sie hängen schief, sie hängen überall schief! Es tut ihm nicht weh, aber er läßt sich auf eine Diskussion ein, die uns beide weiterbringt, ein seltenes Ereignis.

Am Ende haben wir eine Hypothese: Parallelen – sie gewannen an Bedeutung, als Menschen begannen, Großbauten zu errichten. Säulen-Tempel wären eingestürzt ohne sie. Die industrielle Massenproduktion identischer Teile wäre ohne die Vorgabe des rechten Winkels nicht möglich gewesen. Die ständige Gegenwart dieser mathematischen Normen im Alltag prägte das Bewußtsein der Menschen in den Industrieländern, erst rational, dann emotional in ihrem ästhetischen Empfinden.

Mir fällt Loriots Handelsvertreter in einem Sketch ein, der das Geraderücken von Bildern und Gegenständen besessen bis zum Chaos betreibt – erst in Afrika wird mir die Hinterlist dieser Szene bewußt, über die ich gelacht, aber nie nachgedacht hatte.

Mein Freund stellt fest: "In der Natur gibt es kaum Prallelen, keinen rechten Winkel. Fast alle sind wir in runden Hütten geboren und in der Natur aufgewachsen. Das *'Four-Corner-House'* ist erst für wenige Familien erschwinglich. Seit der Unabhängigkeit gilt es als Statussymbol. Davor haben wir genommen, was uns die Natur bot, Äste für die Dachkonstruktion, Lehm für die Wände. An denen gab es keine Ecken und Kanten. Und in den Städten? Da haben wir den Weißen gedient – in ihren Häusern, ihren Fabriken, ihren Büros!"

Mit den Maschinen in schwarzer Hand muß der schwarze Kopf den Umgang mit dem rechten Winkel erlernen, nicht nur bei der Kameraeinstellung, auch bei der Wartung, der Lagerhaltung, der Vorausplanung.

Lernt er es nicht, wird es weh tun – zuerst im Portemonnaie!



Foto: KJS

ZBC-Radio 4-Übertragungswagen



## IDENTITÄTSSUCHE ZWISCHEN ALT UND NEU

THE SUNDAY MAIL, Harare, 14. Februar 1988:

"Zimbabwe ist noch immer unter der Vorherrschaft eines bourgeoisen Lebensstils, stellt das jüngste Magazin der Southern African Political Economy Series (SAPES) fest.

'Kinder der Bourgeoisie und der oberen Kleinbürgerschicht wollen nicht ihr komfortables Leben aufgeben, und die Kinder der Armen träumen davon, es eines Tages zu erreichen', erklärt die Publikation.

Die Universität und andere Bildungsstätten in Zimbabwe seien selbst von kleinbürgerlichen Intellektuellen dominiert, die nicht bloß die Ideen des Marxismus-Leninismus ignorierten, sondern feindlich eingestellt seien gegenüber der Sozialistischen Revolution, die die unterdrückten arbeitenden Massen befreien werde.

Weiter heißt es: 'Da die Bourgeoisie die Wirtschaft kontrolliert, beherrscht sie auch die Intellektuellen und verlangt, daß Studenten eingepaßt werden in diese bourgeoise Gesellschaft, um ihr effizient zu dienen.'

Mitten in Harare wächst während der Regenzeit ein Stück ländliches Afrika, schulterhohes Gras fast bis zum Horizont, durchwunden von Fußpfaden, über die abends vor Sonnenuntergang schwarze Hausangestellte des nahen weißen Wohnviertels Borrowdale mit geschulterten Hacken zu ihren kleinen Maisfeldern streben, die sich wie Inseln im hohen Gras ausmachen.

Zwei Freiluftkirchen ziehen zum Wochenende einige hundert Gläubige an. Unter schattenspendenden Bäumen auf herbeigeschafften Betonplatten lassen sie sich von ihrem Prediger erbauen, oft klingen noch lange nach Anbruch der Dunkelheit afrikanische Gesänge herüber ins Viertel der Weißen.

Zuvor haben sich tief im Feld bei einem Feuer unter anderen Baumgruppen Männer und Frauen zu heimlichen Trinkgelagen versammelt, sicher vor der Polizei, die nach dem gefährlichen Agavegebräu fahndet, das in illegalen Busch-Destillen fässerweise hergestellt wird.

Ein Stück weiter hauen Jugendliche regelmäßig das wuchernde Gras mit Macheten kurz, um dann ihren langen Schatten und einem Fußball nachzujagen.

Dort gehe ich häufig mit Lisa spazieren, der alten Schäferhündin, die wir mit dem Haus übernommen haben. Eines Abends treffe ich unter Eukalyptusbäumen am Rande des Feldes einen Mann, der noch im späten Licht an der Fertigstellung einer Schiebkarre aus Schilfrohr arbeitet. Er hat das Rohr gespleißt und mit flinken Fingern flicht er Boden und Wände, ein geflochtenes Rad hat schon ein kurzes Stück Bambusrohr als Achse erhalten.

Ich klatsche die Hände zum Shona-Gruß und erkundige mich nach seinem Befinden.

"*Sekuro* – darf ich eine Frage stellen?"

Der alte Mann hat seine Arbeit wieder aufgenommen.

"Was soll diese Schiebkarre transportieren?"

"Blumen, mein Bruder!"

"Blumen?"

"Blumen! Bei Hochzeiten zum Beispiel."

"Die Leute kaufen sie für Hochzeiten?"

"Sie kaufen sie von mir auf dem Markt und füllen sie mit Blumen."

"Was bezahlt man dafür?"

"Ich nehme zwölf Dollar pro Stück."

"Und wie lange mußt du an einer solchen Schiebkarre arbeiten, Bruder?"

"Manchmal schaffe ich zwei an einem Tag. Und ich werde sie reißend los. Es wird viel geheiratet!"

Ich berschlage den Verdienst des Karren-Flechters: Wenn er nur fünf Tage in der Woche arbeitet und pro Tag nur eine Schilfkarre fertigstellt – Miete muß er ja keine zahlen in seiner Freiluft-Werkstatt – kann er am Ende jeden Monats mit 240 Dollar Einnahme rechnen. Das ist das Doppelte des Lohnes eines Hausangestellten.

Ich wünsche ihm eine anhaltende Hochzeit-Konjunktur.

An einem anderen Abend begleitet mich Paul auf einem solchen Spaziergang durchs Feld – und erzählt mir von seinem Liebeskummer. Eigentlich wollte er heiraten, doch daraus wird wohl nichts werden, ein Auto hat sich dazwischen geschoben!

Um die Geschichte dieser unglücklichen Liebe zu verstehen ist vielleicht die Beschreibung einer Straßenszene hilfreich: Ich halte an einer Kreuzung in Harare, aus einer Seitenstraße biegt schnaufend ein schwerer Abschleppwagen. Im schwarzen Dieselqualm hinten am Haken hängt ein zweiter Abschleppwagen – etwas kleiner, und als der Konvoi über die Kreuzung kriecht, sehe ich am Haken dieses Wagens einen blauen PKW hängen.

Da zieht die ganze Misere des zimbabweschen Automarktes vorüber.

Im afrikanischen Vergleich fhrt wohl über das beste Straßennetz die älteste Autoflotte des Kontinents. Fahrzeuge aus den Fünfzigern, nicht der Nostalgie wegen, sondern aus ökonomischem Zwang heraus instand gehalten, bewältigen den individuellen Verkehr.

Ich verwirre eine Besucherin aus Deutschland nachts auf dem Weg vom Flughafen mit dem beiläufigen Hinweis: "Da – schon wieder ein alter Jaguar!" "Wo – wo?" Und sie blickt vergeblich nach dem gefleckten Raubtier aus.

Da also Neuwagen wegen harter Devisenbeschrnkungen kaum eingeführt werden und darüber hinaus einhundert Prozent Zoll erhoben wird, stellen die wenigen importierten Autos in Zimbabwe einen ungeheuren Wiederverkaufswert dar.

Pauls Freundin war nach zweijähriger Arbeit in Paris mit einem solchen Auto heimgekehrt, das den Gegenwert einer Einfamilien-Villa repräsentiert. Die Shona-Tradition, so erklärt mir nun mein Freund, orientierte sich bei Verhandlungen über Eheschließungen schon immer an materiellen Gegebenheiten, eine Verbindung der Tochter mit einem materiell weniger gut gestellten Schwiegersohn kommt nicht infrage.

Die fällige Kuhherde ist in der afrikanischen Stadtgesellschaft durch das Auto abgelöst, oder durch eine Farb-TV-Video-Anlage, oder durch Bargeld.

Wir wandern durchs rote Abendlicht und reden über eine Tradition, die nur vordergründig etwas zu tun hat mit dem Einbruch moderner Konsumgüter aus der fremden Welt, und gar nichts mit Lösungen, die etwa im Katechismus marxistisch-leninistischer,

also e u r o p ä i s c h e r Handlungsanweisungen zu finden wären.

Afrika schreibt schlicht fort, was Männer überall in der Welt ihren Frauen antun, mit Billigung der ganzen Sippe.

Das System haben Generationen ausgeklügelt: Töchter, sonst ja zu nichts nütze, haben wenigstens zur Vermehrung des Sippenbesitzes beizutragen wenn sie heiraten.

"Auf der anderen Seite," sagt Paul, "würde auch meine Familie dieser Verbindung niemals zustimmen. Meine Frau mit ihrem Reichtum würde ihrer Familie traditionell das Recht geben, bei uns das Sagen zu haben."

"Heißt das, ihr beide habt euch zu beugen?"

"Es ist einfacher, daß ein Afrikaner eine Weiße zur Frau nimmt, als daß ich in eine schwarze Familie heirate, die reicher ist als die meine.

Es ist nicht nur die materielle Überlegenheit. Die mag sich ausdrücken in drei Autos, in fünf Häusern oder einem dicken Bankkonto, mit dem meinetwegen eine Satelliten-Antenne gekauft werden kann. Es ist die ungebrochene Überzeugung, daß dies der Wille unserer Ahnen ist. Selbst wenn wir beide beschließen würden, unseren Willen durchzusetzen, unsere Familien würden mit uns brechen. Jedes Unglück, das später einträte, würde uns angelastet, würde sozusagen beweisen, daß wir fehlgeleitet waren. Und natürlich werden Unglücke passieren, jemand wird krank, Kinder sterben – das ist der Lauf des Lebens. Nur werden wir die Schuldigen sein, verstehst du? Die Alten werden dafür sorgen, daß sich an diesem Glauben nichts ändert!"

"Aber das heißt doch auch, daß die Chancen für junge Frauen, einen Mann zu finden, immer geringer werden, je mehr sie sich zum Beispiel beruflich qualifizieren?"

"Das ist der Hauptgrund, der vor allem auf dem Lande Familien veranlaßt, Mädchen den Zugang zu einer besseren Ausbildung zu verweigern. Dort sind die Aussichten für eine gute Heirat natürlich viel dünner gesät, und die Tochter in der Stadt, oder gar im Ausland ihren eigenen Weg gehen zu lassen, das verbietet die Moral u n d der Geldbeutel. Was da drin ist, wird allenfalls einem Sohn zur Weiterbildung zur Verfügung gestellt."

Mich übermannt die Ungeduld. "Ja, verdammt noch mal, wofür habt ihr denn gekämpft?" frage ich Paul, der mehr als zehn Jahre seines jungen Lebens im Guerillakrieg verbracht hat.

"Wir haben gegen die Unterdrückung durch die Weißen gekämpft. Vielleicht haben wir dabei den Fehler gemacht, uns niemals umzuschauen, um zu sehen, woher wir kamen. Deshalb wissen wir nicht, wohin wir gehen."

Paul schreibt an einem Buchskript mit dem Arbeitstitel "Marsch zum Horizont", in dem er über seine Erfahrungen im Befreiungskampf reflektiert. Er ist einer der ganz wenigen Schwarzen, für die nach dem Sieg noch viele Fragen ungeklärt sind. Dabei geht es ihm um eine Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur, mit den Hindernissen von Traditionen, die in der Aussperrung von Verantwortung für den Aufbau einer modernen Gesellschaft durch Generationen in den Schwarzen-Siedlungen auf dem Lande und in den Städten weiterwucherten. Bis heute ist noch nicht der ganze Umfang des Einflusses von Magie und Ahnenbeschwörung erforscht, der auch im zweiten "*Chimurenga*", dem endlich erfolgreichen schwarzen Befreiungskampf wirkte. Aber die Zeitungen berichten nahezu wöchentlich von besessenen Schulkindern, von Geisterbeschwörern, Mädchenbeschneidungen, und Sekten aller Schattierungen haben Hochkonjunktur.

Nach unserem langen Spaziergang lauscht Paul gespannt einer Diskussion, die sich in unserem Garten zwischen meiner Tochter und mir über Möglichkeiten und Grenzen der Computer-Technologie entwickelt. Es ist nicht das Thema, es ist die Art unseres Umgangs, die ihn fasziniert. Als die Tochter sich maulend in ihr Zimmer zurückzieht, weil ihr die Argumente ausgingen, bleibt er eine Weile still.

"Weißt du, das war das erste Mal, daß ich so etwas erlebt habe."

Paul trinkt nachdenklich aus seinem Glas.

"Wie war das bei mir zu Hause? – Ich habe nie bei meinem Vater gegessen. Wir Kinder hatten unseren Platz draußen vor der Hütte, bis zum Schlafengehen. Dort spielten wir miteinander, und nur wenn Vater nach irgend etwas rief, zum Beispiel ein Bier haben wollte, dann näherten wir uns ihm, ehrfürchtig, reichten ihm das Gewünschte. Eine solche Diskussion zwischen uns wäre nie möglich gewesen!"

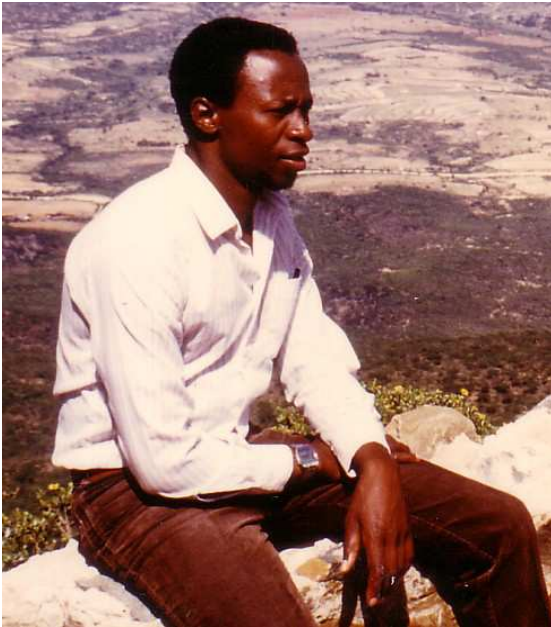


Foto: KJS

Paul umreißt in einer kurzen Reflektion das Grundproblem, das offenbar weder seine Generation noch die Weißen im Lande bei ihrem Klagen über das Unvermögen der Schwarzen, die Anforderungen einer modernen Entwicklungsgesellschaft in den Griff zu bekommen, bisher erkannt haben. Sie, die Weißen haben das Unkraut wirrer Phantasien mit dem daraus folgenden Gehorsamsgebot gegenüber Ahnen und Alten wuchern lassen; sie waren ausschließlich an der Kontrolle der schwarzen Arbeitskraft interessiert.

Durch das Fernhalten von jeder Verantwortung im Modernisierungsprozeß der rhodesischen Gesellschaft fehlten jeder nachwachsenden schwarzen Generation Erfolgserlebnisse, die ihnen die Möglichkeit gegeben hätten, sich von der Bevormundung der Alten auf Dauer zu emanzipieren. Auf der anderen Seite ist der einzige Triumph der jüngsten Generation – militärisch und politisch den Weißen das Recht abgerungen zu haben, dieses Land zu regieren – durch das Erbe der im Befreiungskampf mitgeschleppten schwarzen Vergangenheit schon korrumpiert. Dieses Erbe heißt TRIBALISMUS!

(Wobei mir einfällt: Ein aufmerksamer Hörer des BBC-Worldservice' fragte im Juli 1989 aus Afrika in London an, weshalb Streit zwischen Völkern in Europa "ethnische Unruhen", Streit zwischen Völkern in Afrika aber "Stammes-Konflikte" genannt würden! Sein Brief wurde verlesen, eine Antwort blieb aus.)

Wir hatten uns aus den Augen verloren, Paul und ich. Im Frühjahr 2011 hatte er sich noch einmal gemeldet:

*Subject: Your projects*

*Date: 30.05.2011 16:34:48 Mitteleuropäische Zeit*

*From: pmutangadura@yahoo.com*

*To: radiobridge@aol.com*

*Hi Klaus!*

*It's good to know you are still as sharp as ever. I stumbled upon your projects on the internet and I was astonished. You have gone deeper in complexity. I will have to read through your articles a couple of times to try and farthom the geast of your writings.*

*For now let's just say I will be in touch.*

*I hope you remember me. Things got tough but i have come around somewhat.*

*Paul Mutangadura.*

Ich hatte mich an ihn erinnert, und ich hätte ihm gerne von meinem Versuch erzählt, ihn und seine realen Erfahrungen in einer fiktiven Romanfigur festzumachen, in der Figur des Ex-Befreiungskämpfers "Paul", der sich im Thriller "TROMMELN IM ELFENBEINTURM" einem mentalen Konflikt zwischen alter und neuer Zeit ausgesetzt sieht, zwischen Trommelzeichen aus afrikanischer Geisterwelt und digitalen Chiffren globaler Computer-Kommunikation.

Doch auf meine mails kam keine Antwort. Im Januar 2012 erhielt ich die Nachricht von seinem Tod.



*2012-01-12 12:35:00 – HARARE –*

*Prominent Zanu-PF loyalist veteran broadcaster and ZBC Voice of Zimbabwe Manager, **Paul Mutangadura**, has died.*

*His uncle, Mr Luckson Mavhudzi said Mutangadura, who was 57, died at Murambinda Hospital yesterday after a long battle with cancer.*



IN ERINNERUNG AN DEN FREUND – LESE-TIPP mit einem Auszug:  
[www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html](http://www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html)

## TROMMELN IM ELFENBEINTURM

© 2005 Klaus Jürgen Schmidt

### Einunddreissigstes Kapitel

Gertrud war es gelungen, das Vertrauen von Lainets Bruder zu gewinnen. ...

Das Feuer war längst heruntergebrannt, als er ihr – erst stockend, später mit panikerfüllter Stimme – davon berichtete, wie mühsam es für ihn gewesen sei, nach seinem Ausscheiden beim Rundfunk einen neuen Job zu finden.

Seine Entscheidung, sich im Umgang mit Computern vertraut zu machen, hatte ihm schließlich eine Stelle als Programmierer des *National Archives* verschafft. Von dort sei er dann illegal, aber regelmäßig mit der Organisation der *Rainbow Warriors* in Kontakt getreten, denen er zuvor eher sporadisch Informationen habe zukommen lassen.

Und dann – nach einer weiteren Pause – entschloß er sich, von der schlimmsten Erfahrung seines Lebens zu erzählen:

Lange, bevor Gertrud bei ihm in Chitungwiza aufgetaucht und viele Monate bevor sie zusammen mit seiner Schwester in die Erlebnisse am Sambesi verwickelt worden sei – habe er eines Nachts die Trommel gehört, zum ersten Mal seit jenen grauenhaften Monaten im Busch vor mehr als fünfzehn Jahren – das geheime Signal, den Notruf eines Freundes!

Und dann habe er ihn entdeckt, in seiner heruntergekommenen Uniform, zwischen den glimmenden Abfällen des Müllplatzes am Rande der Township, wo er sich verborgen gehalten hatte bis weit nach Sonnenuntergang, um dann auf einem verrosteten Kanister dieses Signal zu schlagen, alle fünfzehn Minuten einmal.

Paul hatte ihn gefunden und sich zu ihm gekauert in den Dreck mit ausgestreckten Armen, doch die Annäherung war beiden nicht leicht gefallen.

»Warum ... warum hast du nicht telefoniert?«

Der Freund blickte an ihm vorbei, mißtrauisch mit unruhigen Augen. Dann erhob er sich mühsam, versetzte dem Kanister mit dem Fuß einen Stoß.

»Dein Telefon im Archiv, vielleicht wird es schon abgehört. ... Ich werde gesucht, Paul ... Sie sind hinter mir her. Es ist wie damals! Aber du hast dich erinnert, nicht wahr?«

Erst jetzt akzeptierte er die Berührung und Paul starrte in das hagere Gesicht des Mannes, der ihm seinerzeit mit einem Befehl das Leben gerettet hatte, mit dem Befehl wegzulaufen – nicht zu warten auf einen gerechten Ausgang des Militär-Tribunals, das am Ende ihrer gescheiterten Rebellion gestanden hatte.

Der spontane und deshalb schlecht organisierte Aufstand der Feldoffiziere gegen die als korrupt erkannte politische und militärische Führung der Exil-Partei Mugabes war in den Camps mit Massen-Exekutionen beendet worden. Die Widersprüche im Kampf waren ungelöst hinübergeschleppt worden in die ersten Jahre der Unabhängigkeit und sie vergifteten noch immer das politische Klima des neuen Staates zwischen Sambesi und Limpopo.

Paul hatte endlich im *National Archive* eine Nische im Elfenbeinturm des schwarzen Managements gefunden, wo allerdings keine Fleischöpfe anzupfen waren in diesen Jahren anhaltender Akkumulierung von raschem Reichtum in wenigen schwarzen Händen. Vielleicht war es diese mangelnde Gelegenheit gewesen, die ihn in eine kritische Distanz zu den Unabhängigkeitsverwaltern in Regierung und Partei hatte geraten lassen, begleitet von einer dumpfen Frustration in seinem Kopf und in seinem Herzen.

Er hatte einmal versucht, mit einer Frau zusammenzuleben, aber ihre ständigen Vorhalte, nichts aus seinem Leben zu machen, sich nicht wie die anderen an der Jagd nach Pfründen zu beteiligen, hatten aus dieser Verbindung ein Fiasko werden lassen. Die Frau hatte ihn schließlich aufgegeben. Paul mußte lernen, wieder alleine zu leben.

So hatte er in jener Nacht den Freund unbemerkt in die kleine Wohnung schleppen können.

»Bist du ... desertiert?«

Er hatte Wasser aufgesetzt in großen Pöten auf dem Herd, um die Wanne zu füllen, hatte Bier aus dem Kühlkasten geholt, in dem das vor Tagen gekaufte Eis zu einer lauwarmen Suppe zerschmolzen war. Jetzt saß er vor der auf dem Sofa zusammengekrümmten Gestalt, den Freund hatte ein offenbar lange entbehrter Schlaf übermannt.

»Was ist mit dir geschehen, Bothwell?« flüsterte Paul und die alte Angst kroch ihm in den Nacken. Die Angst von damals – als Verräter in den eigenen Reihen Oberhand gewannen. Ihre Truppen hatten Jagd auf die Dissidenten gemacht. Die blieben, wurden standrechtlich erschossen – es gab nichts zu verhandeln.

Bothwell war sein Kommandeur gewesen und der einzige nachdenkliche Freund in dieser verwilderten Gesellschaft halbwüchsiger Buschsoldaten.

Bei ihrer Flucht hatten sie das Trommelsignal vereinbart. Für den Fall, daß einer in eine Falle lief, sollte er – wo immer es möglich war – dieses Signal trommeln. Paul hatte es nie gebraucht und es auch nie gehört – bis zu diesem Abend, zehn Jahre nach Erreichen der Unabhängigkeit.

Er löschte das Feuer unter dem Badewasser und trank das lauwarme Bier.

Das Trommelsignal auf dem rostigen Kanister inmitten glimmenden Mülls!

Es hatte ihn zurückgeworfen in die Zeit von Hoffnung und Glauben, schon damals angenagt durch Angst und Zweifel.

Paul betrachtete das erschöpfte Gesicht des Freundes, der sich nach der Unabhängigkeit auf das waghalsige Experiment der Versöhnung mit den Weißen eingelassen hatte und nun in der aus Kolonialisten und Guerillakämpfern zusammengeführten Armee diente.

»Willkommen, Bothwell – in der Hütte eines Veteranen des Befreiungskampfes.«

Paul sah hinauf unter das nackte, verrußte Asbestdach.

»Wir sind wieder da, wo wir hergekommen sind, nicht wahr?«

*Uns fehlt das Prinzip der Liebe*, hatte kürzlich ein Marxist an der Nationalen Universität in einem ketzerischen Artikel konstatiert.

*Wir sind unfähig, uns Armut, Entwürdigung und Leid zuzuwenden. Offensichtlich fehlt uns eine grundsätzliche Liebe für unsere Menschen, und deshalb sind wir nicht in der Lage, für sie Opfer zu bringen. Dies steht in scharfem Gegensatz zu den Kolonisten, die alles aus Liebe zu ihren weißen Mitmenschen entwickelten. Wir sollten zuerst lernen, unsere Menschen zu lieben, bevor wir etwas entwickeln. Es gibt kein Prinzip der Liebe in unserer Politik und in unserer Ökonomie ...*

Paul trug den Zeitungsausschnitt seit Wochen in der Jackentasche.

»Das würde dir gefallen, Bothwell!«

Er leerte die Bierflasche, schloß Fenster und Tür und legte sich auf den Boden.

Paul wendete den Speck und die Eier in der Pfanne. Im grauen Licht der frühen Morgenstunde hatte er die Insignien auf der verschmutzten, abgelegten Uniform erkannt: Sein Freund hatte es in der neuen Armee bis zum Hauptmann gebracht – im Guerillakampf war er bereits Feldkommandeur gewesen!

Bothwell kam, ein Tuch um die Hüften, aus dem dampfenden Baderaum. Als er sich umwandte, glänzte die faserige Narbe unter seinem Schulterblatt. Nach einem Bombenangriff hatte Paul Kräuter auf der Wunde plaziert, mit Bindfäden um den Leib befestigt – sie hatten nichts anderes zur Hand gehabt, damals im Busch.

»Du bist desertiert?«

»Sie haben mich für verrückt erklärt!« sagte Bothwell und senkte den Blick auf die Hände, die jetzt müde im Schoß lagen.

»Ich bin dahinter gekommen, Paul ... Es ist wie damals, nichts hat sich geändert!« Er blickte auf als der Freund ihm Teller und Löffel reichte. »Und wie ist es bei dir?«

Dann sah er sich um in der Hütte, in der er vor zwanzig Jahren den Schulfreund überredet hatte, mit ihm über die Grenze zu gehen, in die Guerilla-Lager des Nachbarlandes am Meer.

»Das ist also dein Profit als alter Kämpfer, Paul?«

Dieser ballte den kalten *Sadzza*-Klumpen in der Hand und tunkte schweigend das Fett von seinem Teller.

»Drüben in Mozambik kannst du jetzt reich werden, Paul – wußtest du das?«

Bothwell lachte böse und schlug die Hand auf den Tisch. »Reich, mein Lieber! Oder wofür hast du damals dein Fell hingehalten?«

»Wir hatten anderes im Sinn! Bothwell – du hast mir das erklärt. Du warst doch zugleich unser politischer Kommissar ...«

»Wir haben geträumt, mein Lieber ... wir haben einen Traum gehabt, jawohl. Und schon damals haben sie uns hintergangen!«

Paul würgte an dem fettigen *Sadzza*-Kloß.

»Es ging immer nur um Macht und um Geld. Und du und ich – wir beide sind bis heute das Fußvolk geblieben! Ich hab´ gewußt, daß ich dich nicht in irgendeinem noblen Vorort suchen mußte, Paul ... daß du hier hängen geblieben bist. Du bist immer viel zu anständig gewesen, nicht wahr?«

Paul zog den Zeitungsartikel aus der Jacke. Seine Finger verursachten einen Fettfleck als er die Stelle suchte, die er dann mit leiser Stimme vorlas: *Der ehrliche, hart arbeitende, sich selber aufopfernde Simbabweer wird jetzt als naiv, sogar als dumm angesehen. Was also wird aus einem Land,*



wenn die 'Respektablen' und 'Cleveren', die 'Schnellreichen' soziale Gangster sind? Solch ein Land kann nur in den Abgrund stürzen!

Bothwell riß ihm den Ausschnitt aus der Hand und zerknüllte ihn.

»Noch ein Verrückter!« schrie er. »Nichts stürzt in den Abgrund, wenn weiße Ausbeuter durch schwarze Betrüger ersetzt werden. Die Lektion kam bloß nicht vor in unserem Politunterricht! Ich hab' sie gerade gelernt, drüben in Mozambik, wo wir solidarische Hilfe leisten zum Schutz unserer Transportwege zum Meer. Ich war da, Paul! Ich Idiot hab' gemeldet, was ich sah!«

Paul glättete den auf den Tisch geworfenen Zeitungsausschnitt, bevor er ihn wieder sorgfältig in der Jackentasche verstaute.

»Was hast du gesehen?«

Er hörte die Trommel zum zweiten Mal, viele Abende später, nachdem er die *Paraffin*-Fanzel angezündet hatte.

Der alte Freund, der nach so langer Zeit in sein tristes Leben eingebrochen war, hatte ihn nur zwölf Stunden später wieder alleine gelassen, mit einer neuen Unruhe im Kopf und mit dem Drang, sich einzumischen – gegen die ausdrückliche Warnung Bothwells, die Finger davon zu lassen.

Paul starrte durch die geöffnete Tür in die Nacht. Er wartete fünfzehn Minuten, aber das Signal kam nicht wieder. Dennoch machte er sich auf den Weg.

Er fand auf der Müllhalde den rostigen Kanister, dort, wo ihn vor einer Woche der Fuß des Freundes hinbefördert hatte. Niemand hatte getrommelt!

»Wenn du die Trommel wieder hörst, wird es kein Hilferuf sein, Paul!«

Er hockte sich auf den Kanister und dachte über die Weisung des Freundes nach: »Sie wird dich warnen, Paul – dich nicht in Gefahr zu bringen! Es ist mein Kampf ... vielleicht mein letzter ... und niemand kann mir helfen!«

War das ferne Geräusch nur eine Imagination gewesen? Oder doch ein Warnsignal, das ihn über eine spirituelle Beziehung zum flüchtenden Freund erreicht hatte – weil er seit dem Treffen mit ihm schon zu weit gegangen war, bei seinen vorsichtigen Recherchen?

Paul schüttelte den Gedanken ab. Es gab zu viel Geisterglaube, gewuchert in den Seelen schwarzer Menschen. Er war bei seiner Arbeit im *National Archive* dieser allmählichen Pervertierung traditionellen Glaubens auf die Spur gekommen.

An die Stelle des althergebrachten Vertrauens gegenüber Geistermedien, die den Rat der Ahnen für die Nachgeborenen eingeholt und dafür in einer hierarchischen Sippen-Ordnung Gehorsam verlangt hatten, war jetzt in das tägliche Leben eine Angst getreten, die bedingungslose Unterwerfung auch gegenüber Vorgesetzten und politischen Führern forderte.

In der unbewältigten Konfrontation mit der modernen Welt schien dieser Rückgriff auf längst verlorengegangene, schwarze Identität zur Manipulation von Aberglauben verkommen, zum Kontrollinstrument beim immer rascheren Auseinanderdriften von Oben und Unten.

Paul war überzeugt, daß dabei die überfällige Anpassung an Erfordernisse einer demokratischen Entwicklungsgesellschaft schon auf der Strecke geblieben war. Mit Bitterkeit erinnerte er sich daran, wie viele der jungen Rekruten in den Buschcamps an das *Muti*, das Amulett geglaubt hatten, das sie vor feindlichen Kugeln schützen sollte – bis die ersten Kameraden gefallen waren!

Er hatte an das rote Banner geglaubt, Bothwell war sein Lehrer gewesen und Paul hatte die Empörung in sein Herz sinken lassen, die Empörung darüber, daß es zweierlei Recht gab – für Weiße und für Schwarze, für oben und für unten! Aber sie konnten es alleine nicht schaffen und sie stellten fest, daß die Welt der Weißen auch unterteilt war – in oben und in unten. Sie nannten es die Erste und die Zweite Welt – die kapitalistische und die sozialistische Welt.

»Wir gehören zur Dritten Welt – noch ein Stückchen weiter unten!« hatte Bothwell ihn aufgeklärt. »Also haben wir uns mit denen aus der Zweiten Welt zusammengetan. Sie helfen uns in unserem Kampf – mit Waffen und mit einem Modell!«

Mit einem Modell für eine neue Gesellschaft – davon hatte Paul geträumt, als die Kameraden fielen. Unter diesem roten Banner waren sie im Kampf um schwarze Unabhängigkeit angetreten – und hatten nicht begriffen, daß ja dieses Banner ebenfalls von Weißen genäht worden war, die jetzt gerade dabei waren – in Erkenntnis eines historischen Irrtums – jenes rote Tuch zu zerreißen, das sie einst mit den Völkern in der Dritten Welt verbunden hatte!

Der rote Stern war Pauls Muti gewesen, er hatte ihn längst auf den Müll geworfen und geschworen, sich niemals mehr manipulieren zu lassen.

Und dennoch hatte er an diesem Abend erneut die Trommel gehört!

Bothwell hatte nur für eine Nacht einen sicheren Platz zum Ausruhen gebraucht, auf seiner Flucht vor den Häschern, die er mit einem sorgfältig ausgearbeiteten Report an die Armeeführung mobilisiert hatte. Sie hatten ihn sofort isoliert!

Sein Bericht über die heimlichen Geschäfte von Vorgesetzten mit gewildertem Elfenbein mußte – davon war Bothwell überzeugt gewesen – auf dem Weg zum Armee-Direktorat in der Hauptstadt abgefangen worden sein.

Paul hatte gleich widersprochen.

Zwar lebte und arbeitete er jetzt in einer politikferne Nische des schwarzen Elfenbeinturns, doch war ihm der Mechanismus des untergründigen Repressionsapparates durchaus vertraut geblieben.

»Sie hätten dich umgelegt, Bothwell, wenn es nur um die Machenschaften von ein paar Kriminellen gegangen wäre!«

Aber sie hatten das Netz viel feiner gesponnen.

»Siehst du das nicht? Irgendwer hat angeordnet, dich aufzubewahren ... als Verrückten, den man noch ´mal gebrauchen kann – als Zeugen, falls sich das Blatt wenden sollte!«

Aber Paul hatte den Freund nicht davon überzeugen können, daß er zur Figur in einem Schachspiel reduziert worden war – daß sein Report mit Sicherheit das Armee-Direktorat erreicht hatte, wo Zug um Zug ein wahrscheinlich viel größeres Intrigenspiel im Gange war.

Zwanzig Meter entfernt schwelte es im Müll. Paul erhob sich von dem Kanister und trat zu der Brandstelle, deren Glut von Zeit zu Zeit durch eine leichte Brise aufglimmte.

Aus der Brusttasche zog er das kleingefaltete Kuvert, in dem er die Notizen aufbewahrte, die das Ergebnis seiner bisherigen Recherchen zusammenfaßten. Er hatte gehofft, Bothwell werde sich noch einmal melden, um mit ihm die Fragen durchgehen zu können, die sich in seinem Kopf bewegten:

A) Welche politischen Verbindungen waren mit dieser Konspiration verknüpft?

B) Welche Kanäle nutzten die in Mozambik stationierten Offiziere, um gewildertes Elfenbein mit einem so großen Gewinn loszuschlagen, daß sich ihr immenses Risiko lohnte?

C) Auf welchem Weg verließ die Konterbande das Land am Meer und mit welchem Markt als Ziel?

*Misch dich nicht ein, Paul! Noch haben sie mich nicht!*

Aber Paul hatte begonnen, sich einzumischen – und jetzt hatte er die Trommel gehört!

Er blickte zurück zu dem rostigen Behälter – und die Angst war da!

Bothwells imaginäres Signal begann seinen mit Daten und Fakten gefüllten Kopf zu durchdringen, fand Resonanz in jenem Teil seiner frühen Gefühlsprägung, die er verschüttet geglaubt hatte und die ihn doch – mehr als seine schwarze Hülle – Afrikaner bleiben ließ, Erbe einer spirituellen Welt, unerschüttert bis in die Gegenwart.

Impulse aus diesem verborgenen Inneren kommandierten nun seine Hand, mit weitgeöffneten Augen registrierte er die – seinem Verstand zuwiderlaufende – Bewegung:

Zwischen schmorendem Gummi erfaßte die Glut das zerknäuelte Kuvert, dann erinnerte ihn der aufsteigende Rauch an die Zeremonien alter *n'angas*, die er als Knabe heimlich beobachtet hatte. Und schaudernd wurde er gewahr, daß er ein Opfer darbrachte – dem Willen seines fernen Freundes gehorchend!

Bothwell Nyandoro, Hauptmann der Nationalen Armee, starb in jener Nacht.

Seine verwesene Leiche wurde drei Monate später von Spaziergängern auf einem Hügel in der Nähe einer Militärbasis im Matabeleland gefunden.

Eine Notiz in der Hauptstadtzeitung erwähnte, der Hauptmann habe angeblich gedroht, einen großen Skandal in der Armee zu enthüllen. Vorgesetzte hätten bei einer ersten Befragung vermutet, Nyandoro müsse Selbstmord begangen haben. Es sei allgemeine Auffassung unter seinen Kameraden gewesen, daß er unter geistigen Störungen gelitten habe. ...

Paul dröhnte es in den Ohren – das Trommeln verfolgte ihn jetzt bis in den unruhigen Schlaf. Doch diesmal hatte er sich widersetzt: Er war es Bothwell schuldig! Und seine Trommel-Warnungen konnten ihm gestohlen bleiben!

Verbissen hatte er die Recherche wieder aufgenommen. Zunächst war es ihm gelungen, die geheimgehaltene Kommandostruktur zu erkunden, unter der Hauptmann Nyandoros Einheit im Nachbarland eingesetzt gewesen war. Als er alle Namen der vorgesetzten Offiziere beisammen hatte, meinte er plötzlich ein Raster erkennen zu können.

In der Mehrzahl waren es ehemalige Feldkommandeure der *ZAPU*, jener konkurrierenden Exil-Partei, die seinerzeit von Moskau umworben worden war. Die massive Unterstützung mit Geld, Waffen und ideologischem Rüstzeug für diese Partei des Minderheitsstammes, der *Ndebele*, hatte sich jedoch nicht ausgezahlt: In den ersten Jahren nach der Unabhängigkeit hatten die Russen einen schweren Stand gehabt; die Konkurrenz aus Peking war erfolgreicher gewesen! Wie Fische im Wasser hatten sich die Partei-Kader des Mehrheitsstammes, der *Sbona*, unter der Landbevölkerung bewegt. Als sie dann in der ersten freien Wahl an die Oberfläche tauchten, war noch nicht abzusehen gewesen, daß sich einige zu Haien entwickeln würden. Und sieben Jahre lang hatten sie sich weiter bekämpft – die beiden Stammesparteien – mit entsetzlichen Greueln unter den Menschen in den Dörfern und Städten der ethnischen Minderheit.

Und dann war es zur Vereinigung beider Parteien gekommen. Paul hatte es als Chance begriffen, endlich zu einer nationalen Identität zu finden, sich endgültig von jenem roten Tuch zu trennen, das die schwarzen Köpfe auf andere Weise kolonialisiert hatte – von Marxismus, Leninismus, Maoismus.

In diesem Moment aber war die alte Weltordnung zusammengebrochen – die Solidarität der Zweiten Welt mit der Dritten Welt hatte sich als fauler Zauber erwiesen, sie beeilte sich, Teil der Ersten Welt zu werden. Diese Erkenntnis hatte Paul auf eine Spur gebracht!

Er wußte, daß er der Lösung näher kam, denn die Trommel ließ ihm keine Ruhe mehr.

Bothwells Geist warnte den Freund, doch Paul ahnte, daß *SIE* wieder da waren, diesmal ohne Maske. Ihre Ideologien waren verrotten, ihr Atem ließ alles verrotten, Tiere, Menschen, Moral ... Bothwell war verrottet!

Es lag auf der Hand, Paul hatte viele Wochen später die Nachricht in der Zeitung gelesen. Das zuständige Provinzgericht hatte über die Todesursache zu entscheiden gehabt und war zu einem außergewöhnlichen Spruch gekommen:

*HERALD-Correspondent: ... In der Begründung seiner Entscheidung sagte Mr. Masimba, der Hauptmann habe bis zu seinem Tod unter illegaler Beobachtung gestanden. Er sagte, Hauptmann Nyandoros Verhalten in diesem Zeitraum sei normal gewesen und er wies damit Vermutungen bestimmter Kreise über geistige Störungen zurück.*

*Wörtlich heißt es in der Begründung: 'Vor seinem Verschwinden teilte er in einen Brief seiner Ehefrau die Befürchtung mit, von Mitgliedern des Geheimdienstes oder von Staats Sicherheitsagenten abgeholt zu werden. Nach allem Augenschein, den wir haben, befand sich der Verstorbene nicht in irgendwelchen finanziellen, ehelichen oder persönlichen Problemen.'*

*Mr. Masimba stellte fest, Hauptmann Nyandoro habe, vor allem in den letzten beiden Monaten vor seinem Tod, Schrecklichstes erlebt; wörtlich sagte der Richter: 'Er ist gejagt und gefoltert worden. Für die meisten Menschen ist das Leben, das er zu jener Zeit führen mußte, nur vergleichbar mit Fiktionsromanen,' und er fügte hinzu: 'Es ist dieser Mafia-Stil, der seinen Weg in unser Leben gefunden hat. Es ist äußerst unglücklich, daß die Verantwortlichen nicht identifiziert und zur Verantwortung gezogen werden können!'*

Agenten hatten Bothwell umgebracht! Agenten, die außerhalb des Zugriffs von Gerichten handeln konnten! Gedeckt aber von welchen ungeheuerlichen Interessen?

Paul hatte sich weit entfernt von Bothwells einschüchternden Trommelsignalen, die ihn mit immer stärkerer Intensität aus der ihm unbegreiflichen Geisterwelt zu erreichen suchten.

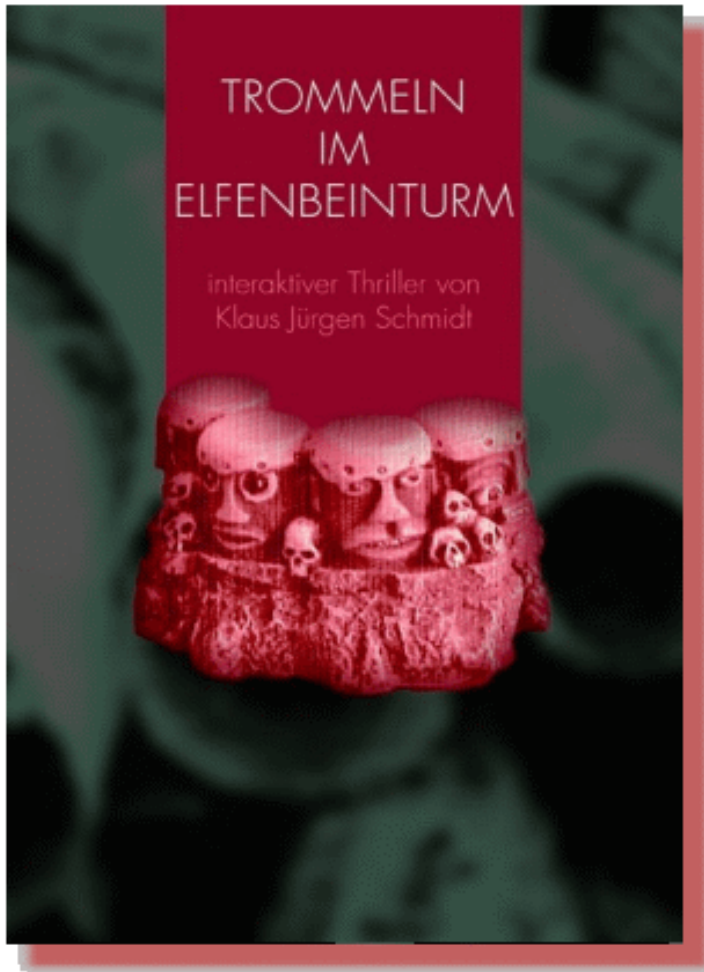
Er hatte sich modernste Elektronik zunutze gemacht und in einsamen Nachtstunden begonnen, den mit Wissenschaftszentren in aller Welt vernetzten Computer des *National Archives* zu mißbrauchen.

Ihm war längst klargeworden, welche Kontakte die in Mozambik stationierten Offiziere bei der Vermarktung des gewilderten Elfenbeins benutzten – es mußten die alten Kontakte sein, die Verbindungen ehemaliger Kommandeure des Minderheitsstammes zu ihren Finanziers in der russischen Armee! Da würden sich auch die Interessen treffen.

Generale in Moskau – zutiefst verunsichert durch dramatische Veränderungen in der Sowjetunion, in der gesamten sozialistischen Welt – würden Verbündete suchen, die – wie sie – nicht zulassen wollten, daß ihre Ordnung zusammenbrach!

Die Reformen konnten ja nur gelingen, wenn die sowjetische Rüstungsmaschine abgebaut würde. Sie aber war seit fast siebzig Jahren der mächtigste Apparat, sie war eine Weltmacht!

Generale dieser *Roten Armee* – würden sie sich das Ruder ohne weiteres aus der Hand nehmen lassen? ...



LESE-TIPP: politisch-kulturelle Zusammenhänge der Achtziger Jahre bilden den fiktiven Rahmen des Simbabwe-Romans von Klaus Jürgen Schmidt

### TROMMELN IM ELFENBEINTURM

1989: das Jahr, in dem die roten Fahnen verbrannten

1989: das Jahr, in dem Afrikas Hoffnungen schwanden

Vor dem Hintergrund des Umbruchs im südostafrikanischen Simbabwe, Anfang der Achtziger Jahre, und auf der Suche nach einer beruflichen Zukunft sind zwei junge Frauen – die eine aus Bremen an der Weser, die andere aus einem Dorf am Sambesi – Freundinnen geworden. Neun Jahre später, nach erfolgreicher gemeinsamer Ausbildung als Pressefotografinnen in Deutschland, treffen sie sich zu einer Bootsfahrt auf dem Sambesi, die sie an den Abgrund bringt, und auf die Spur einer internationalen Konspiration. [www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html](http://www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html)

## TOTE, DIE AUF ANTWORT HARREN

Seit Tagen halten wir einen unserer Übertragungswagen bereit, die Nachricht kommt anderthalb Stunden vor dem Ereignis, das die politische Landschaft Zimbabwes verändert.

Mit hastig ausgestellten Sonderausweisen fahren wir durch die Sicherheitszone des *State House*, hinter uns die Schlange der Fahrzeuge der in Harare akkreditierten Korrespondenten, darunter Fernseh-Teams aus den U.S.A., aus Großbritannien, der DDR.

Wir haben Mühe, den Protokollbeamten klarzumachen, daß für eine Live-Rundfunkübertragung die Mikrofone v o r dem Eintreffen des Präsidenten und des Premierministers aufgebaut werden müssen. Die Post bemüht sich um das Zustandekommen einer Direktleitung, während wir weiter im Clinch mit dem Protokoll liegen, einen Platz für die beiden ZBC-Reporter zu sichern, der es ihnen ermöglichen soll, für die zusammengeschalteten vier Radio-Kanäle das Geschehen beobachtend zu kommentieren.

Ich stehe mit einem *Walkie-Talky* nahe des Tisches mit dem Gästebuch als der schwerwichtigste Akteur die Szene betritt: Joshua Nkomo, Chef der PF ZAPU, vor wenigen Monaten noch der öffentlichen Verleumdung als angeblicher Schutzherr von Terrorbanden preisgegeben, wird zum Gästebuch geführt.

"Richtig, noch bin ich ja Gast," brummelt er und zückt den Federhalter. Von meiner privilegierten Position kann ich durch die immer wieder von Saaldienern geöffnete Tür in den Raum blicken, in dem sich nun die Creme der zimbabweschen Politik versammelt, Mitglieder des Politbüros der Regierungspartei ZANU PF, ihr Vorsitzender und Premierminister Robert Mugabe, ZAPU-Führer und zum Schluß Präsident Canaan Banana, der am Ende seiner Amtszeit durch beharrliches Vermitteln dieses Ereignis herbeigeführt hat – die Unterzeichnung einer Vereinbarung über den Zusammenschluß von ZANU PF und PF ZAPU, den alten Kontrahenten schon in Zeiten des Befreiungskampfes, die mittlerweile für die beiden Bevölkerungsgruppen der Shona und der Ndebele stehen.

Noch vor einem Monat war die Zeitschrift MOTO mit einem Titelbild erschienen, das den Abdruck eines Polizeistiefels über dem Namen ZAPU zeigte, mit der Überschrift "Nkals Traum".

Enos Nkala, selber Ndebele, war Joshua Nkomos Stellvertreter und Assistent, bevor sich 1963 die Nationale Bewegung in ZANU und ZAPU spaltete. Als Innenminister Robert Mugabes nutzte er jede Abwesenheit des Premierministers, um die Einigungsbemühungen zu torpedieren. 1987 ließ er alle ZAPU-Büros schließen, verglich die Partei mit der terroristischen MNR im benachbarten Mocambique, und schwor öffentlich, das Verbot werde bestehen bleiben, solange er Minister sei.

Bei der Umbildung des Kabinetts, die Mugabe als neuer Exekutivpräsident kurz nach Bekanntgabe der historischen Einigung vornahm, ließ dieser ihn zwar nicht fallen, Nkala verlor jedoch die Polizeigewalt und wurde ins Verteidigungsministerium berufen. Aber da war sein endgültiges Verschwinden von der politischen Bühne schon programmiert.

Nach der Unterzeichnung des Vertrages kommt es zu ernsten und zu lockeren Sprüchen der beiden Galionsfiguren zimbabwescher Unabhängigkeit. Die internationale Presse konzentriert sich auf die ernsten, ich mich auf die lockeren, weil sie – so glaube ich – besser als die politischen Statements das neue, gelöste Verhältnis der beiden alten Kämpfer in dieser Zeit des neuen Aufbruchs wiedergeben.

Mugabe und Nkomo jonglieren mit ihrem Alter, Mugabe lehnt sich zurück und denkt laut nach: "Warum sollten sich nicht Ndebele-Männer und Shona-Frauen lieben lernen – und umgekehrt?"

Die Fernseh-Teams schalten die Scheinwerfer aus, die Politiker-Runde hat sich in den Nebenraum zurückgezogen. Von meinem Platz aus kann ich erneut durch die sich immer wieder öffnenden Türflügel blicken – ich sehe eine bewegende Szene: Alte Männer umarmen sich, der dicke Nkomo zieht den alten Kämpfer Nyagumbo an die Brust, daß der den Boden unter den Füßen verliert.

Nach Ablauf von acht Jahren hatte das *Lancaster-House*-Abkommen die Möglichkeit vorgesehen, das zimbabwesche Regierungssystem mit Zustimmung des Parlaments zu ändern. Mit der Vereinigung von ZANU und ZAPU verfügt Mugabe in diesem Parlament nahezu über alle Abgeordnete – der einzige Abtrünnige hat keine Aussicht auf Wiederwahl.

Mugabes Amtsvorgänger Ian Smith lebt als Rentner auf seiner Farm, schwadroniert gelegentlich noch vor ausländischen Fernsehkameras und kämpft im Übrigen um seine Pension. Seine weißen Mitsstreiter sind zum Teil konvertiert und besetzen nicht nur Parlamentsessel, sondern sind in Mugabes neuer Regierung auf wichtigen Posten vertreten.

Ist nun also alles zum Besten bestellt?

Das schwarze Erbe TRIBALISMUS ist stets unzureichend beschrieben gewesen, wenn damit allein der Streit zwischen Shona und Ndebele gemeint war. Dieser alte Streit zwischen den ackerbautreibenden Erstsiedlern und den aus Südafrika gekommenen, kämpferischen Kuhherden-Besitzern war im frühen Kampf gegen die weißen Söldner, Händler und Siedler des Cecil Rhodes längst in einer strategischen Interessengemeinschaft aufgelöst.

Nach der Gründung von Filialen des African National Congress (ANC) während der Fünfziger Jahre in Rhodesien entwickelten sich politische Bewegungen, in denen zunächst Shona- und Ndebele-Politiker gleichermaßen vertreten waren. Es waren die Weißen, die für ihre Zwecke die alten Abneigungen wiederbelebten. Der rhodesische Geheimdienst (CIO) schickte seine Agenten aus, um die politischen und militärischen Flügel durch geschickt arrangierte Operationen gegeneinander auszuspielen.

Im März 1985 erschien als deutsche Übersetzung in der Bundesrepublik ein Buch, das zuvor in der Republik Südafrika zu einem Bestseller geworden war. Der Frankfurter Verlag schrieb gleich auf den Einband:

*"Ein durch und durch faschistisches Buch...*

*TAFFY: GESCHICHTE EINES WEISSEN KILLERS IN AFRIKA*

*...Wir haben uns lange überlegt, ob man ein so ungeheuerliches Buch aus einem südafrikanischen Militaria-Verlag in der Bundesrepublik verlegen kann. ...Wohl kein Werk führt jedoch die alltägliche Brutalität des weißen Herrenmenschen in unserer Gegenwart so drastisch und unmittelbar vor Augen wie dieses Buch. ..."*

*(Vito von Eichborn GmbH & Co Verlag KG, Frankfurt am Main)*

Für unseren Zusammenhang reicht es wohl aus, einige Zeilen aus dem Vorwort der Originalausgabe des Autors Peter Stiff zu zitieren:

*"Dies ist ein authentischer Bericht über den Krieg des rhodesischen Geheimdienstes, erzählt von Taffy – Codename des Anführers einer der geheimsten Auslandseinsatz-Gruppen der Central Intelligence Organisation, CIO. Es ist eine unglaubliche Geschichte über mehr als sechs Jahre spannenden Abenteuers, über Tapferkeit und Raffinesse, über Standhaftigkeit und über die Einsamkeit, die dem Bewußtsein der Beteiligten entsprang, daß ihr Land, Rhodesien, jedes Wissen um ihre Existenz ableugnen würde, falls man sie faßte. Es ist eine Geschichte, die nie erzählt worden wäre, wenn es Rhodesien noch gäbe.*

*... Obwohl ihre Stärke dezimiert wurde, erst durch Tod, dann durch Gefangennahme, gelang es ihnen auf brillante Weise, eine tiefe Kluft aufzureißen zwischen Rhodesiens wichtigsten terroristischen Gegnern, die von Sambia aus operierten – Robert Mugabes ZANU und Joshua Nkomos ZAPU – eine Kluft, die bis heute besteht. Sie spielten zu einem verwirrenden Tanz des Todes und der Zerstörung auf und suggerierten jeweils der einen Gruppe, daß die andere verantwortlich dafür sei. Durch den Mord an Herbert Chitepo, dem Chef der ZANU, sorgten sie dafür, daß Präsident Kaunda von Sambia alle Mitglieder des militärischen Oberkommandos der ZANLA als Mordverdächtige verhaftete und die ZANU aus dem Land jagte, wodurch ihre kriegerischen Aktivitäten 18 Monate lang lahmgelegt wurden."*

Taffy's in Südafrika unter dem Originaltitel "SEE YOU IN NOVEMBER 1985" vermarktetes Geständnis erschien im selben Jahr wie eine Publikation in Zimbabwe über den dunkelsten Punkt in der Geschichte des Befreiungskampfes, die Ermordung des ZANU-Vorsitzenden im Asyl der sambischen Hauptstadt Lusaka, "THE CHITEPO ASSASSINATION".

Die Autoren David Martin und Phyllis Johnson hatten schon vier Jahre zuvor mit ausdrücklicher Billigung des Premierministers und ZANU-Chefs Robert Mugabe, der das Vorwort schrieb, eine offizielle Geschichte des Befreiungskampfes veröffentlicht, "THE STRUGGLE FOR ZIMBABWE", in der sie erstmals Vermutungen entgegengetreten waren, Herbert Chitepo sei Opfer tribaler Machtkämpfe innerhalb der ZANU geworden. Damals deuteten sie nur an, daß sie der wirklichen Identität der Attentäter auf der Spur seien, die 1975 von einer Untersuchungskommission aus Vertretern von dreizehn Staaten der Organisation für Afrikanische Einheit in den höchsten Rängen der ZANU ausgemacht worden waren. Das Motiv – so die vom sambischen Präsidenten Kaunda berufene Kommission: Der Versuch der Karanga, einer Gruppe der Shona, im Machtkampf um das politische Erbe in einem befreiten Zimbabwe die Oberhand zu gewinnen.



Es gibt drei Hauptgruppen der Shona, die Karanga, die Manyika und die Sezuru – alle drei aus unterschiedlichen Regionen des Landes stammend. Ihr Verhältnis zueinander – in der Vergangenheit und heute – muß verstanden werden, um zu begreifen, welche Schwierigkeiten die Menschen bei der Entwicklung der gemeinsamen Heimat im neuen Zimbabwe haben, auch – und vor allem nach der politischen Aussöhnung zwischen den zentralen politischen Vertretungen von Shona und Ndebele, der beiden Parteien ZANU PF und PF ZAPU.

Dabei wiederholt sich nichts anderes als jener Mechanismus, der zum Beispiel in Europa – offen – wie in Belgien mit der Auseinandersetzung zwischen Flamen und Wallonen, militärisch – wie in Nordirland, oder – verdeckt – noch immer in Deutschland zwischen Bayern und Preußen fortwirkt: Konflikte zwischen Völkergruppen oder Regionen. Industrialisierung und daraus folgende Kommunikationszwänge haben diese Konflikte bei uns in den Hintergrund treten lassen, und wer mag sich heute noch in der Bundesrepublik Deutschland daran erinnern, daß am 8. Mai 1949 Tribalismus (oder Regionalismus?) ein einstimmiges Votum der Landtage für die Annahme des Grundgesetzes verhinderte: Der Bayerische Landtag verweigerte seine Zustimmung! Die Christlich Soziale Union ist mit einer eigenen Gruppe im Bonner Parlament vertreten. – Die "Schwarzen" lassen grüßen!

Auf einem Hügel im Weichbild Harares reckt sich ein steinerner Obelisk in den Himmel. Nachts zucken rote Lichter um die Zementflamme auf seiner Spitze.

Von Nordkoreanern bombastisch ausgerichtet, haben unterhalb auf einer Terrasse die toten Helden des Befreiungskampfes ihre letzte Ruhe gefunden – unter ihnen Herbert Chitepo, der am 18. März 1975 morgens gegen acht Uhr vor seinem Haus in Lusaka seinen blauen Volkswagen zurücksetzte und dabei eine Bombe auslöste; mit ihm starben ein Leibwächter und ein sambisches Kind im Nachbargarten, ein zweiter Leibwächter wurde schwer verletzt.

Die Frage: "Wer tötete Herbert Chitepo?" bewegt bis heute die politischen Gemüter in Zimbabwe und läßt immer wieder alte Vorbehalte aufbrechen, trotz inzwischen umfangreicher Dokumentationsversuche. Sie haben unglücklicherweise zu zwei sehr unterschiedlichen Interpretationen geführt, von denen die eine die heutige politische Führung Zimbabwes belastet, die andere – über Umwege – befreundete Nachbarn in Sambia und Mozambique, nicht als Täter, aber als opportunistische Helfer eines seinerzeit von den Amerikanern angezettelten politischen Kompromisses, dem die militante ZANU im Wege stand.

Dies soll nicht eine weitere Anstrengung sein, Antwort auf die Frage zu finden, wer Herbert Chitepo tötete, sondern der Versuch, die Probleme eines Fremden in der Fremde darzustellen, der zu verstehen versucht, weshalb sich um ihn herum entwicklungshemmende Barrieren aufbauen, von zunächst undurchsichtigen Ängsten begleitet, von undurchschaubaren Entscheidungen bestimmt – in einem Kreislauf, der sich um diese eine Frage dreht:

"Wer tötete Herbert Chitepo?"

Als 1985 – ich war noch nicht ein Jahr im Lande – David Martins und Phyllis Johnsons "THE CHITEPO ASSASSINATION" erschien, begann in den sonst regierungsnahen Hauptstadtzeitungen THE HERALD und THE SUNDAY MAIL ein ungewöhnlicher Meinungsstreit in Rezensionen, Kommentaren und Leserzuschriften, der in zwei Feststellungen gipfelte: Verwundert wurde zur Kenntnis genommen, daß ein so wichtiges Werk von zwei Ausländern veröffentlicht wurde, und unwidersprochen behauptete ein Rezensent, die wahre Geschichte müsse erst noch geschrieben werden.

Wie das? – David Martin gilt als einer der besten Kenner der ZANU-Historie, er soll über Dokumente verfügen, die nicht einmal die Partei in ihren Archiven hat. Martin und Phyllis Johnson begannen ihre erstaunliche Karriere, die sie zu Vertrauten der ZANU-Führung in Sachen geschichtlicher Interpretation machte, als Reporter für den OBSERVER und die Canadian Broadcasting Corporation auf dem afrikanischen Kontinent.

In ihrem historischen Abriss "THE STRUGGLE FOR ZIMBABWE" wird auf 33 Seiten der Vorwurf von Tribalismus als Ursache ZANU-interner Konflikte auf "Regionalismus" reduziert, auf Seite 185 wörtlich:

"Einige tribale Elemente gab es auf beiden Seiten (Karanga und Manyika), und einige, die damals involviert waren, sagen, 'Regionalismus' kam häufiger vor als 'Tribalismus', und zwar in dem Sinne, daß einige Leute, die zusammen aufgewachsen, zusammen in die Schule gegangen waren, sich manchmal gegenseitig unterstützten, um andere auszuschließen."

Das Kapitel endet mit dem Hinweis, bei Drucklegung des Buches (1981) sei bekanntgeworden, daß in London ein Journalist an einem Buchskript arbeite, das auf langen Interviews mit jenem Mann basiere, der von sich behauptete, der Mörder Herbert Chitepos zu sein. Er kann es nicht gewesen sein: Der Mann, den Martin und Johnson vier Jahre später in ihrem zweiten Buch als Mörder präsentierten, mit Foto und einem fotokopierten Einreiseformular der rhodesischen Grenzbehörden, war zu diesem Zeitpunkt längst tot! Er starb nach ihren eigenen Angaben am 28. Januar 1977 bei einem Autounfall in Sambia während eines Waffentransports mit einem weiteren Agenten des rhodesischen Geheimdienstes im Einsatz gegen schwarze Befreiungskämpfer.

1985 hatte also der ZANU-Dokumentarist David Martin mit höchster Billigung der Partei eine Version der Chitepo-Ermordung auf der Basis nicht näher identifizierter Interviews mit ehemaligen rhodesischen Geheimdienstbeamten gefunden, die merkwürdigerweise im selben Jahr im "TAFFY"-Buch eines südafrikanischen Militaria-Verlages bis in alle Einzelheiten bestätigt wurde – nur daß in diesem Werk noch eine dritte handelnde Person, eben TAFFY, auftaucht. Die Zweifel zimbabwescher Leser scheinen verständlich.

Sie sollen glauben, daß Ex-Geheimdienstbeamte der weißen Rhodesier, exilierte Killer in Südafrika und die sozialistische Regierungspartei Zimbabwes einen der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte des Befreiungskampfes identisch interpretieren: Die CIO habe den unabhängig arbeitenden Agenten Hugh (Chuck) Hind angeheuert, um Chitepo in die Luft zu jagen, und zwar mit der vorausberechneten Wirkung, den sambischen

Präsidenten Kaunda gegen die von seinem Land aus operierenden ZANU-Kämpfer vorgehen zu lassen. Dies nun geschah tatsächlich: Kaundas Polizei nahm alle erreichbaren Führer des politischen und des militärischen Flügels der ZANU fest, sie wurden unter Einsatz von Folter zu Geständnissen gezwungen, die sie später widerriefen.

Darunter war Joshua Tongogara, der Oberkommandierende der ZANLA-Streitkräfte, der nach seiner Flucht aus Lusaka von den FRELIMO-Streitkräften Samora Machel's an Sambia ausgeliefert worden war, und der zuvor freiwillig gegenüber FRELIMO-Vertretern nicht ausgeschlossen hatte, daß Chitepo das Opfer ZANU-interner Konflikte geworden ist. Seine wörtlich in FRELIMO-Dokumenten festgehaltene Stellungnahme:

"Chitepo – da müssen wir definitiv ausschließen, daß Smith Chitepo hat töten lassen. Ich muß jeden äußeren Einfluß ausschließen. Das scheidet aus. Chitepo wurde nicht von ZANU als Partei getötet. Da will ich ganz ehrlich sein. Wir haben nie zusammengesessen, und Schritt für Schritt entschieden, aber Mataure starb auf Beschluß von ZANU als Partei. (*'At the hands of ZANU as a party'*)"

John Mataure, Manyika und Politischer Kommissar der ZANU-Führung, starb einen schlimmen Tod, und mit ihm – in der Folge einer militärischen Rebellion gegen Oberkommando und politische Spitze der ZANU im Jahr 1974 (*Nhari-Rebellion*) – zahlreiche Freiheitskämpfer "in den Händen der Partei", verscharrt in Massengräbern der ZANU-Stützpunkte in Mozambique.

Diese Greuel in den eigenen Reihen – unbestritten, aber nach der Unabhängigkeit kaum erwähnt – sind das unbewältigte Erbe Zimbabwes und Ursache dafür, daß sich viele ehemalige Kämpfer im befreiten Land noch immer nicht heimisch fühlen.

Eine Auseinandersetzung ist überfällig, sie ist nicht die Sache fremder Autoren, auch nicht die meine.

Daß aber die Fehde zwischen unterschiedlichen Gruppen der Shona die Entwicklung Zimbabwes an allen Ecken und Enden lähmt und weiter um die Frage kreist, "Wer tötete Herbert Chitepo?", beweist ein unerhörter Vorgang im Nationalen Parlament im siebten Jahr der Unabhängigkeit.

Transportminister Herbert Ushewokunze, schillerndste Figur in der Umgebung Robert Mugabes, hatte sich im April 1986 gegen Korruptions- und Mißmanagementvorwürfe einer von Mugabe selbst eingesetzten parlamentarischen Kommission zur Untersuchung der Geschäftsführung bei der halbstaatlichen Eisenbahngesellschaft zu verteidigen. Diese Vorwürfe waren von einer Abgeordnetengruppe um Karanga-Persönlichkeiten in Parlament und Regierung zu einer massiven Pressekampagne gegen den von Mugabe (Sezuru) immer wieder gestützten Ushewokunze genutzt worden. In einer mehrstündigen Gegenattacke sagte der bedrohte Minister laut amtlichem Protokoll des Parlaments (HANSARD) unter anderem wörtlich:

"Sie haben Pläne, mich mit vereinten Kräften anzuschwärzen, bis mich der Premierminister schließlich als Stänkerer empfindet und mich von meinem Posten ablöst, aber ihre Absichten enden nicht einmal dort. Sie sind davon überzeugt, es diesmal zu schaffen, und sollten sie es schaffen, dann würden alle Sicherheitsmaßnahmen um mich herum entfernt, dann könnten sie sich auf mich stürzen und mich umbringen.

Mich töten würde sie mit der abschließenden Lösung versehen, das politische Gespenst Herbert Ushewokunze als eingebilddete Bedrohung würde aufhören, physisch zu exi-

stieren. ... Wenn Tribalismus diesen Grad erreicht hat, Mister Speaker, dann wird er Wahnsinn. Tatsächlich wurde gehört, wie einer aus dieser Gruppe – und er ist ein Minister in diesem Haus – am Abend der Debatte vom 26. März 1986 gesagt hat: 'Dieses Mal ist es geschafft und da kann kein Zweifel sein, heute haben wir es geschafft. Wir können gehen, laßt uns essen und trinken und fröhlich sein, denn Ushewokunze ist jetzt auf dem Abmarsch. Das Ende seines Aufenthaltes auf Erden ist in Sicht.' Und dies ist nicht eine leere Drohung, Mister Speaker, denn diese Leute können töten. Sie haben zuvor getötet, innerhalb des Landes als Teil des früheren Regimes, und außerhalb des Landes als Agenten des Imperialismus. Ich möchte nicht unrealistisch klingen, aber wenn dies nicht so wäre, Herbert Chitepo und andere wären heute noch unter uns..."

Am 12. April 1986 beschloß das Zentralkomitee der PF ZANU unter Leitung ihres Vorsitzenden Robert Mugabe – neben anderen personellen Konsequenzen – die Abberufung Herbert Ushewokunzes als Polit- und Kulturkommissar der Partei. Im Januar 1988 verlor er seinen Ministerposten, und mit ihm gingen all jene, die in den Augen des wachsamen Mugabe ihre Ämter genutzt hatten, um persönliche Machtansprüche in tribalen Auseinandersetzungen durchzusetzen – oder sich schlicht bereichert oder als unfähig erwiesen hatten.

Es war eine afrikanische Lösung, die Mugabe in seiner neuen Eigenschaft als Exekutivpräsident wählte: Die Geschäften blieben Mitglieder eines Teilkabinetts, ausschließlich zuständig für Aufgaben der Partei – und unter ihrer Kontrolle.

Drei Jahre später mußte Mugabe die Kontrahenten schon wieder in seiner nächsten Umgebung dulden, ihr Wissen lähmt jeden Versuch, mit der Vergangenheit aufzuräumen. Und der aufgeblähte Regierungsapparat kostet den Staat ein Vermögen, er hat vorge-macht, wie es weitergeht bei der Aufarbeitung der Konflikte in den Verwaltungen untergeordneter Behörden und halbstaatlicher Einrichtungen: Posten schaffen!

Ein Vierteljahr nach Mugabes Entscheidung setzte sich dieser Prozeß in meiner Partnerorganisation, der Zimbabwe Broadcasting Corporation, fort, legitimiert durch das Beispiel der Regierung: Die Verwaltungsspitze wurde aufgebläht, der Generaldirektor erhielt Stellvertreter, neue Direktoren wurden ernannt, die Organisation setzte Fett an, das die durch tribale Auseinandersetzungen gehemmte Fortentwicklung schmieren soll.

Erst zwei Jahre nach Übernahme meiner Aufgabe begriff ich eine der wesentlichen Ursachen für die Konflikte um den regierungsamtlich geförderten Bildungskanal Radio 4: **TRIBALISMUS!**

Sein Chef, selber ein Sezuru und außerordentlich kompetent, hatte wichtige Positionen mit Leuten seines Vertrauens besetzt und versucht, die Stagnation an der ZBC-Spitze mit einer eigenen, langfristigen Entwicklungsplanung zu überwinden. Das konnte nicht gut gehen, solange die politischen Rahmenbedingungen nicht geklärt waren.

Mißtrauisch beobachtete die von Karanga-Elementen bestimmte Vorstandsetage den Erfolgsmarsch der Sezurus in dem von einer westdeutschen Organisation mit Gerät und Rat unterstützten Radiokanal, der zudem als einziger ZBC-Dienst durch einen Parlamentsakt jährlich mit Betriebskapital vom Informationsministerium versorgt wird.

Dort waltete als Vertrauter Robert Mugabes der "Ober-Sezuru" Nathan Shamuyarira, dem der in London erscheinende und gewöhnlich sehr gut unterrichtete Pressedienst

AFRICA CONFIDENTIAL (Vol 28, No 2, 21.01.1987) diese Rolle in einem "Geheimen Komitee der 26" zuschrieb.

Die Analyse von AFRICA CONFIDENTIAL:

*"...es gibt keinen Grund, warum sich die Beziehungen zwischen Sprechern der Shona und der Ndebele nicht verbessern sollten, sie waren stabil auch in schlechten Zeiten. Das gleiche kann nicht von Shona-Gruppen innerhalb der ZANU behauptet werden. Die Partei wird beherrscht von einer Allianz der Sezuru (aus der Gegend um Harare) und der Manyika (aus dem östlichen Hochland) auf Kosten der Karanga aus der Masvingo-Provinz, die die größte Shona-sprechende Gruppe repräsentieren. Natürlich wird niemand gegenüber Außenstehenden zugeben, daß diese Stammespolitik zählt, aber in privaten Kreisen wird dies allgemein eingeräumt. Nicht alle ZANU-Politiker sind Tribalisten. Mugabe, selber ein Sezuru, ist erhaben über ethnische Vorbehalte. ..."*

Erhaben, ja – aber er muß damit umgehen, wenn es in Zimbabwe vorangehen soll.

Und um fair zu sein, muß ich wohl einräumen, daß seine Lösung, die entwicklungshemmenden Persönlichkeiten mit guten Gehältern auf weniger einflußreiche Posten wegzuloben, so genuin afrikanisch nun auch wieder nicht ist.

Das öffentlich-rechtliche Rundfunkwesen in der Bundesrepublik Deutschland (und nicht nur dieser öffentliche Bereich!) hat längst ähnliche Methoden entwickelt, unliebsam gewordene Ämterinhaber auf der Treppe nach oben ohne Schaden, aber wohl dotiert auf abseitigen Posten zu parken, oder in einen finanziell angenehm gestalteten, vorzeitigen Ruhestand zu entsorgen.

Insofern hat in Zimbabwe – im Gegensatz zu vielen anderen afrikanischen (und asiatischen) Ländern mit fortgesetzten gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Stämmen, Religionen oder Regionen – schon eine Anpassung an Strategien für Konflikt-Management in den industrialisierten Ländern stattgefunden.

Die Heimat der Schwarzen ist ein bißchen weißer geworden!



Foto: KJS

## SITHOLES LEBEN

Dagegenhalten oder aufspringen auf den Zug individueller Glückssuche? Welchen Weg geht ein junger Mensch, der in dieser afrikanischen Gesellschaft für sich und seine Familie eine Nische sucht?

Vusi Sithole, 34 Jahre alt, geboren in der Schwarzensiedlung Soweto von Johannesburg in Südafrika, wo sein Vater Mitte der dreißiger Jahre – damals selber noch ein Kind – auf seiner Flucht aus Rhodesien und auf der Suche nach Arbeit gelandet war. Ich treffe ihn an einem Sonnabendvormittag im Häuschen seiner kleinen Familie unweit des Flughafens. Wir sitzen im Garten unter alten Eukalyptusbäumen, und während wir miteinander über sein Leben sprechen, kommen uns zwischendurch seine beiden kleinen Töchter besuchen.

“Ich habe damals in Salisbury gelebt. 1975 gab es Unruhen und als Schuljungs hatten wir uns daran beteiligt.”

Vusi erzählt von dem wichtigsten Einschnitt in seinem Leben, der Verfolgung durch die Polizei, der er sich durch Flucht nach Botswana entzog. Das will ich genauer wissen: Sich an Unruhen beteiligt zu haben, was hieß das für ein Schulkind?

“Na ja – das gab dir das Gefühl, irgend etwas Illegales zu machen, etwas zu machen, weil es zu dem Zeitpunkt irgendwie modern war.”

“Das heißt, du hast einfach nur mitgemacht?”

Er hat einfach nur so mitgemacht – und nicht begriffen, worum es eigentlich ging?

“Na ja, es ging ja darum, daß wir unsere Rechte bekommen wollten. Aber das Problem war ja, als wir Busse mit Steinen beworfen haben und wie wir irgendwelche Gebäude in Brand gesetzt haben – da wußte ich nicht, wie uns das weiterhelfen sollte.”

Mit 11 Jahren hatte Vusi die Heimkehr seiner Familie nach Salisbury erlebt, in der gerade schwarze Nationalbewegungen den Widerstand gegen das weiße Siedler-Regime zu organisieren begannen. Seinem Vater gelang es, ihm den Platz in einer für Schwarze zugänglichen Oberschule zu verschaffen.

Das war Vusis Glück, denn als er nun Hals über Kopf vor der Polizei ins benachbarte Botswana flüchten mußte, traf er in einem Flüchtlingslager der Vereinten Nationen Beauftragte der Otto-Benecke.-Stiftung, die erfolgreichen Schulabgängern eine Berufsausbildung in der Bundesrepublik Deutschland anboten. So ist Vusi Sithole zu seinen deutschen Sprachkenntnissen gekommen und zu einer fundierten Ausbildung als Elektriker und Maschinenbau-Fachmann. Ein Hochschulstudium besorgte er sich allerdings selbst – gegen den Widerstand der deutschen Stiftung, die ihn 1985 nach Abschluß der Berufsschulbildung nach Zimbabwe zurückschickte. Dort heiratete er Doreen, eine alte Schulfreundin, die er dann bis Mitte 1988 mitversorgte, während er sein Maschinenbau-Studium und einen anschließenden Management-Kurs in Deutschland absolvierte.

Und dann kam der Tag der endgültigen Rückkehr in die Heimat.

“Ich hatte gehofft, daß alles jetzt unheimlich toll sein würde – das Leben viel demokratischer. Daß die Leute, die nichts hatten damals in der Kolonialzeit, jetzt etwas hätten. Daß die Arbeitslosigkeit nicht so schlimm ist wie damals. Ich hatte ja gedacht, daß es eigentlich umgekehrt sein würde gegenüber dem, was ich 1977 zurückgelassen hatte.”

Und was fand er vor?

“Ja, ich wollte mich ja nun selbständig machen. Da habe ich mich erkundigt bei den Behörden, aber entweder wußte keiner Bescheid oder es hieß, wir werden Ihnen schreiben – und dabei ist es auch geblieben, da tat sich gar nichts. Dann die Wohnungssuche – das ist unheimlich schwierig hier! Einen Job zu kriegen, ist auch nicht so einfach, nicht, weil es keine Jobs gibt. Es gibt Arbeit, das Problem ist ja nur, bis es irgendwann genehmigt wird von irgendwelchen Regierungsstellen! In der privaten Wirtschaft, da geht’s – aber dann – derjenige, der da im Spitzenmanagement ist, das ist ja der Weiße von gestern, der kann ja einen Schwarzen heute nicht einfach so akzeptieren! Da sagt der sich ja, Moment mal – weil, er hat ja die ganze Zeit bei sich den Gärtner gesehen, den Diener im Haus. Und jetzt auf einmal kommt irgendein Schwarzer, der auch noch studiert hat und der ja auch mal was werden will – und dann wird’s ein bißchen schwierig!”

Aber nicht nur das alte Herrendenken weißer Bosse behindert das Vorankommen ambitionierter Schwarzer in der zimbabweschen Entwicklungsgesellschaft. Vusi Freund, Shepard Gondo, ist fünf Jahre lang in der DDR zum Landwirtschaftstechniker ausgebildet worden. Bei seiner Rückkehr hatte er Mühe, überhaupt einen Job zu finden. Er sah sich nicht bloß mit einer unbeweglichen Bürokratie konfrontiert, er hatte Mühe, sein Diplom anerkannt zu bekommen und mußte sich zugleich mit dem längst nicht aufgegebenen Anspruch der Regierungspartei auseinandersetzen, ein sozialistisches System auf der Grundlage des Marxismus/Leninismus für Zimbabwe anzustreben.

Fünf Jahre lang habe er Vor- und Nachteile eines sozialistischen Landes studieren können, sagt Shepard, jetzt habe er sich entschlossen, neben seinem Teilzeitjob als Lehrer in einer Oberschule noch einen Lehrgang über Vermarktungstechniken zu belegen.

“Ja, du kannst auch einfach hören und sehen, im Rundfunk und im Fernsehen – es ist kein Geheimnis, daß Leute mit hohen Funktionen große Farmen und so’was haben. Wie sollen solche Leute einen sozialistischen Staat gründen, wenn sie selber nicht Sozialisten sind? Deshalb glaube ich, es wäre besser, wenn wir eine Marktwirtschaft werden – das ist besser für uns. Unser Land hat so viele Arbeitslose, mit Sozialismus werden wir nicht in der Lage sein, neue Arbeitsplätze zu schaffen.”

Seit anderthalb Jahren arbeitet Vusi Sithole als Betriebsleiter bei einer Firma, die Getriebe herstellt, aber von Entscheidungen der Geschäftsführung in Südafrika abhängig ist. Vusi verdient 3.500 Zimbabwe-\$, 1.400 gehen für die Steuer, weitere 300 für die Miete eines kleinen Hauses drauf. Dennoch meint er, weitaus besser dran zu sein als gleichaltrige Kollegen, die allenfalls auf 1.000 Dollar Brutto-Verdienst im Monat kommen, zum Beispiel sein Freund Shepard Gondo, der weit unter seiner Qualifikation nach fünfjährigem Studium als Agrotechniker Schuldienst leistet.

Aber während Shepard immer noch auf eine staatliche Forschungsstelle hofft oder auf einen Posten auf einer Versuchsfarm, rechnet Vusi beim Plan, sich selbständig zu

machen, schon mit den Tricks der schwarzen Vorbilder in Regierung und Partei.

“Ich habe das ja schon alles vorbereitet. Alte Schulkameraden, die ich wiedergetroffen habe, die arbeiten bei bestimmten wichtigen Stellen in der Regierung, und die werden schon dafür sorgen, daß ich die Genehmigung bekomme.”

Mit anderen Worten, er versucht die Mittel zu nutzen, die er um sich herum wirksam sieht. Eine Hand wäscht die andere?

“Ja, was bleibt mir denn überhaupt noch anderes übrig?” stellt Vusi die Gegenfrage. “Das ist der einzige Weg, um irgend etwas zu erreichen. Wenn ich das auf normalem Wege versuche, da kann ich ja lange warten!”

Und hat er da nicht Angst, selber korrupt zu werden?

“Wer ist denn jetzt nicht mehr korrupt? Wenn Korruption in bestimmtem Rahmen gehalten wird, dann ist das ja nicht so schlimm!”

Auch in Zimbabwe entläßt die Revolution ihre Kinder. Vusi Sithole hat gelernt, daß Korruption – “wenn die doch sogar der Volkswirtschaft dient” – nicht so schlimm sein kann.

In Zimbabwe etwas Sinnvolles anzufangen, so sagt er, das geht nur noch über persönliche Kontakte.

Welche Rolle spielt dabei seine Frau Doreen, die mit ihm in Deutschland war?

Sie hat Bürokratie belegt, weil sie als Krankenschwester zu wenig verdient.

Dann könne sie ja später mit ihm zusammen im gemeinsamen Unternehmen arbeiten, meine ich. O nein, antwortet Vusi. Er lege Wert darauf, daß sie sich ihr eigenes Umfeld schaffe, eigene Außenbeziehungen aufbaue mit einem eigenen Freundeskreis.

“Bei mir ist das so in der Familie, wir machen alles nur nach Lust und Laune. Was andere Leute sagen, interessiert uns überhaupt nicht.”

Heißt das, daß auch seine Eltern und die Familie seiner Frau nichts mitzureden haben?

“Nein, mein Vater ist dafür, daß unnötige Sachen aus unserer Tradition verschwinden müssen!” Diesen Vater will ich kennenlernen.

Generationen schwarzer Einwanderer haben in den Bergwerken und Fabriken, auf den Farmen und Plantagen Südafrikas Arbeit gesucht. Albert Sithole hatte, als er mit 12 Jahren nach Transvaal geschickt wurde, nicht einmal das Geld für ein Eisenbahnticket. Von der Südostecke Rhodesiens aus ging er in den dreißiger Jahren den ganzen Weg durch die Wildnis zu Fuß.

Nach Schluß seiner Tagesarbeit als Kohlenfahrer sitzt mir der 66-jährige Albert Sithole im Abendlicht des Stadtparks von Harare gegenüber. Wir wollen uns über sein Leben vor und nach der Unabhängigkeit Zimbabwes unterhalten, und ich habe gleich eine sehr intime Frage: Was denn die breiten Schlitze in seinen Ohrläppchen zu bedeuten hätten, will ich wissen.

“Das sind Zeichen meines Stammes, der sehr kriegerisch war,” ist die Antwort. Jeder Mann und jede Frau habe nach den Bräuchen der alten kämpferischen Zeiten Afrikas diese Markierung schon als Kind im Alter zwischen sechs und acht Jahren erhalten.

Ob er nicht Angst davor gehabt habe?

“Natürlich hatte ich vor dem Messer Angst,” gesteht der Alte lachend. “Aber,” so betont er, “das wäre ja Feigheit gewesen.”



Nach zehn Jahren Unabhängigkeit sind in Zimbabwe die Grenzen zwischen Tradition und Moderne – vor allem in der Stadtgesellschaft – nicht mehr präzise bestimmbar, aber Albert Sithole weiß, daß zum Beispiel die Tradition der Vielweiberei seinen Clan um den wichtigsten Besitz gebracht hat.

Als sein Vater starb, so erzählt er, hatte die Familie eine Rinderherde, die immer als Schatz betrachtet worden sei. Aber seine vier älteren Brüder hätten dieses Erbe mißbraucht, indem sie viele Frauen geheiratet hätten. Für die *lobola*, für den Brautpreis, hätten sie alle Rinder weggegeben.

“Nun haben wir absolut nichts mehr,” klagt der alte Mann.

Drei Frauen hatte sein Vater, elf Kinder wurden auf dem Land ernährt, das dem Familienclan seit Generationen bis heute gehört. Aber als der Vater 1932 starb, konnte die leibliche Mutter ihre vier Kinder nicht mehr versorgen – Albert wurde alleine auf den Weg geschickt – zum Onkel in Südafrika. Doch der war schon lange tot.

Der Junge fand Arbeit als Küchenhilfe bei einem schwarzen Bergarbeiter – für 25 Cent im Monat. Seine Heimat sollte er erst mit dreißig Jahren wiedersehen. Dazwischen lag eine Odyssee durch Missionsstationen und christliche Hospitäler, wo weiße – zumeist amerikanische – Geistliche den Heranwachsenden arbeiten ließen und ihm zugleich eine Ausbildung ermöglichten, sogar seinen Führerschein konnte er machen.

So fand er schließlich als junger Mann in Johannesburg einen Job als LKW-Fahrer; in der Schwarzensiedlung Soweto heiratete er. Dort wurden seine vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne, geboren.

Dann aber, als Südafrikas neuer Regierungschef Malan 1948 eine radikale Politik der Rassentrennung einführte, war Albert Sitholes Zeit in der Emigration zu Ende. Mit seiner Familie machte er sich auf den Weg zurück in die Heimat. Doch seiner Frau gefiel es nicht in dem abgelegenen Kraal.

“Sie entschied sich zurückzugehen, sicherlich war sie sich nicht über die politische Lage im Klaren. Aber ich – ich war ja politisch bewußt!”

Wie das denn gekommen sei?

Nun, erinnert sich Albert, besonders ein Geistlicher, mit dem er zusammengelebt habe, sei politisch aktiv gewesen und sei auch in seinen Predigten auf Politik eingegangen. Durch all diese Jahre habe ihn das politische Bewußtsein gelehrt – so daß er schließlich sogar den “African National Congress” unterstützt habe. Und Albert Sithole zählt die Namen der ANC-Funktionäre auf, die er kennengelernt hat.

So habe er beschlossen, in Rhodesien zu bleiben, wo es zwar auch schon heiß zugegangen sei, aber – meint er: “Heimat bleibt Heimat und nichts geht darüber!”

Einsam fühlte er sich und verloren, als die Kinder aus dem Haus gingen. Die Älteste heiratete, der Jüngste verschwand aus der Schule und ging zu den Guerillas nach Mozambik. Vusi, der erste Sohn, mußte vor der Polizei nach Botswana fliehen.

Als dann das erste Lebenszeichen von seinem Studienaufenthalt aus Deutschland kam, der ihm im botswanischen Flüchtlingslager vermittelt worden war, wie glücklich da der alleingelassene Vater war.

War diese persönliche Erfahrung, die ihn für lange Zeit von den Traditionen seiner Vorfahren getrennt hatte, ein Vorteil oder eher ein Nachteil?

Er glaubt, daß es für ihn ein Vorteil war. "Sehen Sie, in unserer Tradition ist es nicht einfach, sich mit anderen Stämmen zu mischen," sagt er. Natürlich sei es möglich, aber oft würde ein anderer Stamm als minderwertig betrachtet.

"Für mich ist das jetzt kein Problem mehr, auch nicht für meine Kinder. Dadurch, daß wir lange Zeit weg waren von zu Hause, konnte ich meine Kinder ermutigen, sich mit jedermann einzulassen. Das ist schon von Vorteil!"

Zählt alte Tradition auch noch für Menschen, die in der Stadt arbeiten oder hier sogar hohe Posten, zum Beispiel in der Partei, wahrnehmen?

Sehr bestimmt kommt die Antwort: "Oh ja! Ganz bestimmt zählt das!"

Wenn da zum Beispiel jemand kandidiere für Wahlen, dann werde zuerst gefragt, zu welchem Stamm gehört der? "Alle werden natürlich kommen, jeder hat die Parteikarte, aber es wird kein großes Interesse geben – wenn er zum falschen Stamm gehört. In Chipinga zum Beispiel ist die regierende ZANU/PF gut etabliert, die Leute kaufen die Mitgliedskarten, sie kommen auch zu den ZANU-Versammlungen. Wenn aber ein Kandidat zu ihrem Stamm gehört, werden sie ihn wählen," sagt Albert Sithole, "egal ob seine Partei populär ist oder über ein besseres Programm verfügt – nein sie stimmen für ihren Mann."

Dort in Chipinga, wo Zimbabwe mit Südafrika und Mozambik zusammenstößt, ist Albert Sitholes alte Heimat. Aus dieser Gegend kommt der einzige Parlamentsabgeordnete der ursprünglichen ZANU-Partei seines Namensvetters Ndabaningi Sithole, der sich unter dem Vorwurf des Landesverrats im Exil in den U.S.A aufhält.

Es sei nicht weise, in dieser Gegend laut politische Angelegenheiten zu diskutieren, meint Albert Sithole, obwohl es viel zu besprechen gebe. Denn Entwicklung habe diese Landesecke in den zehn Jahren der Unabhängigkeit nicht erlebt.

"Sehen Sie, man muß immer entscheiden, was, wann und wie man etwas sagt. Na klar, ich sitze mit Ihnen zusammen und sage, laßt uns noch fünf Jahre warten, mal sehen, was dann passiert."

400 Zimbabwe-\$ monatlich verdient der 66 Jahre alte Mann in dem von Weißen geführten Kohlegeschäft der Hauptstadt, davon gehen 48 Dollar für die Steuer, 28 Dollar für eine Pensionskasse und 52 Dollar für die Abzahlung eines Häuschens in einer Township ab. "Letzten Endes bleiben von jedem Dollar 25 Cent," sagt Albert Sithole, der immerhin ein eigenes Auto besitzt und nicht wie seine Kollegen schon morgens um vier aufstehen muß, um pünktlich um acht am Arbeitsplatz zu sein.

Kann er dort mit seinen Kollegen über Probleme sprechen?

"Mit Freunden, die man kennt, ist das möglich. Aber dort, in der Näher des Arbeitsplatzes ist es nicht ratsam. Man weiß nie, wer hinter einem steht. Lassen Sie sich nicht täuschen von diesen Modell-Politikern," rät Albert Sithole.

"Die denken, man könne jederzeit über alles reden. Nein, man kann nicht – höchstens als große Nummer in der Partei. Aber ein kleiner Mann wie ich – wer bin denn ich, über alles jederzeit zu sprechen? Man kann schnell zum politischen Opfer werden!"

Im Arbeiter-Komitee des Betriebes sei er mal Mitglied gewesen, aber da habe er bald gemerkt, daß das verlorene Zeit sei.

Aber, frage ich, gibt es denn überhaupt keine Solidarität unter den Kollegen, wenn einer ein Problem hat?

“Nur in Todesfällen kommen sie, zum Beispiel wenn die Frau stirbt, dann sammeln sie Geld für das Begräbnis – das ist alles!”

Es ist schon dunkel geworden im Stadtpark von Harare. Ein Polizist wartet ungeduldig, daß wir das Gespräch beenden. Die Tore des Parks werden zwar nicht geschlossen, aber er will nicht die Verantwortung für das übernehmen, was im Dunkeln passieren kann.

Albert Sitholes Arbeitskollege, der auf einer Nachbarbank wartete, hat sich schon auf die Suche nach einem Bus gemacht. Er hat wohl nicht mehr geglaubt, als Beifahrer noch rechtzeitig nach Hause in die Township zu kommen – 30 Kilometer vom Stadtzentrum.

Der alte Mann, den ich in der Dunkelheit kaum mehr erkennen kann, ist bereit, Bilanz zu ziehen – für sich – für seine Kinder.

“Dem Afrikaner wurde vor langer Zeit beigebracht, nie den Älteren zu widersprechen, den Schwarzen über ihm. Es gibt kein Kind, das sich gegen seinen Vater wenden kann, gegen seinen älteren Bruder oder gegen seinen Onkel. Von daher stammt es! Niemand glaubt also, daß es nötig ist, Leuten in hohen Positionen zu widersprechen, denn sie stehen ja über ihm. Und das wird sich bis in die nächste Generation fortsetzen. Menschen in meinem Alter sind heute immer noch in der Mehrheit und sie haben immer noch Einfluß auf die Jungen – und auf die Nation. Deshalb sind diese Menschen meines Alters gefährlich für die Nation – denn sie wollen sich der Zeit nicht anpassen.”



Foto: KJS

## DIE QUAL, DAS LEBEN ZU BESCHREIBEN

"SPITTING IMAGES" heißt eine britische TV-Serie, deren ätzende Satire in einem winzigen Ausschnitt dem westdeutschen Fernsehpublikum als Beispiel dafür gezeigt wurde, was Zuschauern und Politikern in einem anderen Land zugemutet werden kann; das Bundeskanzleramt hatte zuvor bei deutschen Fernsehgewaltigen erfolgreich Beschwerde geführt über einen erfundenen Dialog zwischen Helmut Kohl und US-Präsident Reagan im Vorfeld der Begegnung beider Politiker an den Kriegsgräbern von Bitburg.

Spitting Images – das sind bössartige Karikaturen in Puppenform, die den britischen Fernsehzuschauern die Größen dieser Welt in absurden Szenen vorführen: Da geht dem amerikanischen Präsidenten das Gehirn verloren und wird verzweifelt überall gesucht, der sterbende Breschnew wird von ebenso aussehenden Breschnew-Karikaturen im Kreml als Staffage für aberwitzige Politentscheidungen wie eine Marionette manipuliert und ganz traurig geht es im britischen Königshaus zu, wo ein mit übergroßen Segelohren versehener Prinz Charles hoffnungslos an der verschlossenen Schlafzimmertür seiner Prinzessin Diana klopft, während eine Szene weiter sich die spitznasige Maggi Thatcher von ihrem greisen Nachbarn in Sachen Nordirland beraten läßt – einem Hitler-Opa, der genießerisch seine zur Insektenvernichtung im Garten eingesetzte Giftgasspritze als Lösung vorschlägt.

"Oha," denke ich, als ich nach meiner Ankunft im Jahr 1985 diese Serie jede Woche über zimbabwesche TV-Schirme flimmern sehe, "hier geht der Zug ab!"

Weder amerikanische, noch britische, noch sowjetische Botschaft werden diese wöchentliche Fernsehbotschaft mit Vergnügen sehen, und meine Hochachtung vor der Entschlußfreudigkeit der ZBC-Gewaltigen steigt ins Unermeßliche als eines Abends in einer Szene der Jet-Set führender Protagonisten der Dritten Welt bei einem fröhlichen Gelage an Bord eines Flugzeuges Erfahrungen austauscht. Jassir Arafat, Superheld, spielt gerade mit seinem Revolver, als ein Schwarzer, mit grotesker Nickelbrille das Bild füllend, zu einem Ratschlag anhebt: "Wer wissen will, wie Vetternwirtschaft funktioniert, braucht bloß mein Land zu besuchen!"

Ich traue meinen Augen nicht: Der da mit glitzernden Brillengläsern agiert, ist das "spitting image" Robert Mugabes.

"Mir wäre fast die Teetasse aus der Hand gefallen," sagt mir ein paar Tage später jemand aus dem Informationsministerium, als ich gerade zu einer Lobpreisung der freien Programmwahl ansetzen will.

Ich erfahre, daß eher bei der Programmabnahme geschlafen wurde (vermutlich hatte es gar keine gegeben), mit der Folge, daß es aus ist mit der fremden Satire auf zimbabweschen Bildschirmen. Ich lerne bald, im Grunde war es überhaupt keine bewußte Entscheidung, "SPITTING IMAGES" zu zeigen; es war der schlichte Zwang, Sendezeit zu füllen, und da ist es egal, ob mit einer anspruchsvollen, aber preiswerten europäischen Satire-Serie oder mit billigen Kung-Fu-Importen aus Hong Kong.

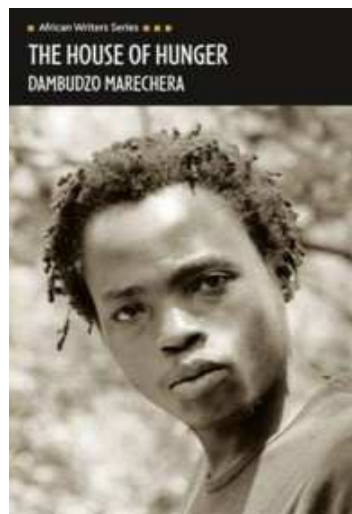
Das Fernsehangebot ist ein entsprechendes Sammelsurium von internationalen Ladenhütern mit zufälligen Glanzlichtern, die unerkant zu später Nachtzeit oder sonntagvormittags verramscht werden – ein Konzept ist nicht zu erkennen, eigene Produktionen finden kaum statt, die lokale Werbewirtschaft will ihre Botschaften lieber in fremder Fernsehware verpacken. Das ist allerdings nur die ökonomische Seite, die inhaltliche ist noch schwieriger zu meistern.

In meinem Schrank hängt ein leicht fleckiger Schlips, ich kann ihn seinem Besitzer nicht mehr zurückgeben, er ist tot. Er starb, nur 35 Jahre alt, 1987 in Harare – als *Enfant terrible* der neuen zimbabweschen Literatur: Dambudzo Marechera.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, weshalb ich an dem Abend, an dem wir uns trafen, keinen Schlips trug. Er trug auch keinen. Die Entscheidung, zu später Stunde einen exklusiven Club in Harares ansonsten zu dieser Zeit schon ausgestorbener Innenstadt aufzusuchen, erforderte jedoch dieses Utensil. Also machten wir bei seinem Quartier nahe der Rhodes Avenue halt, und Marechera produzierte zwei zerknitterte Halsschlingen, die uns Eintritt in die von Weißen und Oberschichtschwarzen dominierte Atmosphäre von "SANDROS" verschaffte. Andere Etablissements halten für solchen Zweck eine Sammlung von Krawatten bereit, die ab achtzehn Uhr an schlipslose Bargäste verteilt werden.

Hier nun lümmelte er am Tresen, filzige Rastalocken über Stirn und Nacken, eine Figur aus seinen tristen Geschichten, die ihm in so kurzer Zeit internationale Anerkennung verschafft hatten:

"Dies ist pure verbale Säure, betäubend und erschreckend, und doch oft drollig, mit einem grausamen und bitteren, sardonischen Unterton, der ein höchst seltenes und wertvolles Talent erkennen läßt. Es ist zu finden bei Borges, Nabokov, Heller oder Vonnegut." (Verlagswerbung)



Heinemann African Writers Series

Die Welt aus Mahagoni, Leder, Spiegeln und teuren Drinks ist ersichtlich nicht die seine, er hat sie als ironischer Beobachter betreten, er hat sie sich schon früh abgeschminkt: 1973 wurde er von der Salisbury-Universität wegen politischer Aktivitäten verwiesen. Mangel an Konformismus ließ auch seine Studien am New College in Oxford

abbrechen. Seine Heimat ist das "HOUSE OF HUNGER" geblieben, Titel seiner wichtigsten Erzählung, 1978 zuerst bei "HEINEMANN EDUCATIONAL BOOKS" in der Serie afrikanischer Schriftsteller erschienen.

Das "Haus des Hungers" steht für beides, für Heim und Land, aber seine vor der Unabhängigkeit Zimbabwes wie aus einer Zitrone gequetschten Erfahrungen haben ihre Säure als frustrierende Visionen von der neuen Heimat nicht verloren. Und Dambudzo Marechera blieb ein unbequemer Nonkonformist, der den neuen Postenhaltern unter die schwarze Haut guckte und Arroganz von Macht entdeckte, die nichts mit der äußeren Farbe zu tun hat.

Sein Zweifel begann früh. Erschütternd ist die rückblickende Szene im "Haus des Hungers", als sein Protagonist übersprudelnd zu Hause von einem glücklichen Tag in der Schule berichten will, die ihm seine Mutter mit abgespartem Haushaltsgeld ermöglicht – und der Hoffnung, ihn eines Tages als Absolvent der Universität zu erleben:

*"Ich stürzte in den Raum, sprudelte heraus mit meiner Geschichte, erzählte mit heftigen Gesten alles auf einmal, berichtete der Mutter, die dastand und mich ansah. Ein stechender Schlag aufs Ohr stoppte mich. Verschreckt blickte ich hoch zu ihr, sie schlug mich erneut.*

*'Wie kannst du es wagen, auf Englisch mit mir zu reden,' empörte sie sich, 'wo du genau weißt, daß ich das nicht verstehe! Und wenn du glaubst, nur weil du gebildeter...'* Und wieder schlug sie mich.

*'Aber, ich rede doch gar nicht Eng...,' begann ich und brach ab, denn plötzlich hatte ich gemerkt, daß ich zu ihr auf Englisch sprach."*

Entsetzt flieht der kleine Junge hinaus, kehrt dann zurück, um alle seine englischen Schulbücher zu zerreißen. Der betrunkene Vater schlägt ihm dafür am Abend einen Vorderzahn aus.

Strategien des Überlebens haben im "Haus des Hungers" Zuwendung und Zärtlichkeit abgelöst, Brutalität bestimmt das Miteinander in der Schule und in der Township, Verrat und Betrug entlassen einen mißtrauischen jungen Mann in die Welt der Erwachsenen, in der auch Liebe zwischen Mann und Frau zu einem Instrument von sexueller Dominanz verkommt:

*"Sie wollte mich träumen lassen, mich an Visionen glauben lassen, an Hoffnung. Aber der Fels und der zermahlene Sand dieser Erde verwehrten es mir.*

*'Ich kann es mir nicht leisten,' sagte ich.*

*Sie blickte auf.*

*'Wenn es Geld ist – ', begann sie schüchtern.*

*'Geld!' Ich lachte bitter wie ein mißverständenes Kind.*

*Und doch, Geld war sicherlich ein Teil davon. Es gibt keine Möglichkeit, zu lieben, zu essen, zu schreiben, zu schlafen, zu hassen, ja sogar zu träumen – ohne Geld.*

*Aber diese Helden, diese schwarzen Helden unserer Zeit..."*

Irgendwie hatte es Dambudzo Marechera geschafft, sich am Gründungsabend der neuen Journalisten-Gewerkschaft in den Presseclub von Harare zu schleichen, an jenem

Abend, der in einem Chaos endet. Die schreibenden Kollegen halten Abstand von dem "Outcast", der seinerseits mit beißender Ironie ihre konfuse Illusionen zerätzt und sich keinen Deut darum schert, daß als geladener Gast der Informationsminister im Scheinwerferlicht des Fernsehens sitzt. Der wiederum ist an diesem Abend dem Anarchisten näher als dem heillos zerstrittenen Pulk in ihrer Mehrheit willfähriger Propagandanschreiber.

"Warum dreht ihr die Scheinwerfer auf, wenn der Minister spricht," herrscht Dr. Shamuyarira das Fernseheteam an. "Wendet die Kamera zurück auf euch selbst – das ist die spannende Story!"

Und der einsame Applaus kommt von Marechera.

Einsam war auch sein Begräbnis, ein paar Freunde – mehr Leserbriefe als offizielle Würdigungen in der Presse. Seine Heimat hat ihm verwehrt, zum Katalysator zu werden. "Katalysator" = "Stoff, der auch in sehr kleinen Mengen die Geschwindigkeit einer chemischen Reaktion verändert, meist beschleunigt, ohne dabei verbraucht zu werden".

Die aufgestaute Säure hat keine positive Reaktion bewirkt. Eingedämmt in Dambudzo Marechera, hat sie ihn zerfressen.

In der Anglikanischen Kathedrale zu Harare fand das Stück einer Theatergruppe aus Bulawayo sein letztes Asyl: "WORKSHOP NEGATIVE", die erste kritische Bühnenauseinandersetzung mit der neuen zimbabweschen Wirklichkeit.

Ein hoher Parteifunktionär betreibt eine Schlosserei, fährt gelegentlich mit Eskorte vor, hält deklamatorische Reden, und wendet im übrigen beim Umgang mit seinen Angestellten, zwei Veteranen des Befreiungskampfes, frühkapitalistische Ausbeutungsmethoden an. Das ist in Kurzfassung Inhalt des Dramas, das im achten Jahr nach der Unabhängigkeit Zimbabwes wochenlang für Furore sorgte, ein Abbild sozialer Wirklichkeit, das offenbar das Ohr seines Publikums, unglücklicherweise aber auch den Nerv von Politikern traf – mit Texten wie diesen:

"Sie predigen Sozialismus und machen zugleich Geld, während die Menschen leiden. Sie predigen Sozialismus und fahren in Luxuswagen... Es gibt Korruption... Verhaltensweisen müssen geändert werden... Die sozialistische Theorie muß verändert werden."

Offizielle Reaktionen ermutigten zunächst die Theatergruppe; der Minister für Jugend, Sport und Kultur, David Karimanzira, meinte nach einer der ersten Aufführungen, das Stück schildere, was die Menschen im Lande anstreben sollten: Hart zu arbeiten für Einheit, Fortschritt und Stärke. Er hatte den Pferdefuß übersehen, der ihn hinter der Kulisse traf, als sich die Gruppe anschickte, das Stück bei der internationalen Handelsmesse im benachbarten Sambia aufzuführen. Die Regierung verbot die Ausfuhr freien Gedankenguts, und Karimanzira erklärte nun in einem Interview:

"Das Stück stellt nicht eine wahre Reflektion der politischen Entwicklung Zimbabwes dar. Es ist, wie der Titel aussagt, eine absolut negative und schiefe Sichtweise einiger Einzelpersonen, die unser Land und einige Persönlichkeiten der politischen Führung in trübem Licht darstellen."

THE HERALD, 24.03.1987

Trotz des harschen Verdikts lud die Universität des Landes die Gruppe zu einer Aufführung mit anschließender öffentlicher Diskussion auf ihren Campus in Harare. Der Generalsekretär der Schriftsteller-Union, Musayemura Zimunya, verbeugte sich vor dem Ensemble und dem Autor und stellte klar:

"Selbsternannte Kenner von Kunst zeigen sich intolerant gegenüber Künstlern, während sie zugleich Toleranz von der Bevölkerung Zimbabwes erwarten."

Der zuständige Direktor des Kulturministeriums, Steven Chifunyise, hielt entgegen:

"Es gibt keine ehemaligen Befreiungskämpfer, die Fabriken besitzen, und Korruption durch Politbüro-Mitglieder, wie sie in dem Stück dargestellt wird, gibt es nicht in Zimbabwe..."

Seine Verteidigungsrede ging unter in Pfiffen und Buh-Rufen des Publikums. Der HERALD berichtete am nächsten Tag:

"Die Zuschauer im gefüllten New Lecture Theatre waren der Ansicht, die Vorführung von Partei-Offiziellen, die nicht bloß Geschäfte betreiben, sondern ihre Angestellten auch unbarmherzig ausbeuten, sei eine akkurate Darstellung durch Autor Cont Mhlanga."

Der neunundzwanzigjährige Mhlanga, Autor mehrerer Theaterstücke (1986 Preisträger des Nationalen Theater-Festivals) und einer Novelle, die im Schulunterricht verwendet wird, erklärte öffentlich:

"Wir sind enttäuscht von der Maßnahme des Ministeriums und der ganzen Art, wie diese Angelegenheit behandelt wurde. Solch eine Entscheidung ist eine Verspottung der neuen politischen Ordnung, und wir wundern uns, daß dies in einem vorgeblich unabhängigen Land passieren konnte, wo man ein gewisses Maß von Rede- und Ausdrucksfreiheit erwarten sollte. Wir fühlen uns tatsächlich unterdrückt." (u.a. in AFRICA NOW, Juni 1987)

AFRICA NOW, ein unabhängiges überregionales afrikanisches Magazin, zitiert aus offiziellen Zirkeln der zimbabweschen Hauptstadt weitergehende Gründe für die offizielle Ablehnung:

"Einige haben das Stück sogar als gegen die regierende Partei ZANU PF gerichtet beschrieben und eine 'britische Destabilisierungskampagne' unterstellt. Diese Anschuldigung wird teils mit der Tatsache begründet, daß ein weißer Schauspieler, Christopher Hurst, die Rolle eines ehemaligen rhodesischen Soldaten spielt, teils damit, daß die Produktion unter anderem auch vom British Council unterstützt wurde."

Daß die Briten ihre Chance für eine kleine Rache nach der Lancierung eines antibritischen Schauspiels während der Gipfelkonferenz der Blockfreienbewegung in Harare ein Jahr zuvor wahrnahmen, mag sogar stimmen. Die Schwierigkeiten bei der Entwicklung von sozialkritischem Theater in Zimbabwe sind aber wohl eher auf den Mangel praktischer Erfahrungen schwarzer Produzenten und Konsumenten unter der generationenlangen Herrschaft eines weißen, städtischen Kulturbetriebes zurückzuführen.

Der kritische Umgang miteinander ist für beide Seiten ungeübt, für die aufmüpfigen jungen Kulturschaffenden und die Statthalter schwarzer Macht.



Minister Karimanzira suchte seine Vorbehalte gegenüber "WORKSHOP NEGATIVE" auch mit Zweifeln an der professionellen Arbeitsmethode des Autors zu begründen:

"Der Stückeschreiber sagt, sein Schauspiel basiere auf Unterhaltungen in Bars. Wie kann man eine aufrichtige, ausbalancierte Einschätzung der politischen Situation Zimbabwes auf der Grundlage von Bargesprächen vornehmen?"

Cont Mhlanga antwortete in einem Presse-Interview:

"Es sind diese Plätze, es sind die Straßen, wo ich groß geworden bin. Es ist dort, wo alles passiert, wo das tägliche Leben der Unterprivilegierten studiert werden kann, ihre Empfindungen, ihre Qualen."

### **WIESO? WESHALB? WARUM?"**

Am Horizont hängen schwere Gewitterwolken, das Abendlicht verwandelt den Himmel in ein bizarres Farbenspiel, tiefes Orange geht rasch über in kaltes bläuliches Rot mit purpurnen Streifen, bleierne, scharf abgegrenzte Wolkenfetzen fangen letzte Sonnenstrahlen ein, die das graue Blei an den Rändern gleißend schmelzen lassen – sie scheinen bei ihrer rasenden Fahrt über das Firmament jeden Augenblick zu kollidieren, herabzutropfen auf die kleine Ansammlung von hingeduckten Steingebäuden, hinter deren Öffnungen das Licht nackter Glühbirnen glimmt. Ein Neonröhrenkasten am Ende einer ragenden Mastsilhouette zeichnet ein längliches Rechteck weißen Kunstlichts in den Abendhimmel. Die Nacht bricht herein über Zimbabwe.

Mit den intensiver werdenden Lichtstrahlen aus Tür- und Fensteröffnungen dringt der Lärm des Feierabends aus der Bierbar, übersteuerte Lautsprechermusik, Lachen, Streit, das Klirren von Bierflaschen.

Ich drängele mich durch die Gruppen von Männern und Frauen, die neben dem klaren Bier in Flaschen große Dreilitertöpfe aus Plastik mit dem mittlerweile industriell hergestellten traditionellen Maisbier herumreichen, dem breiigen, leicht säuerlich schmeckenden "*Chibuku*". Ich will eine Kiste Softdrinks kaufen für meine Kollegen, die drüben in der Gemeindehalle auf den Beginn eines Theaterstücks warten.

Die Verwirklichung eines Drama-Workshops im Erfahrungsaustausch zweier benachbarter afrikanischer Radiostationen hat zwei Jahre gebraucht.

Toni Kandiero, Generalmanager der Malawi Broadcasting Corporation hatte früh seine Bereitschaft erklärt, einen seiner Redakteure nach Harare zu schicken, aber die Zimbabwe Broadcasting Corporation tat sich schwer mit dem Angebot. Es bedurfte einer Abstimmung in der gemeinsamen Regierungskommission, bevor sich Marvin Hanke, vielfacher Gewinner von Hörspielpreisen innerafrikanischer Wettbewerbe, auf den Weg machen konnte, um vier Wochen lang sehr praktisch mit den Kollegen von Radio 4 zusammen-

zuarbeiten. "Hanke" heißt in der Sprache seines Stammes "Let's go" – armer Marvin, die Kooperation artete aus zu einem Hürdenlauf mit für ihn ungewohnten Hindernissen. Für mich wurde sie zu einem Lehrstück über Rezeptionsprobleme einer afrikanischen Gesellschaft im Umbruch.

Vierundzwanzig Jahre lang hatte der malawische Rundfunk Gelegenheit, einen eigenen Weg zu finden, und trotz drastischer Gängelung unter dem Dach eines autoritären Staatsgefüges mit dem diktatorischen alten Mann Hastings Banda im lebenslangen Präsidentenamt haben es kompetente Radio-Manager geschafft, ohne fremde Hilfe Freiraum für talentierten Nachwuchs zu schaffen und mit veraltetem Gerät dennoch ein professionelles Programm zu produzieren, das internationalen Maßstäben gerecht wird.

Phantasie und Pfiffigkeit ersetzen in Malawi fremde Geldgeber.

Marvin Hanke, vor acht Jahren vom Tontechniker zum Leiter der Drama-Abteilung berufen, nachdem er sich durch eigene literarische Arbeiten als kompetent ausgewiesen hatte, merkte bald, daß ohne ein vernünftiges Budget kein Programm zu machen war.

"Lieber sollten wir den Versuch wieder einstellen, als nur halbe Sachen zu machen," sagte er seinem Chef, und Toni Kandiero sann mit ihm über Geldquellen nach. Eine war bald gefunden: Kandiero verfügte die Ausgabe von nur einem Kugelschreiber pro Vierteljahr an jedes MBC-Mitglied und gab das gesparte Geld an die Hörspielabteilung – wohl unter dem Motto "Kleinvieh macht auch Mist".

Hanke holt an seinem ersten Tag bei ZBC Tonbänder aus seinem Gepäck, Hörspiele, die er bei MBC produziert hat. In der Diskussion um seine Produktion "AN EYE FOR AN EYE" entzündeten sich Argumente über die Zeichnung seiner Charaktere: Reagiert ein afrikanischer Ehemann so, wenn er erfährt, daß ihn seine Frau betrügt?

Das Stück spielt im städtischen Milieu; ein junger Radio 4-Kollege wirft Hanke vor, seinen Darstellern in ihren Rollen eine weiße Verhaltensform verpaßt zu haben. Hanke hört sich das Argument an, denkt nach und sagt dann:

"Sipo – wenn ich dich anschau, was sehe ich dann? Ich sehe dein schwarzes Gesicht und denke, du bist ein Afrikaner wie ich. Dann schaue ich ein Stück tiefer und sehe deine Krawatte, deinen Anzug, deine Armbanduhr – vom Hals abwärts kleidest du dich wie ein Weißer. Wo hört bei uns im Kopf der Afrikaner auf, wo fangen wir an, schon wie die Weißen zu denken?"

An diesem Abend wollen wir uns gemeinsam ein Theaterstück ansehen, das dann am folgenden Wochenende mit unserem Übertragungswagen für eine Rundfunkfassung aufgezeichnet werden soll. Dem Distriktverwalter im von Harare eine Stunde entfernten Mazowe haben wir bei einer Vorbesprechung klargemacht, daß er für diesen Zweck unter den Laiengruppen in seinem Verwaltungsbereich eine herausuchen möchte, die sich in der Shona-Sprache mit alltäglichen Dorfproblemen auseinandersetzt. Außerdem soll, wie sonst auch üblich, Publikum dabeisein – ein ganz gewöhnlicher dörflicher Theaterabend also, der uns in die Lage versetzen soll, das Stück vorher kennenzulernen, um dann im Rahmen des Workshops über Methoden zu diskutieren, es rundfunk-gerecht aufzunehmen.

Das Publikum tröpfelt – hauptsächlich Kinder, wo bleibt die Menge drüben aus der Bierhalle? Als das Stück beginnt, merke ich, daß sie offenbar über einen Wissensvorsprung verfügte: Vorgeführt wird uns – auf Englisch – ein Propagandastück mit einer kruden Interpretation des Todes von Samora Machel, als Auftragsarbeit kürzlich vorge-tragen unter pflichtgemäßem Beifall des zimbabweschen Exekutivpräsidenten

Vierundzwanzig Schüler haben fast ein Jahr geübt – sie geben sich solche Mühe und erreichen doch nur, daß das unmündige Publikum an den unpassendsten Stellen lacht und meine Kollegen peinlich berührt die Nasen zu Boden senken.

Marvin Hanke sitzt das Stück neben mir eisern durch, und ich schwitze bei der Vorstellung, daß jeden Augenblick anti-malawische Parolen ertönen. Ich schließe die Augen und sehe mich wieder mitten in Tränengasschwaden im Zentrum von Harare:

Der Mob tobt durch die Stadt, die Vertretung der südafrikanischen Luftfahrtgesellschaft ist schon in Flammen aufgegangen, jetzt brennt das Büro der malawischen Fluglinie in der Julius Nyerere-Straße, und vor dem Gebäude der diplomatischen Vertretung Malawis werden Fahrzeuge zertrümmert. Die Parolen sind von einer Studentenversammlung erst achtundvierzig Stunden nach dem Absturz von Machel's Flugzeug bei einem abendlichen Meeting in der Universität ausgegeben worden. Malawi wurde dabei der Kollaboration mit Südafrika beschuldigt und der Unterstützung der MNR-Banditen in Mozambique.

Einen ganzen Vormittag sieht die Polizei tatenlos zu wie Büros geplündert und angezündet werden, wie weiße Autofahrer aus ihren Fahrzeugen gezerrt und verprügelt werden.

Ich halte mit beiden Händen meine sämtlichen Ausweise hoch über dem Kopf und brülle: "Presse – ich bin mit der Zimbabwe Broadcasting Corporation!"

Dabei hatte ich nur das Postfach leeren wollen.

Am späten Mittag kommt die Anweisung zum Durchgreifen, Sturmtruppen der Polizei machen jetzt Jagd auf die Randalierer, Tränengaskanister fliegen in Cafes, in denen die jungen Leute Zuflucht gesucht haben, Knüppel sausen auf Köpfe und Schultern der Fliehenden, Festgenommene werden auf Lastkraftwagen zusammengepfercht – Prozesse etwa wegen Landfriedensbruch finden nie statt.

Unter dem Druck der Frontlinien-Staaten schickte später Malawi die bis dahin von seinem Gebiet operierenden MNR-Verbände über die Grenzen, die östlichen Regionen Zimbabwes wurden ihr künftiges Operationsfeld, der Krieg in Mozambique forderte nun nahezu wöchentlich auch in zimbabweschen Dörfern Opfer – zerstückelt, verbrannt, geschändet.

Das spielen die Kinder auf der Bühne, aber ihre Botschaft – verkrampft und voller unfreiwilliger Komik – kommt nicht an, bewirkt eher das Gegenteil. Wie, um Himmels willen, sollen wir das in einer Rundfunksendung verarbeiten?

Das ganze Unternehmen absagen? Ein Stück nicht aufnehmen, das den Applaus des Präsidenten fand? Der raffinierte Distriktverwalter beobachtet aus der Distanz unsere Diskussion. Er hat uns ausgetrickst, und ich erkenne rasch die Aussichtslosigkeit, hier noch professionell argumentieren zu wollen. Also wird das Stück als ein "ausgezeichnetes" Experiment deklariert, technische Aufnahmekriterien zu erproben – wie geplant – am nächsten Sonnabend, ohne Publikum.

Wir sitzen im Kreis in der noch leeren Aula – Vorberechung. Der Leiter der Drama-Abteilung hat das Skript des Stückes noch rechtzeitig zugeschickt bekommen, aber im Büro liegengelassen. Dem Ü-Wagen-Techniker hat er nicht gesagt, welche Geräte gebraucht werden – trotz unseres Ausfluges vor drei Tagen ist überhaupt nicht besprochen worden, wie das Theaterstück für den Rundfunk aufgenommen werden soll. Marvin Hanke hat die Vorbereitung absichtlich dem Radio-4-Team überlassen. Eine Diskussion beginnt über die Notwendigkeit, nicht bloß Außenaufnahmen, sondern überhaupt jede Produktion sorgfältig zu planen, und die Techniker dabei von vorneherein einzubeziehen.

Kingsley Banda, der frustrierte alte Rundfunkhase, lehnt sich zurück, verschränkt die Arme und sagt: "Er hätte doch kommen können, er muß doch dafür sorgen, daß alles im Ü-Wagen ist!"

"Aber wie kann er denn wissen, was du geplant hast, wenn ihr nicht miteinander redet," mische ich mich ein – und singe das alte Lied, bei dem ich mich bemühen muß, nicht in laute Töne zu verfallen. Planung, Organisation, Koordination – seit drei Jahren sinniere ich darüber nach, woran es liegt, daß aus Fehlern selten gelernt wird, sondern immer wieder die gleichen Frustrationen in Kauf genommen werden.

"Wir sind keine Papageien, Mr. Schmidt," sagt da Kingsley sehr förmlich und blickt an die Decke. Es ist ihm herausgerutscht – und eine Vermutung bestätigt sich: Bei Diskussionen zwischen Weiß und Schwarz wird immer noch ein Oben und ein Unten empfunden, der **A u s t a u s c h** von Erfahrungen zwischen den Rassen hat ja eben erst begonnen. Die Vermittlung von Ergebnissen praktischer Erfahrung im Wettbewerb kreativer Talente u n d ökonomischer Zwänge, scheidert oft, weil hinter professioneller Argumentation weiße Arroganz gewittert wird. Umgekehrt bleibt dem lernwilligen Weißen häufig der Zugang zur Logik durchaus sinnmachender, afrikanischer Strukturen verborgen, weil Minderwertigkeitsgefühle die nötige Aufklärung verhindern.

Ich schmunzle bei der Erinnerung an meinen ersten "weißen Elefanten", der ungefähr neunzig Beine besaß und Folge eines solchen Mißverständnisses war: Bei den ersten Fahrten mit dem Übertragungswagen, ich war gerade zwei Monate in Afrika, beobachte ich alte Frauen und Männer, die sich mühsam ins Gras niederlassen, um unserem Programm zu folgen.



Foto: KJS

"Sollten wir nicht ein paar Feldstühle anschaffen?" frage ich meine Kollegen am Abend beim Bier. "Die Leute, die ihr zu Gesprächen einladet, müssen auch die ganze Zeit stehen!"

"Eine gute Idee – doch, doch."

Also kaufe ich dreißig praktische Dreibein-Stühle mit abnehmbaren Felldreiecken bei einer Kooperative, klappbar und raumsparend beim Transport. Beim nächsten Ü-Wagen-Einsatz werden sie vergessen. Beim übernächsten Mal achte ich aufs Einladen – aber sie werden nicht ausgeladen.

"Also weißt du," beschwere ich mich bei Paul, dem Ü-Wagenchef, "die Dinger haben eine Stange Geld gekostet. Es wär' schon schön, wenn ihr sie verwenden würdet."

Die Stühle blieben eingepackt – und wäre Paul nicht zwei Jahre später bei Radio 4 ausgeschieden, hätte er mir das Geheimnis wohl nie verraten. "Es ist schwer, einem Weißen zu widersprechen, auch wenn es gute Gründe dafür gibt," vertraut er mir später bei einem unserer Spaziergänge an. "Wir haben das nie gelernt, und schon gar nicht, wenn es um afrikanische Traditionen geht. – Die Sache mit den Stühlen war ein typischer weißer Einfall, aber keiner mochte es dir sagen."

"Was war denn daran weiß?"

"Die Vorstellung, den Leuten auf dem Lande Stühle mitzubringen ohne an ihre Gefühle zu denken."

"Wollen sie lieber im Gras sitzen?"

"Nicht unbedingt. Aber wir hätten ihnen sozusagen bedeutet, daß wir aus der Stadt etwas mitbringen müssen, was sie nicht haben, verstehst du?"

"Und da habt ihr mich die Stühle kaufen lassen, obwohl euch das von vorneherein klar war? Meinst du denn, ich hätte das nicht verstanden?"

"Ich denke, das hast du wohl inzwischen gelernt," sagt Paul, "Entscheidungen zu treffen in unserem Land, ist manchmal kostspielig!"

Und nicht bloß wenn es um Mißverständnisse zwischen Schwarz und Weiß geht!

Ich klinke mich wieder in die Gesprächsrunde in der Aula ein, die sich während meiner inneren Retrospektive weiter hartnäckig um das rechte Verständnis von Planung gedreht hat und um die Einbeziehung aller am Produktionsprozeß Beteiligten. Zu meiner Überraschung hat ein sonst schweigsamer Gast das Wort ergriffen.

Einsätze von Übertragungswagen werden gewöhnlich von einem Mitglied des ZBC-Sicherheitsdienstes begleitet. An diesem Wochenende ist der Chef persönlich mitgekommen, ein ehemaliger Offizier der Befreiungstruppen, dem jetzt der Geduldsfaden reißt:

"Wenn es erlaubt ist, will ich euch mal erzählen, was im Krieg passiert wäre, wenn wir nicht den letzten Soldaten über unsere Pläne informiert hätten. Gegenseitig erschossen hätten wir uns, auf die Minen der Nachbareinheiten wären wir getrampelt. Und nicht nur das, wir haben sehr rasch begriffen, das kein Einzelner die Weisheit gepachtet hat.

Soweit ich das hier verstehe, ist das ein neues Feld von Erfahrungen, in dem wir uns anstrengen müssen, keine Fehler zu wiederholen. Ich verstehe nichts von Rundfunk, aber wie kann man ein gemeinsames Ziel erreichen, wenn man keine Einigung erzielt, nicht miteinander redet? Danke für die Aufmerksamkeit, mehr hab ich nicht zu sagen."

Nach der Aufnahme, die später noch im Studio bearbeitet wird, lade ich die Schulkinder zum Mittagessen ins Mazowe-Hotel. Es gibt ein paar Ansprachen. Rechts neben mir sitzt der erste Knirps der Kinderreihe, brav die Serviette am Hals, stumm wie ein Grab. Als das Dessert aufgetragen wird, frage ich ihn nach seinem Namen, ich habe mich ja schon bei meiner Dankesrede vorgestellt.

"Also, du weißt, wie ich heiße – was weißt du sonst noch von mir?"

Der Junge schaut mich mit großen Augen an und bleibt stumm.

"Willst du sonst nichts wissen?"

"Doch."

"Und warum fragst du mich nicht?"

Unser einseitiges Gespräch erregt die Aufmerksamkeit der Nachbarkinder. Die Bohnenstange, die im Stück einen MNR-Banditen mit immer wieder drollig vorgeschobener Unterlippe und Holzgewehr spielt, findet als erster den Mut, den Mund aufzumachen.

"Sir, darf ich eine Frage stellen?"

"Nur zu – oder dürft ihr beim Essen nicht reden?"

"Wie funktioniert der Übertragungswagen?"

Na also, ich konstatiere eine durchaus unverdorbene Neugier, die ich sogleich zu stillen versuche. "Sagt mal," frage ich danach, "merkt ihr da oben auf der Bühne eigentlich, was unten im Publikum vorgeht, wenn ihr spielt?"

Die Gruppe um mich ist größer geworden, sie haben den Eisnachtisch stehen gelassen, und ich kriege kaum noch Luft.

"Was denn?"

Vorsicht, denke ich, und schaue zum Lehrer am anderen Ende der Tafel.

"Na, neben mir haben ein paar Zuschauer gelacht, als die Leute im Dorf von Banditen überfallen wurden."

"Die lachen da immer!"

"Wie kommt das denn?"

Die Kinder schauen sich an.

"Der Lange zieht immer solche Grimassen."

Die Bohnenstange wehrt sich. "Was für Grimassen?"

"Na, deine Unterlippe – da muß man doch lachen," kichert ein Mädchen.

"Wißt ihr," sage ich, "wenn professionelle Theatergruppen ein Stück auf die Bühne bringen, dann ist es beim zehnten Mal niemals genauso wie beim ersten Mal. Die Schauspieler und der Regisseur beobachten genau, wie das Publikum reagiert, und sie ändern Stellen, bei denen sie merken, daß das Publikum sie nicht versteht. Aber dafür muß man miteinander reden. Redet ihr miteinander?"

"Wir spielen immer noch genauso wie beim ersten Mal, bloß manchmal fällt einem was runter – und dann lachen die Leute wieder."

"Na, das passiert dem besten Schauspieler," und ich erzähle ein paar Anekdoten. "Das wichtigste ist, daß man miteinander spricht und nicht gleich eingeschnappt ist, wenn jemand Vorschläge macht oder eine neue Idee hat."

Da betrete ich ein heikles Feld, das die Erwachsenen in diesem Land bekanntlich mit dem Schild "Minengefahr" versehen haben. Aber das Interesse der Kinder, die ihr Eis im

Becher zugunsten eines lebhaften Meinungsaustausches schmelzen lassen, ermutigt mich, ein Korn zu säen: "Gebt euch bloß nie zufrieden mit einer Auskunft, fragt immer 'warum' – versprochen?"

"Versprochen!"

Der ahnungslose Lehrer reicht mir zum Abschied die Hand und bedankt sich für die Gespräche mit seinen Schülern – hoffentlich bereut er es nicht!



Foto: KJS

## **Eine Zimbabwe-Geschichte von Elsa Maria Schmidt**

### **Die selige Ambuya**

Titus Nyaude und seine Familie wohnen in Seke, einem Vorort der zimbabweschen Hauptstadt Harare, wo er – wie viele seiner Nachbarn – Steine in Skulpturen verwandelt.

Ich sehe ihm gerne bei der Arbeit zu, das Entstehen einer Skulptur fasziniert mich immer wieder.

Struktur und Form des Steines, die Qualität der Werkzeuge, Kreativität und Gewandtheit des Künstlers, und die Stimmung, in der er sich befindet, sind ausschlaggebend.



Foto: Elsa Maria Schmidt

Einmal schlug mir Titus vor, mit ihm nach Mutoko in den Steinbruch zu fahren, um Nachschub an Steinen zu holen. Ich stimmte zu, denn ich war neugierig. Zur vereinbarten Zeit holte ich ihn ab. Mit uns fuhren seine Frau, seine beiden jüngsten Kinder, sein Schwager und dessen Freund.

Im Steinbruch wendeten und drehten sie jeden Stein, achteten auf Adern, Form und Größe.



Foto: Elsa Maria Schmidt

Die für gut befundenen Steine wurden in den Landcruiser verfrachtet. Die Ladefläche senkte sich bedenklich.

Schließlich traten alle Mitfahrer mit angezogenen Beinen die Rückfahrt an.

Unterwegs hielten wir an, denn Titus wollte Maisbier für seine Mutter kaufen, die an der Landstraße zwischen Mutoko und Murewa lebt.

Nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir ihr Gehöft, wo sie in einer Kochhütte auf einer Matte saß, es roch nach Holzfeuer. Wasser kochte in einem großen Topf. Sie war sehr erfreut über die unerwarteten späten Gäste.

Gleich zog sie die Kinder an sich, rieb die nackten Beinchen und Arme warm – nahm sie unter ihre Fittiche.





Foto: Elsa Maria Schmidt

Die Männer nahmen auf der erhöhten Wandbank Platz. Wir Frauen setzten uns auf die geflochtene Grasmatte am Feuer. Wir klatschten, dem traditionellen Shona-Zeremoniell folgend, die Hände.

Ich wurde vorgestellt als *shamwari* – Freundin der Familie – aus Germany, die in Harare wohnt.

Neuigkeiten wurden ausgetauscht, während *ambuya*, Titus' Mutter, Holz nachlegte.

Plötzlich stieg ein vertrauter Duft in meine Nase: Der Tee war fertig.

Genüßlich schlürften wir ihn, während *ambuya* mit flinken Fingern Gemüse zupfte, Tomaten und Zwiebeln schnitt. Jeder Griff saß. Verwandte und Nachbarn kamen, um uns zu begrüßen. Die Frauen wurden sogleich einbezogen in die Vorbereitung des Abendessens.

Zwei Hühnchen wurden geschlachtet, gerupft und ausgenommen, sie wanderten in den vorbereiteten Topf, während Titus erwähnte, daß er ein Geschenk für seine Mutter mitgebracht habe. Sie sollte erraten, was es ist.

"Es riecht gut, schmeckt gut, und es tut gut."

Alle rieten mit – alle wußten es bald. Ein Strahlen ging über ihre Gesichter.

Inzwischen wurde Maismehl in kochendes Wasser geschüttet, durch kräftiges Rühren entstand ein klümpchenfreier dicker Maisbrei, der *sadza* genannt wird. Er mußte dann noch eine Weile ziehen, um das volle Aroma zu entfalten.

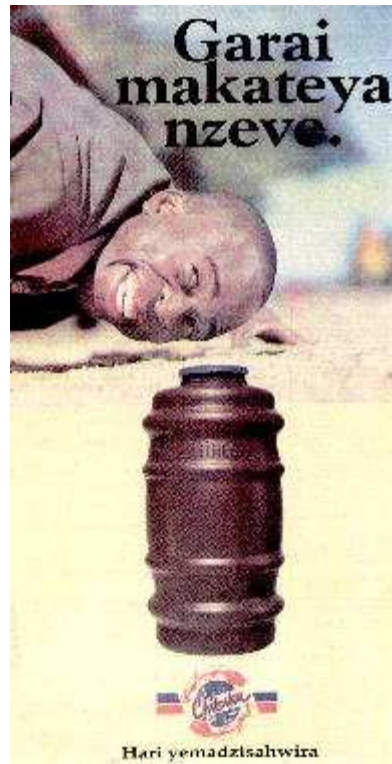
Eine Schüssel mit warmem Wasser wurde zum Händewaschen herumgereicht. *Ambuya* bereitete die Teller vor. Die Kleinen bekamen zuerst, denn sie haben noch nicht gelernt, zu warten. Es war genug für alle da.

Mit den Fingern wurden kleine Maisbreikugeln geformt und in die Soße getaucht, und zusammen mit etwas Gemüse und Hühnchenfleisch verschwand alles nach und nach in unseren Mündern.

Die plötzlich einsetzende Stille machte klar, daß es allen schmeckte.

Wieder wurden Schüssel und Tuch gereicht, um die Finger zu säubern. Ein Becher frisches Wasser vom Brunnen löschte den Durst. Alle schienen zufrieden und entspannt, fröhliche Stimmen schwirrten wieder durch den Raum.

Schließlich überreichte Titus sein Geschenk - das in einem braunen Plastik-Container gekaufte Maisbier.



Original-Chibuku-Werbung

Viele "Ahs" und "Ohs" begleiteten die Übergabe. Titus erzählte von einem Fest, das er als Kind erlebt hatte, als *ambuya* nach der Ernte noch selbst Bier braute. Inzwischen haben die Schwiegertöchter diese Arbeit übernommen – das Ernten und das gelegentliche Bierbrauen. Nur selten kann es sich *ambuya* leisten, vom industriell hergestellten "Chibuku" zu kosten. Aber der Effekt, so schien mir nach der Erzählung von Titus, war ähnlich: *ambuya's* Gesicht strahlte voller Seligkeit.

In ihren Armen schliefen schon die Kinder. Spät war es geworden. Wir weckten sie und verließen die Geborgenheit der Rundhütte. Im ersten Moment war es stockdunkel, doch schnell gewöhnte sich das Auge an das Sternenlicht, und wir entdeckten das "Kreuz des Südens". Ich schaltete die Scheinwerfer des Landcruisers ein, und wir fuhren zurück nach Seke, wo Titus für mich seine Kindheitserinnerung an die selige *ambuya* in Stein meißelte.



Foto: Elsa Maria Schmidt

## LOKALES FERNSEHSPIEL STATT "SCHWARZWALD-KLINIK"

Fünf Uhr morgens – ein neuer Tag wird eingekräht in Zimbabwe, auf Welle 3 der "Zimbabwe Broadcasting Corporation". Es ist noch dunkel, aber Hunderttausende von Menschen machen sich zu dieser Stunde auf den Weg – auf die Felder und Weiden im Land zwischen Sambesi und Limpopo, zu Büros und Fabriken in Harare, Bulawayo, Kwekwe oder Mutare, in die Küchen und Gärten vornehmlich weißer Haushalte oder – abermals – auf der Suche nach irgendeinem Job, vielleicht klappt es ja heute.

Ein neuer Tag bricht an in Zimbabwe, und der Hahnenschrei auf Radio 3 erinnert die Frühaufsteher jeden Morgen an die seit neun Jahren veränderten Zeitläufte: "Jongwe" der "Hahn" ist das Symbol der Regierungspartei ZANU PF Präsident Mugabes.

Die Station "im Herzen der Nation" – Radio 3 – ist fast nahtlos in die Programmnachfolge der rhodesischen Station "Radio Jacaranda" eingestiegen mit einem Pop-Musikangebot, das nun vor allem die junge Generation Zimbabwes davon abhalten sollte, südafrikanische Rundfunksender einzuschalten. Von dieser eher ideologischen Ambition hat sich der Pop-Kanal längst weiterentwickelt zu einer der kommerziellen Stützen der Zimbabwe Broadcasting Corporation, die das Rundfunkgesetz der Rhodesier aus den Fünfziger Jahren nahezu unverändert zur Grundlage ihres Rundfunk- und Fernsehbetriebs hat. ZBC ist eine der wenigen Rundfunkorganisationen auf dem afrikanischen Kontinent, die über einen öffentlich-rechtlichen Status verfügt – ähnlich wie die "Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands", ARD – aber ebenso wie die ARD ist ZBC abhängig von Einkünften aus Werbebotschaften in Radio und Fernsehen. So wird beispielsweise der Wetterbericht auf Radio 1 vom Hersteller asbesthaltiger Bau- und Gartenelemente gesponsert, das Fernseh-Wetter gestaltet ein Lederwaren-Produzent. Die Asbestleute können an diesem Tag einen blauen Himmel über Zimbabwe melden – die Lederleute fügen jeden Abend ihrer Werbebotschaft noch ein belehrendes Stück über kulturelle, soziale oder wirtschaftliche Zusammenhänge hinzu.

Abgesehen von großen politischen Veranstaltungen, Auftritten des Präsidenten etwa bei Kundgebungen zum Unabhängigkeitstag oder zum Heldengedenktag, die dann vom Fernsehen direkt übertragen werden, ist ZBC für die Produktion eigenständiger Programme auf Sponsoren angewiesen. So sind etwa die Aufzeichnungen der lokalen Fußballspiele Werbeträger einer Bank, Live-Übertragungen von sportlichen Spitzenereignissen in Europa, vor allem aus Großbritannien, die über eine von Japanern gebaute Satellitenanlage der zimbabweschen Post empfangen werden, sind finanziert durch mehrere Konzerne, die in den Pausen kräftig werben dürfen und von ZBC in Vor- und Nachspann als Mitveranstalter genannt werden. (Nicht anders wie in Deutschland, wo die öffentlich-rechtlichen Sender schon lange den Begriff "Schleichwerbung" aus ihrem Wortschatz gebannt haben.)

Die internationale Frühjahrsmesse in Bulawayo ist jedes Jahr einträglichste Saison für die ZBC-Manager: Ihre Redakteure verzichten völlig auf eine kritische Darstellung der

Messe-Angebote – statt dessen stehen sie mit ihren Kamera-Teams servil und gegen Entgelt für eine Image-Pflege der Aussteller zur Verfügung.

Eine Quiz-Show zweimal täglich aus dem ZBC-eigenen Pavillon auf dem Messengelände verramscht in eher plumper Imitation amerikanischer Vorbilder von Firmen gestiftete Preise – vom Spülmittel über T-Shirts bis zu einem Ferienflug nach Europa. Und während der Weihnachtszeit, wenn Spendenaufrufe für karitative Zwecke auf dem Programm stehen, werden in einer Live-Show aus einem Luxus-Hotel in Harare Spitzen-Kommunalpolitiker – etwa der Bürgermeister der Hauptstadt – zu Hampelmännern der Wirtschaft: Die Betuchten lassen die Puppen per Telefon tanzen, 2.000 Dollar für den guten Zweck, wenn der Bürgermeister mindestens fünfmal in die Kamera spricht: "I like 'Hamburgers' from ... so and so".

66 Prozent des ZBC-Haushalts kommen durch Werbeeinnahmen herein, 34 Prozent aus Rundfunkgebühren. Meist in der Pause zwischen den abendlichen Hauptnachrichten droht den zahlungssäumigen Fernsehzuschauern das Netz der Lizenz-Kontrolleure: Unter Wasser gefangen mit ihren illegal betriebenen Fernsehgeräten werden sie per Kran an die Oberfläche gehievt "*The net is closing in*" – aber: "Schwarz hören und sehen" – kommt nur denen teuer zu stehen, die in den urbanen Zentren auf überraschende ZBC-Kontrolleure gefaßt sein müssen.

Fernsehen ist schon ohne Gebühr ein teures Vergnügen. ZBC sendet seit 1980 nach dem PAL-Farb-System, die meisten Empfänger stammen aber noch aus den Siebzigern, als die private "Rhodesia Television Ltd." nur Schwarz-Weiß ausstrahlte, und nur Schwarz-Weiß-Geräte werden bis heute im Lande hergestellt. 100 Prozent Zoll muß – wie auf alle Luxusgüter – für die private Einfuhr ausländischer Farbgeräte bezahlt werden, und da die strengen Devisenkontrollen den meisten Zimbabwern ein Konto im Ausland nicht erlauben, sind die knappen Angebote enorm teuer, umgerechnet 4.500 D-Mark für ein einfaches Gerät bilden keine Ausnahme. (Da wird technikunkundigen Besitzern von Schwarz-Weiss-Geräten schon einmal eine Antenne aufgeschwatzt, die in Farbe empfangen soll. ...)

Ähnlich verhält es sich mit Rundfunkempfängern, erst seit Mitte Mai 1989 ist ein einfacher "Volksempfänger" auf dem Markt, "The People's Radio", hergestellt von einer lokalen Firma, das die Technologie eines jugoslawischen Unternehmens nutzen kann. Aber es kostet immer noch umgerechnet rund 50 D-Mark – das sind zwei Drittel des monatlichen Mindestverdienstes eines Landarbeiters, und die Produktionsziffer ist so gering, daß es potentielle Käufer auf dem Land kaum erreicht.

Dort aber, auf dem Lande, leben 80 Prozent der zimbabweschen Bevölkerung – und für sie wäre das Medium Radio wichtigster Vermittler von Information über Probleme und Fortschritte des zimbabweschen Entwicklungsprozesses, Anreger auch für Diskussion zwischen Regierenden und Regierten, ein Bildungsinstrument, das auch diejenigen erreicht, die keine Chance hatten, Lesen und Schreiben zu lernen.

"Wir waren zwölf, die aus dem Busch kamen," erzählt der junge Mann, der heute Hörfunk-Programmdirektor der Zimbabwe Broadcasting Corporation ist.

"Wir hatten zuletzt von Mocambique aus unsere Botschaften ausgestrahlt."

Ein alter Schwarz-Weiß-Film zeigt ihn am Mikrophon in Maputo. In Shona ruft er:

"Nieder mit den Imperialisten, nieder mit den Neo-Kolonialisten, nieder mit Ian Smith!  
– Unser Sieg ist sicher!"

"1980 sagte uns die neue politische Führung: Ihr übernehmt den Laden. Der Laden war besetzt mit Weißen. Die meisten gingen sofort. Sie hinterließen uns unter anderem als Erbe die Einführung des Farbfernsehens in Zimbabwe!"

Und sie hatten das wichtigste Archivmaterial schon vorher außer Landes geschafft. Da gibt es ein Pressefoto: Dem "R" (für "Rhodesia") im Schriftzug am Radio- und Fernsehzentrum Pockets Hill in Salisbury wird ein "Z" (für "Zimbabwe") vorangefügt – das war in der Zeit der Übergangsregierung unter Bischof Muzorewa, dem "Quisling" des Ian Smith – vor dem Lancasterhouse-Abkommen von 1979.

Nur noch wenige Tondokumente sind aus der Übergangszeit erhalten, eine Stationsansage zum Beispiel:

"Hier ist die Stimme Zimbabwes/Rhodesiens".

Und dann 1980 - ein zweites Foto: Das "R" fällt, das "Z" bleibt – "ZIMBABWE BROADCASTING CORPORATION", auch die Hauptstadt erhält einen neuen Namen: Harare.

Das war – nach dem Entscheid der schwarzen Mehrheit mit dem für ausländische Beobachter als Überraschungssieger gekürten Premierminister Robert Gabriel Mugabe – ein Symbol für schwarze Selbstbestimmung, ein Neuanfang nach Jahrzehnten weißer Vorherrschaft – mit welcher Perspektive? Die Köpfe zu entkolonialisieren? Oder das Medium des weißen Mannes zu kopieren?

Nun kann nirgendwo die Technologie von Rundfunk oder Fernsehen neu erfunden werden, also lud die neue Regierung die BBC ein, eine Bestandsaufnahme vorzunehmen und Vorschläge zu unterbreiten. Die fielen europäisch aus: Die BBC-Experten fanden ein Radio- und TV-System vor, das sich Weiße geschaffen hatten – in der kolonialen Frühzeit als technisches Spielzeug, in der Auseinandersetzung mit der schwarzen Befreiungsbewegung als Instrument des Propaganda-Ministeriums. Die "RHODESIA BROADCASTING CORPORATION", die es 1980 den neuen Bedingungen im von einer schwarzen Regierung bestimmten Zimbabwe anzupassen galt, war selber das Ergebnis eines politischen Umsturzes – einer weißen Revolte unzufriedener weißer Siedler unter Ian Smith's "Rhodesian Front".

Als Ian Smith und seine "Rhodesian Front" 1963 die "Zentralafrikanische Förderation" platzen ließ, war es auch aus mit der zentral von Lusaka aus operierenden "Federal Broadcasting Corporation", FBC, die ihre Struktur der BBC entlehnt hatte, wobei das Schwarz-Weiß-Fernsehen in einer "Rhodesia Television Ltd.", einem Privatunternehmen, organisiert war.

Die Radikalen um Smith setzten noch 1963 durch, daß nach Auflösung der "FBC" eine nur noch formal dem BBC-Modell entsprechende Rundfunkstruktur in Rhodesien entstand, die "Rhodesia Broadcasting Corporation", RBC, die auf Weisung der Regierung 51 Prozent Anteile der "Rhodesia Television Ltd." kaufte und damit eine Kontrolle des Programms sicherstellte.

Aus war es nun auch mit dem unabhängigen Rundfunk-Journalismus, der den weißen Machthabern mit einer bis dahin unzensierten Berichterstattung über Aktivitäten der schwarzen Nationalisten und der Wiedergabe von Kommentaren der britischen Presse ein Dorn im Auge war. Das Rundfunkgesetz von 1957 ließ die nun von der Regierung nach eigenen politischen Maßstäben vorgenommene Einsetzung eines neuen "Board of Governors" zu, das innerhalb von zwei Jahren alle Schlüsselstellen in der "RBC"-Struktur mit regierungskonformen Persönlichkeiten besetzte. Nicht nur die Stimme schwarzer Nationalisten wurde so abgewürgt, auch Vertreter der weißen Opposition kamen in Rundfunk und Fernsehen kaum mehr zu Wort.

Die Tatsache, daß der "Broadcasting Act", also das Rundfunkgesetz, seit 1957 bis heute nahezu unverändert, Grundlage für zwei ideologisch gegensätzlich begründete Systemänderungen sein konnte, kennzeichnet die durch allen Strukturwandel beibehaltene Nähe zur britischen Kultur – auch nach der Regierungsübernahme durch schwarze Nationalisten, von denen viele ihre akademische Ausbildung in britischen Einrichtungen erhielten. Insofern schien es selbstverständlich, daß 1980 die "British Broadcasting Corporation" den Auftrag erhielt, Vorschläge zur Reorganisierung des zimbabweschen Rundfunkwesens zu erarbeiten.

Victor Maunde, früherer Chef von ZBC-Radio 4, als Bildungskanal ein Resultat der BBC-Empfehlungen, fragt in einer 1988 an der Universität von Cardiff abgeschlossenen akademischen Arbeit über die Umstrukturierung der Medien im nachkolonialen Zimbabwe:

"Angesichts der Tatsache, daß die BBC ein integraler Bestandteil der kolonialen Macht war, die das Land politisch, ökonomisch und sozial dominierte, in welchem Maße konnten ihre Rundfunk-Perspektiven die neue politische Ordnung in Zimbabwe unterstützen?"

Nun ist der Vorwurf, die BBC sei integraler Bestandteil der Kolonialmacht gewesen, aus der Feder eines ehemaligen Freiheitskämpfers eher rhetorisch, weil der BBC-Worldservice nachweislich wichtigste Quelle authentischer Äußerungen schwarzer Nationalisten gewesen ist (und deshalb mancher Smith-Repressalie ausgesetzt war) und weil die BBC für die kritische schwarze (und weiße) Intelligenz im neuen Zimbabwe nach wie vor zuverlässigste Informationsquelle geblieben ist. – So riet der BBC-Report denn auch der neugebildeten "ZBC":

"...Sie sollte bestrebt sein, sich der größten Genauigkeit von Fakten zu widmen, in einer akkuraten und objektiven Ausgewogenheit ihrer Berichterstattung. Sie sollte in die Lage versetzt werden, die Totalität der Menschen in Zimbabwe widerzuspiegeln und der Nation als einende Kraft zu dienen, ohne dabei den Reichtum der kulturellen Vielfalt zu vernachlässigen..."

Die Institution "Zimbabwe Broadcasting Corporation" wurde sehr rasch zu einem Spiegelbild nationaler Zerrissenheit. Nicht der Streit zwischen Schwarz und Weiß stand dabei im Vordergrund – dieser Aspekt der Versöhnungspolitik von Robert Mugabe trug rasch Früchte. Vielmehr waren es die schon erwähnten, aus dem Befreiungskampf mitgeschleppten Konflikte.

"ZBC" wurde zu einem Instrument verdeckter Machtkämpfe der verschiedenen Shona-Gruppen und ihre führenden Manager hatten kaum Zeit, mittel- oder längerfristig zu planen – ganz zu schweigen von einem erkennbaren Bemühen, konzeptionell einen eigenen Weg zu suchen. Diese Tendenz hält Ende der Achtziger Jahre an, und die Sorge wächst, daß die defizitäre Haushaltsführung bei "ZBC" mit wachsenden Zuschüssen aus dem Regierungsetat die zimbabwesche Rundfunkorganisation in eine fatale Regierungsabhängigkeit bringen könnte. Dies würde das Ende eines der wenigen Beispiele einer öffentlich-rechtlichen Radio- und Fernsehinstitution auf dem afrikanischen Kontinent bedeuten, das "ZBC" zurzeit noch repräsentiert – auch wenn sie ihrem gesetzlichen Anspruch inhaltlich und finanziell bisher nur unzureichend nachgekommen ist.

Eine Schuldzuweisung kann bei einer näheren Betrachtung der BBC-Vorschläge aus dem Jahr 1980 erfolgen. Die BBC-Rechercheure fanden neben dem schon auf das Farb-PAL-System festgelegten einen Fernsehkanal drei Radio-Dienste vor:

Der für die Weißen operierende englischsprachige Dienst, die Pop-Station "Radio Jacaranda" und den "African Service", ein für Propagandazwecke eingerichteter und im Industriegebiet von Salisbury – abseits vom Rundfunkzentrum in Pockets Hill – angesiedelter Vernaculär-Dienst für Afrikaner.

Unter dem "Broadcasting Act" von 1957 hat "ZBC" als Nachfolgeorganisation der "RBC" das alleinige Recht zur Ausstrahlung von Rundfunk- und Fernsehsendungen.

Der Informationsminister ist dem Parlament gegenüber verantwortlich für die Aktivitäten und Funktionen der öffentlich-rechtlichen Anstalt. Der Staatspräsident bestimmt, dem Rat seines Informationsministers folgend, neun Mitglieder des "ZBC Board of Governors", die die Politik und das Budget der Organisation kontrollieren. Der Präsident ernennt auch den Generaldirektor und die Mitglieder des "ZBC Board of Management", die für die Umsetzung der "ZBC"-Medienpolitik im Tagesgeschäft verantwortlich sind.

Anstatt nun – auch unter Berücksichtigung absehbarer, ökonomischer Zwänge eines Entwicklungslandes mit acht Millionen Einwohnern – einen radikalen Neuanfang zu empfehlen, etwa die Beschränkung auf den einen, vorhandenen Fernsehkanal und die Reduzierung auf zwei Radio-Dienste (einer englisch-sprachig, der zweite für die nationalen Sprachen – und beide mit neuen, entwicklungsfördernden Programmkonzeptionen), schlugen die BBC-Experten eine Ausweitung des Fernsehens um einen zweiten Kanal für die städtischen Zentren sowie die Einrichtung eines vierten, ausschließlich für afrikanische Bildungsprogramme gedachten Radio-Dienstes vor. (Schließlich haben auch die Briten ihr "Radio Four").

"Radio Jacaranda" – so der BBC-Report – sollte als moderne Pop-Station mit gewinnbringendem Werbe-Einkommen weiterarbeiten.

Genauso geschah es! Mangels eigener Ideen übernahmen die unerfahrenen Medien-Verantwortlichen Zimbabwes das BBC-Verdikt – und suchten nach Finanziers der halbherzigen Umgestaltung, die zum Beispiel eine klare Beschreibung der Aufgaben und Perspektiven etwa im längst überholten Rundfunkgesetz völlig außer acht ließ.

Eine in Medientraining und -ausrüstung international erfahrene Hilfsorganisation hatte sich schon gleich nach der Unabhängigkeit für eine Zusammenarbeit empfohlen: Die Bonner FRIEDRICH EBERT STIFTUNG, mit Medienprojekten schon auf dem afrikanischen Kontinent zum Beispiel in Ghana und in Kenia vertreten.

Sie unterzeichnete 1982 einen ersten Kooperationsvertrag, der sich auf den Aufbau des Bildungskanals "Radio 4" beschränkte, des einzigen Radio-Dienstes von "ZBC", der keine Werbung betreibt und seine Betriebskosten jährlich durch einen vom Parlament zu genehmigenden Zuschuß des Informationsministeriums ersetzt erhält. Dabei wurden drei Prämissen in Kauf genommen:

1. Es wurde nicht mehr diskutiert, ob die Einrichtung eines ausschließlich Bildungsprogramme ausstrahlenden Senders in Konkurrenz zu drei anderen Unterhaltungs- und Informationsprogrammen Sinn macht.

2. Es blieb unberücksichtigt, daß bei Überwindung dieses Handicaps durch attraktive Programmgestaltung und somit höherer Einschaltquoten eine für "ZBC" durch Hörerverlust für die anderen Werbeträger schwer zu akzeptierende Konkurrenz entstehen würde.

3. Die Aufgabenteilung zwischen dem als "Radio 2" weiterexistierenden "African Service" und dem neuengerichteten "Radio 4" – beide vom selben Studio-Komplex in Mbare in Verneculärsprachen sendend – blieb ungeklärt; die abzusehende Konkurrenz des bejahrten und mit veralteter Technologie arbeitenden (aber für Werbe-Einkommen verantwortlichen) "Radio 2" mit dem durch FES neu ausgerüsteten "Radio 4" sorgte jahrelang für eine gespannte Atmosphäre in den ZBC-Studios und für Mißtrauen gegenüber den FES-Beratern.



FES-Geschenk

Das von der katholischen Kirche unterstützte MOTO-Magazin schrieb im Juli 1983:

"Als ZBC's Radio 4 eröffnet wurde ... war schon klar, daß die Notwendigkeit für einen separaten Bildungs- und Entwicklungskanal weder durch ZBC noch durch das betroffene Ministerium deutlich gemacht worden war. ... Während Radio 2 recht erfolgreich diese Bildungslast getragen hatte, verlor es wertvolle Zeit für lukrative Musikprogramme.



Mit der Einrichtung von Radio 4 konnte Radio 2 mehr kommerzielle Programme unterbringen. ... Wenn das Hauptziel der Einrichtung eines getrennten Bildungs- und Entwicklungsfunks war, bei Radio 2 die langweiligen, edukativen Programminhalte loszuwerden und diesen Kanal gleichzuschalten mit den beiden anderen Diensten (Radios 1 und 3), um dafür eine eifrige, schwarze Hörerschaft zu kultivieren – dann wurde dieses Ziel erreicht."

MOTO's kritische Analyse von Funktion und Inhalten der kaum veränderten drei Radio-Dienste aus dem Jahr 1983 kann so sechs Jahre später immer noch gelten:

Radio 1 mit nach wie vor elitären Angeboten für die weiße Minorität (europäische Klassik, BBC-Hörspiele mit teilweise kulturell völlig irrelevanten Inhalten) – als gelegentliche, artfremde Einsprengsel im Wochenprogramm und auf zugeschalteter Kurzwelle Agitationssendungen über den Befreiungskampf gegen Apartheid in Südafrika und als "Voice of Namibia".

Radio 2 als durchkommerzialisierter Vernaculär-Sender mit kurzen Informations- und Bildungseinblendungen und Radio 3 mit einem 15-stündigen, nur von Telefonspielen, Glückwünschen und gelegentlichen aktuellen Einblendungen unterbrochenen Pop-Musikangebot mit nationalen und internationalen Hit-Listen. Nachrichten und aktuelle Dokumentationen für Radio und Fernsehen werden von einer zentralen ZBC-Abteilung produziert.

Verglichen mit vielen anderen afrikanischen Rundfunkorganisationen, die teilweise sehr viel mehr Zeit seit ihrer Unabhängigkeit für eigenständige Erfahrungen zur Verfügung hatten, kann "ZBC" gewiß einen höheren technischen Standard aufweisen. Die "VOICE OF KENYA" zum Beispiel war von einem experimentierfreudigen Medium mit unaufwendigen, dezentralisierten Regionalstudios in den ersten acht Jahren nach der Unabhängigkeit zu einem unbeweglichen Staatsinstrument mit Produzenten und Technikern als schlechtbezahlte, frustrierte Beamte verkommen; seit drei Jahren versucht der kenianische Rundfunk diesen Stillstand mit einem Kraftakt zu überwinden: Abteilungsleiter wurden per Order aus der Hauptstadt in die Provinz geschickt.

In Sambia wird seit 1987 versucht, den Staatsrundfunk wieder in eine öffentlich-rechtliche Organisationsform zurückzuführen. Der Rundfunk in Malawi, Botswana und Lesotho – in allen drei Ländern ebenfalls direkt dem Staat unterstellt – ist dabei, seine jahrzehntelange Fernseh-Abstinenz aufzugeben. Bei Begegnungen von Spitzen-Managern dieser Organisationen während internationaler Konferenzen in Harare erhielten solche Planungen allerdings eher einen Dämpfer – zu deutlich wurden nicht nur die enormen Kosten, sondern auch die drastischen Beschränkungen für eine eigenständige Programm-Produktion, wie sie zum Beispiel die "ZBC" erlebt.

Mangels eigener Erfahrung ließ sich "ZBC" trotz einer Entscheidung für die PAL-Norm auf eine teure technische Zusammenarbeit mit Frankreich ein. Ohne eigenes inhaltliches Konzept kauften die ZBC-Manager unter anderem zwei Ungetüme von Farb-TV-Übertragungswagen, die für Einsätze in ländlichen Gebieten total ungeeignet sind.

Bis auf ganz wenige Studio-Diskussionsrunden oder Dokumentationen ist "ZBC" nicht in der Lage, Budgets für eigenständige Produktionen aufzubringen.

Selbst Nachrichtenfirme werden gelegentlich erst durch Sponsoren ermöglicht.

Mitte 1988 akzeptierte "ZBC" als Geschenk der "United States Information Agency" (USIA) eine 100.000 US-Dollar teure Satellitenempfangsstation, über die nun news-stories des Medienriesen "CNN" vom nordamerikanischen Medienmarkt mit oft völlig irrelevanten Inhalten in das zimbabwesche Nachrichten-Programm eingespeist werden.

Das erste Fernsehprogramm, das ohne ersichtliche Notwendigkeit täglich schon am Nachmittag beginnt und an Wochenenden sogar auf den Vormittag ausgeweitet wurde, erreichte 1987 nach einer ZBC-eigenen Schätzung 130.000 Fernsehgeräte, zum größten Teil noch schwarz-weiß und auf die Städte konzentriert.

Im Achteinhalb-Millionen-Volk der Zimbabwer sind nur 300.000 Radioapparate verteilt, davon wiederum die meisten in den städtischen Zentren. Nach einer ITU-Untersuchung verfügt Zimbabwe im Vergleich aller südostafrikanischen Länder, mit Ausnahme Mozambiques, über die geringste Verteilung von Rundfunkempfängern.

Eine von "ZBC" bei der Friedrich Ebert Stiftung in Auftrag gegebene Studie notierte 1987 die Sorge, daß Ausgaben zur Förderung von Bildungsprogrammen verlorenes Geld seien, wenn diese Programme nicht vom Zielpublikum, also von den 80 Prozent der auf dem Lande lebenden Menschen empfangen werden könnten. Verschärft wird diese Situation durch relativ hohe Preise für Batterien, die in entfernten ländlichen Gebieten – wo es keine Elektrizität gibt – zudem kaum erhältlich sind.

Vor diesem Hintergrund wirkte sich im Sommer 1986 ein medienpolitischer Alleingang von Premierminister Mugabe (seit Ende 1987 Exekutiv-Präsident) verheerend aus: Gerade zum neuen Vorsitzenden der Blockfreienbewegung ernannt, wünschte er sich zur Gipfelkonferenz in Harare die von der BBC sechs Jahre zuvor empfohlene Einführung eines zweiten Fernsehkanals. "ZBC", das in seinen jährlichen Aktivitätsberichten stets den Eindruck erweckt hatte, an diesem Projekt zu arbeiten, mußte innerhalb eines Monats den Betrieb mit einer hastig zusammengelöteten Gerätschaft aufnehmen, ohne über Konzeption, Personal oder Budget zu verfügen. Seitdem können Zuschauer in der Hauptstadt (auf sie ist die Ausstrahlung beschränkt) abends einem Sammelsurium internationaler Dokumentarfilme sowie Wiederholungen der wenigen Eigenproduktionen zusehen.

Theoretisch soll TV 2 ein landesweites Bildungsprogramm mit dem Mittelschul-Lehrplan als Schwerpunkt senden. Weder sind dafür Fachkräfte oder Produktionsmittel vorhanden, noch macht dieses ambitionöse Vorhaben angesichts der geringen Zahl vorhandener Fernsehempfänger einen Sinn. Nach Untersuchungen eines FES-Expertenteams unter Einschluß von Technikern der "ZBC" würde allein der Aufbau der nötigen Produktions- und Sendeanlagen in einer ersten Phase rund 32 Millionen D-Mark kosten.

Daß sich das Fernsehen in Zimbabwe vor allem auf die städtische Bevölkerung konzentriert, ist nicht nur durch die begrenzte technische Sendekapazität begründet – in den Städten, und hier vor allem in Harare, ist das Kapital für teure Empfangsgeräte vorhanden. Seit 1987 symbolisieren darüber hinaus in den Vorgärten betuchter weißer und schwarzer Hauseigentümer riesige Satelliten-Schüsselantennen erstens den Unmut über das konzeptionslose Programm sowie die mangelhafte Qualität von ZTV-Angeboten und zweitens durchaus vorhandene Produktionskapazitäten der einheimischen Elektronik-Industrie. Für die 5-Meter-Drahtschüssel und die Empfangskomponenten zahlen private

Kunden bis zu umgerechnet 8.000 D-Mark, einen Teil davon in Devisen. Dafür können sie so exotische Informations- und Unterhaltungsquellen wie das sowjetische, das französische oder das libysche Fernsehen empfangen.

Exotik liefert zimbabweschen Fernsehzuschauern – neben den amerikanischen Serien-Exporteuren etwa von "Dallas" und "Dynasty" – auch die Kölner TRANSTEL, die westdeutsche Film- und Fernsehproduktionen per Video-Paket gegen geringes Entgelt an Fernsehanstalten der sogenannten Dritten Welt verschickt. ZBC ist ein dankbarer Abnehmer. Nach der ARD-Serie "Der Alte" – in der englischen Fassung "The Old Fox" – und der Euro-Hit-Ausgabe des Bremer "Musikladens" wurden 1989 zimbabwesche Fernsehzuschauer mit der "Black Forest Clinic", der "Schwarzwald-Klinik" beglückt, wobei es den ZBC-Technikern gelegentlich gelang, statt der englischen Dialogspur die deutsche auf den Sender zu geben.

Ist also im nachkolonialen Zimbabwe das Fernsehen zur Fortschreibung technologischer und inhaltlicher Abhängigkeit schwarzer Medienmanager und ihres Publikums von den Metropolen der Industrieländer verkommen?

Für den technischen Bereich hat einer der nachdenklichsten ZBC-Mitarbeiter, Victor Maunde, darauf schon im September 1984 bei einer Konferenz von Medien-Fachleuten in Bonn eine deprimierende Antwort gegeben:

"Multinationale Konzerne, die über die besten Forscher in der Kommunikationstechnologie verfügen, konkurrieren natürlich untereinander, um das Allerneueste auf den Markt zu bringen. Das heißt, sie müssen diese neuesten Produkte auch an den Mann bringen. Sie verkaufen sie an Empfänger in der Dritten Welt. Das Motiv zum Verkauf dieser neuesten Technologie mag variieren, ich würde aber meinen, das Hauptmotiv ist, Profit zu machen, Geld zu verdienen, egal, welche sozio-ökonomische Folgen diese Technologie hat...

Nun, wer ist die Zielgruppe, wer ist u n s e r e Zielgruppe?

Der Norden in seiner Beziehung zur Dritten Welt sagt ständig: 'Ihr müßt mehr produzieren, ihr müßt euch selber versorgen, ihr müßt für euch selber etwas tun.'

Wer ist es, der für sich selber etwas tun kann, wenn nicht der Bauer, der arme Bauer im Dorf?

Nicht die politischen Bürokraten bilden den größten Teil der Bevölkerung, sondern die Bauern – und die Technologie, über die wir reden, sollte in der Lage sein, diese Bauern zu stimulieren, die Arbeiter, alle Menschen mit unzureichender Ausbildung, etwas für sich selber zu tun.

Was ich sagen will: Da haben wir auf der anderen Seite die multinationalen Konzerne, die über Fachleute und Finanzen verfügen, um die neueste Technologie zu produzieren, bei kompletter Ignoranz der sozio-ökonomischen Folgen dieser Technologie.

Das ist der Punkt.

Der andere Punkt: Der Norden hat seine Medienfachleute, seine Sozialwissenschaftler, die sich durchaus mit diesen Folgen für ihre eigene Gesellschaft beschäftigen.

Das ist das Dilemma, dem wir ausgesetzt sind. Ganz gleich, wieviel Mühe wir uns geben, wir bleiben abhängig von der Gnade der multinationalen Konzerne, wir in den Entwicklungsländern werden den Hasen weiter jagen, ohne ihn je zu fangen. Wir werden uns ewig anpassen müssen. Nehmen wir heute ein Satelliten-System in Gebrauch, haben

sie drei Jahre später ein neues eingeführt. Und der Bauer im Dorf bei uns weiß nichts über die Realität dieses Wettrennens. Es ist im Grunde wie das Wettrüsten. Es ist, als ob jemand behaupten würde, Zimbabwe könnte allen Ernstes beim Wettrüsten zwischen Amerikanern und Russen mithalten. ... Ich habe keine Lösung – ich habe nur versucht, meine Meinung auszudrücken."

"Vier Jahre sind wir verheiratet, und noch immer haben wir kein Kind! Da soll ich glücklich aussehen?"

Ein Mann streitet mit seiner Frau, Szene aus einem Fernsehspiel in drei Teilen: "*I want a child*" – "Ich will ein Kind".

Ein sehr afrikanisches Thema: Männliche Frustration über Kinderlosigkeit setzt die Ehefrau unter Druck und sucht die Bestätigung bei einer Geliebten. Die wird schwanger, während permanente Vorwürfe die Ehefrau in ein kalkuliertes Abenteuer treiben.

Auch sie wird schwanger. Aber lange vor ihr kommt die Geliebte nieder – das Kind ist weiß. Der schockierte Liebhaber läßt sich endlich untersuchen, er ist zeugungsunfähig! Und da kommt ihm seine Frau mit der "freudigen" Nachricht vom so dringlich ersehnten Nachwuchs! Er – und mit ihm die Zuschauer – erkennt die Moral von der Geschichte', es gibt ein *happy end*.

Lorraine Garwe, Redakteurin bei Radio 4, hat sich als Autorin mit dem Fernsehregisseur Riamous Musasa zusammengetan, der an dem von der Friedrich Ebert Stiftung in Ghana geförderten NAFTI-Institut ausgebildet wurde. Entstanden ist eine wunderschöne zimbabwesche Komödie, die bereits auf den europäischen Fernsehmarkt verkauft wurde. Aber unter welchen Konditionen! Der Dreiteiler zu je 30 Minuten hätte in Europa Produktionskosten von mindestens 500.000 D-Mark verursacht. Musasa hatte gerade umgerechnet 4.000 D-Mark zur Verfügung, um Video-Material, Kamera-Teams, Scheinwerfer, Schnittplatz und Transport mußte er kämpfen. Die Schauspieler sind Amateure, gedreht wurde unter äußerstem Zeitdruck ohne Studio-Kulisse an Originalplätzen. Und es ist nicht die erste Arbeit, die Musasa ablieferte.

Das Bild von der Jagd nach dem Hasen, der nie zu fangen ist, mag zutreffen für die totale Abhängigkeit von technischen Innovationen in den Industriestaaten. Es trifft nicht zu für die selbstbeschnittene Phantasie-Entwicklung im Umgang mit dieser Medientechnik. Solange jedoch Kreativität und individuelle Initiativen der inzwischen auch in Zimbabwe herangewachsenen Generation junger Medienarbeiter von beharrlich auf ihre Privilegien pochenden, lernunwilligen Veteranen der politischen Übergangsphase frustriert werden, solange kann die "Zimbabwe Broadcasting Corporation" für die Entwicklung des Landes keine Avantgarde sein.

Fernab von den ZBC-Verwaltern im Rundfunk- und Fernsehzentrum Pockets Hill neben der Pferde-Rennbahn Borrowdale, im Industrie-Stadtteil Mbare, ist allerdings der Nukleus eines neuen Rundfunkverständnisses zu beobachten.

## RADIO ALS DEMOKRATIE-EINÜBUNG

Eddington Mhonda, Redakteur von ZBC-Radio 4, hat seinen großen Auftritt.

In einem Vorort der zimbabweschen Hauptstadt Harare kündigt er vor vielen hundert Schülern die erste Direktübertragung einer "Quiz-Show" an, mit der der Bildungskanal künftig durchs ganze Land ziehen wird – sozusagen als Bonbon seiner eigentlichen Arbeit mit den beiden zur Verfügung stehenden Übertragungswagen.

"Radio 4 ist da zu eurem Nutzen," sagt Eddington Mhonda, "wir haben Programme vor allem auch für junge Menschen, die ihnen helfen können bei der Vorbereitung auf einen späteren Beruf. Und wir haben unterschiedliche kulturelle Programmangebote."

Das war 1985, ein Jahr zuvor war Radio 4 auf Sendung gegangen – als Ergebnis eines längeren Planungsprozesses und mit der Unterstützung durch die in Sachen Medienentwicklung erfahrene Bonner Friedrich Ebert Stiftung. Die hatte 1982 mit der "Zimbabwe Broadcasting Corporation" einen Kooperationsvertrag abgeschlossen.

Victor Maunde war Chef von Radio 4, als der neue Kanal vom ZBC-Studiokomplex im Industrieviertel Mbare zu senden begann.

"Die Pioniere mußten sich neue Ideen einfallen lassen," erinnert sich Maunde. "Sie mußten herausfinden, was ein Bildungskanal überhaupt sein soll. Am Anfang kam das Personal von Radio 2 und aus der Nachrichten-Abteilung, denn dort gab es Leute mit Rundfunkerfahrung, oder wenigstens hatten sie eine Vorstellung davon, wie man anfangen könnte."

Bis heute existiert kein verbindliches Dokument der Rundfunkorganisation oder der Regierung, in dem die Aufgabenstellung des Senders klargestellt wäre. Ein inoffizielles Tondokument von einem Seminar der Radio-4-Mitarbeiter im Herbst 1985 gibt immerhin ungefähre Auskunft. ZBC-Generaldirektor Kangai gab damals die grobe Richtung an:

Debatten wolle man hören auf Radio 4, sagte der Generaldirektor, aus den ländlichen Gebieten, 20 Minuten, 30 Minuten oder sogar eine Stunde, wenn es um wichtige Dinge gehe! Es gebe keinen Zeitdruck durch Werbeeinblendungen – dafür sei Radio 4 da.

Das war zwar sehr generell, aber es klang gut. Der Haken an der Sache ist aber eben die fehlende Werbung! Anders als alle anderen ZBC-Dienste – mit Ausnahme des Zweiten TV-Kanals, der seit Mitte 1986 ebenfalls Bildungsprogramme ausstrahlt, muß Radio 4 nicht mit Werbeeinblendungen Geld verdienen. Die Betriebskosten – zunächst von der öffentlich-rechtlichen ZBC aus eigenen Mitteln vorgestreckt – werden mit einer jährlichen Parlamentsgenehmigung aus dem Etat des Informationsministeriums bezahlt. Alle technischen Einrichtungen sowie Trainingsmaßnahmen trägt für die Dauer des Kooperationsvertrages, die Friedrich Ebert Stiftung – das waren bis Ende 1988 runde 1,3 Millionen Mark.

Die großzügige Hilfe aus der Bundesrepublik hat bei Radio 4 einen technischen Standard geschaffen, der nach einem Abzug der Stiftung mit eigenen Mitteln schwer zu halten sein wird. Und: Je attraktiver Radio 4 seine Programme gestaltet, um so mehr Hörer werden von den anderen 3 Hörfunksendern weggezogen. Die aber sind wegen ihrer Werbebotschaften angewiesen auf hohe Einschaltquoten.

Mißgunst, verschärft durch eine mangelhafte ZBC-interne Aufklärung, haben über Jahre das Verhältnis von Radio 4 und Radio 2, die im selben Studio-Komplex beheimatet sind, gestört. Dabei wird ein Gründer-Problem deutlich: Radio 2 hat – als ehemaliger "African Service" der Rhodesier – eine über dreißigjährige Tradition als Sender für Programme in den heimischen, afrikanischen Sprachen. Er hätte – schon aus ökonomischen Gründen – zum unterhaltsamen Bildungskanal für die auf dem Lande lebenden 80 Prozent der Bevölkerung ausgebaut werden sollen. Statt dessen ist es den Radio-4-Mitarbeitern überlassen geblieben, in einem täglichen Kleinkrieg den Konkurrenzdruck auszuhalten und – ohne ein wirkliches Interesse der ZBC-Spitzenmanager – Konzepte für ihre Programmarbeit zu entwickeln.

"Der Fragebogen, den wir ausarbeiten wollen, den ihr mitnehmen werdet – wenn wir es hoffentlich schaffen, auf's Land zu gehen – dieser Fragebogen wird euch helfen, so zu denken, wie eure Hörer denken. Er wird euch helfen, die Interessen, die Bedürfnisse und die Grundhaltung eurer Hörer zu verstehen. Mit der Ausarbeitung dieses Fragebogens wollen wir erreichen, die Probleme der Hörer besser zu erkennen und zu interpretieren – zusammen mit ihnen. Eure Ansichten mögen nämlich Themen betreffen, die gar nichts zu tun haben mit den Themen der Landbevölkerung."

Peter Parirewa, selber durch und durch ein Stadtmensch, ist in seinem Element. Er ist Abteilungsleiter bei Radio 4, dessen Mitarbeiter sich bei einem von der Friedrich Ebert Stiftung organisierten Seminar abmühen, den rechten Zugang zu ihren Hörern zu finden. Es sind ehemalige Lehrer oder Sozialarbeiter, in der Stadt großgeworden – in der Regel durch irgendeinen Verwandten in der Partei-Hierarchie zum Job bei der ZBC gekommen, den viele eher als Sprungbrett in eine besser bezahlte Stellung betrachten, denn als Anreiz, neue Horizonte auf dem Lande zu erkunden.

Peter Parirewa fiel Mitte 1987 – auf dem Höhepunkt von Stammes- und Partei-konflikten in Zimbabwe – einer ZBC-internen Intrige zum Opfer, mit ihm mußten einige der engagiertesten Redakteure gehen. Auch Victor Maunde, energischer und planungsfähiger Chef des Bildungskanals, stieß bald an das personelle Grundproblem des ZBC-Managements: Ehemalige Aktivisten des Befreiungskampfes, 1980 nach der erreichten Unabhängigkeit mit Posten belohnt, merken nun, daß ihre Meriten aus dem Befreiungskampf nicht mehr ausreichen, sie fühlen sich durch kompetenten Nachwuchs bedroht, den sie mit allen Mitteln unten zu halten suchen. Die postkoloniale Gesellschaft Zimbabwes geht durch eine schwierige Phase, in der Kreativität, riskierfreudige Initiative, persönliches Engagement noch nicht gefragt sind.

Das sind die Konditionen für den Versuch, innerhalb eines unbeweglichen afrikanischen Rundfunksystems den Nukleus für ein Radio zu etablieren, das den nationalen Entwicklungsprozeß mit neuen Ideen fördert. Erstaunlicherweise ist das Radio-4-Projekt trotz schwerer Rückschläge immer wieder auf die Beine gekommen. Eine nicht unbedeutende Rolle spielte dabei die Hilfe der Friedrich Ebert Stiftung, die das Projekt wie einen Kork auf den Wellen unruhiger Gewässer alle Auf- und Abbewegungen der politischen Krisenzeit mitmachen sah. Medienprojekte in Ländern der sogenannten Dritten Welt sind eben – zumal in Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs – keine Fabriken, die nach einem einmal festgelegten Konstruktionsplan ihre Produktion in vorausbe-

rechenbaren Phasen aufnehmen können. Sie müssen in besonderer Weise in einem hochsensitiven Politikbereich auf Veränderungen reagieren und sich neuen Entwicklungen anpassen.

"Wir haben mit dem Vertreter der Stiftung darüber diskutiert, wie das Programm verbessert werden kann," sagte Informationsminister Shamuyarira vor den Leitern von FES-Medienprojekten, die sich 1986 in Harare versammelt hatten, um 20 Jahre Projekterfahrungen in aller Welt zu reflektieren. Der Minister räumte Unzulänglichkeiten ein, versprach jedoch neue Anstrengungen seiner Regierung, um Radio 4 weiter zu stärken.

Die Medien-Experten der Friedrich Ebert Stiftung und Vertreter des für die Projekt-Finanzierung verantwortlichen Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit lernten in Harare eine Radiostation kennen, die sich in mühsamen Lernprozessen ein eigenständiges Profil verschafft hat.

"Unsere wichtigste Aufgabe bei Radio 4 ist die Herstellung und Ausstrahlung von Bildungsprogrammen," erläutert Claude Mararike – in der mittlerweile schon etwas langen Abfolge von Radio-4-Chefs bis 1988 dritter Leiter des Bildungskanals. Die formalen Bildungsprogramme zur Begleitung des Grundschulunterrichts würden von einer Produktionseinheit des Erziehungsministeriums in eigener Verantwortung hergestellt und bei Radio 4 nur ausgestrahlt.

"Wir kümmern uns um die nichtformalen Programme für die Hörer auf dem Lande," sagt Mararike, "zum Beispiel im landwirtschaftlichen Bereich, neue Methoden, die sie kennenlernen sollen. Gesundheitsthemen, Gefahren, über die sie Bescheid wissen müssen. Wir tun dies auf verschiedene Weise – es wird nicht mehr nur im Studio produziert. Mit unseren zwei Übertragungswagen produzieren wir vor Ort. Wir können direkt von dort übertragen. Auf diese Weise beziehen wir die Hörer ein."



Foto: KJS

Der Übertragungswagen steht in der Nähe von Murewa. Ein Anhänger ist zur Bühne ausgeklappt, aus dem Lautsprecher ertönt die Erkennungsmelodie – während des Aufbaus haben sich Frauen und Männer mit ihrem Werkzeug um das Radio-4-Team versammelt. Sie kommen von einer nahen Baustelle, wo sie versuchen, bis zum Beginn der Regenzeit in Eigeninitiative eine Brücke über den Fluß zu schlagen, dessen steigende Flut sie bisher regelmäßig von dem kleinen Hospital auf der anderen Seite trennte.

Alan Ndoro, verantwortlich für die wöchentliche Sendereihe hat auf der kleinen Bühne Sprecher der Gruppe und Vertreter der Distrikt-Verwaltung versammelt. Murewa ist zwei Stunden entfernt von der Hauptstadt, es ist diesmal nur ein Tagesausflug.

In der Regel ist einer der beiden Übertragungswagen zwei oder drei Wochen im Lande unterwegs. Die Sendungen werden – dort wo eine Telefonleitung zur Verfügung steht – live übertragen, sonst werden sie aufgezeichnet und später vom Studio ausgestrahlt. Unterschiedliche Formate lockern die Programm-Serie auf. Heute entsteht auf der kleinen Bühne in Gesprächen mit Beteiligten der Bau-Initiative und mit Liedern zwischendurch ein lebendiges Bild von Problemen und Fortschritt der Dorfgemeinschaft.

Gelegentlich nehmen die Radio-4-Redakteure Landwirtschafts- oder Gesundheits-Experten mit, manchmal auch das zuständige Mitglied des Parlaments in Harare oder einen Minister. Dann entsteht ein Frage- und Antwort-Programm, bei dem die Dorfbewohner mit ihren Problemen nicht hinter dem Berg halten.

Mit den Übertragungswagen kommt Radio 4 auch dem Auftrag nach, die reiche Lied- und Musik-Kultur der in Zimbabwe lebenden unterschiedlichen Volksstämme zu konservieren und zu fördern. Landesweit besucht das Rundfunkteam regionale Wettbewerbe von Chören und Tanzgruppen. Das aufgenommene Material wird archiviert und in allen möglichen Sendungen verwendet.

Und das mobile Radio 4 hat noch einen anderen kulturellen Bereich entdeckt, den es mit einer spannenden Eigeninitiative fördert: Das noch immer britisch orientierte höhere Schulsystem hat in Zimbabwe die angeborenen Talente zum Theaterspiel zumindest nicht verkümmern lassen. Aber nicht Shakespeares "Kaufmann von Venedig" – nach dem Cambridge-Lehrplan aufgeführt von schwarzen Jugendlichen auf einer dörflichen Schulbühne – gilt das Interesse der Drama-Abteilung von Radio 4. 1986 rief sie Schulen und unabhängige Jugendgruppen zu einem Wettbewerb auf. In Shona und in Sindebele, den beiden wichtigsten afrikanischen Sprachen Zimbabwes, sollten sie 30-Minuten-Hörspiele über von ihnen selbst identifizierte Alltagsprobleme schreiben. Radio 4 verschickte auf Anforderung einfache Anleitungen für die Abfassung eines Rundfunk-Drama-Skripts. 18 Skripte von aus dem ganzen Land eingegangenen Bewerbungen wurden von einer Jury akzeptiert. Radio 4 schickte einen seiner Ü-Wagen mit dem Drama-Team auf eine dreiwöchige Rundreise.

Für Redakteure und Techniker war der Einsatz auch eine neue Erfahrung. Eine Schülergruppe in Gweru hatte ein Stück über das Problem junger Mädchen mit den sogenannten "Sugar Daddies" – mit Männern, die sich an Schulmädchen heranmachen –



geschrieben und einstudiert. Der Übertragungswagen wurde – zur Vermeidung von Störgeräuschen – weitab vom Schulgebäude mitten im Feld geparkt. Aber da gab es eine Szene, die sollte in einem Raum spielen. Das Radio-4-Team steckte die schauspielernden Mädchen in den ZBC-PKW, zusammen mit dem Mikrofon – die Hörer werden schon nicht merken, daß die Szene in einem Auto und nicht in einer Bar aufgenommen wurde.

Vertreter der drei Gewinnergruppen wurden nach Harare in die Radio-4-Studios eingeladen, und die Hauptabendnachrichten des Fernsehens präsentierten das Ergebnis. Der Nachrichtensprecher gab zugleich das Lob des ZBC-Generaldirektors Kangai für die Arbeit der Drama-Abteilung von Radio 4 wieder, und der Generaldirektor ließ es sich nicht nehmen, die Attraktion dieser Funkform persönlich hervorzuheben:

"Obwohl es eine Nachstellung von Leben im Studio ist," sagte Kangai, "bringt Drama eine größere Nähe zur Realität als jede andere Art von Wortprogramm. Hörer bekommen eine Chance, sich mit den Charakteren zu identifizieren, nehmen teil an ihrer Freude und an ihrem Unglück."

Die Wirkung von Hörspielen – auch nach der Unabhängigkeit Zimbabwes vornehmlich eine Domäne des englischsprachigen Rundfunks, mit Übernahmen von BBC-Produktionen – ist von Radio 4 früh erkannt worden. Schon 1985 wagte sich der Sender an eine aufwendige Serie zur Förderung der Kooperativen-Idee. Auf Shona und Sindebele produzierte das Team in Zusammenarbeit mit Beratern der Friedrich Ebert Stiftung insgesamt 22 Folgen von je 15 Minuten Länge. FES bezahlte die Honorare für den Autor, die Laien-Schauspieler und einen einheimischen, sonst mit Werbesendungen beschäftigten Regisseur, dessen Aufgabe es zugleich war, Mitglieder der Drama-Abteilung bei dieser Produktion zu trainieren.

Ob die Hörspielserie den Willen zur Gründung von mehr Kooperativen gefördert hat, kann bezweifelt werden; politisch ist diese Idee von der ökonomischen Kehrtwendung der Regierung im Jahr 1989 – weg vom Sozialismus hin zur Marktwirtschaft mit der Einladung an ausländische Investoren – inzwischen wohl eher überholt. Aber sie hat den Radio-4-Redakteuren praktische Erfahrungen vermittelt, die inzwischen mit internationalen Preisen belohnt wurde. Beim gesamtafrikanischen URTNA-Wettbewerb des Jahres 1987 wurde ZBC-Radio 4 mit dem zweiten Preis für das Hörspiel "Changes" in drei Teilen der ghanaischen Autorin Ama Ata Aidoo ausgezeichnet:

In der Hotelhalle einer afrikanischen Metropole treffen sich zufällig zwei alte Freundinnen, die eine, glücklich verheiratet, die andere hat Erfolg im Beruf – aber ihre Ehe ist "kaputt". Durch drei Folgen erleben die Hörer den Versuch der jungen Frau, ihren Unabhängigkeitsdrang mit den Gegebenheiten afrikanischer Vorstellungen zu vereinbaren. Und sie agiert auf verblüffende Weise. Ein neuer Freund – selber verheiratet, der sie zur Ehe drängt, nachdem er sich selber würde scheiden lassen – wird mit dem Ansinnen konfrontiert, männliche Tradition in einer afrikanischen Gesellschaft für eine Frau gelten zu lassen. Sie will gerne mit ihm zusammenleben – aber als seine, offizielle, zweite Frau!

Der Austausch von Erfahrungen – nicht nur im Rundfunkbereich – findet höchst selten zwischen afrikanischen Nachbarn statt. Das hat sicherlich etwas zu tun mit einer durch

Entwicklungshilfe geprägten Grundhaltung, die sozusagen eine materielle Zugabe aus dem industrialisierten Teil der Welt erwartet. Zugleich scheitert aber oft die Vermittlung von Ergebnissen praktischer Erfahrung in der Zusammenarbeit von Schwarz und Weiß, weil hinter professioneller Argumentation weiße Arroganz gewittert wird.

So schmeicheln zwar gelegentliche Co-Produktionen zum Beispiel mit der Deutschen Welle dem Selbstwertgefühl von ZBC, sie bringen sicherlich den Radio 4-Kollegen während der jeweils mehrwöchigen Zusammenarbeit mit erfahrenen Redakteuren aus Köln zusätzliche Routine, aber wichtiger sind Erfahrungen bei der Identifizierung und Umsetzung eigener Programmideen.

Und da hat Radio 4 den Durchbruch geschafft: Im Frühjahr 1988 verkündeten die Fernseh-Nachrichten eine neue Initiative des Radio-4-Projekts.



Foto: KJS

Zuschauer konnten beobachten, wie Frauen – angeleitet durch ZBC-Techniker – lernten, mit Radio-Kassettenrecordern umzugehen, die von der Friedrich Ebert Stiftung zur Verfügung gestellt, und nun vom Generaldirektor der Zimbabwe Broadcasting Corporation den ersten neun Hörerclubs von Radio 4 übergeben wurden.

Fünfundzwanzig Clubs, alle von Frauen organisiert, sind mittlerweile in drei Distrikten nahe der Hauptstadt aktiv. Sie bilden den Kern einer Operation, die 1989 zunächst auf das Matabeleland im Westen Zimbabwes ausgeweitet wurde und später alle Provinzen des Landes einschließen soll.

Mavis Moyo, die stellvertretende Leiterin des Bildungskanals, verweist darauf, daß viele Menschen auf dem Lande noch nicht in der Lage sind, zu lesen und zu schreiben.

Sie sagt:

"Wir wollen die Menschen ermutigen, mit den Autoritäten zu kommunizieren, die nicht immer zu ihnen auf's Land kommen können," sagt Mavis Moyo. "Unsere Redakteure holen Antworten auf ihre Probleme von den betroffenen Behörden und Organisationen ein – an ihrer Stelle, durch das Radio."

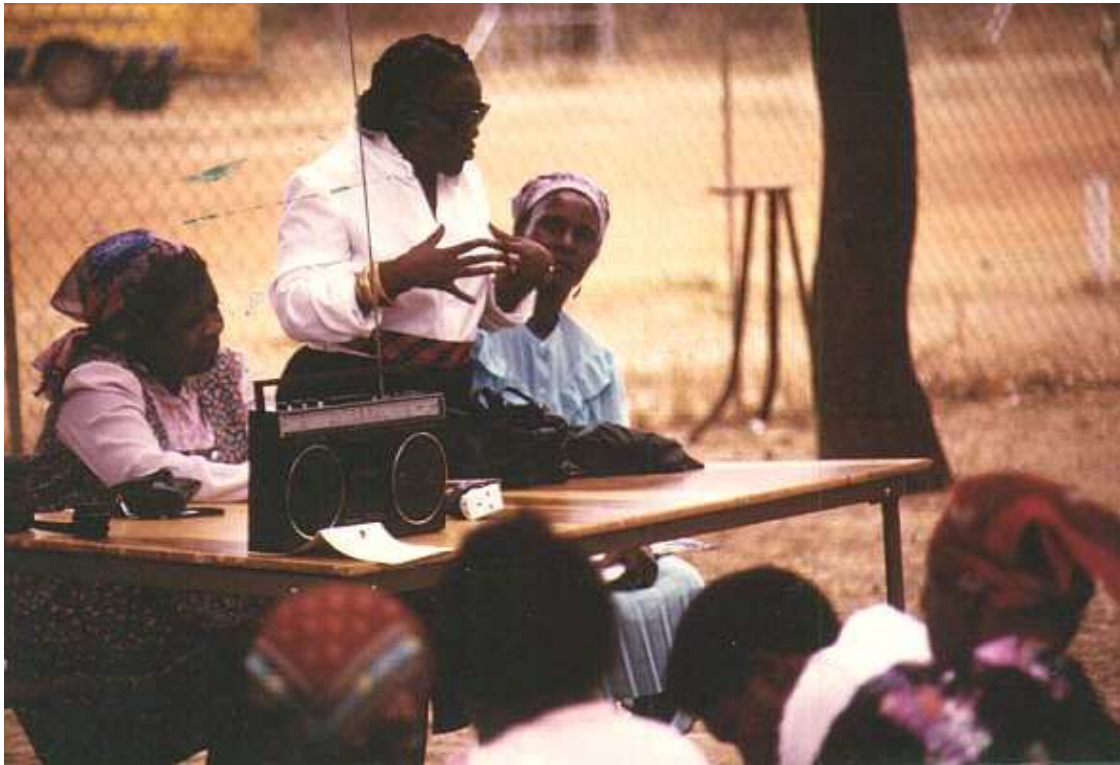


Foto: KJS (links: Mavis Moyo)

Anders als bei fehlgeschlagenen Versuchen in Afrika oder Südamerika, sind die Radio-4-Hörerclubs in Zimbabwe keine passiven Einrichtungen, in denen Programme nur angehört und diskutiert werden. Die Frauen nehmen Stellung zu handfesten Problemen in ihrer Gemeinschaft auf Kassette auf. Ein Koordinator von Radio 4, selber ein erfahrener Rundfunkmann, besucht sie regelmäßig, gibt technische Ratschläge, bringt ihnen Batterien – die die Frauen selber bezahlen – und ist im übrigen für die Gestaltung der wöchentlichen Halbstunden-Sendung verantwortlich, in der nicht bloß die Frauen zu Wort kommen, sondern üblicherweise auch eine Antwort im Originalton von zuständigen Behördenvertretern enthalten ist. Das geht nicht immer problemlos ab.

Die Zweiwege-Kommunikation ist eine neue und ungewohnte Qualität demokratischer Willensbildung. Der Koordinator hat sich schon manch böses Wort von – in ihrer Bürokraten-Ruhe gestörten – Autoritäten anhören müssen. Darüber hinaus muß er ständig mit Transportproblemen kämpfen. Aber seine Club-Sendungen sind schon nicht mehr bloß ein Experiment. Selbst in schwieriger werdenden politischen Zeiten dürfte es ZBC schwerfallen, eine Absetzung dieses Programms ohne Widerstand seiner Hörer durchzusetzen.

In Abwesenheit eines Politik-Dokuments für Radio 4 haben sich die Mitarbeiter des Bildungskanals ihre Aufgabe selber definiert. Und diese Definition gibt ihnen die Chance, immer wieder die Grenzen von Meinungsfreiheit auszutesten. In einer Studio-Diskussion unter der Verantwortung des mittlerweile vierten Leiters von Radio 4 wurde die Bildungsaufgabe im Mai 1989 'mal wieder bis an den Rand dieser Grenze getrieben:

Die von Präsident Mugabe vorgenommene ökonomische Kehrtwendung mit der Einladung an ausländische Investoren wurde mit dem "Ausverkauf Zimbabwes durch den Ndebele-König Lobengula an Cecil Rhodes" vor 100 Jahren verglichen.

Der Radio-4-Chef wurde suspendiert – aber, eine neue Qualität von Selbstbewußtsein, er drohte, sich einen Anwalt zu nehmen! Erstmals machte sich auch die junge Journalistengewerkschaft für ihn stark.

Nach sechs Wochen durfte er zurück zu Radio 4.

## **SUCHE NACH DER WELTMARKT-NISCHE**

*"Corruption in the Society"* – "Korruption in der Gesellschaft", das war am Anfang des neunten Jahres der Unabhängigkeit Hit Nummer Eins in Zimbabwe. Der Song von Thomas Mapfumo wurde nahezu täglich von einem der vier Rundfunksender gespielt.

Korruption hat das wirtschaftliche und politische Leben in Zimbabwe bis in die Grundfesten erschüttert. Wichtige Gefährten Präsident Robert Mugabes aus der Zeit des Befreiungskampfes haben ihn bei dem Versuch im Stich gelassen, im südlichen Afrika ein politisches und wirtschaftliches Modell aufzubauen, das den Beispielen afrikanischer Nachbarstaaten nicht folgt. Im Verlauf des Einigungsprozesses mit der Partei des politischen Konkurrenten, mit Joshua Nkomos ZAPU, geißelte Mugabe bei einem Sonderkongreß seiner Partei ZANU PF im April 1988 das Besitzstreben von Männern und Frauen in seiner nächsten Umgebung, die seine sozialistische Regierung in Verruf gebracht hatten.

"Einige sitzen direkt vor euch," rief Mugabe den rund 4.000 Delegierten zu, "Laßt es nicht zu, daß sie euch betrügen, daß sie die Partei und ihre Ideologie betrügen!" forderte Mugabe und setzte ein Ultimatum. "Von jetzt an müssen sie sich entscheiden, welchen Weg sie gehen wollen."

Aber es wurde ein langwieriger Prozeß der Selbstreinigung. Zu mächtig sind die alten Kämpfer, die sich unter Nutzung ihrer Privilegien bereichert und mit Stammesfehden in allen öffentlichen Bereichen für einen Entwicklungsstillstand gesorgt haben.

Nach schweren Studentendemonstrationen im September 1988 und der Zeitungsveröffentlichung einer Namensliste führender Partei- und Regierungsmitglieder, die sich unter Nutzung ihrer Privilegien fabrikneue Autos beschafft und illegal mit horrenden Aufschlägen privat weiterverkauft hatten, setzte Mugabe einen öffentlich tagenden Untersuchungsausschuß ein. Vor den Ohren eines wachen Publikums sonderten Minister und hohe Parteifunktionäre Lügen und Unverschämtheiten ab – bis sie das Verdikt der unbestechlichen Kommission traf: Fünf Minister und ein Provinzgouverneur mußten zurücktreten, Gerichte befaßten sich anschließend mit ihren Schwarzmarktgeschäften. Mitte April 1989 zog Mugabe bei einer internationalen Pressekonferenz Bilanz:

"Es war Erpressung mit Profitstreben und Spekulation – den schlimmen Folgen des kapitalistischen Systems, das wir immer noch haben."

Eine Woche später traf Mugabe der schwerste Schlag: Sein engster Vertrauter, einer seiner drei Senior-Minister, zuständig auch für den politischen Umgestaltungsprozeß der nun zusammengeführten Parteien ZANU PF und PF ZAPU, gleichzeitig der in Rhodesien am längsten eingekerkerte politische Gefangene – Maurice Nyagumbo – hatte sich im Zusammenhang mit dem Auto-Skandal von alten Weggefährten mißbrauchen lassen.

Er trat zurück – verbittert, beschämt, alleingelassen.

Am 9. Jahrestag der Unabhängigkeit, als Mugabe im überfüllten Nationalstadion von Harare einen dramatischen Kurswechsel in der Wirtschaftspolitik seiner Regierung bekanntgab, fuhr Nyagumbo in sein Dorf, besprach mit den Ältesten den Wunsch, an der Stätte seiner Ahnen beerdigt zu werden – zurückgekehrt nach Harare nahm er Gift. Robert Mugabe ließ seinen alten Freund, gegen den Widerstand seiner engsten Familienangehörigen und wohl auch gegen dessen eigenen – in einem letzten Willen verkündeten – Wunsch, als Held auf dem von Nordkoreanern gestalteten Ehrenpark am Rande der Hauptstadt beisetzen.

Schockiert stand er am Grab – begrub er auch einen Teil seines Traums von einem unabhängigen Zimbabwe?

Am selben Tag, an dem im Wahlkreis Maurice Nyagumbos das wachsende politische Desinteresse mit einer bedrohlich geringen Beteiligung an der Wahl für einen Nachfolger deutlich wurde und ein Drittel der abgegebenen Stimmen an die von Edgar Tekere neugegründete Partei "Zimbabwe Unity Movement" ging, bewahrte Mugabe den ersten, vor einem ordentlichen Gericht der Korruption schuldig gesprochenen Ex-Minister mit einem Pardon vor dem Antritt einer Gefängnisstrafe.

Edgar Tekere, der bei der Rückkehr Mugabes aus Mozambique Anfang 1980 engster Vertrauter des ZANU-Führers war, kann darauf verzichten, gegen die immer wieder von den Behörden ausgesprochenen Versammlungsverbote für seine neue Partei anzugehen. Die einfache Bevölkerung spürt die Metastasen des Krebsgeschwürs Korruption bereits in allen Lebensbereichen.

Doch Korruption ist in Zimbabwe keineswegs ausgeprägter als beispielsweise in Mitteleuropa, wo bekanntlich sich selber bereichernde Volksvertreter des öfteren beim Belügen von Parlamenten und Gerichten ertappt werden. Nur haben lügende und betrügende Weiße während ihrer langen Vorherrschaft in Afrika völlig un stabile

schwarze Gesellschaften hinterlassen, die das Kopieren korrupten Verhaltens wirtschaftlich und politisch kaum verkraften können. Korruption vom Rhein bis zur Elbe – viel zu oft ein Tagesthema – erschüttert nicht das westdeutsche System von Politik und Wirtschaft. Korruption zwischen Sambesi und Limpopo birgt die Gefahr, daß alles den Bach hinuntergeht, was Robert Mugabe seit Erreichen der Unabhängigkeit versucht hat, aufzubauen: Eine schwarze Gesellschaft, die trotz der Bedrohung aus dem benachbarten Apartheid-Staat den im Lande verbliebenen Weißen längst die Hand zur Versöhnung gereicht hat und im Südteil des Weltmarktes ein bißchen Selbstbestimmung ausprobiert.

Die Frage stellt sich allerdings, ob es wirklich der Mut eines unerschrockenen Journalisten war, der nach den vorangegangenen Studenten-Unruhen mit einer Veröffentlichung von Listen prominenter Autokäufer die Regierungskrise auslöste.

Zimbabweschen Journalisten steht nur eine bescheidene Spieglecke für investigative Anstrengungen zur Verfügung, die gesamte Tagespresse wird vom regierungsnahen "Mass Media Trust" kontrolliert. Die Enthüllungen erschienen aber nicht in einer der wenigen unabhängigen Publikationen, sondern im Bulawayo-"CHRONICLE", der zwar aufmüpfiger als die Hauptstadtzeitung "HERALD" agiert, aber zum "Mass Media Trust" gehört. Die spektakuläre Veröffentlichung fiel zeitlich zusammen mit dem für die ZAPU entstandenen Problem, nach der Vereinbarung eines Zusammengehens mit der regierenden ZANU PF die in allen wichtigen Ämtern des Matabelelandes sitzenden ZANU-Funktionäre loszuwerden. Bulawayo ist die Hauptstadt des Matabelelandes, der alte Fuchs Joshua Nkomo hatte hier zwar immer seine Vertrauensbasis, die von der Zentralregierung in Harare gesteuerte Politik wurde aber nach wie vor durch ZANU-Vertraute von den Gouverneursämtern bis hinab in die Posten der meisten Distriktverwalter kontrolliert.

"CHRONICLE"-Chefredakteur Geoff Nyarotha gibt keine Auskunft über seine Informationsquelle, Legenden haben sich mittlerweile um dieses Stück interessanter zimbabwescher Pressegeschichte gebildet: Arbeiter der "Willowvale"-Autofabrik, in der die kostbaren Neuwagen aus importierten Teilen zusammengesetzt werden, hätten den Betrug an die Presse gegeben, durch die versehentlich einem falschen Parlamentsabgeordneten zugestellte Rechnung sei der Skandal aufgefliegen. Die Zeitschrift "MOTO" brachte eine Karikatur, die den kleinen Nyarotha mit Federhalter vor einem riesigen, mit Schwert und Axt bewaffneten Legionär zeigt.

"Der Stift ist mächtiger als das Schwert!" meint der Journalist. "Sagt wer?" fragt der Legionär mit verschränkten Armen. Enos Nkala, der mächtige Verteidigungsminister, hatte den Chefredakteur anfangs noch persönlich bedroht. Er war einer der ersten Minister, der als Lügner überführt wurde. Und er war der zähste Gegner von Joshua Nkomo und einer Versöhnung mit dessen ZAPU gewesen.

Der Gouverneur von Matabeleland-Nord, Jacob Mudenda, verlor nach der ersten Runde der öffentlichen Untersuchung ebenfalls seinen Posten. Mark Dube, Gouverneur von Matabeleland-Süd, wurde in der zweiten Runde überführt, beim Wiederverkauf eines Autos illegal 33.000 Zimbabwe-Dollar Profit eingesteckt zu haben. Das Matabeleland Joshua Nkomos ist für ihn zufriedenstellend vom ZANU-Einfluß freigeräumt.

Geoff Nyarotha, der angebliche Einzelkämpfer in der "Willowgate"-Affäre wurde vorübergehend aus dem Weg geschafft: Der frühere Pressesekretär Mugabes erhielt einen hochdotierten, aber völlig einflußlosen Posten im Management des "Mass Media Trust" – bis dessen Chef sich zusammen mit anderen schwarzen Unternehmern die regierungskritische Wochenzeitung "FINANCIAL GAZETTE" aneignete und den ehemaligen "CHRONICLE"-Chefredakteur mitnahm, der nun von seinem neuen Sessel aus unabhängigen Journalismus ausprobieren will.

Die Medien-Manager des Landes und die angestellten Journalisten spielen – das wurde schon bei der Darstellung von Geschichte und Funktion der "Zimbabwe Broadcasting Corporation" deutlich – für die Diskussion des zimbabweschen Entwicklungsweges keine Vordenkerrolle!

Im Juli 1989 starb in Windhuk, der Hauptstadt Namibias, einer der prominentesten zimbabweschen Journalisten, Godwin Matatu. Er hatte während eines Reportereinsatzes als Korrespondent des Londoner "Observer" einen Herzinfarkt erlitten. Der "Observer" gehört zum einflußreichen "Lonrho"-Konzern, dessen Niederlassung in Zimbabwe nach wie vor wichtige Wirtschaftsbereiche des Landes kontrolliert.

"Lonrho Zimbabwe" brachte den Sarg per Flugzeug von Windhuk nach Harare, wo sich am Grab des Journalisten Kollegen und viel politische Prominenz versammelten, darunter Eddison Zvobgo, 1979 vielbeachteter Pressesprecher der schwarzen Befreiungsbewegung bei der Lancasterhouse-Konferenz und u.a. Justizminister Zimbabwes – bis die schon geschilderten schweren tribalistischen Konflikte innerhalb der Regierungspartei ihn Anfang 1987 ins vorübergehende Abseits drängten.

Am Grab Matatus kam nun die Stunde der Wahrheit, als Zvobgo seinem ehemaligen Kollegen ein "Kaliber" bescheinigte, "für das es in unserem Land keinen Platz gab." "Statt dessen," so Zvobgo über den gebeugten Häuptern der trauernden Kollegen, "mußten wir uns mit der zweiten Garnitur begnügen!"

Diese – von einem Kenner der Szene so bezeichnete – "zweite Garnitur" von Medienarbeitern sieht sich aber konfrontiert mit der Aufgabe, nicht nur die Rolle der Medien im eigenen Land neu zu definieren, sondern auch im weltweiten, von Informationsgiganten beherrschten Kommunikationsgeschäft eine Nische zu finden. Die dabei gewonnenen Erfahrungen führen zu immer neuen Frustrationen – wie der Versuch Zimbabwes lehrte, in das internationale Filmgeschäft einzusteigen:

Touristen hätten im Sommer 1989 beim Besuch der berühmten Victoria-Fälle einen einmaligen Blick auf dieses Weltwunder von einem Podest aus werfen können, das auf einem Stahlrohrgerüst weit über den Rand der Schlucht ragte – hätte da nicht auf einem Schild gestanden: "Betreten verboten! Die Verwaltung der Nationalparks und Warner Brothers."

Touristen am Lake Kariba, einem der größten künstlichen Seen der Welt, mußten vor der Einfahrt eines direkt am Wasser gelegenen Hotels umkehren. Ein Schild teilte ihnen mit: "Die Hotel-Leitung bedauert die vorübergehende Schließung: Warner Brothers hat dieses Hotel bis Ende August gemietet!"

Der amerikanische Filmkonzern "Warner Brothers" drehte in Zimbabwe einen Abenteuerfilm: "White Hunter / Black Heart" – "Weißer Jäger / Schwarzes Herz", ein Movie in der Tradition von "Africa Queen", dem berühmten Afrika-Film von John Huston mit Humphrey Bogart. Als Regisseur, Produzent und Hauptdarsteller war seit Mitte Juni im Lande: Clint Eastwood. Das Drehbuch schrieb James Bridges auf der Basis eines Bestsellers von Peter Viertel, der im Jahr 1955 seine Erlebnisse mit dem Regisseur von "Africa Queen", John Huston, in einem Roman verarbeitete.

Ich fragte Clint Eastwood nach der Film-Story.

"Es geht um diesen Mann, der besessen ist von Elefanten," antwortete er, "aber er soll einen Film machen, er wird bezahlt dafür. Doch er ist zu tief beeindruckt von der Jagd-Expedition und er kommt an den Punkt seiner Besessenheit, wo das ganze Filmprojekt infrage gestellt ist. Es ist die Geschichte von den Vorbereitungen für 'Africa Queen' und der Besessenheit John Hustons von Afrika. Die letzte Einstellung dieses Films wird die erste von 'Africa Queen' sein."

Clint Eastwoods Anwesenheit in Zimbabwe stieß auf gelassenes Interesse. Seit sechs Jahren waren die Zimbabweer daran gewöhnt, Besuch von Mega-Stars der internationalen Filmszene zu erhalten: Richard Chamberlain machte den Anfang, 1983 mit einem wüsten "Indiana Jones"-Verschnitt des größten Film-Konzerns, Cannon-Productions.

"King Solomon Mines" und sein Nachfolger "Quatermine" waren beide keine Kassenerfolge, aber Cannon öffnete Zimbabwe für das internationale Filmgeschäft.

Sir Richard Attenborough folgte und drehte hier den Steve-Biko-Film "Ruf nach Freiheit", der immerhin eine Oskar-Nominierung erhielt. Claude Lelouch kam mit Jean-Paul Belmondo und auch Klaus Kinski hatte einen, den Zimbabweern unvergeßlichen Auftritt, als er Hotel- und Zollpersonal zum Verzweifeln brachte.

Wie er denn auf die Idee gekommen sei, in Zimbabwe zu drehen, fragte ich Clint Eastwood. Kenia sei doch von internationalen Filmfirmen immer bevorzugt worden.

Er sei bisher weder in Kenia noch in Zimbabwe gewesen, antwortete Eastwood. Der Executiv-Producer David Valdes und seine Kollegen hätten sich Zimbabwe angesehen und es sehr gut gefunden. Vielleicht habe die Tatsache eine Rolle gespielt, daß in Kenia schon so viele Filme gemacht worden seien und es dort so viele Touristen gebe. Er habe sich Video-Bänder von Kenia und von Zimbabwe angeschaut – und er habe es sofort gemocht. Auf die Frage, wie sich denn die Zusammenarbeit mit dem zimbabweischen Informationsministerium gestalte, meinte Clint Eastwood, es gebe eine wunderbare Kooperation und das sei vielleicht mit ein Grund für die Entscheidung gewesen.

Zimbabwe hat sich mit seinen Landschaftsreizen, den kolonialen Stadtbildern, mit seinen wilden Tieren und einer intakten Infrastruktur zum Eldorado internationaler Filmemacher entwickelt.

1983 hatte das Land noch gegen seinen Ruf als unsicheres Pflaster anzukämpfen. Drei Jahre nach seiner Unabhängigkeit herrschte noch Bürgerkrieg im Matabeleland. Dennoch gelang es der Vertrauten des damaligen Informationsministers Nathan Shamuyarira, Beverly Tilley, ihren Chef von den Perspektiven einer Offerte an die internationale Filmwelt zu überzeugen – mit gelegentlicher Teilfinanzierung von Spielfilmen durch Zimbabwe. Hintergedanke: Der Aufbau einer eigenen Filmindustrie!



Da nahm es Dr. Shamuyarira in Kauf, daß er sich 1985 die Premiere des ersten Cannon-Films in Harare antun mußte, einer unsägliche Klamotte mit unübersehbaren rassistischen Aspekten, die in den USA lebende Zimbabwer zu Protestbriefen an die heimatliche Presse veranlaßten. Das "Zentrale Film-Laboratorium" in Harare erhielt jedoch die Mittel, sich mit moderner Technologie auszurüsten. Zimbabwesche Schauspieler, Techniker, Produzenten bekamen Gelegenheit, in der Zusammenarbeit mit den ausländischen Teams praktische Erfahrungen zu sammeln.

Oliver Maruma gehört inzwischen zu der Handvoll Talenten, die sich an eigene Produktionen gewagt haben. Sein 90-Minuten-Film "Consequences" über eine Schulmädchen-Schwangerschaft, ein ernstes Jugendproblem in Zimbabwe, wurde schon mit zwei internationalen Preisen ausgezeichnet. Aber er wurde im zimbabweschen Fernsehen gezeigt, nicht im Kino.

Der Manager einer der größten Kinoketten in Zimbabwe, Ian Hoskins, hatte im Mai und Juni 1989 in Harare das 6. Internationale Filmfestival ausgerichtet. Die einzige afrikanische Meldung, ein Spielfilm aus Ghana, mußte zurückgezogen werden: Er war nicht rechtzeitig fertig geworden. Produktionen aus den USA, aus Spanien und aus der Bundesrepublik gewannen die ersten drei Preise. Ian Hoskins hat keine Illusionen über Zimbabwes Film-Perspektiven:

"Es ist schwierig, einen Vergleich mit der Filmindustrie hier zu ziehen. Es gibt gute Dokumentarfilme, aber ein Spielfilm – das ist die größte Herausforderung! Mit einem guten Spielfilm kann das große Geld gemacht werden, wenn man damit auf den Weltmarkt gelangt. Unglücklicherweise bringen Dokumentarfilme kein Geld – wir kaufen nie Dokumentarfilme."

Auch bei Dr. Shamuyariras Nachfolger im Amt des Informationsministers, bei Dr. Witness Mangwende trat Ernüchterung ein. Am Schluß des Harare-Festivals verteilte er eher griesgrämig die Preise – und dann holte er zum Rundumschlag aus:

"Erlauben Sie mir, meine Sorge auszudrücken über einige Filmunternehmen, die in Zimbabwe drehen," sagte er, "sie haben unter anderem unsere Hoffnung auf Deviseneinkünfte und auf Vermittlung von Fachkenntnissen zum Aufbau einer eigenen Filmindustrie frustriert. Wir haben eine Phase erreicht, in der wir abwägen müssen, ob es sich für Zimbabwe gelohnt hat, daß ausländische Unternehmen hier Filme produzieren. Es ist zum Beispiel schlimm, daß einige ausländische Firmen Crews hereingebracht haben, deren Jobs nach unserer Ansicht Zimbabwer hätten kompetent ausfüllen können. Und obwohl Zimbabwe im Laufe der Jahre spezielles Gerät angeschafft hat, fahren Produktionsfirmen fort, das meiste Equipment in Südafrika zu mieten. Angesichts mangelnder Kontrolle haben außerdem einige zimbabwesche Partnerfirmen Rechnungen nicht beglichen oder ihre Beschäftigten schlecht behandelt und bezahlt – vor allem ihre schwarzen Arbeiter."

Nicht erwähnt wurden vom Informationsminister Intrigen und Korruptionsfälle in seinem Ressort, die die erfahrenste Mitarbeiterin zur Aufgabe ihres Jobs zwangen und den früheren Chef des halbstaatlichen "Zentralen Film-Laboratoriums" wegen passiver Bestechung vor Gericht brachten.

Anfang Mai 1989 gab die "Zimbabwe Film, Television and Allied Workers' Association" ihre Zurückhaltung auf. Sie beanspruchte den Status einer ordentlichen "Union", einer Gewerkschaft. "Die ursprüngliche Auffassung, die Bezeichnung 'Union' würde ausländische Filmkompanien abschrecken, ist ein Irrtum gewesen," sagte der Regisseur Oliver Maruma, neuer Vorsitzender der Gewerkschaft.

Er ist noch immer optimistisch, daß Zimbabwes Filmindustrie auf die eigenen Beine kommt.

Die grundsätzliche Kehrtwendung in der Wirtschaftspolitik Zimbabwes kam am 18. April 1989.

Es sei klargeworden, so erläuterte Präsident Mugabe bei den Unabhängigkeitsfeiern im Nationalstadion von Harare, daß ausländische Investoren eine wesentliche Rolle spielen könnten. Deshalb sei entschieden worden, ein Investitionszentrum einzurichten, das Investoren aus dem Ausland als Anlaufstelle dienen solle. Der Schutz ausländischer Investitionen und der Transfer von Gewinnen sollten umgehend in einem Investment-Code abgesichert werden. Weitere Initiativen – zum Beispiel die Einrichtung von zollfreien Wirtschaftszonen – würden studiert.

Außenminister Shamuyarira dämpfte sofort nach der Mugabe-Rede in einem Fernsehinterview zu große Erwartungen:

"Ich selber teile nicht die Ansicht, daß nun eine Menge Geld nach Zimbabwe fließt, bloß weil es einen liberalen Investment-Code geben wird," sagte Shamuyarira.

"Harte Tatsache ist, daß einfach zu wenig Geld auf den Weltfinanzmärkten für Investitionen im Ausland zur Verfügung steht."

Während sich die zimbabwesche Geschäftswelt, nach wie vor von Weißen beherrscht, in Begeisterung überschlug, schlug der Zimbabwesche Gewerkschafts-Kongress einen ersten Warnpfahl ein. ZCTU-Generalsekretär Morgan Tsvangirai erhob am Tag nach der Präsidenten-Rede in einem Fernseh-Interview warnend die Stimme. Wenige Monate nach Mugabes Ankündigung begann das für alle Beteiligten ungewohnte Feilschen um Lohn-erhöhungen: Nach fruchtlosen Verhandlungen legten die Junior-Ärzte die Arbeit nieder, es kam zu Massenfestnahmen durch die Polizei. Der Präsident mußte einschreiten und mit einer Amnestie Gerichtsverfahren abwenden. Dann legten Facharbeiter den gesamten Eisenbahnverkehr lahm. Die halbstaatliche Verwaltung lenkte ein, doch als wenig später die kleine Gruppe von Rangierern ebenfalls mit Arbeitsniederlegung für bessere Löhne demonstrierte, wurde der Protest mit rigorosen Entlassungen zerschlagen.

Unterdessen klagten Unternehmer über ganz andere Hindernisse für eine florierende Wirtschaftsentwicklung in Zimbabwe, und natürlich standen ihnen dafür bequemere Mittel zur Verfügung. Sie kauften bei der "Zimbabwe Broadcasting Corporation" wöchentliche Sendezeit, in der sie ihre Probleme debattierten. Unter anderen stellte der Chef eines Industriebetriebes zur Lieferung von Bergbaugeräten sehr plastisch seine Sorgen mit der Staatsbürokratie dar:

"Wir liefern der Bergbau-Industrie zu," sagte Warry Higgs, "einer Industrie, die diesem Land einen großen Anteil harter Währung verdient. Was der Bergbau aber an Devisenzuteilung erhält, ist nur ein kleiner Prozentsatz – obwohl dieser Industriebereich

Devisen einbringt. Wenn nun zum Beispiel in einer Mine ein Gerät kaputtgeht, kann das den Ausfall von vielen Tagen Produktion im Wert von Tausenden von Dollar bedeuten und den Ausfall von Export, also von Devisen-Verdienst. Und das, weil vielleicht nur 600 Dollar in Devisen für ein Ersatzteil nicht zur Verfügung stehen. Ich habe das Gefühl, daß die Industrie, die Devisen hereinbringt, nicht ausreichend bei der Devisenverteilung berücksichtigt wird."

Neun Jahre nach seiner Unabhängigkeit hatte Zimbabwe beschlossen, eine wirtschaftspolitische Kurskorrektur vorzunehmen. Seine Geschäftsleute drängten den Präsidenten, die strikten Devisenkontrollen aufzugeben, die unter anderem zur Spekulation mit kaum erhältlichen Gütern – wie zum Beispiel mit neuen Kraftfahrzeugen – Tür und Tor öffnete.

Doch Außenminister Shamuyarira behielt recht, ausländische Investoren rissen sich nicht darum, ihr Geld in Zimbabwe anzulegen – aus drei Gründen, die er so allerdings wohl nicht im Sinn hatte:

**1.** Mit der ideologischen Aufräumarbeit in den alten marxistisch-leninistischen Bastionen Europas und Asiens eröffnen sich – von der DDR über die Sowjetunion bis nach China – attraktive Investitionsmärkte und zugleich gerät die übrige sogenannte Dritte Welt als Lieferant von Rohstoffen und Billigarbeit sowie als Konsumgutempfänger unumkehrbar in die Abhängigkeit von Entwicklungszentren der nun endgültig aufgeteilten Wirtschaftswelt. Die angestrebte Süd-Süd-Kooperation, also der direkte Handelsaustausch zwischen sich entwickelnden Ländern, bringt keinen Zugang zu Devisen und zu moderner Technologie sowie dem dazugehörigen Know-how.

**2.** Der liberale Investment-Code wurde nicht von vertrauensbildenden Änderungen in den innenpolitischen Rahmenbedingungen Zimbabwes begleitet – im Gegenteil: Die bislang nicht eingelöste Landreform, eine bedrohlich wachsende Arbeitslosen-Lawine und damit zusammenhängende, soziale Unruhen sowie die Unfähigkeit, Widerspruch zu ertragen, machen es Mugabes Regierung und vor allem seiner Partei immer schwerer, das existierende Recht als Grenze ihres Führungsanspruchs anzuerkennen. Vor diesem Hintergrund hatte sich gegen Ende 1989 in Zimbabwe zwischen Regierungspartei und der von ihr gestellten Parlamentsführung einerseits und dem Obersten Gericht andererseits ein schwerer Konflikt entwickelt. Die Festnahme des Gewerkschaftschefs Morgan Tsvangirai sowie Verhaftungen von Studenten- und Oppositionsfunktionären unter dem nahtlos von den Weißen übernommenen und jedes halbe Jahr verlängerten Ausnahme-recht wurden vom höchsten Gericht mehrfach aufgehoben, von der Exekutive auf Anweisung der Sicherheitsorgane jedoch schlicht ignoriert. Der Generalstaatsanwalt stellte vorübergehend alle weiteren Strafverfolgungen ein, als der erste, von einem Gericht im Zusammenhang mit dem Autoskandal verurteilte Ex-Minister von Präsident Mugabe Pardon erhielt.

**3.** Verdeckte und schon im Befreiungskampf entstandene Machtkonflikte zwischen Führern unterschiedlicher Shona-Gruppen und eine u.a. daraus resultierende Clan-Wirtschaft lähmen Planung und Management in nahezu allen öffentlichen Bereichen. In zehn

Jahren ist es Zimbabwe nicht gelungen, wichtige Wirtschaftsbereiche in den Griff zu bekommen – Beispiel Transportwesen: Der Nah- und Fernverkehr mit Bussen hat sich während der letzten Jahre in einer lebensgefährlichen Krise festgefahren, mangelnde Aufsicht und fehlende Ersatzteile lassen Menschen nicht bloß stundenlange Wartezeit vergeuden, platzende Reifen dürften Zimbabwe zu einem traurigen Weltrekordhalter tödlicher Busanfälle gemacht haben. Als im November 1989 von einem solchen Busunglück mit 78 Toten zu berichten war, konnte in derselben Zeitungsausgabe auf einer Doppelseite das Farbfoto einer Neuerwerbung von "Air Zimbabwe" bewundert werden: 65 Millionen US-\$ kostet die "Boeing 767", mit der die nationale Fluggesellschaft im internationalen Wettbewerb Gewinne einfliegen will. Im Juni '89 mußte das "Air Zimbabwe"-Management einräumen, daß Angestellte der Fluglinie und Familienmitglieder auf der Flugstrecke Harare-Frankfurt gelegentlich 95 der insgesamt 139 Passagiere stellten – mit Tickets zu 10 Prozent des normalen Preises. Einen Tag, bevor die neue "Boeing 767" in Harare eintraf, wurde bekannt, daß das "Air Zimbabwe"-Management versäumt hatte, rechtzeitig die Erlaubnis einzuholen, mit dieser Großraummaschine den Linienverkehr nach London aufnehmen zu dürfen. Der chaotische Gütertransport der halbstaatlichen Eisenbahngesellschaft, der monatelang die Nationalökonomie bedrohte, wurde klammheimlich von einem durch die Weltbank finanzierten Experten innerhalb von 14 Tagen wieder auf die rechten Geleise geschoben.

Im zehnten Jahr der Unabhängigkeit hatte Zimbabwe einen Kreuzweg erreicht, auf dem die Suche nach einer Nische im Weltmarkt zur Überlebensfrage wurde. Im Prozeß der politischen und wirtschaftlichen Umgestaltung traten die Widersprüche einer Gesellschaft zutage, die Selbstbestimmung in einer Zeit erkämpfte, in der Befreiungsanstrengungen unterdrückter Völker vor dem Hintergrund einer ideologisch klar aufgeteilten Welt stattfanden: Sozialismus versus Kapitalismus!

Anfang Dezember 1989 – kurz vor dem entscheidenden Kongreß der in einer Einheitspartei zusammengeführten ZANU PF und ZAPU – wurde der Informationssekretär der Partei, Außenminister Nathan Shamuyarira in einem Fernsehinterview nach der Zukunft des Sozialismus in Zimbabwe befragt.

Seine Antwort:

"Zimbabwe wird sich wegen der Ereignisse in Osteuropa nicht von seinem Weg zum Sozialismus abbringen lassen. Der zimbabwesche Sozialismus ist aus einer eigenständigen Analyse entstanden, angepaßt an eigenen Erfordernissen und deshalb ist er verschieden von Sozialismus, wie er in anderen Ländern praktiziert wird."

Einspruch: Es gibt in Zimbabwe keinen eigenständig entwickelten sozialistischen Weg! Das im Befreiungskampf benutzte sozialistische Konzept, der Marxismus-Leninismus, hat – von den Betroffenen bis heute leider unbemerkt – schwarzes Denken auf neue Weise kolonialisiert!

Selbst die von Shamuyarira in seinem Interview als einziger Beweis für reale sozialistische Anstrengungen in Zimbabwe angeführte Kooperativenbewegung experimentiert mit unterschiedlichen ausländischen Modellen, die nach Shamuyariras eigenem Eingeständnis – bis auf wenige Ausnahmen – kollabierten.

Von der endgültigen Aufteilung des Weltmarkts in die Ecke gedrängt und mit zweifelhaft gewordenem ideologischen Rückhalt im bröckelnden sozialistischen Lager hat die zimbabwesche Führung nun einen afrikanischen Ausweg gesucht: Die Häuptlingslösung!

Unter zunehmender Ausschaltung des Parlaments, in dem schon vor der Verfassungsänderung des Jahres 1990 kaum noch ein Minister zur Debatte mit – in der Regel ebenso volksfernen – Abgeordneten erschien, werden Entscheidungen von lokaler bis zu nationaler Bedeutung auf den unterschiedlichen Häuptlingsebenen in der Struktur der Einheitspartei getroffen.

Der junge Lehrer Robert Gabriel Mugabe – und das wird in Europa oft übersehen – kam zu seiner politische Grundüberzeugung im Ghana des Kwame Nkrumah, das 1957 als erste britische Kolonie Afrikas unabhängig wurde!

Mugabe:

*"Ich ging dorthin als Abenteurer, ich wollte sehen, wie es sein würde in einem unabhängigen afrikanischen Staat. Einmal dort, begann ich endgültige Ideen zu entwickeln – man könnte sagen, es war dort, wo ich die generellen Prinzipien des Marxismus akzeptierte."*

*(In: "Mugabe", David Smith & Colin Simpson with Ian Davies, 1981, Pioneer Head, Salisbury, S. 22)*

Das Afrika-Seminar im Institut für Publizistik der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster nahm 1962 "Eine erste Erkundung" vor, die Nkrumahs Parteipraxis so beschrieb:

*"...Nkrumah hat begriffen, daß die politische Partei in Afrika nicht die Wesenszüge bewahren kann, die sie in den westlichen Demokratien besitzt. Die CPP ist ein vollkommen ausgebautes soziales Gebilde. Es entspricht dem Verlangen des Schwarzen, ein totales Engagement einzugehen, das die Stelle seiner alten Bindungen an den Clan einnehmen kann. Die Partei beabsichtigt, alle Gefühle des Schwarzen für den nationalen Aufbau und die wirtschaftliche Entwicklung zu mobilisieren."*

*[Jean-Louis Clement]*

*Die ghanesische CPP und mit ihr alle Parteien Afrikas zeichnen sich wesentlich durch folgende Charakteristika aus: a) Sie fordern das totale Engagement des Afrikaners. b) Parteiführer und Parteiorganisation sind weitgehend identisch. c) Die Partei ist an die Stelle des Stammes und an die Stelle der Großfamilie getreten. d) Der Parteiführer ist gottähnlich. e) Die Partei führt Afrika von der Unterdrückung zur Freiheit. f) Die Partei verkündet die Botschaft des Nationalismus."*

*(Prof. Dr. H.-J. Pranke, "Publizist und Publikum in Afrika", 1962, Verlag Deutscher Wirtschaftsdienst, Köln, S. 21)*

Im Mai 1989 – zum 26-jährigen Bestehen der "Organisation für Afrikanische Einheit" – erfuhr Kwame Nkrumah, 17 Jahre nach seinem Tod in einem rumänischen Krankenhaus, durch Hauptstadtzeitungen in Harare eine bemerkenswerte Würdigung als "Architekt der Unabhängigkeit Ghanas". Die "Sunday Mail" am 21.05.89:

"Es wird unterstellt, Nkrumahs Ansichten von Afrika und der Notwendigkeit, gegen den Imperialismus zu kämpfen, seien veraltet. Es wird gesagt, sie gehörten in das

Museum politischer Philosophien als Relikte der Vergangenheit, sie seien überholt durch neue Phänomene und einen Realismus, charakterisiert durch Umarmung und Küsse mit allen und jedermann. ... Afrika würde es teuer zu stehen kommen, wenn seine fortschrittlichen Führer sich mit Vollgas solchen Ideen anschließen würden, die fast an politische Narretei grenzen."

Nicht erwähnt in der "Sunday Mail": Kwame Nkrumah hatte 1964, in enger Anlehnung an den Ostblock, das Einparteiensystem eingeführt und war 1966, nach Etablierung eines ungeheuren Kults um seine Person, von der Armee gestürzt worden.

Als Ergebnis der sich abzeichnenden Weltmarktordnung muß in der zimbabweschen Nische des Weltmarktes auf Dauer Mangel verwaltet und Instabilität vermieden werden. Damit stellt sich besonders drastisch die Machtfrage. Die Häuptlingslösung erschiene unter diesen Umständen eine mögliche Antwort. Und von Robert Gabriel Mugabe – würde es abhängen, ob es gelänge, im Rückgriff auf verschüttete afrikanische Erfahrungen dennoch Machtkontrollen wirksam neu zu entwickeln.

Dafür wäre es allerdings erforderlich, daß sich Zimbabwes Ideologen endlich verübschieden von Dogmen, die in Mittel- und Osteuropa nicht nur ein wirtschaftliches Chaos angerichtet haben, sondern die vor allem die Ausbeutung der Bevölkerungsmehrheit durch eine Funktionärsminorität zynisch absichern halfen.

Alles deutet jedoch darauf hin, daß nicht eine solche afrikanische Variante von demokratischer Führung durch weise Männer und Frauen angestrebt ist, sondern die gedankenfaule Kopie europäischer Staatsdiktatur-Modelle, wie sie schon anderen afrikanischen Gesellschaften aufgezwungen wurde.

Nichts hat sich in den zehn Jahren seit der Unabhängigkeit Zimbabwes hin bewegt auf eine Neubesinnung, auf ein Schürfen nach afrikanischer Identität, in der eigenständige Lösungsversprechen liegen könnten. Die neue Machtelite hat sich in der Mehrheit mit ihrem in zehn Jahren akkumulierten, materiellen Reichtum längst abgewendet von den schwarzen Wurzeln. Geholfen haben ihr dabei Legionen weißer Agenturen.

Zur Erhaltung der Stabilität in der afrikanischen Republik Zimbabwe ist zum Beispiel die Bundesrepublik Deutschland in den vergangenen zehn Jahren mit umfangreicher Wirtschafts- und Entwicklungshilfe – aber gelegentlich auch mit untauglichen Konzepten angetreten, die schließlich auf altbekannte Art zu korrigieren waren.

Die gleichzeitige Förderung von Regierungspartei und Gewerkschaften nach einem westeuropäischen Demokratieverständnis etwa, das zu lange den wachsenden Widerspruch zwischen Oben und Unten in Zimbabwe außer acht ließ, führte gegen Ende des Jahres 1989 zu einem seltsamen Geschenk Bonns an Harare – ein Dutzend ohne öffentliches Aufsehen übergebene Limousinen deutscher Fabrikation. Empfänger war das für staatliche Sicherheit zuständige Ministerium!

Und welche Priorität hat bei dieser verzweifelten Suche nach Anschluß an den Weltmarkt die eigene Umwelt?

Von der europäischen Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, hatte Ende April 1989 in Harare die norwegische Premierministerin Gro Harlem Brundtland den bedeutenden "Third World Foundation Prize" entgegengenommen. Ex-Bundeskanzler Willy Brandt hatte ihn fünf Jahre zuvor erhalten, vor ihm unter anderen der tansanische Staatsmann Julius Nyerere, nach ihm Nelson und Winni Mandela.

Frau Brundtland war zuletzt in der zimbabweschen Hauptstadt gewesen, als ein Jahr zuvor die Ergebnisse der von ihr geleiteten "Weltkommission für Umwelt und Entwicklung" vorgestellt wurden, in einem Report mit dem Titel "Unsere gemeinsame Zukunft".

Ist es denn wahr, was die norwegische Regierungschefin zu Beginn ihrer Dankesrede in Harare sagte? Ist Afrika tatsächlich essentiell für "unsere gemeinsame Zukunft"? Und gibt es "Grund zur Hoffnung, daß sich Afrika auf dem Weg zu einer dauerhaften Entwicklung" befindet?

Frau Brundtland verhehlte im weiteren Verlauf der Rede nicht ihren eigentlichen Pessimismus – und die Entwicklung im Musterland Zimbabwe gibt Anlaß dafür – vor allem im Zusammenhang mit dem Thema der von Gro Harlem Brundtland geleiteten Kommission: "Umwelt und Entwicklung".

Präsident Robert Mugabe stellte im Mai 1989 beim Empfang für den Gründungspräsidenten des "World Wide Fund for Nature", Prinz Bernhard der Niederlande, fest:

"Schutz und Bewahrung unserer Umwelt ist entscheidend und grundlegend für unser Überleben, deshalb betrachten wir dies als eine äußerst wichtige Angelegenheit, und deshalb ist unsere zuständige Ministerin involviert in einer ständigen Kampagne, nicht nur, um ein Bewußtsein dafür unter unserer Bevölkerung zu mobilisieren, sondern auch, um Naturschutz-Projekte unterschiedlicher Art anzustoßen."

Prinz Bernhard unterbrach die Ausführungen Mugabes vor den laufenden Kameras und fügte hinzu, er wolle doch darauf aufmerksam machen, daß Zimbabwe dabei in Afrika eine führende Rolle spiele.

Nun, da war der Prinz nicht gut genug informiert: Zimbabwe ist vor dem Hintergrund seiner neuen Investitionsinteressen gerade dabei, ein von der UNESCO als "Welt-Erbe" klassifiziertes Stück Natur dem amerikanischen MOBIL-Konzern zur Disposition zu stellen. MOBIL hatte schon im Mai 1987 bei der zimbabweschen Regierung beantragt, in der bislang unberührten Wildnis des Sambesi-Tales nach Öl suchen zu dürfen. Das brachte 1989 – fast schon zu spät – Organisationen wie die "Wildlife Society of Zimbabwe" und die "Zambezi-Society" auf den Plan, die nun versuchten, in einer Presse-Kampagne an die Verantwortung der Regierung zu appellieren. Monatelang mußte die regierungsunabhängige "Financial Gazette" auf eine Stellungnahme der Umweltschutz-Ministerin Victoria Chitepo warten, die doch nach Mugabes Darstellung nichts dringender zu tun hat, als Naturschutz-Kampagnen zu initiieren.

Dabei geht es tatsächlich um eines der letzten unberührten Wildgebiete der Erde: rund 30.000 Quadrat-Kilometer, die sich von den Victoria-Fällen ostwärts und vom Sambesi südwärts erstrecken. Eingeschlossen sind die von Wildliebhabern aus aller Welt während der Trockenzeit besuchten Tier-Reservate des "Matusadona Nationalparks" und des

"Mana Pools Nationalparks", wo noch nahezu jede Spezies der afrikanischen Tierwelt in einem natürlichen Habitat lebt.

Ohne Konsultation mit den Naturschutzorganisationen hatte die Regierung schon Anfang 1988 das Sambesi-Tal als mögliches Umsiedlungsgebiet für Kleinbauern in Aussicht genommen. Sie unterzeichnete mit der Europäischen Gemeinschaft einen Vertrag, mit dem die EG rund 6,7 Millionen Z-\$ für ein Programm zur Bekämpfung der Tse-Tse-Fliege bereitstellte. Sie war bisher das letzte Hindernis für Mensch und Rinder, die der von diesem Insekt übertragenen Schlafkrankheit zum Opfer fielen. Die EG hatte zuvor umfangreiche Rindfleischlieferungen mit Zimbabwe vereinbart!

Naturschützer haben sich jedoch nicht davon überzeugen lassen, das das versprühte Gift für Fauna und Flora im Sambesi-Tal unschädlich ist. 5.000 Hektar waren nach Angaben eines EG-Vertreterers in Harare bis März 1989 schon als Farmland nutzbar, 24.000 Hektar sollen es bis 1992 sein.

Die "Zambezi Society", schon in diesem Zusammenhang erfolglos, zeichnete nun ein Horrorbild zu erwartender Schäden aus der bevorstehenden Öl-Exploration und stützte sich dabei auf Erfahrungen eines ähnlichen Projekts im Luangwa-Tal im benachbarten Sambia. Voraussichtlich würden alle 15 Kilometer bis zu 5 Meter weite Schneisen in den Busch geschlagen werden müssen, über die schweres Gerät an die Bohrstellen gebracht würde. Brunnen müßten gebohrt, Basislager errichtet werden. Wasserverschmutzung, unkontrollierte Brände, Vergiftung von Boden und Pflanzenwelt seien zu befürchten, und die sowieso schon vorhandene Bedrohung der Tierwelt durch Wilderer werde zunehmen.

Die zimbabwesche Regierung, interessiert an Deviseneinkommen, hielt sich lange bedeckt. Bei einer internationalen Pressekonferenz Anfang Mai 1989 bat ich Zimbabwes Superminister für Wirtschaft, Finanzen und Entwicklungsplanung, Dr. Bernard Chidzero, unter Verweis auf die öffentlich geführte Diskussion um eine Stellungnahme.

Das Projekt werde öffentlich diskutiert – was der Fragesteller aber nicht wisse, sagte Bernard Chidzero, sei, daß die Regierung beschlossen habe, eine Studie über die Auswirkungen auf die Umwelt durchführen zu lassen. Die Regierung sei sich völlig im Klaren über mögliche Gefahren und Schäden. Der Konzern verstehe die Sorgen sehr gut und habe zugesagt, umweltschutzbezogene Maßnahmen zu treffen.

Am 4. Dezember 1989 hatte die MOBIL-Corporation ihr Ziel erreicht: Der Bericht über die Vertragsunterzeichnung erschien am nächsten Tag in der Hauptstadtzeitung "THE HERALD" zusammen mit einer ganzseitigen MOBIL-Anzeige, mit der ein natur-schonendes Vorgehen bei der Öl-Suche zugesichert wurde.

Nun machen Ölbohrungen aber ja nur Sinn, wenn das gefunden und ausgebeutet wird, wonach man sucht – eben Öl! Und da sind die zimbabweschen Naturschützer von den Sicherheitsbeteuerungen des Konzerns angesichts von Öl-Katastrophen in aller Welt nicht gerade überzeugt.

Zimbabwe befindet sich in einem Dilemma, das der Vorsitzende des "Nationalen Behinderten-Verbandes" in Bulawayo bei seiner Wahl schon 1987 von seinem Rollstuhl



aus formulierte: Unter dem Beifall der Versammelten erklärte R. Mpinou, es sei sehr entmutigend, festzustellen, daß sich die Politiker ihren Problemen gegenüber taub stellten. Überraschenderweise werde jedoch dem Überleben von Nashörnern, Schuppentieren und so weiter mehr Beachtung geschenkt, während die Behinderten Objekte von Mitleid und Not blieben.

Die norwegische Premierministerin Brundtland hat 1988 als Vorsitzende der "Kommission für Umwelt und Entwicklung" versucht, einer mäßig interessierten Weltöffentlichkeit diesen Konflikt bekanntzumachen. Commonwealth-Generalsekretär Shridat Ramphal sagte ein Jahr später bei der Preisverleihung in Harare, ihr Verdienst sei es, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß Hauptfaktor für die Gefährdung von Umwelt Armut sei!

### **BOYKOTT AUS DEM ELFENBEINTURM**

Nun haben es ja die Menschen in den Industrieländern geschafft, bei der Jagd nach materiellem Reichtum die Natur ihrer Heimat hoffnungslos und irreparabel aus dem Gleichgewicht zu bringen. Dennoch meinen ihre Regierungen, den Staaten in der sogenannten Dritten Welt Ratschläge erteilen zu können, die rasch in neue Bevormundung ausgeartet sind: Ohne Konsultation der betroffenen afrikanischen Regierungen haben Europäische Gemeinschaft und die Vereinigten Staaten von Amerika 1989 Afrika einen Elfenbein-Bann auferlegt. Schulterklopfen über alle Fraktionen – von rechts bis links, von schwarz bis grün!

Aus Kenia übertrug das Fernsehen weltweit die Verbrennung von zwölf Tonnen gewilderten Elfenbeins – als ob nicht schon Riesenmengen illegal gehandelter Drogen verbrannt worden wären, ohne daß der Drogenschmuggel auch nur in Ansätzen eingeschränkt worden wäre.

Angesichts nicht mehr zu bewältigender Umweltprobleme im eigenen Verantwortungsbereich – Abgas-, Gift- und Nuklear-Problematik – wurde gutes Gewissen auf Kosten afrikanischer Staaten hergestellt, die – wie zum Beispiel Zimbabwe – trotz gerade überwundener Fremdbestimmung und schwieriger Wirtschaftslage das Tier-Erbe mit Sorgfalt pflegen.

In den frühen Sechzigern, als die ersten Staaten Afrikas unabhängig geworden waren, sorgten sich vor allem Weiße – unter engagierter Anteilnahme ihrer Medien – um das nun in ihren Augen zweifellos bedrohte Tiererbe des schwarzen Kontinents: Joey Adamson und Ehemann George kümmerten sich in Kenia um die Löwen, Bernhard Grzimek und Sohn um alle Tiere in der kenianischen Serengeti und Diane Fossey kümmerte sich um die Gorillas in Ruanda – Weiße sahen schwarz für Afrikas Tierwelt!

Für den Beginn einer Rundfunksendung über Zimbabwes Anstrengungen, sein Tiererbe nach eigener Vorstellung zu bewahren, wählten zwei junge zimbabwesche Frauen mit Hintersinn den Titelsong "Born free" aus Joey Adamsons Löwenfilm "Elsa", der in jener Epoche weißer Tierschwärmerei weltweit ein Kassenerfolg war. Sie sind selber weiß und tragen stolz den Titel "Rhino-Girls", auf deutsch "Nashorn-Mädchen" – Charlie Hewat und Julie Edwards. Sie sind 1988 von London bis Harare geradelt, um die Welt auf die gegenwärtige Ausrottung des Rhinozerosses durch Wilderer in Zimbabwe aufmerksam zu machen. Aber, obwohl die beiden jenen weißen Beschützern der afrikanischen Tierwelt die Anerkennung als frühe Warner vor drohender Zerstörung nicht versagen, halten sie mit ihrer Kritik an neuer Bevormundung Afrikas durch Europäer und Nordamerikaner nicht hinter dem Berg:

"Laßt uns hier alleine um unser Tiererbe kümmern!" sagen die beiden. "Und Ihr aus Übersee, mischt euch nicht mehr ein, schließlich habt ihr ja euer eigenes Tiererbe heruntergewirtschaftet!"

Schon eine gute halbe Stunde außerhalb der zimbabweschen Hauptstadt Harare können Touristen ein bißchen von der großen Weite der Wildnis erahnen, können in einem kleinen Nationalpark am Lake McIlwayne erste Bekanntschaft mit Großwild und Raubkatzen machen. Doch die Folgen zunehmender Industrialisierung des Großraums Harare machen sich schon auf diesem Stausee bemerkbar: Riesige Felder von Wasserhyazinthen bedrohen die Trinkwasserversorgung der Hauptstadt, schon sterben die Fische. Wie groß ist die Gefahr, daß das Land zwischen Sambesi und Limpopo das Gleichgewicht zwischen Natur und Mensch verliert?

Im Abendlicht am Sambesi: Ein Nashorn tritt durch's trockene Gras hinab zum Wasser. Da fällt ein Schuß. Über 1.000 Kilo Tiergewicht verharret, vom Einschlag der Kugel gelähmt, sinkt dann langsam zur Seite, die Beine knicken ein – das Nashorn stirbt, bevor es den Feind erkennt, der über den Sambesi kam. Er ist nur an ein paar Kilo dieses mächtigen Tieres interessiert – an seinen beiden Hörnern. Die hackt er ihm in der einbrechenden Dunkelheit ab. Bevor am nächsten Morgen eine Ranger-Patrouille den aufgedunsenen Kadaver findet, sind die Wilderer über die Flußgrenze nach Sambia entschwunden.

Das ist die Regel, aber es kann auch anders kommen: Am 14. März traf in der Chewore-Safari-Gegend eine Patrouille auf vier schwerbewaffnete Wilderer, es kam zu einem Schußwechsel, den einer der Eindringlinge nicht überlebte. In seinen Taschen fanden die Ranger acht abgehackte Hörner – wenigstens vier Kadaver hatte die Gruppe irgendwo im Busch zurückgelassen. Einen Monat später kam es zum Kampf mit fünf Wilderern in der Gegend zwischen Mana Pools und Sapi, vier wurden getötet, nur einer entkam. Die Ranger fanden zwei Hörner und stellten zwei moderne AK 47-Gewehre sicher. Seither wird hier in den Zeitungen zwei-, dreimal pro Woche über solche Zwischenfälle berichtet – Krieg ist ausgebrochen am Sambesi – und nicht nur dort oben im Norden Zimbabwes.

Schon im Oktober 1988 wurden am Lake Kyle, im Süden, 160 Kilometer entfernt von der nächsten Grenze, die enthornten Kadaver zweier weißer Rhinozerosse gefunden. Nick

Greaves von der "Wildlife Society of Zimbabwe" vermutet, daß nun Zimbabwe selbst in das lukrative Schwarzmarktgeschäft mit dem Nashorn eingestiegen sind, das eigentlich kein Horn ist, sondern die feste Masse knorpeligen Haares.

Ein alter Aberglaube bedroht eine der ältesten Tierarten der Erde, die einst auch in Europa bekannt war: Abbildungen sind in altsteinzeitlichen Höhlen z.B. bei Lascaux und Font-de-Gaume in Südfrankreich zu finden. Im nahöstlichen Jemen symbolisiert das Horn, kunstvoll verarbeitet als Dolchgriff, männliche Potenz, im fernöstlichen China wird es – zu Pulver zerrieben – angeblich ebenfalls als Potenzmittel geschätzt. Doch das ist umstritten. Eine Enzyklopädie, publiziert in Zimbabwe, behauptet, nicht als Aphrodisiakum kauften reiche Chinesen und Japaner das Pulver, sondern als fiebersenkendes Mittel. Gesicherte Erkenntnis ist der Preis, den Japaner auf dem Schwarzmarkt zu zahlen bereit sind: In den Siebziger Jahren brachte ein Kilogramm Rhinohorn zwischen 30 und 40 US-Dollar, zehn Jahre später wurden dafür schon bis zu 2.230 US-Dollar ausgegeben. Auf Taiwan werden nach einer Londoner Veröffentlichung für 600 Gramm Hornpulver inzwischen 2.700 US-Dollar bezahlt. Und ein einziges großes Horn, verarbeitet als Dolchgriff für arabische Prinzen, soll schon bis zu 100.000 US-Dollar bringen.

Nach nicht sehr genauen statistischen Erhebungen ist parallel dazu die Nashorn-Population auf dem afrikanischen Kontinent von 65.000 im Jahr 1970 auf 2.500 im Jahr 1980 gesunken. Allein in Zimbabwe wurden zwischen Juni 1984 und Ende Januar 1980 565 Nashorn-Kadaver gefunden. Die Dramatik dieser Entwicklung wird dadurch verschärft, daß genau in diesem Zeitraum in Zimbabwe eine von der Regierung unterstützte "Operation Stronghold" einsetzte, eine paramilitärische Aktion der Wildhüter, die es ihnen erlaubt, "Poacher" – wie die Wilderer auf Englisch heißen – zu erschießen. Präsident Robert Mugabe verteidigte diese Entscheidung im Frühjahr 1989 beim Besuch des Gründungspräsidenten des "World Wide Fund for Nature", Prinz Bernhard der Niederlande, vor der internationalen Presse: "Wilderei ist Krieg gegen die einheimischen Tiere und deshalb Krieg gegen die Nation. Wir nehmen dies sehr ernst," sagte der Präsident, "und deshalb versuchen wir, das Wildern zu verhindern. Wer bewaffneten Widerstand leistet, wird niedergeschossen."

"Wir haben selber Leute verloren," beeilte Mugabe sich dann noch hinzuzufügen.

Im Januar 1989 wurde Sergeant Aggripa Nhamo von der Anti-Poaching-Einheit im Sambesi-Tal Opfer eines Schußwechsels. Ein anderer Wildhüter, der im Busch übernachtete, wurde von einem Löwen aufgefressen. Seit Juni 1984 bis September 1989 kamen über 80 Wilderer ums Leben, mehrere hundert wurden festgenommen. Die meisten von ihnen überquerten, von Sambia kommend, den Sambesi.

In der sambischen Hauptstadt Lusaka werden auch die Hintermänner des profitträchtigen Nashorn-Geschäftes vermutet, die in der verarmten Landbevölkerung immer wieder willige Grenzgänger finden, die für ein abgehacktes Horn gerade umgerechnet 400 D-Mark Handgeld erhalten. Bemühungen der zimbabweischen Regierung, die Kooperation sambischer Grenzwächter und Wildhüter zu gewinnen, waren erst erfolgreich, als in einem geschickten Zusammenspiel zwischen Präsident Mugabe und der britischen Premierministerin Thatcher Sambias Präsident Kaunda unter internationalen Mediendruck geriet. Die britische Regierungschefin hatte bei ihrem Staatsbesuch im

Frühjahr 1989 für einen Zeitungsreporter aus ihrer Begleitung die zimbabwesche Zustimmung erhalten, einen Rangereinsatz gegen Wilderer am Sambesi zu begleiten und deren Aussagen im Londoner "Sunday Telegraph" veröffentlichen zu lassen. Anfang September wurden schließlich auf sambischer Seite des Flusses 200 Wilderer und Mittelsmänner festgenommen – natürlich keine großen Fische – und klammheimlich den zimbabweschen Behörden zum Verhör überstellt. Einen Monat später kam Kenneth Kaunda seinen Kollegen Robert Mugabe besuchen und überreichte in einer dramatischen Geste vor laufenden Fernsehkameras zwanzig in Sambia von nordkoreanischen Schmugglern sichergestellte Rhinozeroshörner.

Doch beim Kampf um die Erhaltung seines Tiererbes hat Zimbabwe weitere Rückschläge erhalten: Der "World Wildlife Fund" stellte mit Effekt vom 1. Mai 1989 seine Unterstützung zum Betrieb eines Hubschraubers ein. Vermuteter Hintergrund: Die renommierte Organisation fürchtet um ihr Image, wenn mit ihrer Hilfe bei der Jagd nach Wilderern Menschen ums Leben kommen. Sie versucht, statt dessen die Regierung in Harare unter Druck zu setzen – ähnlich wie in Kenia sollen riesige, eingezäunte Reservate eingerichtet werden.

Unsinn, sagt die "Wildlife Society of Zimbabwe", ein Zaun wäre der beste Anhalt für Wilderer, wo nach dem begehrten Nashorn zu suchen sei. Zwar sind bisher rund 300 Nashörner eingefangen und auf gesicherte Farmen zur kontrollierten Fortpflanzung umgesiedelt worden, aber Zimbabwe will sich nicht das Recht nehmen lassen, seiner Tierwelt auch ein Stück Freiheit zu erhalten. Und Kenias Erfahrung bestätigt den Vorbehalt. 1987 haben "Poacher" den gesamten Bestand an weißen Rhinozerosen im angeblich sicheren kenianischen Reservat ausgerottet.

In einer Juli-Nacht des Jahres 1989 rumpelt ein schwerer Laster mit zwei großen Holzkisten in einen abgelegenen Teil des Flughafens von Harare. Er hat vier Stunden Fahrt hinter sich.

Die Aktion ist generalstabsmäßig vorbereitet. Über Funk ist sichergestellt, daß eine Frachtmaschine abflugbereit steht. Die Fracht ist kostbar und nervös. Als ich mich den Kisten nähere, sehe ich zwischen Ritzen dunkle Schatten, die sich unruhig bewegen, dann kracht ein Horn gegen die Holzbohlen. Zu dieser Kraft paßt überhaupt nicht das ängstliche Fiepen, das aus den Verschlagen tönt. Die beiden Nashorn-Tiere, männlich und weiblich, sind erst halb ausgewachsen. Sie wurden vor zwei Monaten im Sambesi-Tal mit Pfeilen betäubt und seither in einem Gehege im Manapools-Nationalpark gehalten. Heute nacht sollen sie die lange Flugreise nach Deutschland antreten. Empfänger ist der Frankfurter Zoo. Es ist ein Geschenk Zimbabwes – Nashörner sind unter dem Artenschutzabkommen nicht verkäuflich. Die Landesverschickung ist Teil eines Überlebensprogramms. Vor zwei Tagen sind 10 Nashörner in die USA geflogen worden. Während amerikanische und europäische Tiergehege in ein Zuchtprogramm eingeschaltet sind, ist – ganz nebenbei – sichergestellt, daß Amerikanern und Europäern Tier-Exotik nicht abhanden kommt.

Vor allem wird also Geld gebraucht, dachten sich Charlie Hewat und Julie Edwards, und fanden einen britischen Konzern, "Armstrong World Industries Ltd.", der sich – den Werbe-Effekt einer solchen Idee kühl kalkulierend – bereit erklärte, ihre abenteuerliche

Fahrradtour von London nach Harare zu sponsern. Die beiden wurden von Prinz Philipp und Premierministerin Thatcher empfangen – und strampelten los, sie sprachen mit Prinz Bernhard der Niederlande und mit dem Papst – und strampelten weiter, sie gaben Interviews und Vorträge – und strampelten insgesamt 22.000 Kilometer. Und am Ende – nach Durchquerung Europas und Afrikas, als sie unter Anteilnahme der ganzen zimbabweschen Nation über die Brücke an den Victoria-Fällen radelten, glaubten sie der Buchhaltung des britischen Konzerns und meinten, ihr Ziel erreicht zu haben: Umgerechnet fast zwei Millionen Mark aus Spenden für "SAVE THE RHINO" – die Überlebenskampagne für das bedrohte Nashorn. Der Schock kam Anfang März 1989. Der Konzern hatte seine Unkosten abgezogen: runde 950.000 Mark – übrig blieben knappe 300.000 Mark!

Ernüchtert ziehen Charlie und Julie Bilanz: "Gleich nach unserer Radtour haben wir an einer Konferenz mit Frauen über dauerhafte Entwicklungsstrategien teilgenommen," berichten sie, "und besonders spannend war die Erfahrung mit ländlichen, afrikanischen Frauen, die sich konfrontiert sahen mit Experten aus Übersee. Deren Reden waren schwer verständlich, nicht 'mal wir haben alles verstanden," sagt Charlie. Und dann sei eine Afrikanerin vom Lande aufgestanden und habe gesagt: "Viele von euch haben einen akademischen Grad, ein B.A. hinter dem Namen. Das hab' ich nicht, aber hier sind meine beiden Hände, A und B – und mit denen arbeite ich für Afrika."

Charlie Hewat: "Was sie sagen wollte, ist, wir können unseren eigenen Weg in Afrika finden, wir brauchen von euch keine tollen Erläuterungen, wie wir es machen sollten."

"Sie waren absolut phantastisch, die Frauen vom Lande," fügt Julie hinzu. "Sie leben und arbeiten im Dorf. Frauen sind dort verantwortlich für die Ernährung der Familie, sie sind die ganze Zeit zusammen mit den Kindern. Und sie haben schon damit begonnen, ihre eigenen kleinen Projekte aufzubauen – auf unterster Ebene. Und da war eine afrikanische Expertin, die sagte, wir sollten eher auf diese Frauen hören, statt auf Leute da oben – denn sie wissen Bescheid, weil sie ja dauernd dort arbeiten."

*"Chipembere"* – das ist der Shona-Name für das Schwarze Nashorn, das sich vom Weißen Nashorn – dem sogenannten Breitmaul-Rhinozeros vor allem durch eine spitze Lippenform unterscheidet, und "Pamberi" – das heißt "Vorwärts". "Pamberi Chipembere!" – "Vorwärts Nashorn!" Das 1989 in Zimbabwe populäre Lied hat ein Weißer komponiert: Bud Cockroft, der auch für einen weiteren Ohrwurm – "Run Rhino Run" – verantwortlich ist. Bud Cockroft ist ein in Zimbabwe lebender Weißer, ein Weißer leitet noch immer das staatliche Department, das für Schutz und Hege der wilden Tiere in den großen Nationalparks zuständig ist und Weiße beherrschen nach wie vor den in der Hauptstadt Harare angesiedelten "National Conservation Trust", der bislang alle Spenden- und Aufklärungsaktivitäten in Zimbabwe koordiniert. Wie sieht es also aus mit dem schwarzen Verständnis von der Notwendigkeit, Entwicklung und Natur in Übereinstimmung zu bringen? Was passiert in Zimbabwe auf dem Land, wo die Familien kleiner Bauern ums Überleben kämpfen?

Trommeln eröffnen jeden Abend die Hauptnachrichten des zimbabweschen Fernsehens, über das die Besitzer der relativ wenigen und außerordentlich teuren Fernsehgeräte in den Städten erfahren, was auf dem Lande los ist:

ZBC-Reporter Lazarus Mhlanga zeigt zerstörte Maisfelder und hoffnungslose Gesichter im Tsholtsho-Distrikt, der an Zimbabwes größten Nationalpark in Hwange grenzt. In den vergangenen Wochen – so berichtet er – seien immer wieder Löwen, Elefanten und Büffel aus diesem Park ausgebrochen. Distrikt-Verwalter James Nioni habe sich schon sehr besorgt geäußert, Löwen würden Vieh und Menschen anfallen, während Elefanten und Büffel die Ernten zerstörten. Sein Amt sei jedoch nicht berechtigt, gegen diese Problemtiere vorzugehen, jedesmal müßte erst die Nationalparkverwaltung telefonisch alarmiert werden. Doch wenn schließlich die Fährtsucher kämen, seien die Tiere längst wieder verschwunden, zurück ließen sie eine Bresche der Zerstörung.

Der Hwange-Nationalpark im Westen Zimbabwes ist etwa so groß wie Schleswig Holstein. Er wurde 1928 eingerichtet und Weiße siedelten dorthin all jene Tiere um, die auf den riesigen, fruchtbaren Farmböden störten. Das Land war jedoch so trocken, daß im Laufe der Jahrzehnte 70, mit verborgenen Pumpen betriebene Wasserstellen eingerichtet werden mußten, die aber schon längst nicht mehr ausreichen. Eine kleine Wildhütertruppe versucht, die Herden unter Kontrolle zu halten.

"Haben Sie jemals an einem solchen Abschub teilgenommen," frage ich im Hwange-Nationalpark einen Wildhüter. "Na klar," antwortet er, "einmal in Tsholotsho, wo Elefanten Probleme für die Menschen verursachten. Das war außerhalb des Parks. Wir schossen 160 Elefanten!" Ich vergewissere mich: "160?" "Jawohl, 160 – außerhalb des Parks, das war 1987. Sie hatten das Getreide zerstört, den Mais gefressen und Zäune und Wasserpumpen niedergerissen."

"Aber," frage ich, "gibt es da nicht andere Möglichkeiten, könnte man sie nicht zum Beispiel mit einem Hubschrauber zurücktreiben?" "Sehen Sie," ist die Antwort, "sie vermehren sich so rasch und sie hatten sich daran gewöhnt, in diese Gegend einzubrechen. Sie würden immer wieder zurückkehren. Deshalb sagen wir, sie fallen dann unter das Kontrollprogramm für Problem-Tiere!"

Nicht nur wilde Tiere wurden von den Weißen im damaligen Rhodesien auf Gebiete mit nahezu unfruchtbaren Böden umgesiedelt, die schwarzen Menschen erlitten dasselbe Schicksal. Für die Bearbeitung ihrer kargen Maisfelder sind sie abhängig von Rindern, die ihnen die Pflüge ziehen. Die versprochene Landreform ist noch längst nicht realisiert.

In Chibi, im Süden Zimbabwes, sind die Glocken dieser Arbeitstiere längst verstummt. Es ist heiß hier und seit Jahren ist kein Regen mehr gefallen. Abgehärmte Frauen flehen Jesus an – die letzte Kuh des Dorfältesten ist in den kärglichen Garten eingedrungen und hat auch noch das letzte Gemüse gefressen. Der alte Mann schlägt voller Gram die Hände über dem Kopf zusammen. "Unser Reichtum, das waren die Rinder," sagt er. "Wenn es keine Weiden für Rinder mehr gibt, dann auch nicht für wilde Tiere."

Totale Mutlosigkeit hat ihn überkommen. Die 96 Familien hatten früher im Schnitt mindestens 20 Rinder, fast alle sind der Trockenheit zum Opfer gefallen. Die Idee, statt Rinder Wild aufzuziehen, das viel besser mit Dürre fertigwerden kann, leuchtet den Menschen hier nicht ein.

Mit dem Einbruch der Weißen in das Land der Afrikaner wurde auch deren althergebrachter, vernünftiger Umgang mit der Natur zerstört. Es ist ja nur eine Legende, daß

sich erst die Weißen um die Erhaltung des Wildes auf dem schwarzen Kontinent zu sorgen begannen. Zwar sind heute in Zimbabwe auf 12 Prozent der Landfläche Nationalparks eingerichtet, aber sie entstanden aus der Notwendigkeit, Boden für weiße Großfarmen freizumachen. Für Schwarze, die – zumal auf dem Lande – selten über individuelle Verkehrsmittel verfügen, sind die Tierreservate nach wie vor kaum zugänglich – die 11 Nationalparks sind in erster Linie Einrichtungen für fremde Touristen. Für die verarmten schwarzen Landbewohner wurden die Parks zur verbotenen Frucht. Sie holten sich Fleisch und Schätze, die sie auf dem schwarzen Markt zu Geld machen konnten: Elfenbein, Rhino-Horn, Raubtierfelle.

In der Südostecke Zimbabwes begrüßen Dorfbewohner ihren Häuptling. Hier liegt einer der wildesten Nationalparks – Gonarezhou. Die Menschen leben an seiner Grenze, jenseits des Save-Flusses. Noch bis vor drei Jahren waren die "Mahelias" selber Wilderer. Sie holten sich nur das Elfenbein und ließen die getöteten Tiere verrotten. Jetzt dürfen sie pro Jahr 10 Elefanten ganz legal jagen und können nun auch das Fleisch und das Leder verwerten. Die Behörden haben sie überzeugt, ihre Siedlung auf einer Flußinsel aufzugeben, 50 Kleinbauern sind umgezogen, lassen ihr Vieh zusammen mit Wild auf der Insel weiden – und bekommen Wildschäden in den Feldern durch die Nationalparkverwaltung ersetzt, deren Ranger solche Problemtiere abschießen.

Beauftragte der Parkverwaltung laden bei einer Familie zwei Säcke Mais ab und erklären – zur Freude der Anwesenden – dies sei ihr Anteil aus der Verwertung jenes Elefanten, der ihr Maisfeld zerstört und den ein Ranger erlegt hatte.

Neben solcher gelegentlichen Kompensation haben die "Mahelias" schon mit staatlicher Hilfe eine Wasserpumpe und Zuschüsse für den Bau einer Schule und eines kleinen Hospitals erhalten. In der eigenen "Elefantenkasse" hatten sich als Ertrag aus dem Abschluß der ihnen zugeteilten Elefanten schon im ersten Jahr umgerechnet 19.000 Mark angesammelt.



Foto: KJS

Und was hatten die Elefanten davon?

Im Nationalpark von Gonarezhou ist die Elefantenpopulation bereits über jene Höchstgrenze gestiegen, die die Wildnis problemlos ernähren kann – 600 Elefanten zu viel, in ganz Zimbabwe sind es nach einer von August bis Oktober 1989 durchgeführten Luftaufklärung rund 57.000 Elefanten – 20.000 zuviel für eine ökologisch unbedenkliche Population! Das heißt: Der legale Export des im Rahmen von Hegemaßnahmen gewonnenen Elfenbeins und Leders bringt Zimbabwe dringend benötigte Devisen, dazu kommen die Einnahmen aus der Safari-Industrie – 1988 Jahr waren das zusammen 20 Millionen Zimbabwe-Dollar!.

Vor Jahrzehnten – schon in rhodesischen Zeiten – haben weiße Farmer mit der kontrollierten Aufzucht von Wildtieren begonnen. Jetzt fand in Zimbabwe die Experimentierfreudigkeit ein völlig neues Objekt:

Flirrende Hitze, schwitzende Schaulustige und die aufgeregten Hauptdarsteller einer ungewöhnlichen Auktion anderthalb Stunden entfernt von Zimbabwes Hauptstadt – wir sind Zeugen einer Premiere in Afrika: Zum ersten Mal wird eine Herde von Straußen-Vögeln versteigert, paarweise – und der Auktionator, treibt den Preis für das erste Paar hoch von 3.000 auf 4.500 Dollar, das ist ungefähr der gleiche Betrag in D-Mark. Ein weißer Farmer erhält den Zuschlag. Kevin Grant, Besitzer der Mapere-Farm, der zu diesem Ereignis eingeladen hat, freut sich über den Auftakt – das Geld für diese ersten von ihm gezüchteten Strauße geht an die "Ostrich Producers Association of Zimbabwe", eine private Organisation, die 1987 gegründet wurde und deren Vorsitzender er ist.

"Game-Ranching" heißt das Stichwort für die Aufzucht von Wildtieren auf weitläufigen Farmen, und Straußen-Zucht ist die neueste Variante. Mitte der Siebziger Jahre, damals noch unter rhodesischer Verwaltung, begannen erste Versuche, Wild in umzäunten Gebieten zu halten, damals hauptsächlich für den Jagdsport. Zwischen 1978 und 1983 entstand in Buffalo Range im Südosten Zimbabwes eine private Safari-Farm für Großwildjäger aus Übersee, in der bald auch wilde Tiere zur systematischen Fleischgewinnung gezüchtet wurden. Mittlerweile sind auch im Norden des Matabele-Landes und in anderen Gebieten Zimbabwes, wo sonst Rindvieh weidete, große Wild-Farmen entstanden, in denen oft mehrere Zwecke kombiniert sind: Devisen-Einkommen aus hohen Abschlußgebühren, die ausländische Jäger unter genauer Kontrolle einer Quote durch die Regierung gerne zu zahlen bereit sind, und Safaris für Touristen, die bloß mit ihren Kameras "schießen" wollen. Davon profitieren nicht nur die Besitzer einiger weniger Großfarmen, sondern auch die Menschen in den umliegenden Dörfern: Einige Distriktverwaltungen erhalten aus den Abgaben bis zu 500.000 Dollar jährlich, die zum Bau von Schulen und Hospitälern verwendet werden. Neben der Fleisch- und Lederproduktion – oft für den Export – sind solche Wildfarmen inzwischen zu wichtigen Einrichtungen für den Schutz bedrohter Tierarten geworden. Mindestens eine Antilopenart wurde auf diese Weise in Zimbabwe vor dem Aussterben gerettet.

Kommerzielle Krokodil-Farmen sind dafür die bekanntesten Beispiele. Krokodil-Eier werden unter Aufsicht der zuständigen Behörde in der Wildnis gesammelt und künstlich ausgebrütet. Fünf Prozent der so aufgezogenen Tiere werden an das Department of National Parks zum Aussetzen in die freie Wildbahn zurückgegeben – das ist, nach



wissenschaftlichen Erkenntnissen, ein höherer Prozentsatz als jener, der unter Naturbedingungen eine Überlebenschance hat. So konnten Krokodile in Zimbabwe von der Liste der unbedingt zu schützenden Tiere genommen werden, die Population ist zufriedenstellend kontrolliert, und Zimbabwe erhielt allein im Jahr 1986 aus dem legalen Verkauf von 5.000 Krokodil-Häuten eine knappe Million Dollar in Devisen, nicht mitgerechnet ist der Verdienst der Krokodil-Farmer aus den Eintrittsgeldern von Touristen, die sich diese Attraktion selten entgehen lassen.

Nun, so weit ist Kevin Grant mit seiner Straußenfarm noch nicht, obwohl das Wogen der graubraun gefiederten Tiere mit den muskulösen Beinen, den langen Hälsen und den neugierigen, langbewimperten Augen ihr Eintrittsgeld wert wären. Seine Gäste an diesem Tag sind experimentierfreudige Farmer aus dem ganzen Land, die zum Teil schon selber angefangen haben, Strauße aufzuziehen. 40 Mitglieder zählt zwei Jahre nach ihrer Gründung die "Ostrich Producers Association", und alle haben ihre unterschiedlichen Erfahrungen: Leoparden brechen in die weitläufigen Gehege ein, Schlangen machen sich über die Eier her – und noch ist nicht ganz erforscht, wie die aufgesammelten Eier am besten kontrolliert ausgebrütet werden können. Kevin Grant gibt seine Erfahrungen an die Kollegen weiter.

"Die Eier kommen direkt aus dem Busch," sagt Kevin, und er bringe sie in einen besonderen Raum des Bruthauses, wo sie zunächst mit einem speziellen Gas gegen Schädlinge an der Ei-Schale behandelt würden. Danach werden die Straußen-Eier der Wärme eines Brutapparates ausgesetzt. Die Räume des Bruthauses, das Kevin Grant in Reichweite seiner Wohnung gebaut hat, sind blitzsauber, Boden und Wände mit Ölfarbe gestrichen. Hygiene müsse das oberste Gebot sein, betont der Straußenzüchter.

42 Tage später bekommen die Eier erste Risse – und hier fangen die neuen Erfahrungen an. Kevin sagt, er bringe die Eier dann sofort in einen anderen Raum, wo die Kücken sich nun in Körben aus eigener Kraft aus der Schale befreien sollen. Doch das ginge nicht immer problemlos ab. "Wie bei Kühen kann es vorkommen, daß die Jungen verkehrt herum liegen und nicht aus eigener Kraft das Ei aufbrechen können. Ich habe im vergangenen Jahr viele Kücken gerettet, weil ich das rechtzeitig feststellte. Am besten macht man das mit einem starken Licht, beim Durchleuchten erkennt man die Richtung der Bewegung – und wenn sie gegen den Rand des Luftsackes gerichtet sind, wenn viel Bewegung da ist für längere Zeit, ohne daß etwas passiert, dann muß man das Ei selber aufbrechen."

Drei weitere Stationen der Aufzucht lernen die Besucher kennen. Steinhäuser mit einem kleinen Auslauf für die heranwachsenden Kücken, in denen sie ein besonderes Futter erhalten. Auch das ist noch im Experimentierstadium. Kevin hat die Saat einer Pflanze aus Mexico importiert, die wie Unkraut wächst und besonders nahrhaft sein soll. Später kommt eine ungewöhnliche Diät hinzu: würfelzuckergroße Steinbröckchen, die die Strauße liebend gern schlucken – als besondere Mineralienkost. Futterkosten von 150 Dollar pro Jahr und Tier sollen mit weiteren Experimenten auf 100 Dollar gedrückt werden. Nebenan hat sich an einem Zaun die Jungtier-Herde versammelt, neugierig beäugt sie die Menschen-Herde. Es hat eine Weile gedauert, bis Kevin Grant die geeignete Höhe und die Art der Umzäunung herausfand – Maschendraht mit Holzlatten

am oberen Rand. Zuvor war es gelegentlich zu Unfällen gekommen, wenn der eine oder andere Strauß das Gatter übersprang und mit den Klauen im Drahtrand hängen blieb.

Fachsimpelei zwischen Straußen-Züchtern am Gatter des großen Buschlandes, in dem Kevin Grant die Herde seiner Zuchttiere wie in der Wildnis frei laufen läßt. Wie sammelt er die Eier ein? Zwei Hähne von zwei Meter Größe mit schwarzem Gefieder und weißen Federn an Flügeln und Schwanz lugen Kevin über die Schulter, während er von den Legegewohnheiten ihrer Hennen spricht: Manche bauen ein Nest, andere legen sie einfach irgendwo in die Gegend. Zwei schwarze Farmer erkundigen sich, ob die Vögel denn auch Mais fressen – davon haben sie genug auf ihren Feldern. Gelber Mais ja, ab und zu dazwischengestreut, antwortet Kevin – das Interesse an neuen Ideen ist auch auf schwarze Bauern übergesprungen. Aber noch ist es eher ein teures Steckenpferd. Kevin Grant, der bisher hauptsächlich Tabakanbau und Rinderzucht betrieb, hat in den vergangenen zwei Jahren 50.000 Dollar in das Experiment mit der Straußenzucht gesteckt.

Ich frage ihn, wie er denn auf die Idee gekommen sei, ausgerechnet Strauße zu züchten: "Ich bin schon immer an Abwechslung in meiner Produktion interessiert gewesen," antwortet Kevin – da habe er zunächst an Blumenzucht gedacht, aber das wäre zu teuer gekommen. Sein ganzes Leben lang habe er Tiere vorgezogen, und viele seiner Freunde im Veterinärdienst seien mit Krokodil- und Straußen-Projekten beschäftigt. Einer habe ihm schließlich gesagt, warum versuchst du es nicht 'mal mit Straußen – und so habe alles angefangen, mit ersten Zuchttieren, die er aus einem Gehege in Mazowe kaufte vor zwei Jahren.

Für mich sei das doch eine etwas seltsame Idee, diese Vögel für Fleischproduktion zu züchten, sage ich, mit Straußen verbinde sich bei mir eher die Vorstellung von Federn und Mode. Strauße seien in Südafrika seit mehr als hundert Jahren gezüchtet worden, sagt Kevin Grant – und es habe immer einen Markt für Federn und Leder gegeben.

Aber erst seit wenigen Jahren gebe es auch eine Nachfrage nach Straußenfleisch. Es sei ein exotisches Fleisch. Wie es denn schmecke, frage ich. Wie Wild – und es sei sehr fett- und cholesterinarm, es sei nicht weiß wie Hühnerfleisch und ähnele eher Fleisch vom Rind. "Es gibt da einen spannenden Markt für Gesundheitsfanatiker, wenn Sie wissen, was ich meine," lächelt Kevin. ...

**UPDATE!** Zwanzig Jahre später!

In der norddeutschen Tiefebene ist nur der Besucher aus Zimbabwe ein echter Afrikaner.

Den "*spannenden Markt für Gesundheitsfanatiker*" haben u.a. deutsche Bauern besetzt: "*Straußenfleisch ist ein exklusives Spitzenprodukt der deutschen Landwirtschaft.*" [www.straussenfarm-oyle.de/straussenfleisch](http://www.straussenfarm-oyle.de/straussenfleisch)



Foto: KJS

... Die 15 Straußen-Vögel in ihrem Auktions-Gatter scheinen nicht sehr angetan von dieser Idee, und sie wehren sich kräftig gegen die Vogelfänger, die sich manchen Tritt verpassen lassen müssen. Aber da hat der ingeniose Farmer schon ein neues Gerät erfunden, die stolz gereckten Hälse zu beugen: Ein U-förmiges Metallteil an einer langen Stange legt sich um ihr Genick eine Art Tauziehen entspannt sich zwischen Vogel und Mensch – das Tau ist der lange Straußenhals und am Ende hat jeder versteigerte Vogel so manche Feder gelassen, aber noch nicht sein Leben. Bis zur Straußenschlachtung für europäische Spezialitäten-Restaurants ist es noch eine Weile hin. Dafür sorgen strikte Einfuhrbestimmungen beispielsweise der EG und noch nicht ausreichend vorhandene, regierungskontrollierte Schlachthäuser in Zimbabwe. Darauf macht Dr. Chambers vom tiermedizinischen Dienst aufmerksam, obwohl auch er für den Fleisch-Export in Europa einen potentiellen Markt sieht. Er steht an diesem Vormittag den Farmern für Auskünfte zur Verfügung. Gegenwärtig gebe es bei der Europäischen Gemeinschaft nur einen Entwurf für den Import von Wildfleisch, teilt er mit, aber schon die Bestimmungen aus dem Jahr 1971 machten strikte veterinär-hygienische Auflagen, über die die EG-Länder zurzeit noch individuell bestimmen könnten.

Straußenfleisch-Export für Gesundheitsfanatiker in Europa ist also noch ein Farmer-Traum. Federn und die schuppige Haut der Unterschenkel für Taschen, Gürtel und Handschuhe sind derweil gefragt – das allerdings dürfte auch nicht ohne den Tod der Tiere abgehen.

Strauße in freier Wildbahn sind in Zimbabwe durch intensive Landnutzung dramatisch dezimiert worden. Es scheint paradox – aber durch ihre Vermarktung auf Tierfarmen erhalten Strauße – ähnlich wie Krokodile und die, einer intensiv betriebenen Hege unterworfenen, Elefanten Zimbabwes eine Überlebenschance. Staatliche und private Organisationen verdienen durch den legalen Übersee-Verkauf von Fleisch, Federn, Leder und Elfenbein das Geld, das es ihnen ermöglicht, das afrikanische Tiererbe zu pflegen – auch jenes, das in den riesigen Reservaten nichts zu bieten hat als seine wilde Natürlichkeit – für neugierige Objektiv von Touristen auf Foto-Safari.

Die "Vinesi" im Süden Zimbabwes haben aus dieser Erfahrung gelernt. Ihr Distriktverwalter hat sich neuen Ideen gegenüber aufgeschlossen gezeigt und er hat es vermocht, die Menschen aus vier Dörfern davon zu überzeugen, ihre verstreuten Heimstätten aufzugeben, 140 Familien sind umgezogen. Das zuvor individuelle Weideland wurde zu etwa eintausend Hektar zusammengelegt und eingezäunt. Dort grasen jetzt wilde Tiere, deren Fleisch und Trophäen – also Gehörn und Felle – vermarktet werden.

"Diese wilden Tiere sind sehr wichtig in unserer Tradition," sagt der Distriktverwalter. "Wir wollen Fauna und Flora wieder herstellen wie zur Zeit unserer Vorfahren!" Aber er verweist auch auf den profitablen Aspekt. Ein Löwenfell zum Beispiel bringe bis zu 900 Zimbabwe-Dollar!

Die wirtschaftlichen Vorteile liegen auf der Hand: Es müssen keine Zuchttiere angeschafft werden, Antilopen und Gazellen werfen jedes Jahr Junge – während afrikanische Rinder nur alle zwei Jahre kalben. Die Wildherden gehen schonender mit dem Weideland um, sind bessere Futterverwerter und verbrauchen weniger Wasser. Insgesamt kostet die

Anfangsinvestition nur ein Sechstel verglichen mit der Rinderzucht, und das Fleisch – obwohl nahrhafter – kann wegen der geringeren Haltungskosten billiger verkauft werden!

Es sind solche Initiativen der Landbevölkerung, die Charlie Hewat und Julie Edwards, die beiden "Rhino-Girls", meinten, als sie sich abwandten von der weißen Bevormundung, die sie selber nach ihrer epischen Fahrradtour durch Europa und Afrika zu spüren bekamen. Sie haben sich jetzt losgelöst von dem, durch weiße Arroganz zunehmend isolierten "National Conservation Trust" in Harare und einen Verein gegründet, der unkompliziert und direkt solchen Projekten auf die Beine helfen soll.

"Wir hoffen, daß noch die Kinder unserer Kinder ihren Platz finden werden in einer Welt mit denselben Schätzen, die wir heute haben," sagt Charlie Hewat. "Afrika ist ein besonderer Kontinent! Als wir durch Europa radelten, fanden wir es so dicht, die Menschen waren so kalt, vielleicht hängt das ja mit ihrem Wetter zusammen. Aber in Afrika sind die Menschen so warm und so freundlich. Vielleicht sollten wir ein bißchen mehr wissen über das, was der Einzelne tut."

## TEIL 6

*"Die kleine Brücke oberhalb unseres Häuschens verbindet uns mit der Welt."*

### ÜBER DIE BRÜCKE IN DOLLDORF GEHT'S AUCH NACH AFRIKA

#### Das Haus an der Brücke

*Erbaut im Kriegsjahr 1940  
von Edmund Horst u. Frau Anna geb. Binder*

Die Schrift ist in den Gründerbalken geschnitzt, der irgendeinmal Nachbesitzern, vermutlich bei Ausbauarbeiten, als Träger beim Einsetzen eines Kellertürchens im feldsteinumfassten Innenhof diente.

"Im Kriegsjahr 1940" – erst vier Jahre später wurde ich geboren, immer noch im Krieg. Dreiundvierzig Jahre später führt uns eine Maklerin in`s winterliche Dolldorf.

Wir wollen weg aus Bremen, weg aus der Tretmühle, die mich schon zu viele Jahre auf journalistischen Reisen in die Südwelt fernhielt von zu Hause, nur gelegentlich unterwegs mit der Familie, häufiger ohne Elsa und ohne die heranwachsende Conny. Wohnen auf dem Lande, ein bißchen Gartenarbeit, ein Buch schreiben über "Leben im Reisfeld", Reporter-Erfahrungen in Vietnam, Laos, Kambodscha – während des Krieges und danach.



Foto: KJS

Das Haus Dolldorf 27 steht zum Verkauf. So einsam, überpudert mit Watte aus Schnee, wir sind hingerissen und entscheiden uns innerhalb von vierundzwanzig Stunden, ohne langes Feilschen. Der spontane Entschluß verschuldet uns für die nächsten 25 Jahre, aber ich bleibe standhaft, wenn uns später in Afrika immer `mal wieder der Rat erreicht, angesichts nicht endend wollender Hiobsbotschaften von Mieter-Katastrophen das Objekt zu verkaufen. Als die große Reise nach Afrika noch gar nicht auf der Agenda stand, hatte schon ein Freund im Sender prophezeit: Das hältst du nicht ein Jahr aus.

Das wollen wir `mal sehen!

Und ich mache im Sommer 1983 zum ersten Mal die Bekanntschaft mit Bauer Möhring. Der ist mit seiner Kartoffel-Lege-Maschine einmal um`s Riesenfeld herumgefahren, da habe ich `mal grade eine vielleicht 15 Meter lange Reihe mit dem Spaten umgegraben, mit den Händen frischen Pferdemist und Saatkartoffeln eingelegt. Jedesmal, wenn er oben vorbei fährt, winkt er freundlich (herablassend?) vom Traktor.

Dann kommen ein paar ungewöhnlich heisse Sommermonate. Mein Mist hält die Feuchtigkeit im Boden, mit Tochter Conny entsorge ich die Kartoffelkäfer-Plage in leere Marmeladengläser – Erinnerung an eigene DDR-Kindheit: Walter Ulbricht (*himself*) hatte uns Junge Pioniere in den Fünzigern zum Kampfeinsatz gegen eine landesweite

Kartoffelkäferplage antreten lassen. Vermutet wurde der Abwurf durch CIA-gesteuerte Flugzeuge über dem sozialistischen Kartoffelgebiet...

Ha! Die geometrischen Reihen von Bauer Möhrings Kartoffelpflanzen lassen die Köpfe hängen. Ich aber habe die tollsten Knollen von Dolldorf, Frühkartoffeln, die ich im feldsteinumfassten Innenhof zum Trocknen auslege. Nachts wache ich auf, merkwürdige Mampfergeräusche dringen durch's geöffnete Fenster. Monster im Sternenlicht, Wildsäue! Noch heute behaupten die lokalen Jäger, es gäbe in ihrem Revier gar kein Schwarzwild, vermutlich hätten Säue von Kirchmanns naher Weide den nächtlichen Ausflug zum Kartoffelschmaus unternommen. In diesem Sommer rannte allerdings ein Schwarzkittel in der Umgebung nächtens gegen einen PKW, einem Jäger kam er später vor die Flinte.

"Im Kriegsjahr 1940" – wie mutig müssen Edmund und Anna Horst gewesen sein, sich mitten in Kriegswirren ein Häuschen zu bauen, das auf alten Fotos gerade `mal etwas katenhaftes hat.



Foto: Sievers

Fachwerk und Feldstein-Mauern, ja – das lieben wir heute, ein Brunnen im Keller, eine offene Feuerstelle, ein Abort mit Sickergrube. Elektrischer Strom?

Natürlich ist heutzutage alles auf neuesten Stand gebracht, niedersächsische Wirtschaftsförderungsmassnahmen lassen nichts aus, um uns dem Standard bundesdeutschen Wohnkomforts anzupassen – und dafür zahlen zu lassen: unter den Weiden herangelegte Stromleitung löste Freiluft-Kabel ab, Trinkwasser-Anschluss durch ein ebenfalls unter der Erde herangetriebenes Plastikrohr, computer-lesbare Mülltonne, normgerechte Kleinkläranlage mit Pflanzenbeet, und schliesslich noch die vom Rathaus der Samtgemeinde in Marklohe erzwungene Einführung neuer Strassennamen!

Aus "Dolldorf 27" wird "Alter Schulweg 5".

Aber vor dem Eingang, verborgen hinter Rhododendron-Büschen, bleibt dem Haus ein Erbe aus der Nachkriegszeit, aus einer Zeit also, da es einem Gemeindedirektor noch möglich war, sich über Normen hinwegzusetzen, um einer Familie einen Herzenswunsch zu erfüllen.

Kürzlich sah ich im Fernsehen einen Beitrag über einen neuen deutschen Bürokratenstreit: Waldbesitzer haben sich eine neue Einnahme-Quelle ausgedacht – und liegen

darüber prompt mit den Verwaltungen von Kommunen und Kirchen über Kreuz. Die beharren darauf, daß der leibliche Abgang von dieser Welt ordentlich auf einem Friedhof endet. Dagegen steht die neue Idee, sich noch vor dem Abgang selber das Wurzelwerk eines Patenbaumes in einem "Friedwald" als letzte Ruhestätte einer biologisch abbaubaren Urne auszusuchen.

Neue Idee?

Wir haben einen solchen Friedwald auf dem Grundstück. Die Urnen von Herrn und Frau Sievers, Nachfolger von Edmund Horst und Frau Anne als Hauseigentümer, ruhen unter einem Feldstein hinter den Rhododendron-Büschen.

Der Bestattungsunternehmer kam seinerzeit mit einer der Urnen in der Hand auf winterlichem Eis am Hang in's Rutschen. Der Deckel sass nicht fest.

Der Sohn – so erzählte er es mir, als er eines Tages unangekündigt mit seinem Moped zu einer Visite am Stein hinter den Rhododendron-Büschen herunterrollte – kehrte am Hang die Asche zusammen.

Ein bisschen Ordnung musste sein.

Man wirft keine Dosen weg im Wald.

Ich spreche nicht mehr von vollen Urnen, sondern von leeren Dosen. Als in Deutschland das Dosenpfand noch nicht eingeführt war, traf ich bei meinen Erkundungsgängen im Dolldorfer Umland allenthalben auf diese bunten, oft zerknautschten Getränke-Container. Auf dem Weg zum nahen Kurbad Blenhorst sammelte ich einmal an einer Bus-Haltestelle aus einem Waldstück 31 solcher Dosen.

Daß mir dieser Zivilisationsabfall einmal positiv auffallen würde, habe ich dem Brückenschlag meiner afrikanischen Medienorganisation zu verdanken, die zur Weltausstellung "EXPO 2000" nach Hannover eingeladen war. Das machte zugleich die Rückkehr nach Dolldorf erforderlich.



Die Plakette, die ich oben an's Tor schraubte, und die das Haus am Hang nun als vorübergehende Zentrale eines "Weltweiten Projekts" der EXPO auswies, hat irgendein Lump geklaut ... vermutlich einer, der auch leere Dosen in den Wald schmeißt.

In der Afrika-Halle der EXPO bauten wir die Präsentation des Projektes "Global Village Voices" von Radio Bridge Overseas in den Nationen-Stand von Simbabwe ein. Gegenüber entstand am Lesotho-Stand ein merkwürdiges Gebilde, das im Archiv von Radio Bridge Overseas so beschrieben ist:

*Der aus Stuttgart stammende Michael Hönes lebt in Afrika und baut Möbel und Häuser aus Dosen. Er motiviert den Betrachter zu anderen Wahrnehmung und zum Sprung in eine andere Welt. Er baut Vorurteile ab. Die Dose lebt in allen globalen Ebenen und Schichten und sie verkörpert den Gegensatz von Nutzen und Abfall. Es gibt keine vollen Dosen ohne leere Dosen.*

*Der Schlafende sieht allerdings nur die vollen Dosen, der Wache hingegen sieht die vollen und die leeren Dosen.*

*Hönes sagt, seine Arbeit soll helfen, Schlafende aufzuwecken. Es werden jene sein, welche die zukünftigen Wege bereiten und Brücken bauen, um jeder Person die positive Erfahrung des Gegensatzes zu ermöglichen.*

*Gegensätze wie ökonomisch-ökologisch, hell-dunkel, voll-leer, arm-reich sind ein Teil des Lebens und der Betrachter identifiziert sich immer zuerst mit dem ihm Vertrauten. Der Betrachter in Europa identifiziert sich mit: ökologisch, hell, voll, reich.*

*Der Betrachter in Afrika identifiziert sich mit: ökonomisch, dunkel, leer, arm. Europa – Afrika. Ein ideales Bild des Gegensatzes und doch ein Ganzes.*

[www.radiobridge.net/www/archive090.html](http://www.radiobridge.net/www/archive090.html)

Die kleine Brücke oberhalb unseres Häuschens verbindet uns mit der Welt, eine Brücke von Süd nach Nord, oder umgekehrt.



Foto: KJS

Als er noch durfte, war sie für Bauer Möhring der kürzeste Weg zu seinem Feld. Wir erreichen darüber die Strasse von Blenhorst nach Nienburg an der Weser, wo es den nächsten Bahnhof gibt.

Nachts gehen wir öfter noch `mal hin, warten am oberen Ende der Brücke, bis im Norden, drüben in Blenhorst, pünktlich um 23 Uhr die Strassenlaternen abgeschaltet werden, und im Süden der Mars klar auszumachen ist. Vor 59.619 Jahren werden die frühen Menschen das orangerote Gestirn am Nachthimmel in ihrem alltäglichen Überlebenskampf kaum wahrgenommen haben. Damals war das magische Licht des Mars der Erde zuletzt so nah wie im August 2003.

[www.abendblatt.de/daten/2003/08/16/197161.html](http://www.abendblatt.de/daten/2003/08/16/197161.html)

Mars, der rote Planet. Astrophysiker sagen, das oxidierte Gestein auf seiner Oberfläche unter einer dünnen Kohlendioxid-Hülle mache den Mars zum Farbwunder am Abendhimmel... Er ist eine rostfarbene Kugel, mit einem Durchmesser von 6794 Kilometern gerade halb so groß wie die Erde...

Die feurige Farbe des Mars verbanden seine frühen Beobachter mit Krieg und Verderben. Bei den Sumerern hieß er vor 5000 Jahren *Simbutu*, der Tiefrote. Erst die



Römer nannten ihn *Mars* nach ihrem Kriegsgott – wohl aus Furcht und in Erinnerung an blutgetränkte Schlachtfelder. In China war er *Huoxing*, der Stern des Feuers. Die Perser nannten ihn *Pahlavani Siphir*, den Himmlischen Krieger. Bei den Babyloniern hieß er *Nergal*, Gott des Todes – von dort stammen auch die frühesten Aufzeichnungen auf Tontafeln, etwa 2.700 Jahre alt. Wenn der *Nergal* nicht am Himmel sichtbar war, hütete er die Feuer der Unterwelt. Der U.S.-Astronom Asaph Hall griff die martialischen Begriffe 1877 auf, als er zwei winzige Marsmonde entdeckte, und nannte sie *Phobos* (Furcht) und *Deimos* (Schrecken). Die Römer verehrten den Mars gleich in mehreren Funktionen: als *Mars Gradivus*, den Kriegsgott, *Mars Silvanus*, den Gott des Ackerbaus, *Mars Quirinus*, den Schutzgott des Staates, und *Mars Ultor*, den Rachegott.

In dieser sternklaren Oktober-Nacht bin ich alleine zur Brücke gegangen. Elsa ist vor zwei Wochen vorausgeflogen, um unsere afrikanische Basis auf Vordermann zu bringen – Pendeln zwischen Nord und Süd, zwischen Dolldorf in der norddeutschen Tiefebene und Borrowdale in Harare auf der simbabweschen Hochebene.

Der "Grosse Wagen", das Sternenbild am Dolldorfer Nordhimmel, hat seine Deichsel schon tief gesenkt. Wenn Elsa jetzt in Borrowdale nach Norden schaut, wird sie ihn tief am Horizont auftauchen sehen, nur umgekehrt, die Deichsel nach oben weisend. Ich stehe auf der Brücke, und die Strassenlichter in Blenhorst verlöschen, es ist 23 Uhr. Ich werde zurückschlendern und noch ein bisschen schreiben.

Im Sommer 1983 dampfte gelegentlich noch eine Lok mit einem Güterzug an Dolldorf vorbei, dabei unterquerte sie die kleine Brücke, `mal in östlicher, `mal in westlicher Richtung. Der Güterverkehr ist seit vielen Jahren eingestellt. Die Geleise sind überwuchert, die Schwellen verrotten seit die letzte, ziemlich eigenwillige Nutzung der Schienen polizeilich untersagt wurde.

Wir hatten ihn den "Schwarzen Reiter" getauft und ihm von der Brücke aus gelegentlich amüsiert zugewunken, dem Fahrer eines schwarz gestrichenen Renault 4, wenn er auf blanken Felgen herangedonnert kam, man hörte das Gefährt schon aus grösserer Entfernung. Wenn es eine halbe Stunde später zurückkehrte, war es umgedreht, Scheinwerfer wieder voran, wir haben nie herausgefunden, wo und wie es wendete.

Nach der deutschen Vereinigung gab es viele tausend Kilometer verrotteter Eisenbahnlinien, vor allem in der ehemaligen DDR, und vermutlich ein paar Millionen von Eisenbahnschwellen, die dort auszuwechseln waren. Südlich der kleinen Brücke in Dolldorf, nicht dort, wo sich `mal gerade 200 Schritte entfernt unser Häuschen an den Hang duckt, sondern ungefähr 10.000 Kilometer hinter`m Horizont, wäre es seinerzeit beinahe zur Vermittlung eines Exports deutscher Eisenbahnschwellen nach Afrika gekommen.

Ein Autor von Radio Bridge Overseas hatte zusammen mit jungen Journalisten-Kollegen aus Deutschland eine hübsche Radio-Geschichte produziert, die Erfolgsstory pfiffiger Unternehmer im simbabweschen Harare, die aus dem Tropenholz afrikanischer "railway sleepers", also aus Eisenbahn-Schwellen, exotisch-massive Möbel zum gewiss nicht billigen Verkauf in die Nordwelt herstellten.

Ihr in der ganzen Region aufgekaufter Vorrat von Teak-Schwellen aufgebener Bahnstrecken ging gerade zu Ende. ...

Da erzählte ich Geschäftsleuten bei einem G&T (tropischer Sundowner = Gin & Tonic beim Sonnenuntergang), die (damals noch so genannte) Deutsche Bundesbahn hätte in der Ex-DDR tausende von Kilometern Eisenbahnlinien zu erneuern, die seit Kaiser Wilhelms Zeiten dort nie ausgewechselt worden seien.

G&T beflügelte den folgenden Kurzschluss:

KAISER WILHELM = DEUTSCHE KOLONIALZEIT = EISENBAHNSCHWELLEN AUS AFRIKANISCHEN KOLONIEN FÜR DIE DEUTSCHE REICHSBAHN = KNAPP 100 JAHRE SPÄTER RÜCKTRANSPORT DES TROPISCHEN HOLZES AUS DEUTSCHLAND NACH AFRIKA = VEREDELUNG IN EXOTISCH-MASSIVE MÖBEL = RE-EXPORT AUS AFRIKA NACH EUROPA!



Foto: africanstockshots.com

Eine phantastische Gedanken-Brücke, zumal jedes Stück Möbel mit dem zutreffenden Zertifikat zu versehen wäre, massives afrikanisches Tropenholz zu sein, aber nicht geraubt aus lebenden Tropenwäldern!

Und welche Symbolik!

Beflügelt von dieser Symbolik, vielleicht auch noch ein bisschen vom G&T, liess ich mich darauf ein, dem Chef der Deutschen Bundesbahn von der Interessenlage afrikanischer Möbel-Hersteller zu berichten, die bereit wären, für den Holzurücktransport von Deutschland nach Afrika umgehend Frachtschiffe zu chartern.

Pech im Wortsinne enthielt dann der Antwortbrief: Nix mit verwittertem Tropenholz! Gift war das, was da unter den Schienen gelegen hatte, teergetränkt mit dioxin-haltigen Zusätzen aus 40 Jahren Chemie-Gebräu in DDR-Kombinaten!

Beim nächsten Vermittlungsangebot durch jemanden mit guten Beziehungen zu Ex-DDR-Funktionären liess ich dann alle Alarmglocken schrillen: auf Simbabwe Strassen sollte eine qualmende Trabbi-Flotte rollen...

Es gibt auch Brücken, die in Sackgassen führen.

## Die Brücke zum Worldwide Web

ZEIT-Artikel von Dirk Asendorpf: Wissen 50/2001

[www.radiobridge.net/www/links/epd.html](http://www.radiobridge.net/www/links/epd.html)

### *Rundfunk mit Text und Bild*

*Der digitale Rundfunk hält bereits Einzug in Afrika. Die Deutschen hingegen lauschen unverdrossen ihren alten UKW-Empfängern. Doch bald wird den Hörern das Sehen beigebracht.*

*... Bisher war Radio das schnellste, aber auch das flüchtigste Medium. "Das versendet sich", heißt es unter Radiojournalisten, wenn eine ungenaue Formulierung oder eine falsche Zahl in einen Beitrag gerutscht ist. Künftig werden sie sich von der Vorstellung trennen müssen, daß sie nur fürs Ohr arbeiten. Wer fürs digitale Radio produziert, wird auch Texte und Bilder in seine Beiträge integrieren müssen. Mobiler Internet-Zugang ermöglicht das Senden wie das Empfangen schon heute von fast jedem Ort der Welt aus.*

*Auch aus Dolldorf. Auch in dem Flecken im niedersächsischen Flachland hat die Zukunft des Radios begonnen.*



Foto: KJS

*Mit weitem Blick über ein Weizenfeld auf die äsenden Rehe am Waldrand arbeitet hier der Journalist Klaus Jürgen Schmidt. Er ist Gründer von Radio Bridge Overseas, einem unabhängigen Zusammenschluß von Hörfunkjournalisten im südlichen Afrika.*

*Die Zentrale ist eigentlich in Harare, der Hauptstadt von Simbabwe. Doch seit dort der Bürgerkrieg droht, hat Schmidt seinen Arbeitsplatz verlegt. Harare oder Dolldorf – mit einer Standleitung ins Internet macht das keinen Unterschied. Die Journalisten von Radio Bridge Overseas übermitteln ihm die Manuskripte und O-Töne aus Afrika jetzt per Datentransfer. Am PC mischt Schmidt sie zusammen. Falls Musikeinblendungen gewünscht sind, holt er sich auch diese aus dem Internet. Die fertigen Sendungen stehen Sendeanstalten in Afrika, Europa und den USA auf der Website der Radiobrücke zur Verfügung.*

*Für Länder, in denen der Internet-Zugang für die Übertragung von Audiodateien noch nicht gut genug ist, lässt Radio Bridge Overseas die Programme auch über den WorldSpace-Satelliten ausstrahlen. Die Radioanstalten können sie dann mitschneiden und in ihre eigenen Programme auf UKW, Kurz- oder Mittelwelle übernehmen. "Hier an meinem kleinen PC kann ich inzwischen besser und schneller arbeiten als in einem Studio, für das man vor ein paar Jahren noch 200 000 Mark ausgeben mußte", sagt Schmidt...*

Das Weizenfeld vor der Haustür im niedersächsischen Flecken Dolldorf war in der Saison 2003 ein Gerstenfeld. Jetzt ist es längst abgeerntet, die Gerste ist abgeliefert bei den Silos der örtlichen Raiffeisen-Genossenschaft. Vermutlich ist sie längst verwandelt in Gerstenmalz und nach deutschem Reinheitsgebot vielleicht zu einer Biermarke eingemischt, von der mit jeder verkauften Kiste, so versprach es die Brauerei in einer der umfangreichsten Kampagnen der deutschen Werbungsgeschichte, ein Quadratmeter Regenwald bewahrt werden soll – per Spende an den WWF für ein Projekt in Zentralafrika. [www.radiobridge.net/www/archive071.html](http://www.radiobridge.net/www/archive071.html)

Das *Dzanga-Sangha-Projekt* wurde 1988 auf der Grundlage einer Übereinkunft zwischen dem WWF (World Wildlife Fund), den USA und der Regierung der Zentralafrikanischen Republik ins Leben gerufen und 1990 gegründet. Das Waldreservat ist das einzige Schutzgebiet der Region Zentralafrikas, das sich zum Ziel setzt, den Schutz der Waldfauna und der für den Südwesten der Zentralafrikanischen Republik (ZAR) typischen Wald-Ökosysteme mit den Bedürfnissen der einheimischen Bevölkerung und der nationalen Wirtschaft auf der Basis einer nachhaltigen Entwicklung zu vereinen.

Bauer Wilhelm Möhring, mit dem ich auch gerne 'mal ein Bier trinke, hätte sich nicht träumen lassen, daß auf seinen Feldern rund um Dolldorf gelegentlich pfliffige Lösungen, oft aber Probleme für Menschen in der Südwesten wachsen ... zum Beispiel dann, wenn er sich entschließt, Zuckerrüben anzupflanzen.

[www.radiobridge.net/www/archive082.html](http://www.radiobridge.net/www/archive082.html)

Zucker-Produktion ist in der Europäischen Union eine wichtige Industrie. Im Jahr 2000 kamen 23 Millionen metrische Tonnen von europäischen Feldern. Davon wurden 14 Mio. metrische Tonnen innerhalb der EU verbraucht, 6 Mio. wurden exportiert, und 3 Mio. – für die Zuschüsse gezahlt wurden – kamen auf Halde. Nur 1,8 Mio. metrische Tonnen wurden importiert.

Die britische Entwicklungshilfeorganisation OXFAM hat in einem Bericht zum Erdgipfel in Johannesburg klargestellt, daß durch die EU-Zucker-Politik Steuerzahler und Konsumenten in der Europäischen Union dafür bezahlen, Menschen in den ärmsten Ländern arm zu halten. Die Produzenten dort seien vom europäischen Abnehmer abhängig, denn die EU-Kommission entscheide über den Ankauf der tropischen Ware. Zugleich erhielten aber Europas Zuckerproduzenten aus Steuermitteln erhebliche Zuschüsse, die den europäischen Zuckerpreis im Vergleich zum Weltmarktpreis fast um das Dreifache verteuern. Dieser Profitanreiz führe jährlich zu erheblicher Überproduktion, die dann beim Verkauf auf dem Weltmarkt die Preise drücke und Anbieter aus den Süden verdränge.

Im Internet-Archiv von Radio Bridge Overseas ist seit August 2002 die Story unter dem Titel zu lesen: "Europas `bittere Pille´ für Zucker-Produzenten in Afrika", und die Biergeschichte erschien im Juni 2002 mit einem Zitat des Kabarettisten Dieter Nuhr als Titel: "Saufen für Afrikas Regenwald".



Foto: Radio Bremen

## Brücke zur Kultur-Vermittlung

*"Das war für mich eine sehr spannende Geschichte"*  
Interview bei RADIO BREMEN, 10. Januar, 2001

Moderator:

Die Zahl der von Dürre betroffenen Menschen in Afrika ist im vergangenen Jahr auf hundert Millionen gestiegen. Wie das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen mitteilte, grassierte die Trockenheit in mehr als zwanzig Ländern. Besonders betroffen war aber wieder einmal Afrika, die Gebiete südlich der Sahara...

Doch auch was den Mangel an kultureller Nahrung und Information betrifft, steht Afrika ganz oben, und da ist natürlich Hilfe gefragt, Engagement.

Mit einem, der dort war und der auch wieder hin will, sprechen wir jetzt, Klaus Jürgen Schmidt, ein Radiojournalist seit vielen, vielen Jahren, jetzt wieder nach langen Jahren zurück. Herr Schmidt, Sie sind in Simbawe gewesen und wollen auch wieder hin. In Harare, dort haben Sie ein Rundfunkprojekt angekurbelt, einen Radiosender aufgebaut. Das war ein Projekt der Friedrich-Ebert-Stiftung?

Schmidt:

Das war Anfang 1985, da hat mich Radio Bremen freigestellt für diesen Job als Leiter dieses Versuches, ein Bildungsprogramm bei der Zimbabwe Broadcasting Corporation aufzubauen. Das ist gelungen. Das war zu einer Zeit, da hatten Stiftungen in Deutschland, in Europa, bei den Vereinten Nationen noch Geld. Das war also nicht bloß ein Programm, das war ein ganzer Studiokomplex, da sind viele Millionen reingegangen, ein Programm, das nicht-formale Bildung vermittelt, in mehreren afrikanischen Sprachen. Das war für mich eine sehr spannende Geschichte, diese Zusammenarbeit mit den Kollegen vier Jahre lang.

In diesen vier Jahren habe ich dann gelernt, daß zwar untereinander und miteinander in so einem Land sehr kommunikativ umgegangen wird, daß aber – wenn wir hier etwas

erfahren in Europa über Afrika – daß das meistens durch Menschen wie mich passiert, Nordlichter, Korrespondenten. Man kann ja mal Hörer fragen, ob sie sich erinnern, wann sie mal über Afrika was von Afrikanern gehört haben – kommt ganz selten vor.

Und das war dann eine Geschichte gewesen, die ich nach Abschluß des Vertrages mit der Friedrich-Ebert-Stiftung und mit Zustimmung Radio Bremens – man hat mich dafür immer weiter freigestellt – versucht habe, zu realisieren, in Zusammenarbeit mit afrikanischen Kollegen Methoden zu finden, daß sie ihre eigenen Programme so gestalten können, daß auch Hörer in anderen Kulturen sie verstehen.

Moderator:

Sie haben gesagt, Bildungsprogramme, die aber keine formalen Inhalte haben. Dabei fällt mir so'was ein wie Kulturtechniken, wie Alltagserfahrung, wie Umgang mit den Problemen, die man hat, die ja immer ein gewisses kulturelles oder zivilisatorisches Niveau voraussetzen. Können Sie das etwas schildern?

Schmidt:

Also, viele afrikanische Gesellschaften sind orale Gesellschaften, das heißt, sie schreiben wenig auf, sondern vermitteln auch ihre eigene Geschichte immer wieder durch neues Erzählen, sie erzählen viel, sie können das. Sie haben keine Schwierigkeiten, es untereinander zu tun, dort, wo man aus der selben Kultur stammt.

Sie haben aber ganz große Probleme, das gegenüber anderen Kulturen zu tun, auch schon innerhalb von Afrika. Also in Simbabwe etwa, wenn die da mit Menschen in Nachbarländern, oder auch schon mit anderen Stämmen im eigenen Land reden wollen, wird es schon schwierig. Und natürlich ganz besonders, wenn sie sich äußern wollen etwa in solchen Medien wie Rundfunk oder Fernsehen, oder jetzt Internet, also gegenüber der Außenwelt. Das wird eigentlich nicht gelernt. So eine Journalistenausbildung gibt es eigentlich auch gar nicht, daß afrikanische Kolleginnen und Kollegen erfahren, auch eine Praxis darin haben, wie sie – ohne ihre eigene Nachricht, ihre eigene Idee zu korrumpieren – so formulieren, daß sie auch woanders verstanden werden, und dabei auch noch als attraktiv empfunden werden.

Moderator:

Also es gibt keine Praxis, keine Erfahrung, keine Technik, aber es gibt doch – stelle ich mir vor – von so einer mündliche Gesellschaft her eine Praxis, die eine große Unbefangenheit mitbringt und die von daher auch einen ganz besonderen Reiz für uns, die wir aus einem so hochreflektierten Kulturkreis kommen, darstellt.

Schmidt:

Das ist richtig. Nur, was haben wir für Medien zur Verfügung, um diese Kommunikation mit diesen Menschen da unten im Süden zu beginnen. Das sind natürlich sehr technologisierte Medien. Und da ist natürlich das Spannende, daß dieses Projekt, das ich 1993 angestoßen habe, eines ist, das sich dieser modernen Technologie bemächtigt hat.

Wir haben ein eigenes Studio aufgebaut, das ist ein Verein, der heißt Radiobrücke Übersee, haben angefangen zu arbeiten, haben durch viele Zufälle – auch Radio Bremen hat damals gerade angefangen, digital zu produzieren mit CutMaster und all diesen

Geschichten – haben ab 1992/93 diese Technologie eingeführt, die natürlich auch sehr ökonomisch ist, sehr preiswert, aber die einer ganz neuen Erfahrung bedarf. Das sind diese beiden Bereiche, in denen ich dann sehr intensiv zusammen mit afrikanischen Kolleginnen und Kollegen gearbeitet habe – das Aneignen dieser technologischen Möglichkeiten, die dann ja auch, wenn man digital arbeitet, erlauben, über Internet etwa Programme auszutauschen, innerhalb der Region, aber auch mit der Welt. Und auch, daß Geschichten so erzählt werden, daß sie bei Hörern, etwa hier bei Radio Bremen oder irgendwo anders im Norden, als ganz attraktiv empfunden werden.

Moderator:

Die Technologie ist satellitengestützt, das heißt, daß – was den Empfänger betrifft – bestimmte Voraussetzungen geschaffen werden müssen, die zwar einfach sind aber doch eine gewisse Innovation bedeuten für den Hörer?

Schmidt:

Das ist richtig. Nun gibt es ein völlig neues System, das hier weitgehend gar nicht bekannt ist, das aber in Afrika gerade zu wachsen beginnt, und auch in anderen Gegenden des Südens. Das ist die WorldSpace-Technologie, von einem in den USA lebenden Afrikaner erdacht, der mit viel Geldern des Nordens und des Südens ein Satellitensystem aufgebaut hat. Es handelt sich übrigens um ein technisches Komprimierungssystem, das in Deutschland erfunden worden ist, am Erlangerer Fraunhofer-Institut. Und das gibt es schon. Da sind japanische Firmen, die haben Radiogeräte entwickelt, die ganz kleine Antennen haben, mit Batterien betrieben und sehr handlich, mit denen man überall – ob im Busch, in der Wüste – in CD-Qualität schon jetzt Programme empfangen kann vom Satelliten. Da kann man sogar, da es ja digital ist, mit einem Laptop oder einem PC die dazugehörigen Texte und Bilder herunterladen. Das ist ein sehr spannendes System. ... Und dort hat meine Organisation, die ja nach wie vor arbeitet, jeden Tag vier Programme – vier mal 15 Minuten, die kann man weltweit hören. Ich hab so einen kleinen Empfänger, und sogar hier in Norddeutschland kann man es hören.

**UPDATE!** am Ende dieses Kapitels!

Moderator:

Geben Sie mal ein Beispiel. Wie sieht so ein Sendeschema aus, das Sie da betreuen?

Schmidt:

Etwas, was völlig neu war, ist der Versuch, über Kultur- und Sprachgrenzen hinweg zu arbeiten. Die umliegenden Länder, Botswana, Namibia, Sambia, das sind alles Länder, die große Wildbereiche haben. Das ist während der Kolonialzeit alles an die Zentralregierung gegeben worden. Durch neue Gesetzgebungen haben Menschen in diesen Ländern plötzlich wieder die Möglichkeit, in den eigenen Dörfern den Profit etwa von Großwildjagd oder von Tourismus in diesen wunderschönen Wildgebieten zu haben. Dafür brauchen sie aber Erfahrungen, Vermarktungserfahrungen.

Da haben wir also eine Radioserie produziert, haben mit diesen Menschen geredet, haben sehr viele Aufnahmen gemacht in Gegenden, wo das Radio noch nie war, mit afrikanischen Kollegen, in ganz vielen afrikanischen Sprachen. Haben daraus eine Serie von 24 Folgen gemacht, die in vier Sprachen produziert worden ist, in Englisch für

Namibia, in Setswana für Botswana, Bemba für Sambia, Shona für Simbabwe. Die ist dann 24 Wochen lang parallel in allen vier Ländern ausgestrahlt worden, was zu einem ganz starken Feedback geführt hat. [www.radiobridge.net/www/more/ideas/indexART.html](http://www.radiobridge.net/www/more/ideas/indexART.html)

Im nächsten Schritt haben wir dann diese Sendereihe komprimiert, haben sie aufgeteilt und haben sie auf's Internet getan. Dort kann man jetzt Bilder und Texte nachsehen. Und das ist etwas, was ich jetzt gerne verbinden würde mit den Erfahrungen, die vielleicht auch bei Radio Bremen nötig sind.

Moderator:

Das war meine Frage: Wie kommt ein Journalist aus Harare, der dort viele Erfahrungen gesammelt hat und ein großes Arbeitsfeld hat, nun auf die Idee, gerade jetzt zurück-zukehren zu Radio Bremen, das sich ja eher in einem Schrumpfungsprozeß befindet?

Schmidt:

Ja, ich war 16 Jahre weg. In all diesen Jahren habe ich immer wieder versucht, auch dabei Kollaborateure bei Radio Bremen gefunden, solche Programme aus Afrika in Europa und auch hier bei Radio Bremen unterzubringen. Im Prinzip war die Antwort, die ich dann immer bekommen habe von den höheren Etagen: Wir haben unser eigenes Korrespondenten-Netz. Es war also nie richtig begriffen worden. Es war also nicht möglich, das systematisch hinzukriegen, obwohl die Welt ja immer enger wird und wir in einem globalen Dorf leben.

Ich denke, daß dieser Prozeß, in dem sich Radio Bremen befindet, dieser Neu-orientierung – auch der neuen Aufgabenfindung, es möglich machen wird, einen Teil von Radio Bremen in ein Portal einer solchen Nord-Süd-Kommunikation zu verwandeln, in die ARD hinein, vielleicht auch in das europäische Rundfunksystem. Wir reden ja über eine Vernetzung von Kulturen. Auch das Internet, das dies ja tut, ist nach wie vor zersplittert, dort gibt's ein spanisch-sprachiges, ein arabisch-sprachiges, ein französisch-sprachiges. Ich würde gerne die Erfahrungen, die wir in Afrika gemacht haben, nämlich Kulturen zu überbrücken und Sprachbarrieren zu überwinden, als eine Möglichkeit hier einführen für Radio Bremen, sich eine Kompetenz zu verschaffen in dieser Nord-Süd-Kommunikation, als ein Sender in einer Stadt am Meer mit einem Schlüssel im Wappen.

Moderator:

*'Radio on grassroots level'*, so bezeichnen Sie das. Wie sind solche Erfahrungen dann doch übertragbar aus so einer Struktur, wie Sie sie beschrieben haben für Simbabwe und die Region dort, auf eine Region, die zwischen Emden, Bremerhaven und Hamburg liegt. Haben Sie da eine Idee?

Schmidt:

Das Medium existiert ja nur, weil es über Menschen kommuniziert und mit Menschen spricht, die in bestimmten Lebensverhältnissen sind. Und es ist ganz erstaunlich, wie viele Lebensverhältnisse von Menschen im Süden und im Norden ganz ähnlich sind, ähnliche Problemstellungen da sind. Und ich würde gerne dazu beitragen, daß ganz lokale Bezüge in diesem Bremer Raum sich wiederfinden in der Kommunikation mit Menschen im Süden, nicht nur in Afrika.



Das Ganze hat ja schon in Bremen ganz intensiv angefangen, der Begriff 'Lokale Agenda 21', der Versuch zwischen Kommunen, zwischen Gemeinden, zwischen Menschen da unten – wie man sagt 'grassroots' – eine Kommunikation aufzubauen, braucht ein Medium, ein Nord-Süd-Medium. Und ich denke, daß Radio Bremen dies mit der Erfahrung, die ich jetzt mitbringe, machen kann.

**UPDATE!**

*Worldspace war zunächst für die ärmeren Staaten Afrikas gedacht, die durch Satellitenradio kostengünstig mit Radioprogrammen hätten versorgt werden können.*

*Nachdem die meisten afrikanischen Stationen ihre Ausstrahlung via Satellit aber einstellten, versuchte Worldspace in wohlhabenderen Staaten Kunden für das Pay-Radio-Angebot zu gewinnen. Dies scheiterte.*

*Die Betreiberfirma Worldspace mußte 2008 Insolvenz anmelden und 2009 alle Geschäfte liquidieren. Damit endete die Geschichte des mobil nutzbaren Worldspace-Satellitensystems, welches auch in Europa empfangbar war.*

<https://en.wikipedia.org/wiki/1worldspace> & <http://www.dxaktuell.de/?p=698>

## Die Brücke zum eigenen Leben

Die ersten herbstlichen Stürme sind über's norddeutsche Flachland gejagt, brachen sich am Rand des kleinen Waldes oberhalb vom Landhäuschen am Hang. Holz für den Kamin ist reichlich vorhanden seit mittlerweile die Last von Winter-Eis eine Reihe von Bäumen in diesem Wäldchen knicken ließ.



Foto: KJS

Eine fallende Kiefer trennte für einige Zeit die Verbindung zur Welt, die von dem abgelegenen Häuschen über neun Telefonmasten bis zu der schmalen Brücke führt, von wo sie sich zusammen mit der Leitung des Nachbarn jenseits des Feldes schließlich dem Kommunikationsnetz anschließt, das über zahllose weitere Masten die weit auseinander wohnenden Menschen dieser Kommune verbindet – in den meisten Fällen wohl eher untereinander, also "binnen" – seltener "buten", also mit der Welt jenseits der Mittelweser-Region, oder gar jenseits des Gebietes, in dem deutsch gesprochen wird – oder, wie hier, plattdeutsch.

Etwa fünf Kilometer entfernt, per Fahrrad bequem zu erreichen, in einem Tal bei Marklohe, ist dem "Plattdeutsch" seit 1932 eine Waldbühne gewidmet. 1962 hatte sich sogar Lale Andersen `mal die Ehre gegeben, seit 1952 trägt im Schatten alter Buchenbäume ein von der Eiszeit zurückgelassener Findling diese Inschrift:



Foto: KJS

Im letzten Sommer radelten wir mit unserer Hamburger Freundin zu dieser Waldbühne. Wir kamen gerade noch rechtzeitig für's Vorprogramm, bei dem – wie fast jedes Jahr – Bauer Möhring und seine Frau im Kreise anderer Paare als "Lustige Tänzer von Wietzen" in schmucker Tracht traditionelle Tanzformationen über die Bühne walzen.

(Wann übt ihr eigentlich, wollte ich schon immer mal fragen angesichts mir bekannter Extra-Dienste über die Arbeit an Kuh und Kulturpflanze hinaus, als da wären aktiver Dienst in der Freiwilligen Feuerwehr, im Schützenverein, als Schatzmeister des lokalen Jäger-Vereins etc.).

Unterdessen hat eine Blaskapelle die Tänzer abgelöst, während sich Einheimische und ein paar Touristen am Bratwurstgrill oder am Biertresen überlegen, ob es klug war, den Regenschirm doch nicht mitgenommen zu haben.

Es gibt dann noch mindestens zwei Pausen im Drama um "De swarte Hannibal", die erneut der Förderung lokaler Gastronomie- und Catering-Betriebe dienen, bevor ich begreife, daß es sich bei dem "Hannibal" um einen schwarzen Eber handelt.

In diesem Jahr hieß das Stück auf der Waldbühne "Paß up de Deern". Etwas vorlaut frage ich rechtzeitig den Wilhelm Möhring, ob das denn überhaupt korrektes Platt sei: Entweder sei auf hochdeutsch gemeint "Paß auf, das Mädchen!" – dann fehle ein Komma,

oder es sei gemeint "Paß auf das Mädchen auf!" – dann fehle ein zweites "up": "Paß up de Deern up!" Au weia! Die Frage ist bis heute ungeklärt, trotz Einbeziehung einer Reihe weiterer lokaler Experten an unserem Biertisch, und mir schwant, da wird von mir noch so manches Bier zu bestellen sein ...

Aber wie hatte unserer Hamburger Freundin, die uns ja schon bei uns in Simbabwe auf Besuch war, der Ausflug in die lokale Kulturszene gefallen? Au weia! Da wäre jetzt auch noch über ganz andere Kriterien zu diskutieren. Ich trete in's Pedal, um für Licht auf nächtlicher Straße zu sorgen, nur an meinem Rad funktioniert die Lampe, ich hatte vergessen, die an den anderen beiden Rädern vorher zu checken. Aber es regnet wenigstens nicht, und egal, ich hab` mich köstlich amüsiert, in Afrika verstehe ich ja auch kein Wort, wenn auf dem Lande die Menschen tanzen und in ihrem lokalen Idiom singen.

Das Erbe der Menschen, egal welcher Region, ihre Sprache, ihre Geschichte, ist Schlüssel für ihr Selbstverständnis, und vielleicht auch Schlüssel für das Verständnis von Antworten, die unseren Brückenschlag in andere Kulturen erklären können, wenn ich bei Ausflügen von unserem kleinen Häuschen, bei Dorf- und Familienfesten, immer `mal wieder gefragt werde, wie es denn da so ist in Afrika.

[www.uni-muenster.de/Rektorat/muz/muz65-3a.htm](http://www.uni-muenster.de/Rektorat/muz/muz65-3a.htm)

*MUZ - Münsters Universitäts-Zeitung  
5/1996 – 17. Oktober 1996*



Foto: KJS

*Bea Schallenberg*

*Yes, it's very possible*

*Vier Monate leben, lernen und arbeiten in einem Land im südlichen Afrika*

*Münster, Januar 1996*

*Sie ist Studentin der Publizistik, die sich aufgrund eines Aushangs an einem der Schwarzen Bretter der Uni Münster auf ein Stipendium der Heinz-Kuehn-Stiftung beworben hat und – wer hätte das gedacht – eine der glücklichen vier Deutschen ist, die ... ja was eigentlich? Klar ist zu diesem Zeitpunkt nur eines: Radioarbeit in Simbabwe, einem Land im südlichen Afrika. Es ist Mitte Januar, als die endgültige Zusage des Senders "Radio Bridge Overseas" – also "Radio Brücke Übersee" – die Studentin erreicht. Sie ist überglücklich, erfährt jedoch wenige Tage später, daß die Stiftung die 3000 Mark für Unterkunft und Verpflegung sowie die Flugkosten nicht übernehmen wird.*

*Begründung: "... gegebenenfalls Kostenübernahme im Einzelfall ...", "... mit der Bitte um Geduld ...". Die Studentin finanziert sich und ihr Studium selbst, zu diesem Zeitpunkt durch eine 19-Stunden-Stelle an einem der Institute. Sie wird ihren Job aufgeben müssen, Urlaub für fast vier Monate gibt es nicht, nach einem Gespräch mit dem geschäftsführenden Direktor des Institutes ist das völlig klar und einleuchtend. Den Job wird jemand anderes übernehmen, sie hat Verständnis, gleichzeitig Zweifel, überlegt nächtelang, ob sie das wirklich riskieren kann, denkt immer wieder an Marc Aurel ("Der Weg ist das Ziel") und entscheidet sich für eine unsichere Zukunft.*

*Sie wird nach Simbabwe gehen.*

*Harare, 04. April `96*

*In Harare wird sie zusammen mit einem weiteren Teilnehmer des "Internships", so bezeichnet Radio Bridge Overseas das 13-wöchige Projekt, von dem Leiter des Senders persönlich am Flughafen abgeholt. Herr S. war Redakteur bei Radio Bremen, Korrespondent in verschiedensten Ländern, nicht nur Afrikas, und ist seit nun mehr elfeinhalb Jahren in Simbabwe. Er lädt das Gepäck in den Landrover, denn ein solches Auto braucht man hier, sagt er.*

*Simbabwe, 10. April `96*

*Die Studentin hat nun genauere Vorstellungen über das, was auf sie zukommen wird. Sie wird in Zusammenarbeit mit vier simbabwischen Journalisten und den drei anderen Teilnehmern aus Deutschland fünf- bis sechsmünütige Feature erstellen. Verschiedenste Themenbereiche sollen aus Sicht der hier Lebenden dargestellt werden.*

*Begonnen wird mit der Recherche in der Hauptstadt Harare, später in ländlichen Gebieten. Shona und Ndebele sind die am häufigsten gesprochenen Stammessprachen. Übersetzt werden diese von den afrikanischen Kollegen ins Englische, von den Studenten des Erste-Welt-Staates dann in die deutsche Sprache. So können die Stories auch in Deutschland gesendet und verstanden werden – hoffentlich! Autoren der Geschichten werden primär die einheimischen Kollegen sein, denn das ist der idealistische Gedanke von Radio Bridge Overseas: Einwohner des jeweiligen Landes berichten zu lassen und nicht Korrespondenten, "Außenstehende", wie Herr S. sagt, "die für ein paar Tage in Dritt-Welt-Länder kommen, um dann fast immer Stereotypen zu festigen. Das kann nicht der Sinn von Berichterstattung sein".*

*Die Studentin ist begeistert von der Idee und gleichzeitig überfordert. Sie hat alles Mögliche erwartet: eine einfache Unterkunft, Affenbrotbäume, einfachste Tongeräte, afrikanisches Essen ...! Statt dessen wohnt sie in einer der reichsten "Weißenviertel" in Harare. In einem großzügigen Haus mit vielen schwarzen Angestellten, die den Fußboden mit einer Bürste schrubben, die Wäsche der Studenten mit der Hand waschen und einem Koch, der sich die Wünsche der weißen Teilnehmer zu Herzen nimmt und gern europäisch kocht. Der ergebnst mit einem "Yes, Mam, it's very possible" auf jede Bitte reagiert und nach Servieren der Mahlzeiten sofort wieder in "seiner" Küche verschwindet.*

*Afrika? Tausend Fragen, wenig Antworten. Die Studentin fühlt sich einsam in ihrem so schön eingerichteten Einzelzimmer mit Moskitonetz über dem Bett und Blick über die Hügel des Greystone-Parks, der reichen Gegend von Harare.*

*Harare, Mai `96*

*Die Studentin ist glücklich in Simbabwe. Der Abstand zu ihrem Zuhause wird immer größer. Sie hat Schwierigkeiten, sich ihren Freunden in Deutschland mitzuteilen, weiß aber um verbale Grenzen bei der Beschreibung fremder Kulturen und resigniert in gewissem Maße fast freudig, was ihr Mitteilungsbedürfnis an die Leute zu Hause betrifft. Sie hat sich daran gewöhnt, den simbabwischen Journalisten das Privileg einzuräumen, Autoren der Geschichten zu sein, die nach Deutschland verkauft werden sollen.*



Foto: KJS

*Sie hat sich daran gewöhnt, weiß zu sein in einem Land, in dem nur zwei Prozent der Bevölkerung weiß sind. Es ist normal geworden, in einen Bus voller Schwarzer zu steigen und in die Stadt zu fahren. Sie hat sich auch daran gewöhnt, aufgrund der Hautfarbe gewisse Vorzüge zu genießen: auf Botschafter zu treffen, Leute der Friedrich-Ebert- und der Adenauer-Stiftung zu begrüßen, sich in Gesellschaftsschichten zu bewegen, die das Privileg "Weiß" nun einmal mit sich bringen in einem Land im südlichen Afrika. Manchmal wundert sie sich darüber, daß sie ungeduldig wird, wenn ihr nach zweimaligem Hupen der "schwarze Pförtner" immer noch nicht das Tor zur Hofeinfahrt öffnet und sie aussteigen muß, um es selbst aufzumachen. An den Frauen, die den Holzfußboden mit den Bürsten schrubben, geht sie inzwischen wie selbstverständlich vorbei, um Jotham, dem Koch, mitzuteilen, daß sie nicht am Dinner teilnehmen wird, da sie anderweitig eingeladen ist. Sie fragt ihn, ob das Probleme bereitet. Seine Antwort ist fast immer dieselbe: "Yes, Mam, it's very possible". Sie genießt ihre Arbeit, die zum Teil mehr als zwölf Stunden am Tag in Anspruch nimmt, denn sie geht gänzlich darin auf, einer fremden Kultur die Möglichkeit der Selbstdarstellung zu lassen. Ihren deutschen Kollegen geht es ebenso; das weiß sie, wenn sie sich abends auf der Dachterrasse zum Sundowner verabredet haben und über das Internship reden. In wenigen Tagen werden sie für eine Woche nach Sambia fahren, um Entwicklungsprojekte zu besuchen. Auch den sambischen Kollegen wird die Möglichkeit gegeben, über ihr Land zu berichten ...*

*Sambia, Juni '96*

*Die Studentin und ihre Kollegen dringen in immer abgelegene Gegenden Afrikas vor. Sie sind fasziniert von der Fremdheit des Kontinents und lernen unendlich viel über das Leben der Menschen in den Dörfern. Das glauben sie.*



Foto: KJS

*Schwierig bleibt der Kontrast, am Abend in eine Unterkunft mit Swimming-Pool und Bar zurückzukehren, in der Nacht den Ventilator unter der Decke zu betrachten, der die Moskitos vertreibt, wo doch die Bewohner Sambias immer noch an Malaria sterben. Und das, weil es in den Dörfern nicht nur keinen Strom für Ventilatoren gibt, sondern auch nicht genug ausreichende Medikamente zur Verfügung stehen. Das erinnert die Studentin nachts daran, aus einer Flasche Mineralwasser, die neben dem Bett steht, einen Schluck zu nehmen, um die Tablette Delta Prim, das landläufige Mittel zur Malaria-Prophylaxe, einzunehmen. Für einen kurzen Augenblick sieht sie die Frauen und Kinder mit den Eimern auf dem Kopf, wie sie für ihre Familien das Wasser nach Hause bringen, jeden Tag aufs Neue – ein Weg von etwa zwei Stunden bis zum nächsten Brunnen.*

*Juli '96*

*Die Studentin trifft Vorbereitungen für die Heimkehr nach Deutschland. Sie weiß, daß sie Probleme haben wird, sich in ihr Leben dort einzufinden, obwohl es ein Leben ist, das sie seit fast 29 Jahren führt. Ihre mitgebrachte Armbanduhr liegt auf dem Tisch neben dem Bett. Sie hat sie seit einigen Wochen nicht mehr getragen, denn die Afrikaner sagen:*

*"Ihr habt die Uhren, wir haben die Zeit". Sie hat sich die Gelassenheit der hier lebenden Bevölkerung zu Herzen genommen, sich vorgenommen, gerade dies zu verinnerlichen. Gleichzeitig weiß sie, daß das schwierig werden wird, denn sie gehört zu den Leuten, die ungeduldig und entrüstet an der Bushaltestelle stehen und sich fragen, wie es sein kann, daß der Bus sein angestrebtes Ziel mit sieben Minuten Verspätung erreicht.*

*Münster, August `96*

*Die Studentin ist zurück in einer Stadt, die sie ihr Zuhause nennt. Sie fragt sich in der ersten Zeit häufig, warum diesen Ort, wo sie doch innerhalb so kurzer Zeit woanders, auf der südlichen Halbkugel zu Hause war und das, glaubt sie, war sie wirklich. Die Simbabwer haben in ihrer Sprache kein Wort für "Zuhause"; Zuhause, sagen sie, ist dort, wo man sich geborgen fühlt, wo man Freunde hat, Menschen, die verstehen was man meint. ... Jeden Morgen liegt vor ihr auf dem Küchentisch die Armbanduhr. Jeden Morgen entscheidet sie sich aufs Neue, sie liegen zu lassen. Und dennoch weiß sie, daß es "eine Sache der Zeit sein wird"; daß sie sie schon bald wieder an ihrem Arm tragen wird, denn sie ist Realistin und Realisten finden sich in die Gegebenheiten des Alltags ein, denkt sie. Sie wird wieder nach Afrika zurückkehren und das Angebot eines Senders in Johan-nesburg in Anspruch nehmen, um einen Teil dazu beizutragen, den Menschen auch in Südafrika die Möglichkeit zu geben, über ihr Land zu berichten. Wenn sie aufgrund ihrer Erfahrungen Zweifel hat, ob sich ein solches Vorhaben verwirklichen läßt, sieht sie für den Bruchteil einer Sekunde einen schwarzen Koch mit blütenweißer Kleidung in der Küche verschwinden. Kurz bevor er die Tür hinter sich schließt, hört sie noch sein "Yes, Mam, it's very possible ..."*

Im August 2000 kommt es in Deutschland zu einer erfreulichen, aber vom Initiator gewiß unbeabsichtigten "Spätfolge" des Nord-Süd-Brückenschlages in Afrika.

Bea Schallenberg und Jörg Kruse haben sich als Praktikanten bei Radio Bridge Overseas in Harare kennen- und lieben gelernt. Sie heirateten und laden als "Kuppler" den RBO-Initiator ein, der sich zur Präsentation von RBO's "Global Village Voices" bei der Weltausstellung EXPO 2000 nach längerer Zeit `mal wieder in der norddeutschen Tiefebene aufhielt, wo die beiden ihm dann auch bald mit ihrem Nachwuchs einen Besuch abstatten.



Foto: KJS

Die Hochzeit fand in einer kleinen Waldgaststätte statt, nicht fern jener Stelle im Teutoburger Wald, an der zufolge ungenauer Berichterstattung aus den römischen Kolonialkriegen im Jahr 9 n. Chr. ein gewisser Hermann, auch Arminius genannt, als Fürst der Cherusker die Römer schlug und damit die Voraussetzungen für ein freies Germanien schuf. (Zehn Jahre später wurde er von Verwandten verraten und ermordet.) ...

Wir sind uns kaum bewußt, daß unsere heutige Lebensweise ganz wesentlich von früher Kolonialisierung beeinflußt ist. "Asterix und Obelix" lassen grüßen! ("Die spinnen, die Römer!")

Die jungen deutschen Journalistik-Studenten, die zu uns nach Simbabwe kamen, waren bei ersten Ausflügen mit ihren afrikanischen Kollegen und Kolleginnen in deren Welt erst einmal überwältigt von der Exotik althergebrachter Organisation des täglichen Lebens.

Das drückte sich oft in der Verwendung sprachlicher Muster aus, die daheim bei der Vorstellung von Afrika entstanden waren.

Zur zweiten Gruppe unserer "Interns" gehörte die rheinische Frohnatur Olaf Krems.

[www.heinz-kuehn-stiftung.de/pdf/jahrb11/jahrb11\\_4.pdf](http://www.heinz-kuehn-stiftung.de/pdf/jahrb11/jahrb11_4.pdf)

### *Als Stipendiat der Heinz-Kühn-Stiftung*

*Teilnehmer an einem Workshop von Radio Bridge Overseas in Zimbabwe vom 19.9. bis zum 20.12.1996*



*Olaf Krems*

### *Momentaufnahmen*

*...Es ist Mitte Oktober und wir erreichen mit dem Landcruiser nach einer langen Fahrt in den staubig heißen Norden Zimbabwes Guruve, ein kleines Kaff im Zambezi-Valley, nicht weit von der Grenze zu Moçambique und Zambia. Wir, das sind neben „Cutmaster“ Schmidt mein deutscher Kollege Holger Bock, Hörfunkjournalist in Hannover und Göttingen, die zimbabwischen Workshop-Teilnehmer Geshom Nyathi, Freier Journalist und Korrespondent für ZBC, einige inländische Zeitungen und den Sender Voice of America-African Service und Phinius Mushoriwa, Mitarbeiter einer Public Relations-Agentur und Leiter von Journalistik-Seminaren an der Uni Harare und der kurzzeitig unter Vertrag genommene zambische Journalist und Entwicklungsexperte Sam Ngoma. ...*

*Ausgerüstet mit Aufnahmeegeräten und einem Empfehlungsschreiben der Campfire Association wollen wir ein in der Nähe liegendes Dorf, Masoka, besuchen, das in Zusammenarbeit mit der Campfire Association, der Distriktverwaltung und einer privaten Safari-Agentur Wildlife-Management betreibt. Wir sammeln Material für die ART-Sendereihe „Living Ideas“. Mit dieser Aufgabe ist vor allem Sam betraut worden, während Holger, Geshom, Phinius und ich nach Geschichten suchen sollen, die für ein internationales Publikum interessant sein könnten.*



*Wir machen vor einer Zeile schäbiger kleiner Häuser halt. Guruve, das in einem Gebiet liegt, dessen jetzt in der heißen ausgehenden Trockenzeit öde und dornbuschbewachsene Landschaft nahe an das herankommt, was Hemingway einmal als „eine Million Meilen beschissenes Afrika“ beschrieben hatte, ist für die Menschen hier Dreh- und Angelpunkt für Geschäfte, Verwaltung und Reisen in andere Teile des Landes.*

*Aus Bottlestores plärrt ohrenbetäubende Marimba-Musik auf die Straße. Menschen aus Guruve und den umliegenden Dörfern machen hier ihre Besorgungen, handeln mit selbstgezo-genem Gemüse, Haushaltswaren, selbstgefloch-tenen Körben und Secondhand-Kleidung. Hier und da stehen kleine Gruppen von Männern vor den Stores, sie treffen Freunde und gönnen sich in der Hitze des Tages ein Bier.*

*Röhrend kündigt sich ein Überlandbus der staatlichen ZUPCO (Zimbabwe United Passenger Company) schon von weitem an und bahnt sich seinen Weg durch den Ortskern. An der nächsten Ecke spuckt er Fahrgäste aus und nimmt neue auf. Hastig werden Gepäckstücke über die Reling auf die Ladefläche des Busdaches geworfen und festgezurrt.*

*Wir wollen hier in Guruve jemanden finden, der uns nach Masoka bringen soll. Nach kurzer Zeit treffen wir einen jungen Mann, der sich dazu bereit erklärt. Auf der Suche nach jemandem aus dem Gemeindevorstand, dem wir unser Anliegen hochoffiziell vor-tragen wollen, stoßen wir auf einen alten Kauz, der mit seinem angeschmuddelten rosa Sommeranzug, der wild gemusterten Krawatte, einem weißen Tropenhelm und einer Kette, die ein vergoldetes Blechschild vor seiner Brust hält, wie die Sparversion eines Karnevalsprinzen aussieht. Seine Tollität wird von dem uns begleitenden jungen Mann respektvoll begrüßt. Auch unsere zimbabwischen Kollegen machen eine leichte Ver-beugung und klatschen dabei ihre Hände dezent zusammen.*

*Nach einer kurzen Vorstellungsrunde wissen auch wir, daß es sich bei dem Karnevalsprinzen um einen Chief, also einen traditionellen Häuptling handelt, und jetzt, da uns der freundlich dreinblickende Alte gegenüber steht, können wir die Amtsbezeichnung auch auf der die Helmfront schmückenden Metallplakette lesen. Der Chief ist in die Stadt gekommen, um an einem Verwaltungstreffen im District Council House teilzunehmen.*

*Sahen mein deutscher Kollege und ich in dem Chief auf den ersten Blick ein eher belu-stigendes, jedoch nicht unbedingt weiter zu beachtendes Phänomen einer uns nicht näher bekannten Kultur und Gesellschaft, war er für unsere zimbabwischen Kollegen zwar von vornherein als Chief zu erkennen, aber eine, wenn auch respektierte, alltägliche Erschei-nung. Erst Cutmaster Schmidt hilft uns über den kollektiven blackout hinweg.*

*In der Tat, dies ist eine „spannende Geschichte“ (O-Ton Schmidt), denn wer weiß schon in Europa, was sich hinter der Berufsbezeichnung Häuptling verbirgt und wie man(n) überhaupt einer wird. Wir erbitten ein Interview und der Chief ist einverstanden.*

*„Ich heiße Jeffrey Chisunga und bin zuständig für ein weites Gebiet“, stellt er sich vor.*

*„Ich wurde 1924 geboren und bin vor dreißig Jahren zum Häuptling des Lower Guruve Districts ernannt worden. Mein Amtsbereich erstreckt sich von Kazangarare über*

*Masoka bis hin nach Chapoto an der Grenze zu Moçambique und entlang des Ufers des Zambezi.“*

*Obwohl Zimbabwe nach seiner Unabhängigkeit im Jahre 1980 die parlamentarische Demokratie als Regierungsform festschrieb und die Mitglieder der insgesamt 55 Distriktversammlungen des Landes von den Bewohnern der jeweiligen Gebiete gewählt werden, sitzen auch die Häuptlinge, ohne direktes Wählermandat und entsprechend ihrer traditionellen Herrschaftsansprüche, in diesen kommunalen District Councils.*



Foto: [www.thezimbabwean.co/2015/08/traditional-leaders/](http://www.thezimbabwean.co/2015/08/traditional-leaders/)

*Auch wenn in einem solchen Rat die Stimme eines von der Zentralregierung abgestellten und in Verwaltungsangelegenheiten und im Rechtswesen geschulten Beamten maßgeblich ist, spielen die Häuptlinge immer noch eine große Rolle. Die Regierung ist auf die Gunst der Chiefs angewiesen, damit diese sich mit ihrem verbliebenen Einfluß zum Beispiel für staatliche Entwicklungsprojekte in den ländlichen Gebieten einsetzen*

*Darüber hinaus sind die Häuptlinge für die Verhandlung von Rechtsstreitigkeiten in den Dörfern ihrer Distrikte zuständig und wachen darüber, daß die Menschen die seit altersher geltenden Gesetze des Zusammenlebens beachten.*

*„Meistens habe ich über private Streitigkeiten zu richten“, erzählt Chief Chisunga, „Auseinandersetzungen in der Familie, Schlägereien und vor allem über Beschwerden, wenn Mädchen die Unschuld genommen wurde, ohne daß dahinter eine Heiratsabsicht steckte. Meine Boten rufen die Betroffenen zur Verhandlung. Der wohnen neben mir zwei Beisitzer, ein Sekretär, der alle wichtigen Punkte aufschreibt, und weitere Leute bei, die im gegebenen Fall weiterhelfen können. Doch ich habe als Häuptling das letzte Wort, ich spreche das Urteil.*

*Zuerst wird dem Kläger die Gelegenheit gegeben, dem Gericht mitzuteilen, welche Art der Wiedergutmachung er von dem Beklagten erwartet. Daraufhin beraten wir, ob der geforderte Preis im Verhältnis zur Schwere des Vergehens zu hoch ist – ist er es, schränke ich ihn ein. Für den Fall, daß der Beklagte kein Geld hat, wird von ihm gefordert, eine Ziege oder eine Kuh zu geben, oder er wird dazu verpflichtet, den geforderten Betrag später zu zahlen.*

*Es gibt jedoch auch Fälle wie zum Beispiel schwere Körperverletzung, Diebstahl oder Vergewaltigung, die nicht in meine Zuständigkeit fallen. Die verweise ich sofort an die nächste Polizeistation, denn bei ihnen handelt es sich um Kriminalfälle, für die Strafrichter zuständig sind. Manchmal bitten mich allerdings Leute, die darin verstrickt sind, die Angelegenheit zu regeln, weil sie Angst vor der Polizei haben. Wenn ich sehe, daß es sich um ein eher geringfügiges Delikt handelt, übernehme ich die Sache, verwarne die betreffenden Parteien und beende die Angelegenheit.“*

*Die Autorität der Häuptlinge stützt sich hier weniger auf ihre juristischen Fachkenntnisse als vielmehr auf den immer noch fest verankerten spirituellen Glauben der Bevölkerung. Welche Bedeutung der hat, wird deutlich, wenn Chief Chisunga die Umstände einer traditionellen Amtseinführung schildert.*

*„Wenn ein Häuptling gestorben ist, versammeln sich die Ältesten und halten Rat. Die Bewohner der Region beginnen damit, ein traditionelles Bier zu brauen und bereiten eine große Zeremonie vor. Während dieser Zeremonie wird ein spirituelles Medium, das Mhondoro befragt. Durch dieses Medium bestimmen die Geister der Ahnen jene Familie, aus der der neue Häuptling zu kommen hat. Für gewöhnlich ist es der älteste Sohn dieser Familie, der dazu berufen wird, das Ndoro, das Symbol der Häuptlingswürde zu tragen. Die offizielle Anerkennung durch den Staat erfolgt durch hohe Beamte, die ihn mit einem Helm und einer vor der Brust an einer Kette zu tragenden Metallplakette ausstatten.“*

*Die Schilderungen des Chiefs lieferten uns später bei der Produktion des Hörfunkbeitrages eine Menge Diskussionsstoff, vor allem im Hinblick auf das widersprüchliche Verhältnis zwischen Tradition und Moderne im heutigen Zimbabwe, stellvertretend für viele andere afrikanische Länder.*

*Denn ist Chief Chisunga, der traditionelle Häuptling, in seiner mit Stolz getragenen Kostümierung nicht selbst ein Spiegelbild der sich auflösenden Traditionen?*

*Ein neu ins Amt eingeführter Häuptling erhält als Symbole seiner Würde zwei unterschiedliche Insignien. Da ist einmal das überlieferte „Ndoro“, der spiralförmige Boden einer Muschel, die vor Urzeiten durch arabische Händler von der ostafrikanischen Küste ins Landesinnere gebracht wurde und als Kostbarkeit ausschließlich den Häuptlingen zustand. Und da ist der koloniale weiße Tropenhelm mit einem Aluminiumabzeichen auf der Front, zusammen mit der um den Hals zu tragenden Kette, die ein graviertes Metallschild hält. Diese von den ehemaligen weißen Kolonialherren eingeführten Symbole der Macht erinnern bis heute daran, daß die Chiefs in früheren Zeiten von der Kolonialverwaltung in ihr Amt eingesetzt und zu Erfüllungsgehilfen weißer Interessen gemacht wurden. Auch wenn dieses Kapitel längst abgeschlossen ist, so hält der Prozeß der sich auflösenden Traditionen an, denn heute stehen die Häuptlinge auf der Gehaltsliste der Regierung und setzen sich für die Entwicklung der ländlichen Gebiete nach Vorgaben des Staates ein.*

*Mit dieser Entwicklung aber halten auch moderne Vorstellungen und moderne Rechtsprechung Einzug in diese Regionen, geraten in Konflikt mit traditionellen Gepflogenheiten und untergraben damit mehr und mehr den Einfluß der Häuptlinge, die sich der Aufrechterhaltung der Traditionen verpflichtet fühlen.*

*Diese Überlegungen waren für uns alle letztendlich viel interessanter und mitteilenswerter als die Tatsache, daß der Chieff 13 Frauen und 35 Kinder hat und damit ein reicher und besonders angesehener Mann sein muß. Wir machten nicht nur hier die gemeinsame Erfahrung, daß hinter dem nur vordergründig Auffälligen wie auch hinter dem Alltäglichen eine eigene Geschichte, eine andere Wirklichkeit stecken kann...*

## Die Brücke in die Vergangenheit



Großsteingrab am Giebichenstein, "Teufelsbett", westlich von Stöckse / Niedersachsen  
[www.steinzeugen.de/sz\\_stoekse.htm](http://www.steinzeugen.de/sz_stoekse.htm)

[www.kirchner-raddestorf.de/heimat/regional/regges.htm](http://www.kirchner-raddestorf.de/heimat/regional/regges.htm)

Seit der Bronzezeit war der Mittelweser-Raum Siedlungsgebiet germanischer Stämme aus Schleswig-Holstein. Im 4. Jahrhundert erreichten die Sachsen als letztes Wandervolk dieses Gebiet. Der Stamm der Sachsen entstand vermutlich durch den Zusammenschluß mehrerer germanischer Stämme zu einer Wehrgemeinschaft, der sie nach der gemeinsamen Waffe, dem Kurzsword "Sax" den Namen "Sachsen" gaben.

Die Sachsen besaßen keinen König, sondern nur in Kriegszeiten einen Herzog (Heerführer). An der Spitze der einzelnen Gae stand der Anführer oder Fürst. Einmal im Jahr trat mitten in Sachsen eine allgemeine Versammlung (Allthing) zusammen, um allgemeine Angelegenheiten, aber auch um über Krieg und Frieden zu beraten. Themen waren außerdem das Verhalten gegenüber den Römern, die bei der Kolonialisierung Europas bis in die Nähe der Markloher Vorfahren vorgedrungen waren. Die Markloher haben den Nazis das Mißverständnis zu verdanken, daß ihr Heimatort für jenen Platz gehalten wurde, an dem die sächsischen Vorfahren ihren "Allthing" abzuhalten pflegten.

Auf der Suche nach symbolhaften Verbindungen zum "germanischen Erbe" stießen die Nationalsozialisten auf die einzige Quelle für das Stammesleben der Sachsen im 8. Jahrhundert, auf die *"Vita Lebuini antiqua"* des Mönches Lebuin.

Der hatte sich zusammen mit seinem Gefährten Marchelm bemüht, die Sachsen zu missionieren. Die hierzu erfolgten Ausführungen Lebuins lauten in der Übersetzung:

[www.rehren.de/grossgoltern/zeittafel.htm](http://www.rehren.de/grossgoltern/zeittafel.htm)

*"Lebuin ging hin und wieder nach Sachsen, bemüht, Menschen für Christus zu gewinnen und bekehrte viele zum Glauben an Christus. Er hatte auch Freunde und Vertraute unter den Vornehmen, darunter war ein reicher Mann im pagus Sudergo, namens Folcbraht. ..."*

*Einen König hatten die alten Sachsen nicht, sondern Statthalter (satrapae) in den Gauen. Auch war es Sitte, daß sie einmal im Jahr mitten im Sachsenland eine allgemeine Versammlung an der Weser bei dem Ort, der Marclo heißt, abhielten. Dort kamen gewöhnlich alle Statthalter zusammen, sowie aus den einzelnen Gauen 12 auserwählte Adlige und ebensoviel Freie und ebensoviel Liten. Sie erneuerten dort ihre Gesetze, fanden das Urteil in wichtigen Rechtsfällen und beschlossen, was sie während des Jahres an Kriegs- und Fiedensunternehmungen durchführen wollten, in gemeinsamer Beratung. ..."*

Die Nationalsozialisten entdeckten glücklicherweise nicht den richtigen Ort und verlegten den Thingplatz kurzerhand nach Lohe, linksseits der Weser. Lohe wurde dann umgetauft zu Marklohe. Vielleicht war es Glück, daß sie den Platz nicht fanden und für ihre "völkischen" Versammlungen mißbrauchten, so behielt der alte sächsische Thingplatz ganz seinen Reiz. (Quelle: "Varus starb im Teutoburger Wald" Rolf Bökemeier)

Den entscheidenden Tipp für den vermutlich richtigen Ort gab später der Heimatforscher Konrad Wiebking:

*Rechtseits der Weser, unweit von Loccum, in der Nähe des Ortes Wasserstraße schüttet eine Quelle am westlichen Rand des Clusberges so große Wassermengen, daß selbst in trockenen Sommern gleich ein kräftiger Bach entsteht.*

*Rechts von der heute eingefaßten Quelle stand im Mittelalter eine Kirche, vermutlich zum 'Entheidnischen' des Ortes. Die Kirche wurde später wieder abgetragen.*

*Die Topographie des Clusberges drängt geradezu den Eindruck auf, daß sich hier die sächsische Kultstätte, der Thingplatz befunden haben muß. Dazu kommt der strategische Vorteil für einen Versammlungsort für Tausende von sächsischen Abgesandten zu Pferde. Wo sollten sie sich anders treffen als auf trockenem, sandigen Boden an einer guten Quelle?*

Erstaunlich, wie reichhaltig das Internet historische Informationen über diesen Landstrich hier an der Mittelweser bereithält, abgerufen über die fragile Telefonleitung zu unserem Landhäuschen, auf den letzten Metern sozusagen von Mast zu Mast hüpfend, während die Suchmaschine nur Bruchteile von Sekunden brauchte, um die eingegebenen Stichworte mit Milliarden gespeicherter Websites abzugleichen.

Diesen Teil der Recherche hätte ich auch von meinem Computer in Harare aus erfolgreich durchführen können. ...

Halt! Bei einem Lernergebnis hat mir das Internet nicht die ganze Brücke in die Vergangenheit geliefert, sondern nur einen Baustein: "Lohe" – im Jahr 1934 umgetauft in "Marklohe". Ich surfe zurück und finde im Worldwide Web die Chronik der Markloher Freilichtbühne.



[www.freilichtbuehne-marklohe.de/Unsere%20Geschichte.html](http://www.freilichtbuehne-marklohe.de/Unsere%20Geschichte.html)

*1922 wurde der Jugendbund Lohe gegründet. Eine Gruppe davon war die Schauspielergruppe, die mit verschiedenen Aufführungen in den Loher Gaststätten den Grundstock für eine lange Theatertradition in unserem Dorf legte.*

*1932 das 10jährige Bestehen sollte auf einer Naturbühne begangen werden, und so begann man mit dem Bau der ersten Freilichtbühne in Lohe. Mit der ersten Aufführung auf dieser Freilichtbühne verbinden wir die eigentliche Gründung unseres Vereins, mit dem Ziel die plattdeutsche Mundart zu pflegen.*

*1934 bekam der Ort Lohe seinen heutigen Gemeindennamen Marklohe. So entstand auch der jetzige Name unseres Vereins „Heimatspiele Marklohe“*

*1937 wurde die Waldbühne in einem kleinen Tal in Marklohe errichtet, wo wir bis heute unsere Plattdeutschen Theaterstücke aufführen. Nach Aussage vieler Besucher zählt sie zu den schönsten Bühnen weit und breit.*

*1962 erfreute Lale Andersen als Stargast die Besucher...*

Die 1929 einsetzende Weltwirtschaftskrise mit ihrer Massenarbeitslosigkeit und der Verschuldung der Bauern hatte der "Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei", der NSDAP, Wählermassen zugeführt. Ihr Führer, Adolf Hitler, hatte die Ziele seiner angestrebten Herrschaft über Deutschland schon 1925 offen dargelegt, in seinem Buch "Mein Kampf". Danach maß der Nationalsozialismus dem als "rassische" Einheit aufgefaßten Volk den höchsten Wert zu. In der Wertung der Rassen wurde dabei der nordisch-germanische Mensch an die Spitze gestellt, der Jude auf den untersten Rang verwiesen. Am Ende der Entwicklung sollte eine "höchste Rasse als Herrenvolk" stehen.

Dem deutschen Volk – so Hitler – gebühre der nötige "Lebensraum", der nur durch "das Schwert" genommen werden könne.

In der Chronik der Markloher Waldbühne klafft eine Lücke zwischen ihrer Errichtung im Jahr 1937 bis zum Auftritt von Lale Andersen im Jahr 1962 ("Lilli Marleen"- bei dem Soldatenlied des Zweiten Weltkrieges bekommen nicht nur altgediente Landser noch heute eine Gänsehaut. Lale Andersen wurde mit dem Lied ein Weltstar.)

Ich wende mich wieder dem Internet zu, aber Suchfragen nach dem Markloher Leben während der Hitler-Zeit zeitigen nur ein Resultat, die Auflistung der Ergebnisse eines Wettbewerbs für Schulen, den 1973 der Hamburger Unternehmer Kurt A. Körber zusammen mit dem damaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann angestoßen hatte.

Absicht des von der Körber-Stiftung organisierten Wettbewerbs war es, junge Menschen zu ermutigen, in der deutschen Geschichte nach demokratischen Traditionen zu suchen. 1980/81 war die Aufgabenstellung "Tägliches Leben unter dem Nationalsozialismus".

Den 5. Preis erhielt die 10. Klasse des Nienburger Hindenburg-Gymnasiums mit dem Thema "Die Hitler-Jugend in Nienburg und die Judenverfolgung".

In Form fiktiver Tagebuchaufzeichnungen eines Hitlerjungen und eines BDM-Mädchens stellen die Schüler die Indoktrination Jugendlicher und die Diskriminierung und Verfolgung von Juden dar. [container.zkm.de/lfh/pdf/DKORBER1.PDF](http://container.zkm.de/lfh/pdf/DKORBER1.PDF)

Das Suchergebnis verweist auf den Tutor der Arbeit: Theo Weinobst aus Marklohe. Er könnte jemand sein, denke ich, der mehr weiß als das Internet.

Ich finde eine Telefonnummer im Ortsverzeichnis und es passiert etwas, das mich aus dem Worldwide Web in der kleinen Welt meiner unmittelbaren Nachbarschaft landen läßt, und in der Tragödie einer hier ansässigen Frau.

Als ich nach Theo Weinobst frage, zögert die Frau am Telefon, unter deren Namen der Anschluß registriert ist. "Es war mein Mann," sagt sie schließlich. "Er ist 1989 zusammen mit dem Piloten eines kleinen Flugzeuges in die Weser gestürzt".

Er hatte Rapsfelder fotografieren wollen...

"Sie blühten so schön damals," sagt Frau Weinobst.

Und ich höre, wie draußen über dem Haus ein kleines Sportflugzeug die Kurve nimmt. Das rote Ziegeldach unseres Häuschens war schon immer Markierung für die Sportpiloten, ab hier in einer engen Rechtskurve das kleine Flugfeld in Holzbalge anzusteuern. Von dort war Theo Weinobst zu dem verhängnisvollen Flug gestartet.

Frau Weinobst läßt sich mein Anliegen erklären und rät, den Doyen der Markloher Theater-Gruppe anzurufen, Heinrich Dieckhoff. Ich kenne ihn von der Waldbühne.

Ohne das Engagement seiner Familie gäbe es kein Theater in Marklohe. In "Paß up de Deern" spielten in diesem Sommer neben ihm fünf Mitglieder seiner ausgedehnten Familie, er fungierte außerdem als "Spielleiter", und ein weiteres Familienmitglied hockte im Souffleur-Kabuff.

Also weiter ohne Internet.

"Wen wollen Sie sprechen, den Junior oder den Senior?" fragt die Frauenstimme. "Den Senior!" Und da es Mittagszeit ist in Marklohe (in dieser Gegend steht das Mittagessen um 11 Uhr 30 auf dem Tisch!), kann ich bald mit dem Senior schnacken.

1934? Im Februar dieses Jahres sei er auf die Welt gekommen. Nein, daß es die Nazis waren, die seinen Geburtsort umgetauft hätten, davon wisse er nichts. Bei ihm sei in der Geburtsurkunde noch Lohe eingetragen.

Drei Orte namens Lohe hätte es in der Region gegeben. Das hätte bei der Post dauernd zu Verwechslungen geführt. Lohe, das heiße ja "Grenze", und dann sei eben "Mark" zur Unterscheidung dazu gefügt worden, Mark als Bezeichnung für "Gemarkung" – "Dorfflur" – "Gemeindeland". Und während des Krieges seien die Theateraufführungen ausgefallen.

Ich telefoniere mit dem Nienburger Stadtarchiv. Die dort zuständige Frau Berger hört sich mit wachsendem Interesse die Ergebnisse meiner bisherigen Recherche-Versuche an und wundert sich ebenfalls, "daß so wenig über diese Zeit veröffentlicht ist".

Mars leuchtet in dieser Nacht wieder vom Südhimmel durch die Terrassentür. Ich stöbere noch ein bißchen im Internet, und über die neun Telefonmasten hüpfte von der Dolldorfer Brücke das "Google"-Suchergebnis auf meinen Laptop, eine Website mit demographischen Daten des Nienburger Raumes aus den Dreißiger Jahren.

[www.verwaltungsgeschichte.de/nienburg.html](http://www.verwaltungsgeschichte.de/nienburg.html)

Landkreis Nienburg a. d. Weser

Einwohner Landkreis Nienburg a. d. Weser

64.271 (1933)

66.990 (1939)

Konfessionsstruktur Kreis Nienburg a. d. Weser 1939

Evangelisch: 96,1 %

Katholisch: 2,4 %

Gottgläubig: 0,9 %

Glaubenslos: 0,1 %

Sonstige: 0,5 %

Jüdische Bevölkerung im Kreis Nienburg a. d. Weser nach der Volkszählung vom 17. Mai 1939:

Juden insgesamt: 68 (davon 25 männlich) davon Glaubensjuden: 66 (davon 25 männlich)

Jüdische Mischlinge 1. Grades: 10 (davon 5 männlich)

davon Glaubensjuden: 0

Die Reichstagswahlen vom 5. 3. 1933 im Landkreis Nienburg:

Wahlbeteiligung: 89,8 %

Abgegebene gültige Stimmen insgesamt: 38.617

NSDAP 24.798 – SPD 7.133 – KPD 1.308 – Zentrum 136

DNVP (Kampffront Schwarz-weiß-rot) 2.445 – DVP – Deutsche Volkspartei 270

Christlich-sozialer Volksdienst 94 – Deutsche Bauernpartei 15

Deutsch-Hannoversche Partei 2.226 – DDP (Deutsche Staatspartei) 192

Andere Parteien -



*Subj: Umbenennung Marklohe*  
*Date: 11/13/2003 10:04:08 AM Eastern Standard Time*  
*From: "Patricia Berger"*  
*To: <dolldorf@aol.com>*

*Sehr geehrter Herr Schmidt,*

*im Geschichtlichen Ortsverzeichnis der Grafschaften Hoya und Diepholz L-Z von Brigitte Streich, Hannover 1993, ist nachzulesen: "Am 4.4.1934 genehmigte das Preußische Staatsministerium per Erlaß die Umbenennung Lohes in M." (S. 398)*

*Es wird auf folgende Literatur hingewiesen, die leider weder im Stadtarchiv noch in der Historischen Bibliothek Nienburg zu finden ist: J. Prinz, Das Territorium des Bistums Osnabrück (StudVorarbHistAtlasNds), H. 15, 1934.*

*Hinweisen möchte ich auf die Möglichkeiten, hier im Stadt- und Kreisarchiv Nienburg, die lokale Tageszeitung von 1934 bzw. Unterlagen zur Gemeinde Marklohe einzusehen*

*Die Chronik von Marklohe enthält den Hinweis auf Protokollbücher des Gemeinderates Marklohe. Hier empfehle ich, die Samtgemeinde Marklohe anzusprechen.*

*Ich hoffe, diese Hinweise helfen ihnen weiter.*  
*Für Rückfragen stehe ich gern zur Verfügung.*

*Mit freundlichen Grüßen*  
*Patricia Berger, Stadtarchiv Nienburg*

Frau Berger vom Nienburger Stadtarchiv hat angeboten, in ihr zugänglichen Quellen zu stöbern, z.B. in den Mikrofilmen des historischen Zeitungsarchivs. Die Nienburger Lokalzeitung heißt "Die Harke" und erscheint seit 1871. Am 12.10.2003 lese ich in der Sonntagsausgabe der "Harke", daß es im Raum Nienburg offenbar eine wachsende Zahl von Menschen gibt, die wissen wollen, was damals passierte. Der Artikel berichtet von einem in der Region entstehendes Internet-Projekt, das der Frage nachgehen soll:

"Wie war die Diktatur in Nienburg?"

[www.wir-wussten-nichts-davon.de](http://www.wir-wussten-nichts-davon.de)

*"Hier erarbeitet der Heimatverein Haßbergen eine Seite mit Zeitzeugenberichten über die Jahre 1933 bis 1948 aus dem Landkreis Nienburg/Weser. Voraussichtliche Fertigstellung: November 2003.*

*Dieses Projekt wird gefördert von der niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung, Hannover. Hier werden Jugendliche und Erwachsene Original-Tonaufnahmen der Zeitzeugen hören, umfangreiches Informations- und Recherchematerial erhalten und Tipps und Links zu diesem Thema bekommen."*



[www.sabine-hildebrandt.de/buecher.html](http://www.sabine-hildebrandt.de/buecher.html)

Initiatorinnen sind Sabine Hildebrandt und Hilda Richers-Kieseritzky.

Im Jahr 2000 veröffentlichten beide das Kinderbuch "Jan und Julias Abenteuer – eine spannende Zeitreise durch das historische Nienburg".

Im November 2002 erschien ihr zweites gemeinsames Jugendbuch: "Wir wußten nichts davon – Nienburger Zeitzeugen berichten aus den Jahren 1933 bis 1948", das jetzt Grundlage für das ungewöhnliche Internet-Projekt ist.

*"Wie war das in meiner Familie? Was weiß mein Opa? Wie hat es meine Großtante erlebt? 23 Zeitzeugen berichten offen und lebendig über die Jahre 1933 bis 1948 im Landkreis Nienburg.*

*Aber was hat das mit der Gegenwart zu tun? Felix und seine Clique suchen nach Ursachen für Fremdenhaß und Rassismus. Durch Zufall entdeckt Felix das Tagebuch seines Opas aus der Nazi-Zeit. Er nimmt die Spurensuche auf."*

Bei soviel neuen Quellenforschern sollte es eigentlich möglich sein, bis zum Abschluß dieses Manuskripts zu klären, ob es sich bei der Ortsumbenennung Marklohes im Jahr 1934 bloß um eine postalische Korrektur gehandelt hat.

Wenn am 23. November 2003 der Heimatverein Haßbergen seine neue Internet-Plattform vorstellt, werde ich allerdings nur noch als Surfer im Worldwide Web dabei sein können – an meinem PC im Studio von Radio Bridge Overseas in Harare.

Studio- und Ausbildungsbetrieb von Radio Bridge Overseas in Harare sind seit der EXPO in Hannover im Jahr 2000 eingefroren.

Bei ihrer täglichen online-Präsentation von "Stimmen aus Afrika" während der Weltausstellung hatte die Radiobrücke vor und nach der Präsidentenwahl in Simbabwe im Juni jenes Jahres auch die Stimmen der Opposition nicht ausgespart.

Das führte bei den zur EXPO abgestellten Aufsehern aus Simbabwe zu Irritationen, sie ließen zuerst immer `mal wieder den Stecker ziehen, schließlich kam es zu einem digitalen Sabotageakt. Eines Morgens waren alle Inhalte auf dem RBO-Computer im Simbabwe-Stand der Afrika-Halle gelöscht, und die Kollegen in Harare bekamen Besuch von den heimischen Staatsschützern.

Dem RBO-Gründer wurde signalisiert, seine Rückreise nach Simbabwe bis auf weiteres aufzuschieben.

Als Folge einer dramatischen Politik- und Wirtschaftskrise sind in Simbabwe die Mediengesetze drastisch verschärft, es gibt keine ausländischen Korrespondenten mehr, simbabwesche Kollegen sehen sich schlimmster Pressionen ausgesetzt.

[www.radiobridge.net/www/archive011.html](http://www.radiobridge.net/www/archive011.html)

*...In einem Wohnviertel der Hauptstadt Harare ist in der Nacht zum 29.08.02 ein Haus gesprengt worden, in dem regierungskritische Radioprogramme produziert worden waren. Es wurde niemand verletzt, aber die Produktionseinrichtungen wurden zerstört. "Voice of the People" umging das repressive Mediengesetz des Landes, indem das Radio-Programm per Internet in die Niederlande geschickt wurde. Von dort aus wurde es per Kurzwelle über Sender auf Madagaskar nach Simbabwe ausgestrahlt. ...*

Versuche, die Geschichte des Befreiungskampfes aufzuarbeiten, und damit die Wurzeln der gegenwärtigen Krise in Simbabwe freizulegen, erwiesen sich in den 23 Jahren seit Ende des Krieges dort als ebenso schwierig wie etwa in Deutschland der Versuch, nach 50 Jahren mit der "Wehrmachtsausstellung" Fragen nach der Verantwortung des Militärs für die europaweite Gewaltherrschaft der Nazis zu stellen.

Aber im Land am Sambesi hat sich mindesten einer getraut, die Verbindung herzustellen zwischen Verletzung von Menschenrechten heute und dem Machtkampf in den eigenen Reihen jener Befreiungsbewegung, die nach Erreichen der Unabhängigkeit 1980 die politische Führung in seiner Heimat übernahm.

Wilfried Mhanda war nach Erreichen der Unabhängigkeit nach Deutschland gekommen, um sich als Lebensmittelchemiker ausbilden zu lassen.

Er gehört zu den Kriegsveteranen, die jetzt führenden Regierungsmitgliedern vorwerfen, sich bei der Landumverteilung in Simbabwe zu bereichern. Sie haben sich von der regierenden ZANU PF abgewendet, um eine eigene Partei zu gründen.

Die Anarchie bei Farmbesetzungen durch angebliche ehemalige Freiheitskämpfer führte schon im Jahr 2000 zur Bildung einer Organisation von Kriegsveteranen. Sie nannten die Farmbesetzer "Feiglinge", die sich von Freiheitskämpfern zu Unterdrückern gewandelt hätten.

Die Opposition gegen Mugabe und seine Partei begann während des Befreiungskampfes als Kämpfer von ZANU und ZAPU sich zu einer gemeinsamen Streitmacht vereinigt hatten. Deren Führer warfen der alten Elite vor, kriegsmüde zu sein. Sie wollten vor allem nationale Einheit und nicht einen Bürgerkrieg wie er nach der Unabhängigkeit in Angola ausgebrochen war. Dafür erhielten sie die Unterstützung der Frontlinien-Staaten; Präsident Samora Machel erlaubte ihnen, von Mozambik aus den Kampf um die Befreiung Rhodesiens weiter zu führen. Doch in den Camps kam es zu Streitigkeiten zwischen unterschiedlichen Fraktionen.

Wilfrid Mhanda und seine Kameraden aus der ZANU machten das Fehlen politischer Führung dafür verantwortlich. Machel bat sie, zehn Namen potentieller neuer Führer aufzuschreiben. Ihre erste Wahl war Robert Mugabe, der in Mozambik unter Hausarrest gestellt war, weil Machel ihn beschuldigte, die erforderliche Einigkeit zu sabotieren. Auf Machels Weisung wurde Mugabe freigelassen, so wurde er Führer der ZANU und später Simbabwes.

Die Freiheitskämpfer, die ihn an die Spitze geholt hatten, waren bald desillusioniert, aber Mugabe konnte Machel überzeugen, sich seinem Weg zu Verhandlungen mit dem

rhodesischen Regime anzuschließen. Ihm wurde erlaubt, all jene in Haft zu nehmen, denen er vorwarf, ihn stürzen zu wollen.

Wilfrid Mhanda war einer der leitenden Offiziere unter Mugabe. Zusammen mit 50 Kommandeuren und später vielen hundert Soldaten wurde er verhaftet und unter unmenschlichen Bedingungen in einer Zelle festgehalten. Die letzten zweieinhalb Jahre vor Kriegsende war er in einem Gefangenenlager.

Mit den Worten eines Überlebenden des Holocaust sagt Mhanda über seine Erfahrung:

"Der, der es nicht erlebt hat, kann es nicht glauben; der, der es durchgemacht hat, kann es nicht verstehen."

20 Jahre haben die sogenannten Dissidenten darauf gewartet, daß die Wahrheit ans Licht kommt. "Vielleicht hätten wir vergeben können, ohne zu vergessen. Aber die Ereignisse des letzten Jahres zwangen uns, umzudenken," sagt Mhanda. "Er hat das uns angetan, aber er hat kein Recht, es dem Lande anzutun."

Wilfried Mhanda starb im Mai 2014 an Krebs.

Die politischen Führer verweigerten ihm die von Veteranen geforderte Ehrung als Kriegsheld.



How Mugabe came to power

R.W. Johnson talks to Wilfred Mhanda / [www.lrb.co.uk/v23/n04/john2304.htm](http://www.lrb.co.uk/v23/n04/john2304.htm)

... Und mich führt im nahen Drakenburg Oberstleutnant Reinhard Egge in deutsche Militär- und Glaubensgeschichte ein.

Ich werde lernen, wie beides be i u n s miteinander zusammenhängt!

"Schritt fahren!" – "Das geht gar nicht," sagt er, und fotografiert das altertümliche Verkehrszeichen an dem schönen Sandstein-Torbogen, der aus der Weser-Renaissance stammt und im Zentrum des Weilers Drakenburg die Einfahrt zum alten Gutshof zielt.

"Kommt aus der Zeit als Pferdekutschen von Benzinkutschen abgelöst wurden."

Und ich erfahre von dem Militärexperten, daß Pferdefuhrwerke zum letzten Mal während des Zweiten Weltkriegs eine entscheidende logistische Rolle gespielt haben.

Allein für den Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 standen den "bespannten Truppen der Wehrmacht" bei ihrem Aufmarsch im Osten über 700.000 Pferde zur Verfügung, insgesamt hatte die Deutsche Wehrmacht 2,8 Millionen Pferde im Einsatz.

Und der kriegerische Einsatz von Pferden prägte in dieser norddeutschen Region schon früher das bäuerliche Leben.

Wir haben nichts davon geahnt, als unsere Tochter 1983 mit ihrem Apfelschimmel "Rocky" an einem Weihnachtsreiten in der nahegelegenen Reithalle Bötenberg teilnahm.

[www.pzv-winsen.de/vereinsgeschichte.htm](http://www.pzv-winsen.de/vereinsgeschichte.htm)

## 75 Jahre Pferdezuchtverein Winsen

Festvortrag von Martin Teske

*“Ein Pferd, geeignet für die Truppe, Kürassiere und Artillerie-Stangenpferde, auch mittlerer Karossier mit guten, regelmäßigen und schaffenden Gängen sowohl in der Trabbewegung als auch im Galopp. Ein gutes Temperament, guter Magen. Blut muß mit Maße in richtiger Verbindung stehen. Die zu vorstehenden Zwecken weniger geeigneten Pferde müssen in der Landwirtschaft zu verwenden sein und eine Furche von 30 Zentimetern ziehen können. Das Pferd muß bei gefälligen Formen, gutem Hals- und Schweifansatz eine schräge Schulter und gutgestellte Beine mit ausdrucksvollen Gelenken und Sehnen, dabei gute Hufe mit gut entwickelten gesunden Strahlen haben. In der Schritt- und Trabbewegung müssen die gleichseitigen Füße auf Linie gehen. Pferde mit breiten Hüften sind nicht beliebt, weil solche Pferde schwer zu ernähren sind.“* So umschreibt das Hannoversche Stutbuch von 1888 das Zuchtziel. ...

*Das Deutsche Reich, nach dem Sieg über Napoleon 1871 neu gegründet, ist gerade 17 Jahre alt, und eine Krise bahnt sich an im Dreikaiserjahr: Bismarcks Stuhl wackelt, sein Bündnissystem gerät nach seiner Entlassung ins Wanken, die Spannungen in Europa verschärfen sich. Das Reich rüstet auf, und es beginnt die Aufrüstung dort, wo sie einerseits am wenigsten ins Auge sticht und andererseits den größten zeitlichen Vorlauf braucht – in der Pferdezucht. Kanonen sind schnell geschmiedet, doch die Pferde, die das neue und immer größer werdende Kriegsgerät manövrieren sollen, sind so schnell nicht aus dem Boden zu stampfen...*

Den Oberstleutnant Egge habe ich bei einem Radio Bremen-Forum zum Thema "Medien und Konfliktbewältigung" kennengelernt. Der Organisator hatte darauf bestanden, daß die eingeladenen Offiziere in Uniform erschienen.

Inzwischen sind wir bei zivileren Umgangsformen angelangt. Reinhard hatte mich zu ein paar Vorträgen in die Lucius-D.-Clay-Kaserne in Osterholz-Scharmbeck eingeladen, wo der "Nachschubschule des Heeres" durch die *"Erweiterung des Aufgabenspektrums der Streitkräfte und die daraus resultierende Teilnahme an Auslandseinsätzen seit 1993 eine wesentliche neue Aufgabe zugewachsen ist: Das gesamte in der Logistik eingesetzte Führungs- und Funktionspersonal der jeweiligen Einsatzkontingente wird in einwöchigen Lehrgängen umfassend und realitätsnah auf die Wahrnehmung seiner Aufgaben im Einsatzgebiet vorbereitet. ... Bis zu 10.000 Lehrgangsteilnehmer können derzeit pro Jahr eine Ausbildung durchlaufen"*.

Um seinen Weg zu unserem Landhäuschen in Dolldorf zu finden, hatte Reinhard sich aus der Nachschubschule das Kartenblatt "Nienburg (Weser) L 3320" mitgenommen, herausgegeben vom "Amt für militärisches Geowissen – 1996". Darauf ist sogar unser Häuschen zu erkennen, mit dem Wanderweg, der zur Brücke führt. Aber potentielle Invasionstruppen würden sich auf dem Weg von Bremen nach Nienburg wahrscheinlich verirren: Die Bundesstrasse 6 biegt bei Sudhalenbeck noch Richtung Marklohe-Lemke ab!

Das "Amt für militärisches Geowissen" hatte 1996 die seinerzeit schon bestehende B 6-Führung über den Süd-Ost-Bogen einer neuen Schnellstraße noch nicht berücksichtigt.

Hoffentlich sind die Karten auf neuestem Stand, wenn sich Bundeswehrtruppen in neuen Einsatzgebieten der Südwest orientieren sollen.

"Es gibt sie – die europäischen Spuren in der Region".

Das hatte Reinhard am Rand eines kopierten Artikels notiert, der aus dem Bremer Staatsarchiv stammte, und der uns zu unserem Ausflug in den Weiler Drakenburg an der Weserschleife begleitete, etwa fünf Kilometer von der Dollendorfer Brücke entfernt.

*1541 hatte Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, die Freiheitsrechte der Stadt Bremen bestätigt. Am 19. Februar 1547 erschien das kaiserliche Heer vor den Mauern der Stadt. Der Rat zu Bremen hatte sich geweigert, im Religionskonflikt mit Karl V. dem Schmalkaldischen Bund abzuschwören. Bis zum 22. Mai verteidigten sich die Bremer mit Erfolg, dann zog das kaiserliche Heer nach Süden ab. Es kam zur Schlacht bei Drakenburg am 23. Mai 1547.*

*Bereits zu Luthers Lebzeiten hatte die neue Lehre den größten Teil des Deutschen Reiches erfaßt. Kaiser Karl war ein streng gläubiger Katholik; er versuchte, die weitere Ausbreitung der Reformation zu verhindern und die Einheit der katholischen Kirche zu erhalten. Da er sogar mit Waffengewalt drohte, verbündeten sich mehrere deutsche Fürsten und Städte zum Schutze der Reformation in dem thüringischen Städtchen Schmalkalden miteinander.*

*Bereits ein Jahr nach Luthers Tod gelang es dem Kaiser, die Hauptmacht der Schmalkaldener mit Hilfe seiner spanischen Söldner bei Mühlberg / Thüringen zu vernichten und ihren Führer, den Kurfürsten von Sachsen gefangen zu nehmen. ...*

*Bei Drakenburg wurde der einzige Sieg des Schmalkaldischen Bundes erfochten. Für die Errettung des lutherischen Glaubens in Norddeutschland und für die Zurückdrängung der Gegenreformation hatte der Tag von Drakenburg eine außerordentliche Bedeutung.*

*“Aus der Geschichte unserer Heimat”, Hermann Ziegler  
Verlag Walter Leseberg, Nienburg/Weser, 1988 – S. 163*



Auf eine andere Geschichte aus dieser Heimat macht mich Willi Rüter bei einem seiner gelegentlichen Besuche in unserem Dolldorf-Häuschen aufmerksam.

"Weißt du, daß in Drakenburg die Paket-Bombe erfunden wurde?"

Und er erinnert sich an die Geschichte des Erich von Halacz aus Drakenburg, so wie er sie vor über fünfzig Jahren gehört hatte. Das Internet weiß Einzelheiten.

[www.spiegel.de/spiegel/print/d-20833247.html](http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-20833247.html)

### *Der Tod kam mit der Post*

*"Dr. Wolfard durch Attentat getötet", "Bombenattentate alarmieren Norddeutschland", "Höllenaschinen töteten zwei Menschen" – so lauteten die Schlagzeilen der Tageszeitungen in Deutschland und im Ausland am Tag nach den Sprengstoffanschlägen in Bremen und Eystrup. Heute vor 50 Jahren, am 29. November 1951, töteten in Paketrollen versteckte Sprengladungen den Chefredakteur der "Bremer Nachrichten", Adolf Wolfard, sowie die 18-jährige Postangestellte Margret Grüneklee.*

*Eine dritte Paketbombe war an den Verdener Kraftfutter-Hersteller Anton Höing adressiert worden. Durch Radiomeldungen gewarnt, alarmierte Höing allerdings die Kriminalpolizei, nachdem er Drähte an der Postsendung entdeckt hatte. Spezialisten öffneten das Paket. Es enthielt 1,5 Kilogramm des hochexplosiven Sprengstoffs "Donarit".*

*Zwei Wochen lang hielten die Ermittlungen nach dem Attentäter die junge Bundesrepublik in Atem, dann wurde der Mörder nach Hinweisen aus der Bevölkerung gefaßt. In den frühen Morgenstunden des 12. Dezember 1951 gestand der 22-jährige Gelegenheitsarbeiter Erich von Halacz aus Drakenburg bei Nienburg den Beamten der Sonderkommission "S" nach stundenlangen Verhören, daß er der Absender der tödlichen Pakete gewesen ist. Sein Motiv war erschreckend banal: Von Halacz hatte die Morde aus Habgier und Haß auf Menschen begangen, "die auf der Sonnenseite des Lebens stehen". Und die Angehörigen der Opfer wollte er unter Androhung weiterer Anschläge um jeweils 5000 Mark erpressen.*

*In seinem Umfeld galt der dunkelhaarige Mann mit den weichen Gesichtszügen zwar als höflich und redegewandt, aber auch als durchtrieben und geltungsbedürftig. Der Tag der Anschläge war der 22. Geburtstag von Halacz'. Er feierte ihn abends mit seiner Freundin, er soll sehr fröhlich gewesen sein.*

*Adolf Wolfard war sofort tot, nachdem er am Mittag des 29. November in seinem Büro das Paket mit der Aufschrift "Nur vom Empfänger zu öffnen" aufgeschnürt hatte. Durch die Wucht der Explosion wurden Werner Wien, Feuilletonredakteur der "Bremer Nachrichten", sowie Wolfards Sekretärin Helge Emminghaus schwer verletzt. Die Detonation erschütterte das ganze Gebäude. Einige Stunden zuvor war im Postamt Eystrup ein Paket explodiert. Margret Grüneklee wurde in Stücke gerissen, während sie die Post sortierte, zehn Personen in der Schaltherhalle wurden verletzt. Das Paket, eine etwa 35 Zentimeter lange Papprolle, die eine Flasche mit einer Schnur im Hals enthielt, war an den Inhaber der Senf-Fabrik Göbbers in Eystrup adressiert. Von Halacz gilt als "Erfinder" der Paketbombe.*

*Die Attentate lösten in Deutschland eine Hysterie aus. Viele Menschen brachten ihre Pakete zur Untersuchung in Polizeistationen, "Trittbrettfahrer" drohten mit weiteren Bomben, Landesgrenzen wurden während der internationalen Großfahndung geschlossen. Auch der Ruf nach der Todesstrafe wurde wieder laut.*

*Erich von Halacz, Sohn eines Deutschen und einer Ungarin, der in Drakenburg bei Pflegeeltern aufgewachsen war, wurde 1952 vom Verdener Schwurgericht zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt. Am 1. Oktober 1974 begnadigte der niedersächsische Ministerpräsident Alfred Kubel den inzwischen 44-Jährigen. Im Januar desselben Jahres hatte von Halacz sich einer schweren Operation unterzogen, bei der ihm ein tennisballgroßer Gehirntumor entfernt worden war. Von Halacz sah nach seiner Begnadigung keinen Grund, seinen Namen zu ändern. Unter diesem ist er heute allerdings nicht mehr ausfindig zu machen.*



Foto: KJS

Im Kaminzimmer unseres Landhäuschens hängt an der Wand das Bild einer Freundin, die wir in Afrika kennenlernten. Reinhild Mann hat in eine abstrakte Landschaft von Durchbrüchen einen roten Schirm gemalt, vielleicht ist es auch ein wehendes, gebauschtes Tuch. Daneben steht ein antikes, schmiedeeisernes Gestell, das ich zu einer Lampe umfunktioniert habe. Am verstellbaren oberen Arm ist ein malaysischer Seidenschirm befestigt, hinter dem man eine Glühbirne einschalten kann.

Den Schirm kauften wir auf einem Markt in Kuala Lumpur für unsere Tochter, damals sechs Jahre alt, mit dabei auf unserer großen Südostasien-Reise. Das schmiedeeiserne Gestell stammt aus Finnland, wo es in alten Zeiten in einem Bauernhaus auch als eine Art Lampe diente, aber mit einem harzigen Holzspan am Arm und einem gußeisernen Topf an einem Haken darunter. Die Asche wurde darin aufgefangen, wenn der Span langsam abbrannte, und da er dabei kürzer wurde, konnte man den Arm in drei Stellungen im tiefer einrasten.

So hat es mir die alte Dame erklärt, als sie mir das gute Stück schenkte. Ich war damals ein junger Volontär bei Radio Bremens Chefredakteur Harry Pross, und die alte Dame war seine Sekretärin. Sie konnte schlecht sehen, an der Nase hatte sie eine Narbe, manchmal erschien sie nicht zum Dienst, fühlte sich nicht wohl.

Helge Emminghaus hatte 1951 den Bombenanschlag des Drakenburger Attentäters bei den "Bremer Nachrichten" überlebt. Die Lampe schenkte sie mir, als sie ihre Wohnung in einem alten Bauernhaus an der Schwachhauser Heerstraße in Bremen verließ.

Es mußte dem Neubau eines Wohn-Geschäfts-Komplexes weichen.



Eine Erinnerung und zwei Träume hinter der Brücke in Dolldorf:

**1.** Das niedersächsische Örtchen Drakenburg als Schauplatz einer interkulturellen Veranstaltung zum Nordirland-Konflikt, einem Konflikt – wie es vordergründig scheint – zwischen Protestanten und Katholiken, der in unserer Zeit auch mit Sprengstoffanschlägen ausgetragen wird. Obwohl, heute morgen habe ich in den Nachrichten gehört, der Versöhnungsprozeß soll wieder in Gang kommen: Waffen sollen vernichtet, der Gewalt soll endgültig abgeschworen werden, man will sich – nach neuen Wahlen – in einer gemeinsamen Verwaltung wieder zusammensetzen.

Die Idee kam mir als ich eines Abends zur alten Kirche in Drakenburg geradelt bin.

In der wundervollen Akustik des Kirchenraumes lauschte ich den sakralen Gesängen der originalen Don-Kosaken, die auf Einladung des Drakenburger Heimatvereins ein großes Publikum angezogen hatten. Gegen 23 Uhr radelte ich zurück, unter einem Himmel übersät mit den Lichtstreifen von "*shooting stars*" – Sternschnuppen.



TV-Image

Auf dem Anrufbeantworter die Nachricht des Freundes Michael in Bremen: Die Amerikaner haben als Ausweitung ihres Anti-Terror-Krieges soeben begonnen, die afghanische Hauptstadt Kabul mit Raketen anzugreifen.

Die Lichtstreifen am grünen Sternenhimmel über Kabul stammen in dieser Nacht nicht von Sternenschuppen. ...

**2.** Die Freilichtbühne in Marklohe als Schauplatz einer interkulturellen Komödie.

Von den Kiosken für Grillbratwurst und Bierausschank zurückgekehrt, erwartet das Publikum auf den Bänken unter den Buchen am Hang die Geschichte eines Jungbauern, der sich seine exotische Braut aus dem Katalog eines Internet-Heiratsvermittlers ausgesucht hat.



Zimbabwe-Szene

Aus der Tür unter den gekreuzten Niedersachsenperden am Giebel tritt eine schwarze Frau. Sie kommt aus einem Krisengebiet in Afrika. Sie hat studiert, sie hatte keine Zukunft daheim, so landete sie im Katalog des Heiratsvermittlers aus Europa. Jetzt bringt sie Wasser, so wie sie zu Hause im Dorf ihrer Eltern morgens Wasser holen würde.

Da dröhnt, kaum zu ertragen, das Geheul von Krieg an ihr Ohr. Regie-Anweisung: Düsenjäger-Lärm stereophon aus Lautsprechern rund um die Bänke unter den Buchen! Es sind aber bloß Jets der Bundesluftwaffe, an deren tägliche Tiefflüge sich die Menschen hier gewöhnt haben, ebenso wie an die Tatsache, daß sonnabends in der ganzen Gegend mittags um zwölf die Sirenen heulen...

Was passiert weiter in dieser Komödie mit unserem Jungbauern, seinen Kumpeln und der afrikanischen Schönheit in der niedersächsische Tiefebene?

Ideen bitte an: [radiobridge@aol.com](mailto:radiobridge@aol.com)

Von der Weser reise ich bald zurück an den Sambesi.

Ich werde aus gegebenem Anlaß als Journalist im vorübergehenden Ruhestand reisen, der aus dem Internet gelernt hat, daß schon in viel früherer Zeit irrationale Bedrohungen Menschen an der Mittelweser Angst machten ... wie Menschen in ganz ähnlicher Weise heute in Simbabwe.

*Im Stiftsgebiet Loccum fielen im 17.Jahrhundert 33 Menschen den Hexenprozessen zum Opfer. Davon 6 aus Loccum, 3 aus Münchenhagen und 9 aus Wiedensahl.*

*Die Herkunft der anderen bleibt unbekannt. Die meisten Verurteilten wurden auf dem ‚Rosenbraken‘ verbrannt, einem Flurstück zwischen Klosterforst und heutiger Bundesstraße 441, nachdem man zuvor mit ihnen die ‚Wasserprobe‘ durchgeführt hatte. Sie bestand darin, daß die Angeklagte dreimal in einen Teich geworfen wurde, zweimal gebunden und einmal ungebunden. Schwamm sie jedesmal oben, so galt sie als schuldig und wurde der Tortur zur Erpressung des Geständnisses unterzogen.*

*In der Loccumer Überlieferung gilt der kleine Teich am Hang oberhalb von Bachteich und Fulde als sogenannter Hexenteich, an dem die Wasserproben vermeintlich stattfanden. Daß diese Prozedur an irgendeinem Loccumer Gewässer vorgenommen wurde, ist aktenkundig, nicht jedoch der Ort.*

*Der ehemalige Loccumer Konventual-Studiendirektor und spätere Landesbischof Horst Hirschler schrieb in seinem Buch ‚Geschichten aus dem Kloster Loccum‘: ‚Die hochgesteigerte Hexenfurcht des Mittelalters ist leider zu einem wesentlichen Teil dem Verhalten der Offiziellen jener Zeit zuzuschreiben: Der Kirche, den Landesherrn und den Juristen.‘*

<http://www.anton-praetorius.de/downloads/namenslisten/Loccum%20Namensliste%20der%20Opfer%20der%20Hexenprozesse%202012.pdf>

Ich bin mir nicht sicher, ob der ehemalige Loccumer Konventual-Studiendirektor und spätere Landesbischof Horst Hirschler das Versagen auf Autoritäten "jener Zeit" hätte eingrenzen sollen. Aus derselben Quelle im Internet erfahre ich, wie Autoritäten unserer Zeit mit Versuchen umgingen, den letzten Hexenprozeß des Loccumer Stiftsgerichtes für unsere Zeitgenossen aufzuarbeiten.

Dieser war auf Betreiben eines Nachbarn gegen Gese Köllars aus Wiedensahl angestrengt worden. Nach schrecklicher Folter endete das Verfahren mit dem Todesurteil, das am 2.6.1660 vollzogen wurde.

In meiner Quelle heißt es dazu:



*Mit dem Namen Gese Köllars bleibt einer der letzten Hexenprozesse des Loccumer Stiftsgerichtes verbunden. Frauen aus Rehburg-Loccum und Wiedensahl haben 1987 das Schicksal der Gese Köllars zum Anlaß genommen, sich mit der Rolle der Frau und den Hexenverfolgungen auseinanderzusetzen. Dabei wurde es als besonders positiv bewertet, daß die Evangelische Heimvolkshochschule in Loccum damals das Thema aufgriff und sich dieser dunklen Seite der beginnenden Neuzeit selbstkritisch stellte. Damals wollte die Loccumer Frauengruppe am Jahrestag der Anklage gegen Gese Köllars mit der Erinnerung an sie und ihre Leiden auch ein Zeichen der Versöhnung setzen.*

*Die gleiche Absicht verfolgte 1985 die Frankfurter Künstlerin Eva-Gesine Wegner mit ihrem Versuch, den kleinen Teich in der Nähe des neuen Friedhofs als Mittelpunkt einer Gedenkstätte für ‚die vielen bekannten und unbekanntem getöteten Frauen‘ während der Hexenverfolgungen zu gestalten. Dort, so war es die Vorstellung der Künstlerin, könnte die von ihr als Geschenk angebotene Plastik ‚Die Segnende‘ stehen.*

*Gegen diesen Wunsch machte Abt Eduard Lohse erhebliche Bedenken geltend und teilte der Künstlerin abschließend mit, ‚daß das Kloster jener Frauen und Männer, die der Hexenjagd der damaligen Zeit zum Opfer gefallen sind, auf die einzig mögliche Weise gedacht hat, nämlich so, daß der Aufsatz von Herrn Hirschler in den ‚Geschichten aus dem Kloster Loccum‘ abgedruckt wurde. Was damals wirklich geschehen ist, welche Zusammenhänge da bestanden, wie differenziert man von Richtern, der Dorfbevölkerung und der Sachverständigen reden muß, das läßt sich nur in einem sorgfältigen Aufsatz beschreiben, aber nicht mit einem Denkmal darstellen.‘*

*Auch die Vorstellung der Künstlerin, entweder im kommunalen Bereich oder auf einem anderen Gelände der Loccumer kirchlichen Einrichtungen mit einem Denkmal an die Opfer der Loccumer Hexenverfolgungen erinnern zu können, wurde nach längeren Diskussionen in den betroffenen Gremien ablehnend beschieden.*

[www.satyro.de/geschichte.html](http://www.satyro.de/geschichte.html)

Was an der Weser vor 400 Jahren passierte, begegnete mir 1998 in Simbabwe, als eine afrikanische Kollegin bei ihrer Recherche über Handel und Wandel am Sambesi erkennen mußte, daß dort viele Menschen noch immer glauben, ihren Erfolg durch Hexerei manipulieren zu können.

[www.radiobridge.net/www/links/PILOT3.html](http://www.radiobridge.net/www/links/PILOT3.html)

Radio Bridge Overseas / 27.08.98



Fotos: KJS

### *Warum es Kleinunternehmer in Afrika oft schwer haben* von Dadirayi Chigoya



Vater Chirisa:

*"Sie werden feststellen, daß in den meisten Fällen Kenntnisse über die Führung eines Unternehmens nicht an Kinder weitergegeben werden."*



Chigoya:

*Ray Chirisa lebt in Norton, einem kleinen Städtchen nahe von Zimbabwe's Hauptstadt Harare. Dort macht er Geschäfte mit Papier- und Metallwaren, mit Möbeln und mit einem LKW-Transporter. Die Beziehung zwischen Unternehmern und ihren Kindern, die er hier beschreibt, gründet sich auf Faktoren, die man berücksichtigen muß, wenn man Schwierigkeiten bei der Entwicklung eines unternehmerischen Mittelstandes innerhalb der Shona-Kultur verstehen will. Shona bilden die größte Bevölkerungsgruppe in Zimbabwe.*



Vater Chirisa:

*"Es gibt dafür eine Reihe von Gründen. Dazu gehört die Furcht, daß Kinder zu dicht an persönliche Geheimnisse von Erwachsenen herangeführt werden.*

*Traditionell benutzen Geschäftsleute in unserer Kultur bestimmte Glücksbringer, die ihnen Erfolg bringen sollen; sie haben mit ganz individuell geprägten spirituellen Manipulationen zu tun, die niemals Kindern offenbart werden."*



Chigoya:

*Das mag sonderbar klingen, aber Profitmachen in Zimbabwe ist mehr, als bloß den Verkaufspreis gegen den Einkaufspreis zu kalkulieren. Es ist die weitverbreitete Überzeugung, daß die Verwendung eines besonderen Glücksamulets den Umsatz fördern kann. Und nicht nur Geschäftsleute glauben daran, es ist Teil unseres täglichen Lebens.*

*Oft werden solche Glücksbringer getragen, um zum Beispiel die Chance zu vergrößern, einen guten Job zu kriegen. Manchmal jedoch hat dieser spirituelle Glauben grausame Folgen.*

*Gerade während ich an dieser Story arbeite, berichtet der "Herald", Zimbabwe's einzige Tageszeitung, über einen Mann, der sich vor Gericht für einen Mordversuch verantworten muß. Er soll versucht haben, die elfjährige Tochter seiner Freundin umzubringen. Diese Frau hatte von einem Geisterheiler etwas erhalten, das wir "Muti" nennen, eine geheimnisvolle Mischung aus Rinde, Kräutern oder anderen Materialien.*

*Sie war angewiesen, diesen Glücksbringer mit dem Blut ihrer Tochter und dem Samen ihres Freundes zu trinken. Als Ergebnis würde sie an ihrem Arbeitsplatz befördert werden. So grausam und primitiv dies ist, es ist nötig zu verstehen, daß sich unsere Kultur im Umbruch befindet. Noch immer ist der Glaube der meisten Shona in uralten Traditionen verwurzelt, die sich als Hindernisse auf dem Weg in die Modernisierung erweisen. Erst wenigen ist es gelungen, sich davon zu befreien.*

*Ray Chirisa wuchs in einer christlichen Familie auf. Es gelang ihm, den alten Glauben abzustreifen. Statt dessen baut er auf harte Arbeit für seinen Erfolg. Und er hat seinen ältesten Sohn, William, in die Mechanismen seines Geschäftes eingeführt.*



Sohn Chirisa:

*"Mein Vater verbirgt nichts vor mir, er ist mir gegenüber sehr aufrichtig.*

*Ich muß allerdings gestehen, daß es mir am ersten Tag etwas komisch war, als er sagte, komm mit William. Es war beunruhigend, aber ich habe längst erkannt, daß es mir Vorteile brachte."*



*Vater Chirisa:*

*"Es ist klar, daß man Fertigkeiten entwickeln muß, nicht nur für einen selbst, sondern auch bei seinen Nachkommen. Wenn ich mal sterbe, muß alles weitergemacht werden von jemandem, der die Probleme kennengelernt hat, der weiß wie es weitergeht, ohne angeleitet zu werden von jemandem, der nicht mehr da ist. Es ist nötig, jemanden nahebei zu haben, der weiß, wo es lang geht."*



*Sohn Chirisa:*

*"Ich glaube, ohne meinen Vater hätte ich es nicht geschafft. Er hat mich angetrieben, Sohn – das schaffst du! Nur wenige Kumpel haben solche Eltern wie ich. Er unterstützt mich noch immer, und ich danke ihm dafür."... (AUSZUG)*

Die Furcht vor Hexern in vielen afrikanischen Gesellschaften (und dort stehen nicht bloß Frauen im Verdacht), war immer ein Thema, dem ich bei der Frage "Wie es denn so ist in Afrika" auszuweichen suchte. Zu einfach schien mir die Querverbindung zu einem ganzen Vorurteilkatalog, der sich mit dem Begriff "Voodoo" beschreiben läßt – Aberglaube und Chaos. Sogar ich hatte – gelegentlich unter Freunden – die Wirtschaftspolitik der regierenden Partei in meiner zweiten Heimat Simbabwe "Voodoo"-Politik genannt. Eine Hemmung, die nachließ, als ein befreundeter deutscher Professor für Politische Ökonomie nichts dagegen einzuwenden hatte, die Versuche der deutschen Regierung, Rezession, Arbeitslosigkeit und Sozialnetz in den Griff zu kriegen, als "Voodoo" zu charakterisieren – ein Kommentar übrigens, dem wohl eine Mehrheit meiner Dolldorfer Nachbarn zustimmen würde.

Die Beschäftigung mit der Loccumer Hexen-Historie hat mich sensibilisiert für Hinweise auf Strukturen, die in Afrika – und in Europa – Hexenjagden begünstigen.

In diesem Zusammenhang soll an jene Bundestagsabgeordnete der SPD erinnert werden, die sich im Spätsommer 2003 nicht dem Fraktionszwang beugten, dem von der Parteispitze verordneten Reformwerk "Agenda 2010" ohne Weiteres zuzustimmen.

Peter Fuchs schrieb dazu am 4./5.10.03 in der "tageszeitung":

### *Die Bonzen und die Bockigen*

*Der innere Reichtum von Parteien, der sich in Flügeln und Flügeln von Flügeln ausdrückt, wird massiv eingeschränkt, wenn die Hierarchie sich als alternativlos darstellt und somit – scharf formuliert – mittelalterliches Format annimmt. Man sieht das sehr gut daran, daß das, was demokratisch gewünscht und erwartet wird, als finale Drohung exerziert wird, deren Diktat dann ein jeder und eine jede unterworfen wird.*

*Wer gegen uns ist, so kann man dies paraphrasieren, darf das sein, solange von ihm keine Gefahr ausgeht, solange er die Alternativlosigkeit des Apparates hin und wieder links-nett ornamentiert. Ansonsten herrscht der kalte Realismus des Machterhalts.*

## Die Brücke als Kreuzweg

Während der vergangenen Nacht sind in den meisten Ländern Europas die Uhren um eine Stunde zurückgestellt worden – Winterzeit. Ich muß im Haus sieben Uhren justieren, einschließlich jener im Auto und der auf dem Handy. PC und Laptop haben das in der Nacht selber besorgt. Sie teilten mir das heute früh mit der Bitte um Überprüfung mit.

"Ihr habt die Uhren, wir haben die Zeit". Das hatte die RBO-Praktikantin Bea Schallenberg bei ihrem Aufenthalt in Simbabwe notiert. ... Im Vergleich zu Simbabwe hinke ich im Haus an der Dolldorfer Brücke jetzt eine Stunde hinterher. Da sich die biologische Uhr aber nicht umgestellt hat, bin ich an diesem Sonntagmorgen eine Stunde zu früh aufgestanden. Das bringt mich auf die Idee, einen Kurzausflug zu unternehmen, dessen Ziel zwar nur fünfzehn Minuten Autofahrt nördlich der Brücke liegt, das aber – um es mit Leben erfüllt vorzufinden – eben nur an einem Sonntagvormittag besucht werden kann.



[www.kirche-buecken.de/](http://www.kirche-buecken.de/)

Die Stiftskirche zu Bücken, "St. Materniani et St. Nicolai", wurde um das Jahr 882 durch Erzbischof Rimbert von Bremen gegründet. Den Kirchengründungen seines Vorgängers Ansgar fügte er damit ein weiteres geistliches Zentrum hinzu, das neben der Missionierung und der Verwaltung der Diözese möglicherweise auch als Fluchtstätte vor den Einfällen der Normannen diente.

Immerhin wurde über einhundert Jahre nach der Stiftsgründung der Schatz der Bremer Kirche vor normannischen Raubzügen in das etwa 50 Kilometer weseraufwärts gelegene Bücken in Sicherheit gebracht. Der erste Bau war nur eine Holzkirche, die erst um 1050 durch einen Steinbau ersetzt wurde. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts entstand in mehreren Bauabschnitten eine eingewölbte dreischiffige Basilika mit Querhauskonchen. Der spätere Doppelturmbau litt durch die Auflösung des Stifts und seiner Güter als Folge der Reformation, einer der Türme wurde sogar abgerissen.

Der Architekt Adelbert Hotzen, der vor anderthalb Jahrhunderten zeitweise in Bücken wohnte, ergriff die Initiative zu einer umfangreichen Innen- und Außenrenovierung.

Zwischen 1863 und 1868 erhielt der Kirchenbau seine heutige Gestalt.

Ich machte hier schon einmal Station, um der Tochter nach einem Doldorf-Besuch und auf ihrem Rückweg zum Architekten-Job in London zu zeigen, was auf dem flachen Lande einem Künstler eingefallen ist, als von September 1997 bis Oktober 1998 die verrottete Kupferbedachung der beiden Kirchtürme zu erneuern war.

"Pablo" Holger Hirndorf wurde 1963 im Kirchspiel geboren.

Er studierte Kunstpädagogik an der Uni Hannover, dann Malerei, 1992 schloß er als Meisterschüler ab. Über seinen Auftrag schreibt er: "Seitens des Kirchenvorstandes wurde an mich der Gedanke herangetragen, die 15 Kreuzwegstationen, den Weg Jesu von der Verurteilung bis zum Kreuz und seine Auferstehung, auf Altkupfer vom Kirchenturm darzustellen. ..."

Und Jürgen Claus von der Universität Hannover notiert im selben (in der Kirche erhältlichen) Pamphlet:

"Gewaltsam traktierte, von der Zeit dunkel patinierte Kupferbleche, welche ehemals die Kirchtürme der alten Stiftskirche zu Bücken zierte, präsentieren sich unserem Blick mit Verformungen der Oberfläche und mit Schleif- und Schlagverletzungen, die beim Aushebeln der Platten aus der Turmbekleidung entstanden sind. Witterungsspuren und Spuren der Zerstörung suggerieren rohe Kraft und zeigen sich uns unverhohlen dokumentarisch.

Das ist die eine Seite der assoziationsreichen Bildtafeln des Künstlers Holger Hirndorf. Diese Tafeln werden in ungeahnt eindringlicher Weise zur Metapher für menschliches Leiden und damit auch für den Leidensweg Christi. ... Holger Hirndorf entwickelt parallel zu den Zufallsspuren einen faszinierenden Kosmos aus Fantasie- und Realformen. Grafische Spuren schwirren und strudeln wie Gestirne durch einen imaginären Äther, in welchem schemenhaft irdisch Szenerien erblühen. Ein Schöpfungsakt von bildträchtiger Kraft. Zerstörung wird zur Krönung..."

Das Gesamtwerk aus 15 Kupfertafeln wird am Ende etwa 35.000 Euro kosten. "Der Kreuzweg wird jeweils dann um eine weitere Station wachsen wenn genügend Geld für den Erwerb vorhanden ist," lese ich in dem Pamphlet. "Ihre Spende fördert einen kulturellen und kirchlichen Zweck und kann bei der Steuer geltend gemacht werden..."

Seit meinem letzten Besuch sind ein paar Tafeln an der Nordwand der Kirche hinzugekommen.





[www.evka.de/extern/syke/buecken/kreuzwegbildergalerie.html](http://www.evka.de/extern/syke/buecken/kreuzwegbildergalerie.html)

Als ich an diesem Sonntagmorgen zum Gottesdienst unter dem Häuflein der regulären Gemeinde sitze, höre ich, daß bei der letzten sonntäglichen Kollekte für Minderheitenkirchen in Südosteuropa etwas mehr als 26 Euro zusammengekommen sind.

Die betuchten Spender, die den großartigen "Kreuzweg" bis hierher finanziert haben, sind heute morgen wohl nicht da. In die beiden Samtbeutel an langen Stangen fallen wieder nur Münzen. Eine der Stangen mit dem Beutel am Ende wird von einem älteren Herrn durch die spärlichen Reihen gereicht. Er hatte zuvor zu diesem 19. Sonntag nach Trinitatis das Zitat aus dem Evangelium gelesen ... eine Aufgabe, fällt mir ein, der ich möglicherweise ebenfalls hätte nachkommen müssen – heute in der "Martin-Luther-Gemeinde" in Harare, wo Pastor Veller mich mit dem Charme eines fröhlichen Hirten zu solchem Dienst in der deutschen Gemeinde Simbabwes zu vergattern pflegt. Manchmal flicke ich da auch das defekte Mikrofon an der Kanzel.

Die Stimme des älteren Herrn hier in der Kirche zu Bücken brauchte eigentlich gar keine Mikrofon-Verstärkung, er scheint gewohnt, sich vor größeren Menschenmengen zu artikulieren.

Die Stimme kenne ich!

Ich schaue mir den Mann genauer an als er mit dem Kollektenbeutel vorüberwandert.

Er ist es! Ein bißchen kleiner und dünner vielleicht und ungefähr sechzehn Jahre älter. 1987 hat ihm in Simbabwe meine Frau ihr Billet für die Kino-Premiere von Sir Richard Attenborough's Film "Cry Freedom" abgetreten.

"Schrei nach Freiheit" – "Cry Freedom" – die Geschichte eines schwarzen Freiheitskämpfers in Südafrika: Steve Biko, und die Geschichte eines weißen Journalisten in Südafrika: Donald Woods.

"Schwarzer, verlaß dich auf deine eigene Kraft", so heißt ein Leitsatz des Black Consciousness Movement im Apartheid-Südafrika der 70er Jahre, dessen Zentralfigur Steve Biko (Denzel Washington) ist. Biko steht unter dem "Bann", d.h. er wird ständig

überwacht, darf sich nicht mit mehr als einer Person gleichzeitig treffen, darf weder seinen Wohnbezirk verlassen noch schreiben und keine Kontakte zur Presse pflegen. Er ist politisch isoliert.

Donald Woods (Kevin Kline), wohlhabender Weißer, schreibt als liberaler Journalist gegen das Apartheidsystem. Er lernt Biko kennen. Durch die entstehende Freundschaft radikalisieren sich seine Ansichten. Biko wird bei dem Versuch, sein Banngebiet zu verlassen, gefaßt und stirbt an den Verletzungen, die er durch das darauffolgende "Verhör" erlitten hat. Polizei und Regierung verständigen sich auf die "Selbstmordthese".

Woods, entsetzt und verbittert, protestiert öffentlich gegen die Ermordung seines Freundes. Daraufhin wird er ebenfalls mit dem Bann belegt. Er durfte nicht mehr schreiben, keine öffentlichen Gebäude betreten, keine Veranstaltungen besuchen und er wurde ständig von der Sicherheitspolizei überwacht. Mordanschläge auf seine Familie machten ihm bewußt, daß er keine Chance hatte, in diesem Land zu überleben.

Er beschloß zu fliehen.

Am Silvesterabend 1977 machte er sich, als Priester verkleidet, das Manuskript zum Buch über seinen toten Freund in der Reisetasche, auf den gefährlichen Weg.

Der Film wurde in Simbabwe gedreht. Die Premiere mit Regisseur Attenborough fand im Avondale-Kino-Komplex der Hauptstadt Harare statt, auf dessen Vorplatz kurz zuvor eine Bombe hochgegangen war, gelegt von Agenten des südafrikanischen Geheimdienstes. Entsprechend scharf waren die Sicherheitsvorkehrungen, denn zur Premiere hatte sich auch Simbabwe's Regierungschef Robert Mugabe angesagt.

Ich empfahl meinem Gast, seinen Diplomaten-Paß bereitzuhalten, auf dem Billet für die Premiere stand nicht sein Name: Horst-Werner Franke ...

Bildungssenator in Bremen, Präsident der deutschen Kultusministerkonferenz auf Besuch u.a. bei deutschen Lehrern, die vom seinerzeit vorhandenen Lehrerberg in Deutschland zum Einsatz in's Land am Sambesi geschwemmt worden waren.

Im Internet finde ich den Hinweis auf einen Vortrag des Bildungsexperten Franke, bei dem er 1996 – schon im Ruhestand – überraschend weitsichtig die Diskussion um den Zustand der Schulen in Deutschland mit den seinerzeit noch relativ neuen elektronischen Medien verknüpfte.



Foto: KJS

Horst-Werner Franke [www.sommeruni.uni-osnabrueck.de/20\\_stage.htm](http://www.sommeruni.uni-osnabrueck.de/20_stage.htm)

### *Schulen der Zukunft – zwischen Bildungsauftrag und Edutainment?*

*Vortrag auf der Internationalen Sommeruniversität Münster-Osnabrück 1996,  
gehalten am 10. September 1996 an der Universität Osnabrück*

*... Die Schule, wie wir sie im Augenblick vorfinden, ist im wesentlichen eine Schule, die sich, etwas überspitzt formuliert, in den letzten Jahrhunderten nicht so wesentlich verändert hat. Seit der Zeit des Mittelalters steht der Lehrer mit der vor ihm versammelten Schülerschar im Mittelpunkt des Geschehens. Wenn ein Lehrer von damals in einer*

*Zeitreise in eine Schulklasse von heute käme, würde er natürlich eine ganze Menge von merkwürdigen Dingen entdecken, die er nicht kennt, aber die Grundstruktur, wie er mit Schülern umgeht, ist im wesentlichen gleich geblieben. Das ist auch die Einschätzung von Bildungsreformern. Allen Reformansätzen zum Trotz, hat die Schule ein großes Beharrungsvermögen bewiesen und sich im wesentlichen in den alten Strukturen, zwar ein wenig weiterbewegt, aber nicht prinzipiell geändert.*

*Eine wirkliche Bildungsreform, die diesen Namen verdient, könnte man auf eine kurze Formel bringen: sie zielt darauf, die Schüler nicht zum Objekt der Bildungsbemühungen, sondern zum Subjekt zu machen, den Einzelnen also zu einem wirklich handelnden Subjekt zu befähigen, der von sich aus agiert, das Notwendige lernt und etwas Vernünftiges unternimmt. Alle Reformansätze in dieser Richtung haben leider bisher keine ausreichende Breitenwirkung erzielen können. Die Gründe dafür kann man vielleicht sehr vereinfacht auf den Punkt bringen, daß wir keine Werkzeuge, keine Mittel zu einer durchschlagenden Reform in der Weise besessen haben, die tatsächlich ein neues Rollenverständnis für Lehrer und Schüler mit sich gebracht hätte.*

*Die Situation, daß vor der Klasse oder Gruppe eine Lehrperson steht und doziert und die anderen zuhören müssen, ist von den Möglichkeiten her, über die wir bislang verfügt haben, nicht radikal aufzubrechen. Allerdings scheint es in der gegenwärtigen Situation zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte Ansätze, Möglichkeiten oder Vehikel zu geben, die eine völlig neue Unterrichtssituation für die Schule ermöglichen.*

*Die Einführung der neuen elektronischen Medien in den Unterricht wird von den verschiedensten Stellen enthusiastisch begrüßt und als die Möglichkeit zur radikalen Umgestaltung von Schule gesehen. Vielleicht leben wir im Augenblick in so einer Art Zwischenzeit, in der eine jahrhundertlange Schulentwicklung zu Ende zu gehen scheint und sich eine völlig neue Form von Schule abzuzeichnen beginnt. Wenn man diese neue Form von Schule versucht, visionär oder utopisch zu beschreiben, dann könnte man meinen, zunächst einmal große Begeisterung dafür zu finden. Im Schulalltag sieht das jedoch in der Regel anders aus.*

*Wenn Schüler mit den neuen elektronischen Medien im Unterricht bekanntgemacht werden, dann geschieht das bei uns im Augenblick in der Regel dadurch, daß man bestimmte Unterrichtseinheiten zur Verfügung stellt und sagt, so hier in diesem Punkte werdet ihr die elektronischen Medien einmal kennenlernen. Diese Einführung in ein neues Feld wird dann in der Regel nur als eine Art Fachunterricht verstanden. Das, was jedoch eigentlich für die neue Form von Schule gemeint sein könnte, ist etwas anderes. Es zielt auf eine völlige Auflösung der bisherigen Unterrichtsstruktur, eine völlige Abkehr von dem Prinzip eines geplanten, reglementierten, von einem Lehrplan und einem Fundamentum bestimmten Unterrichts.*

*Die Schule von morgen könnte so aussehen, daß jeder Schüler sich mit Hilfe der elektronischen Medien seine eigene Wissensentdeckungsreise selber zusammenstellt. ...*

In gewisser Weise hat es unsere Tochter dem Bremer Bildungssenator Franke zu verdanken, mit den Ergebnissen ihrer vierjährigen Schulbildung in Simbabwe zum Studium der Architektur an der Technischen Universität Berlin zugelassen worden zu sein. Dafür mußte in Deutschland der im simbabweschen Cambridge-System erworbene A-Level als vollgültiges Abitur anerkannt werden. Zuständig war dafür die Kulturbehörde des

Bundeslandes, in dem Conny vor dem Afrika-Aufenthalt zur Schule gegangen war – Bremen. Senator Franke ließ seinerzeit für uns auflisten, welche Fächer im A-Level zu belegen seien, um dafür in Bremen später die Anerkennung zu erhalten.

Die Universität in Bremen hatte – seit Aufnahme ihres Lehrbetriebs im Jahr 1971 – nie einen offiziellen Namen, nur einen inoffiziellen, einen Schmähnamen – erfunden in der Gründerzeit von jenen, denen das Bremer Reformprogramm zu weit ging: “Rote Kaderschmiede”. Der heutige SPD-Landeschef in Bremen, Detlev Albers, seinerzeit von Gründungsrektor Thomas von der Vring an die neue Uni geholt, zeigt gerne ein altes Pressefoto, das ihn als studentischen Bannerträger zeigt. Auf dem Transparent steht: “Unter den Talaren – der Muff von 1000 Jahren”.

Nach Überwindung der Apartheid standen in Südafrika auch die Institutionen für höhere Bildung an einem Kreuzweg. Vor allem eine, die in ihrem Namen bis heute die koloniale Vergangenheit konserviert. Als ich diese Universität anlässlich eines Seminars zur “Anwendung neuer Medien” besuchte, riet mir der Chef des Publizistik-Departments, vor dem Eintritt ins Foyer einfach nach rechts zu sehen ... er wußte, daß ich aus Simbabwe, dem ehemaligen Rhodesien kam. Und links steht die Büste des Namensgebers der Universität von Grahamstown: Cecil Rhodes.

Bei Radio Bridge Overseas dachten wir, sieben Jahre nach dem Ende der Apartheid sei es Zeit, Kollegen im Publizistik-Department der “*Rhodes-University*” zu Grahamstown zu bitten, eine Zwischenbilanz zu ziehen. Was hatte sich geändert? Die Recherche-Ergebnisse, die uns die Kollegen per Internet übermittelten, wurden als Teil einer RBO-Sendereihe im Österreichischen Rundfunk gesendet.



[www.cockhouse.co.za/](http://www.cockhouse.co.za/)

Radio Bridge Overseas / 1998  
*Eine Universität im Umbruch*

*Glockentürme in Grahamstown, in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zweitgrößte Stadt im südlichen Afrika. Mehr als 40 Kirchen im alten britischen Stil gaben Grahamstown den Beinamen “Stadt der Heiligen” – ein Erbe der weißen Siedler.*

*Deren Ankunft löste allerdings unheilige Konflikte aus.*

*Am 22. April 1819 stürmten 9.000 Xosa-Krieger von den Bergen herab gegen das Fort von Grahamstown. 350 weiße Soldaten hielten Stand, 1.000 Tote blieben im Tal, als sich die Xosa in die Berge zurückzogen.*

*Fünf Jahre zuvor war im Schatten der Militär-Baracken die erste Schule für Kinder der weißen Siedler eröffnet worden. 184 Jahre später gehören Grahamtown's Bildungseinrichtungen zu den besten Südafrikas, mit dem Campus der Rhodes-Universität im Mittelpunkt unseres Interesse: Was passiert im Jahr 1998 an diesem Institut höherer Bildung, das nach wie vor den Namen von Cecil John Rhodes trägt, des Mannes, der mit seinem imperialen Unternehmer-Drang weite Teile des südlichen Afrika unter weiße Vorherrschaft brachte?*

*Vasco Ndebele studiert an der Rhodes Universität. Er sagt:*

*“Der Hauptgrund weshalb eine Mehrheit von Studenten hier bei der Rhodes Universität keine Chance hat, aufgenommen zu werden, sind die steigenden Studiengebühren. Zweitens ist da eine Bestrebung, die Institution grundsätzlich innerhalb englischer Traditionen zu halten. Ich glaube, sie ist eine der letzten Bastionen weißer Vormachtansprüche in unserem Land. Die Verwaltung wird alles tun, um sie so weiß wie möglich zu belassen, mit ein paar Schwarzen, die man hereinläßt, aber unter Beibehaltung von Werten einer weißen, englischen Universität.”*

*Ndebele ist Vorsitzender des schwarzen südafrikanischen Studenten-Kongresses.*

*Sein direkter Kontrahent in dieser Diskussion wäre der Kanzler der Universität, Professor David Woods. Der sagt in einem separaten Interview:*

*“Wir sind keine traditionelle, klassische, irgendwie abgehobene oder elitäre Universität. Wir versuchen, Schritt zu halten mit dem, was in der Gesellschaft passiert, und wir betreiben einige Projekte innerhalb der Gemeinschaft, in der wir angesiedelt sind.*

*Zur selben Zeit bleibt aber Herzstück unseres Geschäfts die Ausbildung unserer Studenten, und das bedarf eines hohen akademischen Niveaus, wir sind eben kein allgemein bildendes College innerhalb dieser Gemeinschaft hier. Wir können uns an Gemeinschaftsarbeit beteiligen, gewiß, aber unsere akademische Arbeit benötigt einen bestimmten Standard formaler Bildung bei jenen, die zu uns kommen. Es wäre eine Verschwendung von Ressourcen, wenn wir plötzlich damit aufhörten und uns ganz auf weniger anspruchsvolles Training beschränkten. Wir tun das auch, und ich denke, wir können eine Menge dabei lernen, das ist Teil der Transformation. Aber das heißt nicht, daß wir unsere Hauptaufgabe umwandeln.”*

*Armut und schlechter Bildungsstand auf der einen Seite, die Notwendigkeit, einen hohen akademischen Standard zu erhalten, auf der anderen. Wie kann das zusammengehen?*

*Lynnet Steenveld vom Department für Publizistik, leitet die Aktionsgruppe, die Vorschläge zur Transformierung der Rhodes Universität erarbeiten soll:*

*“Aus meiner eigenen Sicht müssen wir auch über die Klassenfrage, nicht bloß über die Farbenfrage reden. Sehen wir uns zum Beispiel die Universität an, gewiß, wir haben mehr schwarze Studenten als früher, aber sie kommen meistens von privaten Schulen. Was passiert mit denen aus den Townships?”*

*Und Vasco Ndebele, der schwarze Studentführer sagt:*

*“Es ist schockierend, wenn man sich die Statistik anschaut. Die Rhodes Universität ist in Grahamstown und das liegt in der östlichen Kap-Provinz, aber da kommen nur 30% der Studenten her. Und aus der unmittelbaren Umgebung? Ich bezweifle, daß es 2% sind.”*

*Mehr schwarze Jugendliche brauchen ein besseres Bildungsniveau, um sich in größerer Zahl für die Universität zu qualifizieren. Das ist eine Aufgabe, für die nicht die Universität zuständig sein kann, dafür ist eine Umorientierung des nationalen Bildungssystems unterhalb der Universität erforderlich. Wie aber steht es mit einer Öffnung des Universitäts-Lehrkörpers für schwarze Akademiker?*

*Professor Woods sagt:*

*“Wenn man sich anschaut, was beim akademischen Lehrpersonal passiert, dann bewegt sich da nur langsam ‘was. Im Vergleich zu neuen Aufstiegsmöglichkeiten für Schwarze in der Industrie und in der Regierung sind die Gehälter nicht wettbewerbsfähig. Junge Schwarze drängen sich deshalb nicht in akademische Jobs.*

*Um dem zu begegnen, ist es mir gelungen, eine Million Dollar von der Mellon-Stiftung in den U.S.A. zu kriegen, für ein Programm, mit dem wir den eigenen Nachwuchs fördern wollen. Das sind gute Stipendien für schwarze Studenten, die damit ihren Doktor machen können, und wir hoffen, daß diese jungen Leute auf den Geschmack kommen und entweder bei Rhodes bleiben, oder an eine andere Universität gehen. Wir wissen also durchaus, was getan werden muß, aber es ist sicherlich ein langer Prozeß.”*

*Der Chef des Publizistik-Departments an der Rhodes Universität, Professor Guy Berger, führt eine Idee ein, die eigentlich gar kein Geld kosten würde.*

*“Ich glaube, Transformation kann nicht bloß heißen, andere Leute hereinzubringen, es bedeutet auch, jene zu verändern, die schon hier sind. Sie haben mit ihren Fähigkeiten etwas beizutragen. Sie müssen herausfinden, wo ihre bisherigen Beschränkungen lagen, denn es hat einen eingeschränkt, wenn man als Weißer in Südafrika aufgewachsen ist. Wahrscheinlich hat man nicht gelernt, eine afrikanische Sprache zu sprechen, aber ein Verständnis mag vorhanden sein. Ich denke nicht, bloß weil Afrikaner die Mehrheit bilden, daß Weiße beim Lehren keine Rolle mehr zu spielen haben. Obwohl, es wird schwer sein, die hier sind so umzuformen, daß sie für die Mehrheit relevant sind.” ...*

*Es mag sein, daß trotz aller Schwierigkeiten mit der Transformation an der Rhodes Universität für lernbereite weiße Akademiker noch nicht das letzte Stündlein geschlagen hat, für mehr und mehr Schwarze aber eine neue Zeit eingeläutet wird.*

Die Rhodes-Universität in Grahamstown / Südafrika feiert 2004 ihr hundertjähriges Bestehen, sie wirbt mit dem Slogan "Wo Führer lernen".

Die Universität Bremen bezeichnet sich heute als das "Wissenschaftszentrum im Nordwesten Deutschlands". Sie ist Forschungsstätte für 1.427 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Studienplatz für ca. 19.000 Studierende, viele von ihnen kommen aus der Südwelt. ... Aber es ist geruhsamer geworden auf ihrem Gelände.



Bei einer Studentendemo in den frühen Achtzigern kroch ein Vierjähriger auf den Senator zu, und der studentische Vater schrie: "Beiß ihn ins Bein!"

Im Winterstreikjahr 1989/90 fiel auf den Bremer Kultursenator Franke bei einem Auftritt an der Uni bloß noch mildes Konfetti.

Sechzehn Jahre nach unserer Begegnung in Harare treffe ich den Ex-Senator, der sich von Freunden gerne "Thomas" – der Ungläubige (!) – nennen läßt, zufällig wieder beim Dienst in einer niedersächsischen Kirchengemeinde, wo er aus dem Evangelium liest, mit dem Klingelbeutel die Kollekte einsammelt und am Abendmahl teilnimmt.

1989, so erzählt er mir, hätten seine Frau und er das alte Schulhaus in Windhorst im Kirchspiel Bücken gekauft. Seit er sich von dort immer 'mal wieder mit aufmüpfigen Zwischenrufen äußerte, ... zum Beispiel in der "tageszeitung" zu finanz- und bildungs-politischen Fragen, gilt Franke in Bremer SPD-Kreisen als "Abtrünniger".

Nach Ende des Gottesdienstes erinnern wir uns an Stationen unserer Begegnungen hier oben im Norden und unten im Süden.

Hier im Norden hatte er nach einer meiner Matinee-Veranstaltungen zusammen mit dem Bremer Dom-Prediger Günter Abramzik auf den Stufen des Übersee-Museums zugunsten eines bolivianischen Bergarbeiter-Radios die soeben frisch gegessene Figur eines Zinn-Lamas versteigert.



Montage: Bremer Nachrichten / 1982

Dort im Süden hatte Franke den Film-Regisseur Sir Richard Attenborough persönlich kennengelernt, den Regierungschef Mugabe nur kurz inmitten eines Kordons aus Sicherheitsleuten, später allerdings etwas näher bei einer pompösen Hochzeitsfeier in der Mugabe-Familie.

Mugabes Rolle als Verantwortlicher für die Massaker seiner Armee unter dem Stamm der Ndebele im Matabeleland (nach Erreichen der Unabhängigkeit im Jahr 1980 !) – war im Jahr 1987 für Staatsbesucher aus der Nordwelt kein Thema: Robert Gabriel Mugabe, damals noch Premierminister, hatte es gerade geschafft, seinen alten Widersacher, Joshua Nkomo, den Führer der Ndebele-Partei ZAPU, ins Lager der von seinem Stamm, den Shona beherrschten Regierungspartei, der ZANU/PF, zu ziehen.

Attenborough's Film "Cry Freedom" enthält eine Szene, die heute, im Jahr 2003, eine für simbabwesche Journalisten bittere Bedeutung hat: Als der Journalist Donald Woods auf seiner Flucht aus Südafrika den Hochkommissar der britischen Krone in Salisbury, der Hauptstadt des benachbarten Rhodesien (heute: Harare in Simbabwe), beim Fünfuhrtee stört, weil er der drohenden Auslieferung nach Südafrika mit einem Asylantrag in Großbritannien zuvorkommen will, ist dessen Antwort: "Aber natürlich, gerne doch!".

Während Donald Woods nach 13 Jahren Exil 1990 in ein Apartheid-freies Südafrika zurückkehren konnte (bevor er im August 2001 an Krebs starb), befindet sich die Elite simbabwescher Journalisten heute im Exil, in Südafrika, in den USA oder in Großbritannien.

Ein Teil der Arbeit von Menschen, die sich bei der Martin-Luther-Kirche in Harare engagieren, widmet sich zwangsläufig den Folgen von Mißwirtschaft und der staatlichen Zwangsmaßnahmen, die das Land seit Anfang der neunziger Jahre zu einem Armenhaus gemacht hat.

Lebensmittel werden gesammelt und verteilt, bei wöchentlichen Armenspeisungen auf dem Grundstück der Kirche, das übrigens gleich um die Ecke des überfüllten Gefängnisses liegt, oder in einem wuchernden Lager für *Squatter* außerhalb der Stadtgrenze, letzte Zuflucht für Familien vieler tausend Landarbeiter, die nach der Enteignung weißer Farmer ihre Wurzeln verloren haben. Sie können nicht dahin zurück, wo einst die Vorfahren lebten. Dort wären sie jetzt Fremde.

Und ein strenger Glaubenskodex, der alte Traditionen beschwört und Ängste befördert, läßt in Simbabwe, im – wörtlich übersetzt – Haus aus Stein – Eigeninitiativen oft scheitern. Im Volksglauben, nicht nur im deutschen, ist der Kreuzweg auch der Aufenthaltsort von Geistern und Hexen.

Für Radio Bridge Overseas hat der simbabwesche Kollege George Msumba einen solchen Kreuzweg besucht, und es ist ihm – aus authentischer afrikanischer Sicht – das ungewöhnliche Porträt von Menschen in einem Landstrich weit weg von Harare gelungen, an deren Bekenntnis ich dachte, als der Pastor in der Stiftskirche zu Bücken die Gemeinde aufforderte, ihr Glaubensbekenntnis zu sprechen.



[www.radiobridge.net/rborunterladen.html](http://www.radiobridge.net/rborunterladen.html)

Radio Bridge Overseas



*Der heilige Berg von Chikupo  
von George Msumba*

**George:**

*Händeklatschen ist ein Ritual, um Respekt gegenüber den Geistern der Vorfahren meines Volkes auszudrücken, den Shona in Simbabwe, einem Land im südlichen Afrika. Gewöhnlich ist dies mit förmlichen Fragen nach Rat und Erlaubnis der Geister der Gegend verbunden, in der man eingetroffen ist. Selbst in der Stadt, in der ich wohne, ist es üblich, daß man zur Begrüßung in die Hände klatscht. Aber hier, fern der Hauptstadt, in Chikupo, hat es noch eine besondere Bedeutung. Von dieser Gegend waren mir Geschichten von einem Berg zu Ohren gekommen, auf dem es brennt, wenn Regen bevorsteht, von einem Berg, der sprechen kann, von einem Berg, der einen von der Erdoberfläche verschwinden läßt, wenn du ein falsches Wort verlauten läßt. Meine Mission bestand darin, den Mythos dieses Berges zu verstehen. An seinem Fuß traf ich Elias Muchapondwa, der eng im Glauben der Menschen hier verwurzelt ist. Er lud mich in den Schatten eines Baumes unterhalb des Berges.*

**Elias:**

*Während der Regenzeit hat der Berg gebrannt, obwohl ein Nieselregen niederging. Das Feuer konnte dadurch nicht gelöscht werden. Man hat nur die übermächtigen Flammen gesehen, die ohne Unterlaß gezüngelt haben. Zur selben Zeit hat es geregnet. Das war ein Zeichen, daß in diesem Jahr eine riesige Bohnenernte bevorstehen wird.*

**George:**

*Der Berg ist ein nahezu kahler Granitbuckel, an dessen Ränder sich verstreut einige Bäume befinden. In Simbabwe gibt es viele solcher Berge, die als heilig angesehen werden. Wie Elias mir erzählte, seien die Ureinwohner dieser Gegend in Höhlen des Berges begraben worden.*

**Elias:**

*Es sind deren Seelen, die all diese Dinge bewirken, die im Umkreis dieses Berges geschehen.*

**George:**

*Ich selbst fühlte mich wie ein Außenseiter in der Erzählung über meine Vergangenheit. In der Schule wurde mir gelehrt, daß es für jedes Problem eine wissenschaftliche Begrün-*

*dung gibt. Meine traditionelle Vergangenheit läßt hingegen Freiraum für unerklärte und unnatürliche Ereignisse im Leben der Menschen. Gab es vielleicht noch andere Zeichen für die übernatürlichen Kräfte des Berges?*

**Elias:**

*Zum Sonnenuntergang konnte man das Muhen der Kühe und die Gespräche von Personen hören, die unsichtbar waren. Wir konnten ihre Gespräche verstehen, sie zu sehen, war allerdings unmöglich.*

**George:**

*Die Idee von Tönen ohne Quelle war für mich kaum faßbar. Aus diesem Grund bat ich Elias, mir dieses Phänomen zu erklären.*

**Elias:**

*Unsere Vorfahren nannten solche Stimmen Madzimuzagara. Heute kann ein Radio mit einem Sender verknüpft werden, der weit entfernt ist. Und man kann hier hören, was Leute dort sprechen. Kann man sie sehen? Nein. Ich kann sie nicht sehen. Wenn man die Musik dort spielt, dann können wir hier danach tanzen. Und genau auf diese Weise können die Stimmen unserer Vorfahren an unsere Ohren dringen. Jeder kann die Stimmen hören.*

**George:**

*Um den Glauben an die Geister zu verstehen, der eigentlich mein eigener Glaube sein sollte, war es für mich wichtig, zu den Grundüberzeugungen unserer Religion zurückzugehen. Danach bleibt die Seele eines Verstorbenen unter den Lebenden. Seine Seele findet eine Person, die sein geistiges Zentrum wird. Durch dieses Medium können die Hinterbliebenen mit dem Verstorbenen kommunizieren. Der Tote wird dann Kontakt zwischen den Lebenden und Mwari aufnehmen, so heißt unser Gott. Im Fall des heiligen Berges funktioniert das so: Mwari sendet seine Mitteilungen zu den Bewohnern von Chikupo über die Seelen der Verstorbenen. Die Geister sind der Grund für die übernatürlichen Ereignisse, die an dem Berg zu beobachten sind.*

**Elias:**

*Mwari möchte einzig und allein nur die Wahrheit. Die Welt würde viel besser sein, wenn jeder das wüßte. Autos und Paläste verändern die Menschen nicht zum Guten. Mwari möchte eine heilige Person, die gute Taten vollbringt, die nicht durch das Blut eines anderen Menschen beschmutzt wurden.*

**George:**

*Dieser Glaube türmte sich vor mir auf wie Nyaumbwe, der heilige Berg. Noch einmal warf ich einen Blick zu dem Granitfelsen, verfügt er tatsächlich über außergewöhnliche Kräfte?*

**Elias:**

*Unsere Stärke, die Stärke des schwarzen Mannes, ruht in den Geistern unserer Ahnen. Als die Weißen kamen, mußten sie feststellen, daß die Quelle unserer Kräfte in unserem Gott liegt. Sie hatten ihren eigenen Gott, einen Gott, den wir nicht kannten, einen Gott, der im Himmel lebt. Unser Gott war niemals weit entfernt.*

**George:**

*Die Beschreibungen von Elias erweckten bei mir den Eindruck, daß der Berg seine Kräfte verloren habe. Dann erzählte er mir allerdings eine Geschichte über zwei Söhne*

*und einen Neffen. Seine Söhne, so berichtete er, waren auf dem Weg zum Gipfel, um Vogeleyer zu sammeln. Der Neffe entschied sich kurzerhand, ihnen zu folgen, ohne jedoch die notwendigen Rituale vollführt zu haben.*

**Elias:**

*Als meine zwei Söhne auf dem Weg ins Tal waren, hatte mein Neffe sie als Gespenster gesehen. Vom Rande des Berges stürzte er ab und verletzte sich so sehr, daß wir ihn ins Krankenhaus bringen mußten. Später hatte ich ihn gefragt, was hast du auf einem Berg zu suchen, über den du nichts weißt?*

**George:**

*War der Sturz vom Gipfel durch die Kraft des Berges verursacht? Die Begegnung mit den Menschen von Chikupo ging ihrem Ende entgegen. Wenig später befand ich mich auf der Fahrt zurück zur Stadt. Da war der Granitdom, mächtig und schweigend. Die Distanz zwischen ihm und mir wuchs wie die Kluft zwischen traditionellem Denken und modernem westlichem Leben. Zurück bleibt das Dilemma afrikanischer Menschen, sich und ihre Spiritualität neu zu definieren.*

**Elias:**

*Du mußt an unsere Tradition glauben, um diese Dinge verstehen zu können – du mußt daran glauben!*

## GEORGE MSUMBA OF RBO



## REPORTING FROM ZIMBABWE

## Die Multimedia-Brücke



Es ist wenige Tage nach dem 13. Jahrestag der Maueröffnung in Berlin.

Die kleine Antenne meines Radios auf der Terrasse des Landhäuschens in Dolldorf ist auf den WorldSpace-Satelliten tief am südlichen Horizont ausgerichtet. Die digitalen Signale sind in dieser regnerischen Nacht leicht gestört, alle Lichter im nahen Dorf sind längst erloschen. Leonard Bernstein dirigiert die New Yorker Philharmoniker, es ist das Beethoven-Konzert, das den Mauerfall am Brandenburger Tor vor 13 Jahren zelebrierte. Es ist "Maestro", der Klassik-Kanal von WorldSpace, der dieses Konzert in CD-Qualität ausstrahlt. "Alle Menschen werden Brüder...", höre ich. Kaum jemand in Deutschland kennt WorldSpace, auch meine Ex-Kollegen bei Radio Bremen nicht. ...

**UPDATE!** auf Seite 240 und:

[www.deccanherald.com/content/43092/worldspace-india-shut-shop-december.html](http://www.deccanherald.com/content/43092/worldspace-india-shut-shop-december.html)

<http://www.hollywoodreporter.com/news/dialogue-worldspaces-noah-samara-155858>

Es ist Nacht in Deutschland. Eine technologische Revolution, die vor allem der Südwest das Tor zum Dialog mit der Nordwelt eröffnen könnte, wird verschlafen.

Radio Bridge Overseas, unsere kleine afrikanische Medienorganisation, hat sie nicht verschlafen: Seit drei Jahren sendet der "Africa Learning Channel" der WorldSpace-Foundation (im Juli 2003 umbenannt: "First Voice Channel") täglich vier Viertelstunden-Programme afrikanischer RBO-Autoren. Einige wurden in deutsch-synchronisierter Version auch bei deutschen Sendern ausgestrahlt, gelegentlich sogar mehrmals pro Woche, in Berlin, in Frankfurt, Hamburg, Saarbrücken, Köln, auch in Bremen. Die meisten entstanden aus der Zusammenarbeit deutscher Praktikanten bei Radio Bridge Overseas mit afrikanischen Kollegen und Kolleginnen.

Der Flecken Dolldorf bei Nienburg an der Weser liegt genau zwischen Hannover und Bremen, jeweils eine Autostunde entfernt. Beide Städte haben in der Geschichte von Radio Bridge Overseas eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die erste als Schauplatz des weltweiten Auftritts bei der EXPO 2000, die zweite als Ort, an dem der Name in der deutschen Version erfunden wurde: "Radiobrücke Übersee". 1991 folgten überraschend viele deutsche Freunde und Bekannte einer Einladung in`s Bremer Übersee-Museum, wo mit Unterstützung professioneller Moderatoren die Idee ventiliert werden sollte, in der Bundesrepublik einen Verein zu gründen, der helfen würde, authentischen Stimmen des Südens im Norden Gehör zu verschaffen.



Eberhard Neugebohn (seit März 2004 Geschäftsführer der NRW-Stiftung Umwelt und Entwicklung), der sich auf Erfahrungen bei der Unterstützung afrikanischer Befreiungsbewegungen berufen konnte, speziell im damaligen Rhodesien, wurde erster Vorsitzender. Er hatte uns schon in Simbabwe besucht, jetzt entwarf er die bis heute geltende Deklaration. In einer englischsprachigen Fassung wurde sie zwei Jahre später auch von dem in Simbabwe eingetragenen Verein "Radio Bridge Overseas Trust" übernommen.

[www.radiobridge.net/www/more/index1.html](http://www.radiobridge.net/www/more/index1.html)

*1. Die Kulturen der Völker Afrikas, Asiens und Lateinamerikas sind Teil des kulturellen Reichtums der Menschheit. Viele von ihnen sind als Folge von Kolonisation und Unterentwicklung in ihrer Existenz bedroht. An ihrem Fortbestand und ihrer Entwicklung besteht ein universelles Interesse.*

*2. Für die Völker Afrikas, Asiens und Lateinamerikas ist ihre kulturelle und politische Entwicklung integraler Bestandteil der Schaffung von Lebensverhältnissen, in denen sich die Menschen wohlfühlen und ein selbstbestimmtes Leben führen können.*

*3. Ohne diesen Prozeß lassen sich auf Dauer auch die derzeitigen Lebensverhältnisse in den Industrieländern nicht fortentwickeln. Insofern ist das kulturelle und materielle Wohlergehen der Völker Afrikas, Asiens und Lateinamerikas auch im Interesse der Völker Europas.*

*4. Angesichts der Tatsache, daß Millionen Menschen aus diesen Ländern bereits heute Teil der europäischen Gesellschaft sind, ist die Vermittlung von Kenntnissen über die Verhältnisse und die Kultur ihrer Herkunftsländer auch unmittelbar ein Beitrag zum friedlichen Zusammenleben hier und zu einem Umgang miteinander, der von Toleranz, Offenheit und Neugier geprägt ist.*

*5. Die Möglichkeiten der Menschen in den Länder Afrikas, Asiens und Lateinamerikas zu kultureller Aktivität und sozialem und politischem Engagement sind unter anderem beeinträchtigt durch unzureichende materielle Bedingungen, mangelnde Entfaltung von Kommunikation und Interaktion in diesen Ländern, durch die übermächtige mediale Präsenz der Industrieländer sowie auch durch die geringe Bereitschaft der Menschen in den Industrieländern zur Rezeption der kulturellen und politischen Äußerungen der Menschen aus diesen Ländern.*

*6. Der Verein will mit dem Radio-Netzwerk einen Beitrag leisten zur Verringerung der genannten Defizite. Dabei soll zugleich versucht werden, eine Qualität von Radio-programm zu entwickeln, die von einem bewußten, kritischen und partizipativen Umgang der Hörer und Produzenten miteinander geprägt ist.*

*Bremen, 15. Dezember 1991*

Das Übersee-Museum in Bremen war schon einmal, Anfang der Achtziger Jahre, Partner und Schauplatz eines – wie ich es damals nannte – "unterhaltsamen Nord-Süd-Dialogs". Der damalige Museumsdirektor, Dr. Herbert Ganslmayr, unterstützte die Idee, die sich mit Mitteln aus vielen Fördertöpfen nur außerhalb der etablierten öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten realisieren ließ.

Das Museum wurde Veranstalter und Bühne für eine Serie von Radio-Shows, bei denen sich alle zwei Monate an einem Sonntagmorgen Frühaufsteher als Gäste zu ange-regtem Plausch mit über Satellit zugeschalteten Partnern in Übersee trafen.



Foto: Radio Bremen

Als Live-Veranstaltung wurde die "Matinee in Übersee" bei Radio Bremen, beim RIAS Berlin und beim deutschsprachigen Kurzwellendienst der Deutschen Welle ausgestrahlt.

Fast zwei Dekaden später schien ich als Heimkehrer aus Afrika in den neu besetzten Chefetagen Radio Bremens offene Ohren zu finden für den Vorschlag, im schon existierenden "Funkhaus Europa" ein Fenster für Afrika zu öffnen. (Teile des täglichen Programms von "Funkhaus Europa" werden für den Westdeutschen Rundfunk bei Radio Bremen produziert und ausgestrahlt.) Im Auftrag des Intendanten machte ich mich auf die Suche nach potentiellen Partnern. Sponsoring von Programmen öffentlich-rechtlicher Sender ist ja heute kein rechtliches Problem mehr. Ein erster Partner war bald gefunden, die Evangelische Akademie Loccum, gerade `mal vierzig Minuten Autofahrt von Doll-dorf entfernt. Bei meinen Recherchen hatte ich herausgefunden, daß Akademie-Direktor Fritz Anhelm den Theologen und Menschenrechtler Lawford Imunde aus Kenia für ein Projekt nach Loccum geholt hatte, das sich unter dem Stichwort "Sensibel für Afrika" regelmäßig mit europäisch-afrikanischen Beziehungen befaßte und dafür kompetente Gäste aus beiden Kontinenten an die Akademie einlud.

Im Februar 2001 fanden beide trotz heftigster Schneebehinderung den Weg über die Brücke zum Haus in Dolldorf, wo ein erstes Treffen mit sachkundigen Freunden stattfand, u.a. mit Prof. Thomas von der Vring aus Bremen und Ezra Mbogori aus Harare.



Anhelm



von der Vring



Mbogori



Imunde

Wir waren uns schnell einig, zusammenarbeiten zu wollen. In einem Schreiben bot Direktor Anhelm dem Intendanten Radio Bremens an, für Juni 2001 eine internationale Vorbereitungskonferenz zu organisieren, und ich schrieb dem Intendanten eine Rede, deren Verlesung dann mit einer Entschuldigung beginnen mußte:

"Einige von Ihnen wissen, daß ich nach 16 Jahren Leben und Arbeiten in Afrika zu meinem alten Sender Radio Bremen zurückgekehrt bin. Dort versuche ich, eine offenes Ohr zu finden für die Einrichtung von Partnerschaften, die gemeinsam eine Nord-Süd-Medienbrücke ermöglichen könnten. Wäre er nicht nach erschöpfender Arbeit für eine Gesundshrumpfung Radio Bremens erkrankt, hätte sein Intendant, Dr. Glässgen, hier an dieser Stelle wohl folgendes sagen mögen:"

[www.radiobridge.net/www/more/KJS.html](http://www.radiobridge.net/www/more/KJS.html)

Redetext-Auszug / Akademie Loccum / 23.06.2001



*"Da, wo es in Bremen zum Freimarkt geht, halten sich die Bremer einen Elefanten aus Ziegelstein. Der soll sie daran erinnern, daß im Wappen der Freien Hansestadt Bremen noch immer der Schlüssel zum Tor der Welt prangt. Die andere Hansestadt,*

*Hamburg, schmückt sich zwar in ihrem Wappen mit diesem Tor zur Welt, aber wohin kommen die ohne Schlüssel?*

*Seit 50 Jahren pendeln die dort jeden Sonntagmorgen 'Zwischen Hamburg und Haiti'. So heißt der Dauerbrenner jenes Senders, der heute Norddeutscher Rundfunk heißt, und dem wir bei Radio Bremen im Spätsommer dieses Jahres die Hand zur Partnerschaft reichen – und vielleicht einen Schlüssel zum Tor der Welt.*

*Es ist nicht wahr, daß Radio Bremen dafür einen Dauerbrenner von ähnlicher Zeitdauer einzubringen gedenkt, der 'Über'n Gartenzaun' hieß und zur Belehrung ganzer Kleingärtner-Generationen beitrug.*

*Nein, wir in Bremen haben ja den Elefanten aus Stein, der mal ein Kolonial-Denkmal war, genauso wie wir einmal ein Kolonial-Museum hatten, das heute ein Völkerkunde-Museum ist.*

*Und der Elefant? Er wurde, durch Spenden finanziert, Ende der 20er Jahre errichtet und 1932 als Denkmal eingeweiht zur Erinnerung an die Deutschen, die ihr Leben verloren hatten in Afrika bei den Auseinandersetzungen der europäischen Kolonialmächte untereinander und mit den Kolonialisierten*

*Vom Kolonialdenk- und Ehrenmal wurde der Elefant nun schon vor Jahren durch eine Schrifttafel umgewidmet zum Denkmal gegen den Kolonialismus. Wenn das doch immer so einfach wäre, eine Tafel dran, und wir sind wieder politisch korrekt.*

*Es ist übrigens auch nicht wahr, daß man aus ähnlichen Überlegungen heraus in Bremen den Übersee-Hafen zugeschüttet hat, obwohl ja über ihn einst viele Expeditionen in den 'dunklen Kontinent' aufbrachen, der neuerdings ja 'bunter Kontinent' heißt, wie wir das einem neuen Buch entnehmen können, das so heißt und bei dem einer der bekannteren deutschen Publizisten seine Hand als Mitherausgeber im Spiel hatte: Theo Sommer. Der ist bei der Hamburger 'Zeit' jetzt etwas, das 'editor at large' heißt, und er ist daneben Vorstandsmitglied der 'Deutschen Welthungerhilfe'. Als solcher plädiert er für 'einen neuen Blick auf Afrika'.*

*Womit wir beim Thema dieser internationalen Tagung hier an der Evangelischen Akademie Loccum sind, und bei der Rolle, die Deutschlands kleinster öffentlich-rechtlicher Sender bei dem Versuch spielen könnte, an einem europäisch-afrikanischen Medien-Portal mitzubauen, das diesen neuen Blick ermöglichen soll.*

*Das mag auf den ersten Blick vermessen klingen, da wir doch alle wissen, wie sich Radio Bremen gerade abmüht, nicht das Schicksal des Bremer Übersee-Hafens zu erleiden. Aber als jemand, der an die Weser von der Elbe kam, wo gerade zugunsten einer Airbus-Ansiedlung ein umstrittenes Stück Fluß-Watt zugeschüttet wird, blick ich 'Über'n Gartenzaun' und sehe, daß Bremen sich schon sehr erfolgreich als Teil des 'globalen Dorfes' positioniert hat. Vor dem Übersee-Museum steht seit Januar 1999 als Teil des Bremer Verkehrsleitsystems eine Konsole, die Partner-Städte der Hansestadt in vielen Teilen der Welt markiert.*

*Einige dieser Partnerstädte liegen in Europa, Dudley in England und Gdansk in Polen zum Beispiel, und ich bin sicher, daß wir bei Radio Bremen von dort schon öfter etwas gehört haben, im 'Funkhaus Europa' des Westdeutschen Rundfunks nämlich, für das Radio Bremen jeden Tag einen Teil des Programms produziert und sendet. Andere Partnerstädte liegen, wie es früher hieß, in Übersee, Windhuk in Namibia zum Beispiel.*



*In Übersee gibt es viele Staaten, die vor längerer Zeit schon mal Bekanntschaft mit Europa gemacht haben, als Kolonien, als Schutzgebiete, als Übersee-Territorien. Sie liegen unter anderem in Afrika, in der Karibik und im Pazifik, für die Mitglieder der Europäischen Union – viele von ihnen ehemalige Kolonialherren – abgekürzt: AKP.*

*Mit den Verträgen von Lomé und nun von Cotonou wird den AKP-Ländern Sonderkonditionen für Entwicklung und Handel eingeräumt, aber kaum jemand in Europa kennt diesen Zusammenhang.*

*Das ist der Baustein, den wir bei Radio Bremen in das 'Funkhaus Europa' einfügen möchten, wenn es gelingt, dafür Partner und Sponsoren in Europa und – für einen ersten Schritt – in Afrika zu finden, Partner für Entwicklung und Betrieb eines multimedialen Programmaustausches. Die Erfahrung, die unser Kollege Klaus Jürgen Schmidt bei der 'Radiobrücke Übersee' in Afrika gesammelt hat, kann Radio Bremen helfen, Programm-Formate zu entwickeln und zu realisieren, die eine überfällige Interaktion zwischen Menschen in Nord und Süd anstößt.*

*Dann kann es passieren, daß es nicht bei den 10 Städtenamen bleibt, die das Verkehrsleitsystem vor dem Bremer Übersee-Museum als offizielle Partner der Hansestadt anzeigt. Es wird sich nämlich herausstellen, daß es viele tausend ganz unterschiedliche Partnerschaften von Bremern mit Übersee gibt, von denen wir bisher gar nichts wissen, Tausende von Geschichten, die zu erzählen sind... wir würden uns dabei über jeden neuen Hörer in Bremen, in Europa und in Übersee freuen.*

[www.radiobridge.net/www/loccum.html](http://www.radiobridge.net/www/loccum.html)

*"Wahrnehmung afrikanischer Transformationsvorgänge"*

Internationale Tagung der Evangelischen Akademie Loccum / 22.-24.06.2001

"Wir werden hier und heute ... die von uns für notwendig erachteten Elemente einer multimedialen Brücke zwischen den Ländern Europas und jenen in Afrika, und in der Inselwelt der Karibik und des Pazifik kennenlernen. Warum eine Konzentration auf jene Region des Südens? Rev. Lawford Imunde, einer unser Gastgeber hier in Loccum, hat in einer Zwischenbilanz etwas aufgeschrieben, das ich mit seiner Genehmigung zitieren möchte:

*...Bei unserem Versuch, das ganze Problem der europäischen Dimension des Projekts zu umreißen, ist es unerläßlich, an der Tatsache festzuhalten, daß es sich hierbei um ein Konzept der Beziehung handelt.*

*Die Lomé-IV-Konvention, dieses deutlichste und anhaltende Bindeglied zwischen den 71 Mitgliedstaaten der AKP-Gruppe und Europa, bleibt eine der zahlreichen bestehenden Auswirkungen des europäischen Imperialismus, eine unangenehme Erinnerung daran, daß diese Länder, von denen 41 in Afrika liegen, Kolonien und Ableger der europäischen Kolonialmächte waren.*

*Die dauernde Folge ist, daß die beiden Kontinente durch eine untrennbare Nabelschnur miteinander verbunden sind. ...*

*Wir sind keine Welt separater Nationalstaaten, die voneinander unabhängig sind; wir sind eine Welt und vollständig ineinander verschlungen.*

In seiner Internet-Präsentation erklärte Radio Bremen zu jenem Zeitpunkt:

*“Zusammen mit Partnern in Afrika und in Europa will Radio Bremen einen Dialog zwischen Kulturen in Nord und Süd fördern.*

*Radio Bremen-Redakteur Klaus Jürgen Schmidt, der nach 16-jähriger Arbeit als Medien-Berater in Afrika zu seinem Heimat-Sender zurückgekehrt ist, arbeitet an der Einrichtung eines europäischen Multimedia-Portals, das vor allem auch journalistischem Nachwuchs in der Südwelt die Möglichkeit verschaffen soll, über Kultur- und Sprachgrenzen hinweg eigene Geschichten zu erzählen.” (Radio Bremen, online-Portal)*

Wie es weiterging mit diesem ambitionierten Vorhaben?

Eine Zustandsbeschreibung des Bremer Senders – zwölf Jahre später – läßt keinen Zweifel!

## Die Brücken-Sperre bei Radio Bremen



[www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ra&dig=2013%2F02%2F14%2Fa0234&cHash=b3f7a50fe100b78e60c2374349d1a7f7](http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ra&dig=2013%2F02%2F14%2Fa0234&cHash=b3f7a50fe100b78e60c2374349d1a7f7)

taz Bremen / 14.02.2013

*Wenn beim Radio die Fachkompetenz stört*

*RADIO BREMEN Freie Mitarbeiter haben auch bei Radio Bremen keinen besonderen "Tätigkeitsschutz": Der Sender beschäftigt den Wirtschaftsfachmann Reinhard Sablotny kaum noch für Wirtschaftsthemen.*

*Seit 25 Jahren ist Reinhard Sablotny Reporter mit Schwerpunkt Wirtschaft, seine Kompetenz ist unbestritten. "Ein anerkannter Mitarbeiter", der "wichtige Arbeit"*

*gemacht hat für den Sender, ein "verdienter Mitarbeiter", so lobte ihn der Justitiar Michael Gerhard vor dem Arbeitsgericht. Der Sender bringe ihm große "Wertschätzung" entgegen. ...*

*Der Reporter war vors Arbeitsgericht gegangen, weil er sich "regelrecht ausgehungert" fühle, so formulierte das sein Anwalt Jürgen Maly – Sablotny ist "Freier" und wurde einfach drastisch weniger beschäftigt als in früheren Jahren. ...*

*Der arbeitsrechtliche Hintergrund des Konfliktes besteht darin, daß es bei Radio Bremen freie Mitarbeiter gibt, die de facto aber einen ähnlichen Status wie Festangestellte haben. Wenn Sablotny festangestellt wäre, dann bekäme er seinen Arbeitslohn, egal ob seine Arbeit gefragt ist oder nicht. Als Freier muß er seine Themen "anbieten". Und dann kann die Redaktion sagen: wollen wir, oder: wollen wir nicht.*

*Der arbeitsrechtliche Bestandsschutz, den Freie bei Radio Bremen genießen, sei tatsächlich ein "Tätigkeitsschutz", hatte Anwalt Maly in seinem Schriftsatz argumentiert. Denn wenn Radio Bremen zunehmend Mitarbeiter, die von wirtschaftspolitischen Themen weniger Ahnung haben, mit solchen Themen betraut, wird der Wirtschafts-Fachmann Sablotny arbeitslos. ...*

*Der Trend gehe bei Radio Bremen zunehmend dahin, freie Mitarbeiter tagesweise für "Schichten" anzuheuern – die müssen dann alles machen. Eben auch die Themen, die früher von fachkompetenten Freien gemacht wurden. Nachdem er nach der Rückkehr aus der Elternzeit protestiert hatte, weil er fast gar nichts mehr zu tun hatte, wurden ihm selbst 14 solcher allgemeinen Politik-"Schichten" pro Monat angeboten. Darauf basiert inzwischen im Wesentlichen sein Monatseinkommen. ...*

[www.taz.de/!112945](http://www.taz.de/!112945)

taz Bremen / 15.03.2013

### *Radio Bremen in Existenznot*

*Radio Bremen ist in einer akuten Finanzkrise, alles Tricksen hilft nicht – nur mehr Geld aus dem Gebährentopf kann das Problem lösen, sagt der Rechnungshof*

**VON KLAUS WOLSCHNER**

*Radio Bremen ist in „existenzbedrohlichen Nöten“, das ist das Fazit eines Berichts über Radio Bremen, den die Rechnungshofpräsidentin Bettina Sokol am Freitag vorgelegt hat. Der Sender habe ein „strukturelles Defizit“ von jährlich mehreren Millionen Euro, das bisher oft durch zunehmende Kredite und rechtlich fragwürdige Finanz-Operationen kaschiert werde.*

*Wenn Radio Bremen für 2014 nicht einen weiteren Kredit der reichen Rundfunkanstalten bekomme, sei der Sender „auf Basis der bestehenden Planungen im Geschäftsjahr 2014 zahlungsunfähig“, das steht sogar im Bericht der Wirtschaftsprüfer von Radio Bremen. An eine Rückzahlung der auflaufenden Kredite ist nicht zu denken, die Verschuldung sei „existenzgefährdend“, stellt der Rechnungshof dazu fest.*

*Zur Finanzierung des Neubaus hat Radio Bremen zum Beispiel Wertpapiere aus dem „Deckungsstock“ der Altersvorsorge verkauft – „problematisch“ findet das der Rechnungshof. Erträge aus Wertpapieren aus der Rücklage für die Altersversicherung flößen in den laufenden Haushalt, sogar mit Hedgefonds-Papieren könnte für die Alterssicherung spekuliert werden – alles zu riskant, findet der Rechnungshof und*

*empfiehlt dem Senat daher, eine gesetzliche Regelung für den Deckungsfonds zu schaffen, um die Kreativität der Radio-Bremen-Haushälter einzuschränken. Denn am Ende würde das Land Bremen für Radio Bremen haften.*

*Handeln könnte der Senat auch gegen eine weitere, vom Rechnungshof als rechtswidrig dargestellte Praxis: Radio Bremen hat einen Überziehungskredit von maximal 6,5 Millionen Euro für das laufende Geschäft. Das, so der Rechnungshof, ist nach dem Rundfunkfinanzierungs-Staatsvertrag schlicht verboten. Die Rechtsaufsicht über diese Praxis, so erklärte Sokol auf Nachfrage, hat der Bremer Senat. Seine rechtswidrige Kreditaufnahme am Kapitalmarkt rechtfertige der Sender mit dem Hinweis auf die rechtswidrig schlechte Finanzausstattung, erklärte Sokol.*

*Die Ausgaben von Radio Bremen sind zwischen 2007 und 2011 von rund 120 Millionen auf knapp 100 Millionen Euro zurückgegangen. **Die Programmleistungen des Bremer Senders für die ARD sind gleichzeitig von 2,5 Prozent auf 0,75 Prozent zurückgegangen – damit ist die „Präsenz“ des Senders in der ARD geschwächt.***

*Auch die Zusammenlegung von Hörfunk und Fernsehen in einem Neubau im Faulenquartier hat die Finanzprobleme offenbar nicht wie erhofft lösen können. ...*

Anfang 2013 gab es bei Radio Bremen also:

- > weniger Fachkompetenz
- > weniger Anteil am ARD-Programm
- > weniger Finanzausstattung ...

Wie kam es dazu?

Das hat Radio Bremen in's Abseits geführt:

- > Keine Debatte organisatorischer Alternativen
- > radikale Beschneidung von Personalbestand und Produktionspalette
- > Bau eines teuren Rundfunk-Gebäudes für einen phantasielos geschrumpften Apparat
- > durchgesetzt von einem debattier-unwilligen Medienmanager-Import.

Verantwortlich dafür waren auch Kontrollgremien, die nie das Gespräch mit den Machern des Programms gesucht hatten, statt dessen setzten sie auf immer neues, von außen herangeholtes Spitzenpersonal, das sich – nach Besichtigung der Bremer Medien-Baustelle – krank meldete oder abreiste.

Planung und Exekution des Umbaus von Radio Bremen landeten schließlich in den Händen eines Mannes, dessen medialer Werdegang bei Wikipedia so beschrieben ist:

[de.wikipedia.org/wiki/Heinz\\_Gl%C3%A4ssgen](http://de.wikipedia.org/wiki/Heinz_Gl%C3%A4ssgen)

*Heinz Glässgen beginnt nach Abschluß seines Studiums der Philosophie, Theologie, Geschichte und Politik in Tübingen, Bonn und Wien 1970 beim damaligen Süddeutschen Rundfunk (SDR) in Stuttgart. 1971 wird er Fernsehbeauftragter und Leiter der Fachstelle Medienarbeit der Katholischen Kirche. 1980 promoviert er, wird in den SDR-Rundfunkrat gewählt und dessen stellvertretender Vorsitzender. 1985 wechselt Glässgen zum NDR nach Hamburg und wird dort 1990 Leiter der Hauptabteilung Kultur. 1995 wird er stellvertretender Fernseh-Programmdirektor des Hamburger Senders. Vom 1. Oktober*

*1999 bis 2009 war er Intendant von Radio Bremen.*

*In seine Amtszeit fallen diverse Einschnitte für Radio Bremen: Aufgrund drastischer Mittelkürzungen muß der Sender bei zwei seiner vier Hörfunkprogramme Kooperationen mit größeren ARD-Anstalten eingehen. Radio Bremen 2 wird zum RB/NDR-Programm Nordwestradio, Radio Bremen Melodie geht im WDR/RB-Programm Funkhaus Europa auf. Diverse Abteilungen wie Produktion, Requisite oder Sendetechnik werden ausgelagert. Im Herbst 2007 wurden die zuvor getrennten Standorte von Hörfunk und Fernsehen an einem neuen Standort in der Bremer Innenstadt zusammengeführt.*

Als vor zwölf Jahren dieser Intendant alle meine Bemühungen um Kooperationspartner des Senders für den Bau einer medialen Nord-Süd-Brücke mit der Forderung scheitern ließ, diese sollten auch noch mein Radio Bremen-Gehalt mitfinanzieren, legte ich Wert auf folgende Feststellung:

*Der Kostenfaktor „Gehalt“ kann nur indirekt als Teil der Projekt-Kosten gewertet werden; er ist Bestandteil meiner Planstelle bei Radio Bremen, die nur verhandelbar ist im Rahmen der von allen Tarif-Parteien akzeptierten Bedingungen einer generellen Umstrukturierung Radio Bremens. Dieses Recht bleibt von meiner Bemühung unberührt, mit dem Projekt für Radio Bremen einen neuen Geschäftsbereich einzurichten, der u.a. helfen soll, Personalkosten durch Fremdmittel zu finanzieren.*

Als es Anfang März 2001 an der Spitze Radio Bremens zu einer Krise kam und Intendant Glässgen das Handtuch werfen wollte, fasste Rundfunkratsmitglied und CDU-Landeschef Bernd Neumann gegenüber dem „Weser-Kurier“ aus seiner Sicht zusammen, was bei Radio Bremen alles passieren sollte:

*„Glässgens Aufgabe grenzt an die Quadratur des Kreises: Er soll in kurzer Zeit dramatisch sparen, Personal abbauen, für Innovationen sorgen und die Zuschauer- und -Hörerquote verbessern“. Dass solche Reformen harte Auseinandersetzungen auslösten, sei von vorneherein klar gewesen: „Das muß man aushalten können.“*

Am 10.03.2003 schrieb ich in einer vertraulichen Notiz:

*Es handelt sich um ein Sanierungskonzept, das keinen Widerspruch erlaubt, „weil“ und „wenn“ ...*

*... w e i l Chancen für Alternativen endgültig vertan sind; daß sie vertan sind, scheint nach meinem Verständnis allerdings auch Schuld einer bremischen Medienpolitik zu sein, die dem Wildwuchs struktureller und inhaltlicher RB-Konzepte tatenlos zusah,*

*... w e n n man RB beim Kampf ums Überleben wie einen Organismus behandelt, der auch eine Seifen- oder eine Knopffabrik sein könnte, mit anderen Worten, egal was da produziert wird, es käme nur noch auf Arbeitsplätze und Umsatz an.*

*Darauf kommt es aber eben nicht alleine an. Es geht auch um den Medienstandort Bremen, der bei der wirtschaftlich erzwungenen Umorientierung RB's nicht bloß quantitativ, sondern vor allem qualitativ zu definieren ist.*

*Kann das von einem Spitzenmann ohne Team geleistet werden?*

*Erst wirtschaftliche Sanierung ausschließlich durch den Spitzenmann (weil ihm das real existierende Team nur Knüppel in die Beine schmeißt), danach bricht hoffentlich ein neues Zeitalter an, Rundfunk wird sich auf wirtschaftlich sanierter Basis neu entfalten?*

*Ich fürchte, dafür ist der Zug abgefahren: unterschätzt werden die Kräfte bei RB, die solcher Analyse nicht folgen können oder wollen.*

*Aber: Ohne diesen Spitzenmann offenbar auch kein Konzept für die Selbständigkeit RB's. Also Fusion RB's mit dem NDR? Dem mag man im Bremer Rathaus vielleicht nicht folgen wollen, siehe oben: Medienstandort Bremen – und zwar möglichst eigenständig!*

*Solche strategisch/taktischen Überlegungen sind eigentlich nicht mein Bier. Ich bin seit über 35 Jahren RB als Programm-Macher verbunden, und ich Sorge mich um das Produkt RB's, für das längst Konzepte innovativer Technologie-Anpassung hätten entwickelt werden müssen. Dies ist nie Gegenstand des Auftrages gewesen, den dieser Spitzenmann von den Räten erhalten hat. Es scheint diese auch gar nicht interessiert zu haben, daß überall in der Welt Rundfunkentwicklung neu und revolutionär interpretiert wird, eben auch mit der Einführung neuer, z.B. Internet-orientierter Geschäftsbereiche (wohlgemerkt, das ist nicht das, was RB gegenwärtig mit seinem passiven und eher PR-orientierten Web-Auftritt praktiziert).*

*Nach meiner Einschätzung läßt sich nun am Verlauf des oben geschilderten Szenarios wenig ändern, also sollte begonnen werden, über Alternativen öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Bremen nachzudenken, etwa durch die aktive Suche nach anderen öffentlich-rechtlichen Betreibern von Radiowellen, die ja – vor einer Übergabe an den NDR – nach wie vor bei der Bremer Landesmedienanstalt verwaltet würden und durchaus an andere Betreiber vergeben werden könnten.*

*Es ist der Anstoß gegeben worden für eine grundsätzliche Reformation bremischen Rundfunkwesens. Es käme jetzt darauf an, dies zu erkennen und dafür neue Weichen zu stellen.*

## ALTERNATIVLOS?

Der Brückenfeiler, der nach meinem Vorschlag bei Radio Bremen hätte entstehen können, hatte sein Pendant in Südafrika.

In einem meiner Programm-Vorschläge hatte ich geschrieben:

Personal und Technik von Channel Africa, des Kurzwellendienstes der South African Broadcasting Corporation, waren am Ende der Apartheid etwa so groß wie der Hörfunk von Radio Bremen. Channel Africa sendet in Englisch, Französisch, Portugiesisch, Kisuaheli und zwei anderen afrikanischen Sprachen. Das Programm ist weltweit zu hören, auch über Internet.

In den frühen 90-er Jahren passierte bei "Channel Africa" das, was Radio Bremen am Ende der 90-er und zu Beginn des neuen Jahrzehnts widerfährt: Politik und Ökonomie verlangten Rationalisierung, also Kürzungen bei Ausgaben und Personal.

Ein Mann, dessen Eltern das Nachkriegs-Deutschland verließen als er 10 Jahre alt war, wurde mit dem heiklen Job beauftragt: Hans-Dieter Winkens aus Bremerhaven, der jetzt in Durban lebt:

## GESCHICHTEN VOM KÄMPFEN UND SCHEITERN IN EINER AFRIKANISCHEN GESELLSCHAFT

Hans-Dieter Winkens schreibt an KJS zum Vorschlag einer Kooperation (Auszüge):



[H.-D. Winkens auf facebook](#)

*... Ziel für mich: Globalen Respekt für Afrika dadurch zu gewinnen, daß Afrikaner eigenständig ihre Kulturschätze (über längst vergangene Jahrtausende gesammelt) an die digitale Welt dieses Millenniums ‚verkaufen‘. ... Nicht wie die von GTZ und anderen staatlichen Einrichtungen abgeworfenen ‚Fallschirmexperten‘ es zu machen versuchen, sondern eher wie Du es bei Radio Bridge Overseas mit Deinen ‚Interns‘ gemacht hast, wodurch beide Seiten voneinander lernen und zu gegenseitig vorteilhaften Einsichten gelangen. ‚Hands On!‘*

*Kann man nicht lieber diese Methode an die Leute drüben vermitteln?*

*Auf je zumindest ein Jahr ‚Internshiptätigkeiten‘ von auserlesenen deutschen Medien-Studenten bei verschiedenen SADC-Rundfunkanstalten mit dem Auftrag, sie sollen diese Anstalten dazu bewegen, sich am globalen Markt zu beteiligen, indem sie die lokale Kommunikation auf interaktive Schienen bringen.*

*Und wir beide sorgen dafür, daß solch ein ‚Mega-Projekt‘ reibungslos abläuft und alle Beteiligten und Sponsoren letztendlich optimal Wert daraus ziehen. ...*

Weiter hieß es in meinem Vorschlag:

Bei KJS kann ein Dokument abgerufen werden, das (auf Englisch) beschreibt, welche ungewöhnlichen Methoden Hans-Dieter Winkens bei dem Versuch nutzte, Selbstbestimmung und Kreativität bei den betroffenen KollegInnen zu mobilisieren.

### *CHANNEL AFRICA*

*PART OF THE SOUTH AFRICAN BROADCASTING CORPORATION (SABC),  
DOWNSTRUCTURES IN THE POST-APARTHEID UNORGANISED WORLD*

[en.wikipedia.org/wiki/Unorganisation](http://en.wikipedia.org/wiki/Unorganisation)

Hätte eine Übersetzung des englischen Textes geholfen?

Ich bezweifle es, aber hier ist sie – die Übersetzung einer Korrespondenz mit dem neuen Chef von Channel Africa, die der Erfinder der Theorie von Veränderungen in einer „unorganisierten Welt“, Simon Buckingham, 1996 dokumentiert hat:

Seit den frühen Neunzigern erlebt Südafrika einen fundamentalen Übergang von der restriktiven, alten, organisierten Apartheid hin zu einer neuen, weitgehend unorganisierten Gesellschaft mit der Freiheit zu Bewegung und universellen Wahlen.

Wie zu erwarten war, hat diese Revolution permanente Auswirkungen auf alle Bürger, Unternehmen, Institutionen and politische Organisationen Südafrikas.

In der Folge und als Vorbereitung auf die neue Gesetzgebung für die Unabhängige Rundfunk Behörde (Independent Broadcasting Authority – IBA), begann die South African Broadcasting Corporation (SABC), der Monopol-Rundfunk-Betreiber des Landes, mit einer radikalen Verkleinerung, einschließlich des vorgeschriebenen Verkaufs vieler lokaler Radiostationen, vor allem lokaler kommerzieller Stationen. Dies stimulierte gleichzeitig die Gründung zahlreicher privater und kommunaler Radiostationen überall in Südafrika.

Unter den SABC-Diensten, die sich mit dieser Revolution auseinandersetzen haben, ist Channel Africa, ein Pan-Afrikanischer Kurzwellendienst, der in Englisch, Französisch, Portugiesisch, Kisuaheli und in zwei weiteren afrikanischen Sprachen sendet.

Radio, vor allem ausgestrahlt über Kurzwelle, bleibt ein wesentliches Mittel der Kommunikation und Informationsverbreitung in Afrika. Der verbreitete Mangel an Infrastruktur bedeutet eine erhebliche Abhängigkeit von batterie-betriebenen Radios, auch von solchen, die seit neuestem keine Batterien brauchen, sondern mit kurbel-betriebenen Dynamos arbeiten (erfunden in England, ursprünglich produziert in Südafrika, jetzt in Brasilien).

Geschäftsführender Chefredakteur bei Channel Africa ist Hans-Dieter Winkens, Architekt und Visionär des Versuchs, mit der unorganisierten Welt durch das Herunterfahren von Strukturen klarzukommen.

Hans, 54 Jahre alt, kennt beide Seiten der Münze. Als Junge kam er mit der Familie aus den Ruinen des Nachkriegsdeutschland nach Südafrika. Jahrzehnte später arbeitete er als Verwaltungsangestellter des früheren Afrikaaner-dominierten Regimes in Soweto, wo die schwarzen Menschen Johannesburgs gezwungen waren, unter der Apartheid zu leben.

Es war die Ungerechtigkeit, die er dort erlebte, die ihn schließlich zur SABC führte, die zu jener Zeit als Sprachrohr ganz wesentlich damit beschäftigt war, den Status quo zu erhalten. Bald war er engagiert als Funktionär einer Gewerkschaft, die versuchte, in traditionell organisierter Weise wirtschaftlich gleiche Verhältnisse zu erreichen.

Als einer der Hauptakteure bei Verhandlungen zwischen der Gewerkschaft und den SABC-Managern half Hans in einer Zeit radikaler Verwaltungsänderungen beim glatten Übergang der SABC in eine unorganisierte Welt. Die Fairneß und Integrität, die er bei diesen Verhandlungen zeigte, etablierte seine Reputation so, daß er aufgefordert wurde, den Job als Geschäftsführender Chefredakteur von Channel Africa zu übernehmen. ...

Bei dem Versuch, eine Methode zu finden, fundamentale Änderungen in Kultur, Strategie und Struktur des Unternehmens zu ermöglichen, wurde er im Internet fündig beim Portal von [www.unorg.com](http://www.unorg.com). (Link nicht mehr funktional!)

Kurze Zeit später setzte er sich mit dem Betreiber dieser Website, Simon Buckingham, in Verbindung. Ein lebhafter Gedankenaustausch begann, bei dem Winkens wissen ließ, als Teilnehmer des Versuchs, die Rundfunk-Landschaft in seinem Land zu verändern, hoffe er darauf, „*daß unsere Befreier dem Versuch widerstehen mögen, eine simple Re-Organisierung anzustreben, dann vielleicht 'technischer Umbau' genannt.*“ ...



Indem Hans intuitiv Arbeiter-Interessen verfolgte und sich mit „Unorganisation“ vertraut machte, setzte er auf das Herabfahren von Strukturen ANSTATT auf Restrukturierung oder Verkleinerung, um den notwendigen Übergang weniger schmerzvoll zu gestalten.

Bis heute, und trotz weiterhin mangelnder staatlicher Zusicherungen, hat er an einer Politik festgehalten, die von erzwungenen Kündigungen absah. Dennoch hat der Veränderungsdruck dazu geführt, daß mehr als 20% aller bei Channel Africa Beschäftigten entweder kündigten oder freiwillig eine Abfindung akzeptierten. ...

Das Herabfahren von Strukturen bei Channel Africa beinhaltete folgende Initiativen:

1. *„Lerne, Deinen Traum zu leben!“* Das war die Botschaft für die verbleibende Gruppe von über 90 Mitarbeitern in den sechs Sprach-Abteilungen.

*„Channel Africa's Geschäft ist es, für das tägliche Leben von Millionen von Afrikanern die Möglichkeit zu verbessern, sich überall auf dem Kontinent ausreichend zu informieren. Das geschieht, indem ihnen für ihre Entscheidungen angemessene Nachrichten und Informationen zur Verfügung gestellt werden.*

*Sorgen wir dafür, solange das Fenster für staatliche Finanzierung offen bleibt, daß wir uns selber ermächtigen, in diesem Bereich exzellente Leistungsträger zu werden. Laßt uns Afrikas Einheit fördern, die so wichtig für die Zukunft des Kontinents ist, indem wir für Sender des Kontinents und der Welt der prominente Vermittler ‚afro-zentrischer‘ Nachrichten und Informationen werden. Laßt uns diese Vision und diese Mission UMSETZEN!“*

2. „Positionen“ sowie Regeln und Politik, welche Hierarchien festigen, zum Beispiel Job-Beschreibungen – die bei Beschäftigten Anpassung sicherstellen sollen und ihre Entwicklung behindern – wurden aufgegeben. Alle Beschäftigten wurden ermutigt, sich den Titel „Partner“ zu geben, und jedem Partner war freigestellt, sich zu verändern, seine Rolle zu erweitern und ihr volles Potential auszuschöpfen.

Im Prinzip wurde den Beschäftigten von Channel Africa gesagt, für sich selber und durch ihre Aktion zu entscheiden, wer dabei bleiben und in welchem Bereich sie oder er aktiv sein wollte. Ganz wesentlich jedoch: die Führung hatte nicht bloß Verwaltung und Kontrollen aufgegeben, sie stellte den so befreiten Beschäftigten die technischen Hilfsmittel zur Verfügung, die ihnen beim Übergang helfen sollten.

3. Digitalisierung – Channel Africa war der erste Sektor im Hauptquartier der SABC, der digitale Technologie für Aufnahme und Sendung installierte. Obwohl klar war, daß diese gegenüber den analogen Produktionsverfahren bedeutende Vorteile hatte, erkannte Hans, daß dieses System erheblich unterbelichtet geblieben war. Die rasche Einführung der digitalen Technologie hatte einige Mitarbeiter vor die Wahl gestellt, sich auf deren Erlernen einzulassen oder sich in Bereiche versetzen zu lassen, die nach wie vor analog arbeiteten. Furcht vor dem Unbekannten, aber auch vor eigenem Versagen, als auch die Ungewißheit, wie das Management reagieren würde, hatte zur Folge, daß das digitale System und seine Weiterentwicklung im Grunde unterdrückt blieb. Hans vertrieb diesen behindernden Mythos und ersetzte *„Wir können's nicht!“* mit *„Gehen wir's an!“*.

Nahezu alle bei Channel Africa, sogar Mitarbeiter, die sich seit Jahren mit administrativer Schreibtischarbeit herumgeschlagen hatten, sind jetzt mit digitaler Produktion und Programm-Beschaffung beschäftigt. Schon bald werden sie sich heranwagen an das Herstellen von Web-Inhalten und deren Darstellung auf der neuen Website von Channel Africa. Ihre Persönlichkeiten, ihre Fähigkeiten und ihre Fertigkeiten werden vielleicht dazu beitragen, für sich und für Channel Africa neue Felder zu eröffnen.

4. Bereitstellung mobiler Einsatz-Technologie – Hans machte den Beschäftigten von Channel Africa klar, daß trotz relativ guter Vernetzung des Hauptquartiers das Sammeln von Nachrichten nicht dort beginne oder ende. ... Neue, mobile Korrespondenten, nicht mehr gebunden an ihre Schreibtische, erhielten Mobil-Telefone und tragbares Gerät zur Satelliten-Kommunikation. Bei ihren Einsätzen können sie nun von überall in Afrika direkt berichten und gelegentlich auch in der Zentrale um Rat fragen. Mitarbeiter wurden auch ermutigt, sich Computer mit Modems und Soundkarten anzuschaffen, um von zu Hause zu arbeiten.

5. Partner erhalten Zugang zu allen Daten (außer zu den privatesten, z.B. Gehaltszahlungen), die Channel Africa's Betrieb betreffen. Damit soll eine allgemeine Debatte über Ausgaben und die Verwendung von Geldern für Aktivitäten und Planungen angestoßen werden. Hans argumentiert, nur eine solche Offenheit könne Teamgeist und Teamverantwortlichkeit aufbauen, um schließlich selbst-regulierend zu wirken und den Mißbrauch von Geldern zu verhindern. Er sagt:

*„All unsere Partner sind perfekt in der Lage, ihre eigene komplexe wirtschaftliche Existenz aufrecht zu erhalten. Warum sollten sie dann nicht involviert werden in die wirtschaftliche Existenz von Channel Africa?“*

*Wir sind gemeinsam verantwortlich gegenüber dem südafrikanischen Volk und der Verwendung seiner Steuergelder!“*

Unterschiedliche Beschäftigte reagierten unterschiedlich auf diese Veränderungen, je nach ihren persönlichen Instinkten und Vorstellungen – wie Hans in einer mail an Simon schrieb:

*„Apropos Unorganisation, ich erlebe die normale Abkehr von Personen, die lieber Angestellte als Partner sein wollen, und auch lieber zu Titel und Positionen mit den dazugehörigen Gehältern zurückkehren würden. Fortschritte bei unternehmerischem Antrieb finde ich auch sehr zögerlich. Und das Festlegen von Kriterien für herausragende Arbeit durch Konsultation und Konsens bleibt mühevoll, vor allem wenn berücksichtigt wird, daß die Diskussionen zahlreiche Perspektiven aus so vielen unterschiedlichen kulturellen Erfahrungen berücksichtigen muß.“*

*Anreize, die ich unabhängig von Leistungsvorgaben einführte, bezogen sich hauptsächlich auf Channel Africa's neue Technologie für die angestrebte Partnerschaft. Angeboten wurde zum Beispiel gesponserter Zugang zum Internet sowie zu CD-Roms, Soundcards, Software. Voraussetzung: Partner besorgen sich ihren eigenen PC. Auf diese Weise kann ich ihnen Zugang zu Studium und Inspiration verschaffen, während sie sich zu Hause auf größere Unabhängigkeit und Teilhabe vorbereiten.“*

*So viele Chancen, so wenig Zeit! ... Ich habe jetzt jemanden, die bei TV und Film Designerin war, Garderobiere, Puppenspielerin, Geräuschemacherin ... sie ist 40 und lernt jetzt, die Maus zu bewegen, indem sie Solitär spielt an einem unserer Computer, um sich vertraut zu machen mit diesem neuen Werkzeug, das ihr die eigene Zukunft sichern könnte.“ Viele Grüße, Hans*

*[Diese PC-Praktikantin, KEINE Angestellte von Channel Africa, wurde Opfer der Empfehlungen von McKinsey-Beratern, sie wurde von SABC entlassen, als eine von über tausend Opfern altmodischer Schrumpfungsmodele.]*

Wie schon dargelegt war eine große Zahl Betroffener weder willens noch in der Lage, sich selbst neu zu erfinden; sie verließen Channel Africa. Sie akzeptierten Abfindungsgeld, bei SABC „Sparmaßnahmen-Pakete“ genannt. Ihre Zukunft bleibt ungewiß und wird abhängen von ihrer persönlichen Haltung: einige nahmen die nicht unerheblichen Abfindungssummen und investierten sie in ein neues Geschäft entsprechend ihrer Hobbies und Interessen. Zweifellos haben diese Leute neuen Antrieb und Enthusiasmus entwickelt. Andere gingen schlicht nach Hause und machen sich Sorgen, wie sie ein neues Auskommen finden könnten.

Jene Partner, die in der Lage gewesen sind, ihre Haltung zu ändern, die flexibel genug waren und genug Energie hatten, die Herausforderung anzunehmen, wuchsen mit den Möglichkeiten der neu gefundenen Freiheit.

Da war zum Beispiel diese junge Reporterin, die mit einem Glänzen in den Augen ein Satelliten-Telefon übernahm, um sich in einem abgelegenen afrikanischen Land um den Verlauf einer politischen Wahl zu kümmern. Das war exklusiv und etwas völlig Neues, eine Berichterstattung über ein bedeutsames, aber ansonsten weitgehend ignoriertes Ereignis. Als Ergebnis ihrer Anstrengungen erhielt sie zwei Job-Angebote von Rundfunkorganisationen zur Berichterstattung aus Afrika. Sie wies beide Angebote ab und blieb bei Channel Africa, aber sie und Hans wissen nun beide, daß sie und andere Partner jederzeit die Chance haben, notfalls die Plattform zu wechseln, von der aus sie sich einen Unterhalt verdienen können – mit dem, was sie gelernt haben am besten zu tun – sich selber zu ERMÄCHTIGEN. ...

Die Strukturen bei Channel Africa herabzufahren – statt sie bloß zu schrumpfen oder zu restrukturieren – hatte vor allem den Vorteil, daß die neue Führung die „Beschäftigten“ in die Verantwortung einbezog, über ihr Schicksal und über ihr künftiges Wohlergehen zu entscheiden. Anstatt hilflos ihren Managern und deren Entscheidungen ausgeliefert zu bleiben, gar Fehlentscheidungen zum Opfer zu fallen, waren sie vor die Wahl gestellt: „*Reinvent yourself and your job ... or leave*“

*Erfinde Dich und Deinen Job neu ... oder hau ab*“

Konnte dort im Süden etwas funktionieren, woran hier im Norden nicht einmal ein Gedanke verschwendet wurde?

1999 fiel für Hans-Dieter Winkens die letzte Klappe. Seine im Jahr 1996 formulierte Hoffnung – „*daß unsere Befreier dem Versuch widerstehen mögen, eine simple Re-Organisierung anzustreben, dann vielleicht ‚technischer Umbau‘ genannt. ...*“ – erfüllte sich nicht. Der technische Umbau wurde bei SABC und bei Channel Africa entlang parteipolitischer, d.h. ANC-Vorgaben erledigt, die Macht-, Klüngel- und Gewinn-Interessen berücksichtigen sollten.

## Eine Brücke für „neue, entstehende Märkte“?

Auf der internationalen Mailingliste des von der Konrad-Adenauer-Stiftung geförderten „Forums Medien und Entwicklung“ (FoME) stellte am 10.01.2013 die in Berlin ansässige „Plural Media Services GmbH“ ihr Schulungsprogramm für Medienhäuser in Tunesien, Libyen und Ägypten vor – mit der Bitte um Weiterverbreitung. Wörtlich hieß es:

*„Seit einem Jahr gibt es PLURAL MEDIA SERVICES, eine Brücke zwischen internationalen Unternehmen und Medienhäusern in neuen, entstehenden Märkten. Ein Gewinn für beide Seiten. Die Unternehmen können dank Plural ihre Kommunikationsinteressen gezielt platzieren. Die Medienhäuser finden auf diesem Weg politisch unabhängige Anzeigenkunden.“*

Als Mitglied der FOME-Liste mailte ich am selben Tag folgende Einwände:

- > *Die Kommunikationsinteressen von internationalen Unternehmen in neuen, entstehenden Märkten sind in erster Linie Durchsetzungsinteressen.*
- > *Diese können nun – dank PLURAL – gezielt bei lokalen Medienhäusern platziert werden.*
- > *Ihre Finanziere gelten deshalb als „politisch unabhängige Anzeigenkunden“?*

Was sind neue, entstehende Märkte?

Auf einer für die Debatte eingerichteten Website zeigte ich – nach einem Hinweis durch unsere in London arbeitenden Tochter – wie das dort erscheinende renommierte Wochenblatt für Architekten "BUILDING DESIGN" am 21.12.2012 „neue, entstehende Märkte“ für Architekten definiert. [www.radiobridge.net/mediendebatteA.html](http://www.radiobridge.net/mediendebatteA.html):



Schlagzeile: *Architekten suchen neue Arbeit in kriegszerrütteten Ländern –*

Mein Kommentar:

*Architekten bauen allenfalls die Hülle für Medienhäuser, Journalisten füllen sie mit Inhalt. Medienhäuser des Südens brauchen Rat, der sie wegführt von versagenden ökonomischen Strukturen!*

In der Folge ergab sich eine Debatte, an der sich angemeldete Teilnehmer der FOME-Liste äußerst lebhaft beteiligten. Schließlich wurde ich zu einem Forum eingeladen, bei dem – interessanterweise in den „Märchenhütten“ des Berliner Monbijouparks – der Frage nachgegangen werden sollte:

*„Wer soll dafür bezahlen?*

*Finanzierungsmodelle für Medienmacher in Entwicklungsländern“.*

Zur Debatte hatte ich „Neun Thesen zum Charakter der Medienförderung“ mitgebracht, die sich, durchaus schmerzhaft, auch mit Illusionen meiner eigenen Vergangenheit als „Medienberater“ in fremden Kulturen auseinandersetzen:

*1. Förderung zur Entwicklung von Medien ist konstitutiver Bestandteil eines entwicklungspolitischen Konzepts, das behauptet, es gäbe Hilfsbedürftige und diesen könne kompetent und sogar selbstlos geholfen werden.*

*2. Dieses einseitig von sogenannten Gebergesellschaften definierte entwicklungspolitische Konzept erhebt zugleich den Anspruch, in sogenannten Nehmergesellschaften demokratische Werte zu entwickeln oder sogar zu verankern.*

*3. Alle organisierten Initiativen, die diesem entwicklungspolitischen Konzept folgen, also auch solche zur Medienförderung, sind tatsächlich nichts anderes als unterschiedliche Arten von Geschäftsmodellen der sogenannten Gebergesellschaften.*

*4. Wie in allen anderen Sektoren entwicklungspolitischer Aktivitäten sollen auch bei der Medienförderung konstitutive Merkmale von Gebergesellschaften, also hauptsächlich marktwirtschaftliche Strukturen, in den Nehmergesellschaften etabliert werden.*

*5. Seminare, Workshops und andere Maßnahmen der Medienförderung sind nicht Instrumente interkulturellen Austausches, sondern Gelegenheit, in Nehmergesellschaften Agenten eines Wandels zu schulen, der ihnen Werte und Kompetenz der Gebergesellschaften als dominant und deshalb als erstrebenswert erscheinen läßt.*

*6. Bei dieser Förderarbeit wird weitgehend ausgeblendet, daß sich die marktwirtschaftlich organisierten Strukturen in den Gebergesellschaften, und damit deren Medien selbst, in einer dramatischen Krise befinden.*

*7. Es wird ferner ausgeblendet, daß es in den Nehmergesellschaften Kommunikationsformen gibt, die unter Verwendung kostengünstiger moderner Technologien zu einer Revitalisierung traditionellen Geschichtenerzählens und damit zu Medienformaten führen können, die von Strukturen und Ideologien der Gebergesellschaften unabhängig sind.*

*8. Medienförderer sind aufgerufen, sich in erster Linie mit solchen traditionellen Kommunikationsstrukturen vertraut zu machen und deren Protagonisten, falls gewünscht, beim Erlernen technologischer Fertigkeiten zu helfen.*

9. Dann kann vielleicht als Grundvoraussetzung allen Handelns erkannt werden, daß es sich bei den sogenannten Nehmergesellschaften auf Dauer um Überlebensgesellschaften handelt, die Agenten aus der Welt von Erlebnisgesellschaften nicht brauchen.

Der befreundete Afrika-Kenner Klaus von Freyhold, las diese Thesen und fand, ich hätte einen wesentlichen Aspekt übersehen:

*Zu Deinen Thesen. Kann ich gut unterschreiben. Aber mir fehlt noch etwas.*

*Bei allen deutschen politischen Stiftungen machen wohl noch immer sogenannte Medienprojekte Teil ihrer Programme aus. Was ich dabei immer wieder festgestellt habe, ist, daß Geld- und Machteliten vor Ort ein Interesse an ihrer Etablierung angemeldet haben, um sie dann (meist schon während ihrer Etablierung, aber auch besonders hinterher) für ihre „Werbezwecke“ hijacken zu können. „Wertneutrale“ Projekte für jedweden Nutzer werden von vorneherein gar nicht erst zugelassen.*



Bei Channel Africa hatte Kollege Winkens es erleben müssen:

Der Versuch, einen „wertneutralen“ Mediendienst für „jedweden Nutzer“ zu etablieren, scheiterte im eigenen Land an Macht-, Klüngel- und Gewinn-Interessen.

Bei der Analyse dieses in nahezu allen sogenannten Entwicklungsgesellschaften zu beobachtenden Phänomens können vielleicht zwei meiner frühen Wegbegleiter helfen, die unbeirrbar China-Helferin Lisa Niebank und der wiedergefundene kenianische Kollege Joseph M.

Lisa Niebank hatte mir, zu einer Zeit, da VW-Bosse noch davon träumten, ihre Käfer würden einmal auf chinesischen Straßen wimmeln, die Rolle des „Kompradors“ erklärt:

*Die Institution des Komprador spielte im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle im Handel Chinas mit dem Westen. Seit dem Opiumkrieg waren zwar einige Vertragshäfen für westliche Händler geöffnet, sie konnten aber lange weder in das Landesinnere noch*

*in die komplexen chinesischen Handelsstrukturen eindringen. Hier fungierte der Komprador als Vermittler. Er war das Oberhaupt des chinesischen Personals eines ausländischen Unternehmens (chinesisch yang-hang) und rekrutierte, beaufsichtigte und bezahlte die chinesischen Arbeitskräfte. Er gewann für seine Firma chinesische Kunden, führte die Geschäftsverhandlungen mit ihnen und beurteilte ihre Kreditwürdigkeit. Der Komprador war somit die chinaspezifische Antwort auf das Grundproblem interkulturellen Handels, die Überbrückung von Barrieren wie unterschiedliche Sprache und Schrift sowie unterschiedliche Geschäftspraktiken. Im Zusammenhang der marxistischen Theorie wurde der Begriff der Kompradoren-Bourgeoisie geprägt, der auch in der lateinamerikanischen Dependenciatheorie Verbreitung fand. Die Kompradorenbourgeoisie fungiert Nicos Poulantzas zufolge „als finanzielles und kommerzielles Gelenk für Operationen des imperialistischen Auslandskapitals“, dem sie direkt unterworfen sei.*

de.wikipedia.org/wiki/Komprador

Und aus dem schon erwähnten USAID-Papier von 1975, das mich plötzlich wieder auf die Spur unseres Bremer Untermieters Joseph M. aus Kenia gebracht hat, läßt sich herauslesen, daß er mit seinen Manager-Kollegen von Rundfunkorganisationen in Kenia, Tansania, Äthiopien, Ägypten, Brasilien, Kolumbien, El Salvador, Guatemala, Korea, Thailand, Pakistan, Iran schon damals den Netzwerk-Werbern aus den U.S.A nicht so recht trauen mochte.

Auf Seite 14 notierten die Organisatoren der USAID-Machbarkeitsstudie für ein interkulturelles Medienmanager-Netzwerk:

„ZWEIFEL GEGENÜBER DEN U.S. ALS SPONSOR“:

The preference for a neutral sponsor and geographical setting reflects hypersensitivity and cynicism regarding international meetings where hidden agendas of politicians and other self-serving actions by a variety of persons, deform and weaken achievement of the stated purpose of the meeting. Managers, therefore, would be looking to the network office to play a strong role in helping to depoliticize international network meetings. It would be naive to assume that politics could be removed entirely from network activities.

Übersetzung:

*Die Vorliebe für neutrale Sponsoren und geografische Rahmenbedingungen reflektiert Überempfindlichkeit und Zynismus hinsichtlich internationaler Treffen, wo verborgene Absichten von Politikern und andere eigennützige Aktionen durch verschiedene Personen das Erreichen des erklärten Zwecks solcher Treffen deformieren oder schwächen können. Manager würden deshalb vom Büro des Netzwerkes erwarten, nachdrücklich dabei zu helfen, internationale Netzwerk-Treffen zu entpolitisieren. Es wäre allerdings naiv, anzunehmen, dass Politik komplett aus den Aktivitäten des Netzwerkes zu entfernen wäre.*

## TEIL 7

»TAZARA ... mit der Eisenbahn durch die Weltgeschichte« © KJS / 2009



*(Als Weichensteller eines geheimnisvollen Eisenbahn-Netzwerkes, das durch Raum und Zeit führt, involviere ich reale VIPs verschiedener Epochen, aber auch deren virtuelle Mitreisenden, in einer fiktiven Debatte über die Lasten, die sie für uns auf ihrem Weg zurückgelassen haben. Wir lernen Weltgeschichte kennen, indem wir auf Schienen reisen, die einst halfen die Welt zu erobern, und wir lernen dabei etwas, das so nicht in Geschichtsbüchern steht. Aktionen und Ereignisse werden ohne Umwege miteinander verbunden, dank meines Spielleiters und seiner virtuellen Eisenbahn-Tunnel.*

Alle Texte, die mit  oder mit  gekennzeichnet sind, können in meinem Web-Projekt online zur Original-Quelle zurückverfolgt werden: [www.radiobridge.net/tazaraintro.html](http://www.radiobridge.net/tazaraintro.html) )

### Station 3

*(Der Spielleiter über Gründe, die ihn vor über 130 Jahren in die Fremde führten)*

**... Doch wenn sie nicht aufgeschrieben werden, diese Geschichten, wird niemand von ihnen erfahren, und niemand wird aus ihnen lernen! ... Ich kann das, ich kann sie aufschreiben — Wort für Wort — ich brachte dieses Wissen nach Afrika ...**

**Bis dahin konnte alles, was gesagt wurde, nur weitererzählt werden, in immer neuen Varianten — zuerst von denen, die dabei gewesen waren, dann von denen, die davon gehört hatten — immer auf's Neue ausgeschmückt, verkürzt, erweitert, je nach Interessenlage oder Erinnerungsvermögen ...**

**Als ich Europa verliess — 1882 — funktionierte die Methode, eine wörtliche Rede unmissverständlich für alle Zeiten festzuhalten, ohne Strom und ohne Maschine!**

**Ich brachte sie in meinem sechzehn Jahre alten Kopf nach Afrika, zuerst über See mit der „Drummond Castle“ von England, dann über Land mit der Eisenbahn nach Natal.**

**Die Bahnlinie zwischen dem Hafen von Durban und Natals Hauptstadt Pietermaritzburg war damals die längste auf dem Kontinent — vierundfünfzig Meilen!**

**Mit acht Jahren hatte ich meine Eltern verloren. Das brachte meinen Grossvater auf**



den Plan, der mich in eine Welt einführte, die nach Druckerschwärze roch und die Fleet Street hiess. Grossvater schaffte es irgendwie, daß mich die Gilde der Londoner Zeitungsdrucker nach Brügge in Belgien schickte, wo ich in einem Konvent nicht nur Flämisch und Französisch lernte, sondern mein Interesse geweckt wurde, alles was ich sah und hörte, grafisch im Kupferstich festzuhalten — nicht als Künstler, nein als Reporter!

Als ich vier Jahre später nach London zurückkehrte, war dort gerade die neueste Erfindung zum Festhalten des gesprochenen Wortes das grosse Wunder innerhalb der Geschäftswelt.

Die Schreibmaschine war noch nicht eingeführt, in den Druckereien gab es noch keine Setzmaschinen, ganz zu schweigen vom Phonographen oder anderen mechanischen oder elektrischen Aufzeichnungsgeräten. Aus dem Gedächtnis oder aus ein paar aufgeschriebenen Stichworten mussten Reporter zusammenfassen, was in den handgesetzten Druck ging.

Ich lernte Pitman's Shorthand — und machte die Erfahrung, daß diese neue Fertigkeit so begehrt war, daß mich — den blutjungen Protestanten — ein katholisches Wochenblatt als Reporter einstellte, The Tablet. Und bald war ich ausersehen für die ehrenvolle Aufgabe, die Reden der Parlamentsabgeordneten aufzuzeichnen — was mich schliesslich an's andere Ende der Welt bringen sollte!

Von dort war der Ehrenwerte Mr. Harry Escombe zu Gast in London. Eines Tages stand er hinter mir als ich gerade aus den Strichkürzeln einen Redetext rekonstruierte.

„Was, um Himmels willen, sollen diese Kritzel, mein Junge?“ fragte er.

„Pitman's Kurzschrift-Symbole, mein Herr“, antwortete ich. „Ich übertrage eine Rede, die an diesem Nachmittag im Parlament gehalten wurde.“

„Du musst fix sein im Zusammenfassen!“

„Oh nein, mein Herr. Ich fasse nicht zusammen. Das macht später der Redakteur. Ich notiere nur das, was der Redner sagt, und später schreibe ich alles säuberlich auf.“

„Aber doch nicht Wort für Wort?“

„Doch, mein Herr, Wort für Wort!“

„Bemerkenswert“, murmelte der Fremde, „höchst bemerkenswert ...“

Ein paar Tage später war er wieder da, fragte mich aus, über meine Familie, über das, was ich gelernt hatte, und dann sagte er: „Wie fändest du es, mein Junge, wenn du für uns in Natal arbeiten würdest?“

„Oh, mein Herr ...“ stotterte ich, „das würde ich sehr gerne!“

„Gut! Es ist ein tolles Land für einen Burschen wie dich. Ich bin sehr beeindruckt von deiner Shorthand-Kunst. Es ist ganz wichtig, eine wörtliche Aufzeichnung von Regierungsverhandlungen zu haben. Ich möchte, daß du nach Südafrika kommst, um als Reporter im Legislative Council von Natal zu arbeiten. Ich gehöre diesem Rat an ... Du musst dich nicht gleich entscheiden, geh nach Hause, denk darüber nach!“

Im Jahr 1882 war Durban noch im Wachsen begriffen, verstreute Ansiedlungen zogen sich von den grünen Berghängen hinunter zum sandigen Küstensaum. Die Hafenanlagen wurden erst angelegt. Die „Drummond Castle“ ankerte in der Bucht, und wir Passagiere wurden in einer Art Wäschekorb hinuntergelassen auf das Deck einer Dampfbarkasse namens „Melrose“.

Ich hatte kein Geld für eine Übernachtung, es reichte gerade noch für den Zug an's

**Ende der Welt, wie ich sie bis dahin kannte.**

Vom schmalen Küstenstreifen wand sich der Schienenstrang bald in die Berge, gelegentlich entlang von Nestern bienenkorbähnlicher Grashütten, den Behausungen der Zulu, die nach verlustreichen Kämpfen ihr Heimatrecht an die vom Kap kommenden weissen Voortrekker verloren hatten. Am Fluss Umsindusi, an einem Platz, den die Zulus *Umgungundhlovu* — „Besieger des Elefanten“ — nannten, hatten die Trekker vor fünfundvierzig Jahren jenes Pietermaritzburg gegründet, in das ich nun einzog, um auf Einladung eines ihrer Mitglieder die Reden in der Ratgebenden Versammlung Wort für Wort zu notieren.

Zu jener Zeit endeten mit der Eisenbahn in Pietermaritzburg die Errungenschaften der modernen Zivilisation, Reisende, die weiter wollten in den Norden des Kontinents, konnten dies nur per Kutsche, mit dem Ochsenkarren, zu Pferde oder zu Fuss.

Die Fahrt mit der Eisenbahn von Durban an den Ort meines künftigen Wirkens am Rande der Wildnis Afrikas war es, die mich jener Grenze bewusst werden liess, die Ehrgeiz überwinden kann, wenn er sich des Erfindergeistes bedient.

Erst als es zu spät war, machte ich die Erfahrung, daß grenzenloser Erfindergeist grenzenlosen Ehrgeiz nach sich zieht — und daß alles Wachstum Grenzen hat.

Ich schaue mich um, hier in dieser Halle voller Staub und voller Rost, und ich erinnere mich: Eisenbahn und Kurzschrift waren die Schlüssel für meine persönliche Entwicklung und für alle Entwicklung, die ich half, der Wildnis abzurufen.

Das Ergebnis von Denken und Handeln war dabei bestimmt von dem, was Kopf und Hand tatsächlich leisten können, von dem also, was jedermann verstehen und — mit ein bisschen Übung — selber nachvollziehen konnte.

Wer wollte, konnte sich schlau machen aus zuverlässiger Aufzeichnung des gesprochenen Wortes — und den kurzen Beinen von Lügneren selber auf die Schliche kommen.

Oder er konnte das Prinzip des Dampfkessels in der Eisenbahn-Lokomotive für den Antrieb eigener Räderwerke erkunden — für Traktoren im Zuckerrohrfeld, für Pumpen im Bergbau, für Mühlen oder für Schmieden — alles Maschinen, deren Funktion begreifbar blieb — im Wortsinne: mit der Hand (und einem geeigneten Werkzeug) war jedes Teil ersetzbar oder zu verbessern.

Immer weniger Menschen kennen sich aus in der Matrix stromgetriebener Maschinen. Immer mehr Menschen sind gezwungen, sie zu nutzen ohne sie zu begreifen.

Mit dem Strom kam nicht bloss die Entmachtung des Rades, sondern auch die Einschränkung der persönlichen Freiheit, zu überprüfen und nachzuvollziehen.

Die Spuren digitaler Chiffren auf flickernden Bildschirmen führen in eine Scheinwelt, manipuliert durch spezialisierte Handlanger altersloser Nutzniesser von Konflikten in der wirklichen Welt.

Jetzt, da der Strom das Rad degradiert hat zum stumpfen Lasten-Roboter, haben Eisenbahnen bald ausgedient als Symbole imperialen Strebens; Industriemagnaten und Devisenspekulanten nehmen Besitz von den digitalen Chiffren, die in der Erscheinung des Internet bloss vorgaukeln, sie dienen der Freiheit individueller Kommunikation.

Oh, ich folge ihren Spuren, sie werden mir nahekommen als meine nächtlichen Gäste auf dieser rollenden Bühne. Ich werde ihnen zuhören, und ich werde alles notieren, mit diesem Bleistift hier, während meine spezialisierten Handlanger im globalen Archiv des

**strombetriebenen Netzes mit erstaunlichen Erfolgen nach Zitaten ihrer aufgeschriebenen Geschichte suchen.**

**Doch ich traue diesen käuflichen Surfern nicht. Ich traue nicht ihren Funden, die mir vielleicht ein „X“ für ein „U“ vormachen.**

**Wenn ich den Computer abschalte, spiegelt der dunkle Monitor mein eigenes Gesicht, alterslos ... dann beuge ich mich wieder über meinen Schreibblock und notiere ...**

**„Oh nein, mein Herr. Ich fasse nicht zusammen. Das macht später der Redakteur. Ich notiere nur das, was der Redner sagt, und später schreibe ich alles säuberlich auf.“**

**Mit dem Zug von Durban war zwölf Jahre vor mir, im September 1870, ein anderer Junge in Pietermaritzburg angekommen, der Sohn eines Pfarrers im englischen Bishop's Stortford. Zu der Zeit war er siebzehn, nur ein Jahr älter als ich bei meiner Ankunft.**

**Er war aus gesundheitlichen Gründen zu seinem Bruder nach Südafrika geschickt worden, schon als Kind hatte er unter Tuberkulose gelitten. Doch Südafrika schien seiner Gesundheit nicht weiterzuhelfen, zwei Jahre nach seiner Ankunft erlitt er einen leichten Herzinfarkt.**

**Wäre der Junge damals, im Jahr 1872, dieser Herzschwäche zum Opfer gefallen, nicht bloss Afrikas Geschichte wäre anders verlaufen, und der grosse imperiale Traum von einer durchgehenden Eisenbahnverbindung vom Kap bis nach Kairo wäre nicht einmal im Ansatz geträumt worden.**

**Doch der Junge war kein Träumer, der Junge war Cecil John Rhodes ...**

**TEST — TEST — TEST!!!**

**„Die Afrikaner aus Faulheit und Müßiggang herauszuholen und ihnen freundliche Anreize zu geben, um hervorzukommen und die Würde der Arbeit zu erkennen.“**

**Ein Rhodes-Zitat vom flackernden Bildschirm!**

**Die Internet-Verbindung steht!**

**Das Arrangement ist getroffen!**

**Regie und Helfer sind bereit!**


**Mein Bleistift ist gespitzt!**

**Der Zug ist abgefahren!**

**Es gilt das gesprochene Wort!**

**KLICK!**


## Stationen 5, 6 &amp; 7

 Dürfen wir vorstellen, Kofi — dein Vor... Vor... Vor ... Vorgänger, Mr. Dag Hammarskjöld, und hier haben wir Mr. John D. Rockefeller Jr. ... Sein Vater hat der Welt das Licht gebracht.

„ÖL FÜR DIE LAMPEN CHINAS?“

 Ah, Kofi, du kennst die Geschichte?


„Eine geniale Idee Ihres Herrn Vater ...“

 Nun, Kofi, ganz so diplomatisch-höflich musst du nicht mehr sein! Dieser Rockefeller hier hat zwar die bis heute anhaltende Geschäftsbeziehung mit der Präsidentenfamilie Bush geölt, sein Einstiegspartner war seinerzeit Prescott Bush — Vater beziehungsweise Grossvater der beiden dir bekannten Irak-Kriegsherren, aber, Kofi: Vergiss endlich dein Bush-Trauma, du bist in Rente! ...

Und, Mr. Rockefeller ... Gemach! Auf den Bush-Zusammenhang werden wir bestimmt zurückkommen.

ÖL FÜR DIE LAMPEN CHINAS?

Nun, der einheimische Markt war gesättigt — das Kapital musste expandieren. ... Und um bei den Tatsachen zu bleiben, die Idee hatte wohl eher einer seiner Angestellten, der Mann hiess William Herbert Libby. ...

 „... in Ostasien liess mein Vater ab 1882 die sichere Standard-Oil-Kerosin-Laterne verteilen — als Geschenk, oder eben ganz billig — rund acht Millionen Stück auf einen Schlag ... und noch ein paar mehr Millionen im Laufe der Zeit ... *Good Luck*, so hiessen die Laternen damals in der Werbung ...“

(*Ein Schneider aus Hong Kong meldet sich — wir lernen seine Rolle an Bord des TAZARA-Expresses an der nächsten Station kennen.*):


*Mei Foo!*

„Bitte?“

Mir geht ein Licht auf ... *Good Luck* — das heisst in der Sprache meines Ur... Ur... Ur... Urgrossvaters *Mei Foo!* Da war er ein kleiner chinesischer Junge, wahrscheinlich gerade so alt wie der kleine amerikanische Junge. ... Und die Väter von den beiden

kleinen Jungen hatten also *Good Luck* — der eine in seiner chinesischen Hütte als Licht aus Rockefeller-Kerosin, der andere in seiner amerikanischen Bank als Dollars auf dem Rockefeller-Konto. ...

„In den Erinnerungen meines Vaters war es ein grosses Abenteuer ...

 *In manchen Ländern musste den Leuten erst beigebracht werden, wie man Öl in Lampen verbrennt ... Wir brachten es mit Kamelen und Lastträgern in die entferntesten Gegenden der Welt, wir passten den Handel den Bedürfnissen der seltsamsten Völker an.“*


In den Erinnerungen meines Volkes war es schlicht ein Trick, Mr. Rockefeller! Schon vor Beginn des achtzehnten Jahrhunderts blühte bei uns das Gewerbe wie nirgendwo anders auf der Erde, und mein „seltsames Volk“ kannte die Öllampe bereits als es in Amerika noch keinen einzigen weissen Dünkel gab, der von Standard Oil hätte träumen können. ...

ÖL FÜR DIE LAMPEN CHINAS?

... das Monopol unserer einheimischen Erdnussöl-Händler war bald gebrochen, auch der Widerstand unserer Dorfpriester gegen das fremde Kerosin ... in die Hütten brachten die geschenkten Lampen nicht bloss Licht, die Holzgestelle, in denen sie transportiert wurden, und die leeren Ölkannen waren nützliche Hausratergänzung.

Wir Chinesen sind zwar von Natur aus Händler, aber die Idee, erst etwas zu verschenken, um dann am ständigen Nachschub des Betriebsstoffes zu verdienen, diese Idee hat mein Mr. Moon auch heute noch nicht in seiner Trick-Kiste.

Damals wäre es unseren Händlern auch gar nicht gut bekommen!


 Gelehrte, Lehrer und Beamte galten als die höchste Klasse, darauf folgten die Bauern und als dritte die Kunsthandwerker, und ganz zuletzt als die niedrigste Klasse kamen die Kaufleute, denn — so hiess es — diese erzielten nur dadurch Gewinne, daß sie die Früchte der Arbeit anderer Menschen austauschen, und ein altes chinesisches Sprichwort sagt „Banken werden von Grossräubern begründet“.

Uns Chinesen ist es immer leichter gefallen, Erfindungen zu machen, als daraus Nutzen zu ziehen ... Kompass, Schiesspulver, Papier, Seide, Porzellan, Buchdruck ...

Übrigens hatten wir schon während der Han-Dynastie — und das war mehr als zweihundert Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung — zwei Arten von Schnellschriften in Gebrauch, die die wörtliche Rede aufzeichnen konnten ...

 **Moment ... Wollen Sie das etwas genauer ausführen? Uns erreicht da eine Nachfrage ...**

Gerne, und mit freundlichem Kompliment von Mr. Moon!

 Die eine Art, so lässt er ausrichten, hiess *xíngshu*, was sich mit „rennender Schrift“ übersetzen liesse. Die andere wurde *caoshu* genannt, etwa „Grasschrift“ — sehr schwierig zu erlernen.

Mr. Moon meint, die erste Art käme der Kuzschrift von Herrn Pitman nahe, die Ihr


verehrter Herr Spielleiter so schätze. ...

 Aber, woher ...? — Oh ...? — Entschuldigung, uns wird gerade gesagt, Sie sollten doch bitte fortfahren ...

Nun, wir zeigten eine prophetische Verachtung für alle sogenannten arbeitssparenden Projekte, die fieberhaft das menschliche Arbeitstempo beschleunigen, dafür aber die Hälfte der Bevölkerung wieder arbeitslos werden lassen. Wir begnügten uns mit der alten Wirtschaftsweise noch zu einer Zeit, da europäisches Kapital bei uns — 1876 — die erste Eisenbahn bauen liess.


Rund sechzehn Kilometer war sie lang, die Eisenbahnlinie zwischen Schanghai und Woosung. Das Volk protestierte und meinte, die Eisenbahn beleidige den Geist der Erde, und die Opposition wurde so heftig, daß die Regierung die Bahn kaufte und Waggons samt Lokomotiven ins Meer werfen liess ...


— tazara — tazara — tazara ...

 Auch für Standard Oil liefen die lukrativen Geschäftsverbindungen bald aus dem Gleis. Kaum hatte die Eroberung des chinesischen Marktes begonnen, da verlor Standard Oil das Monopol auf Rohöl. ... Nicht wahr, Mr. Rockefeller, es war ein böses Erwachen für Ihren Herrn Vater, als er feststellen musste, daß es Erdöl nicht bloss in Pennsylvania, in Ihren Vereinigten Staaten von Amerika gab. ...

Schwedens berühmte Nobel-Brüder, die Rothschilds, die englisch-holländische Kombination von Shell Oil und Royal Dutch begannen, enorme Ölfelder vom Schwarzen Meer bis Ostindien auszubeuten. ...

Und was tat der alte Rockefeller? Er liess das Gerücht von einer Kabale verbreiten, russische Tanker würden ‚unter hebräischem Einfluss‘ durch den Suez-Kanal geschleust, von ‚asiatischen Konkurrenten‘, die ...

 ... ‚kontrolliert von jüdischen Männern‘, Wolf! Wolf! Standard Oil Company!‘ schreien und in den Markt eindringen, um ihn zu kontrollieren‘ ...

 ... und welche die ‚gerechte Praxis‘ der Standard Oil ersetzen wollten durch ...

 ... die alte, alte jüdische Methode, einen Kunden so und den nächsten anders zu behandeln.‘


„Wollen Sie andeuten, die Rockefellers seien je antisemitisch gewesen?“

 Wir doch nicht! Wir lassen reden. ...

**REGIE! AUFTRITT!**

Wir begrüßen Mr. John Loftus, den ehemaligen Staatsanwalt der Abteilung für Kriegsverbrechen des Justizministeriums der Vereinigten Staaten von Amerika, jetzt Vorsteher des Florida Holocaust Museums in Sankt Petersburg, U.S.A.

Danke, daß Sie für uns den Tunnelblick erweitern wollen, Mr. Loftus — dieses Mal mit Fokus auf den Zusammenhang der Rockefeller- mit der Bush-Dynastie zuzeiten der Hitler-Plage? ...

 *Standard Oil und die Chase Bank, die beide von den Rockefellers kontrolliert wurden, tätigten ebenso umfangreiche Investitionen in Deutschland, wie viele der führenden Broker der Wall Street.*

*Diese Geschäftsbeziehungen dauerten bis nach Beginn des Krieges an; Standard Oil lieferte noch 1942 über die Schweiz Benzin an die Nazis, arbeitete mit den I.G. Farben zusammen, die das Zyklon B für die Todeskammern der Nazis herstellten.*

*Bei meinen Recherchen stellte sich die Frage, was wusste die Bush-Familie seit wann über ihre Nazi-Beziehungen.*

*Familienmitglieder waren führende Manager der ‚Brown Brothers Harriman Bank‘. Als solche mussten sie darüber Bescheid wissen, daß ihre amerikanischen Kunden wie zum Beispiel die Rockefellers erheblich in deutsche Unternehmen investiert hatten, auch in Thyssens gigantische ‚Vereinigte Stahlwerke‘.*

*Wie der anerkannte Historiker Christopher Simpson vielfach dokumentiert hat, ist gesichertes Wissen, daß die Investitionen von ‚BrownBrothers‘ in Nazi-Deutschland unter Aufsicht und Verwaltung von Bush-Familienmitgliedern stattfanden.*

*War also Prescott Bush nach Kriegsausbruch plötzlich Opfer der ‚Alzheimer‘-Erkrankung, eines Gedächtnisverlustes hinsichtlich seiner Nazi-Vergangenheit? Oder glaubte er wirklich, unsere freundlichen holländischen Alliierten seien Besitzer der ‚Union Banking Corporation‘ und deren Partnerbank in Rotterdam?*

*Es muss daran erinnert werden, daß Prescott Bush 1937 Allen Dulles als Rechtsberater anheuerte, damit dieser seine Konten verschleierte. Vor wem sollten sie verschleiert werden? Erwartete er, daß das glückliche kleine Holland Amerika den Krieg erklären würde? Die Verschleierungsaktion macht nur dann Sinn, wenn erwartet wurde, Amerika würde Nazi-Deutschland den Krieg erklären.*

*Falls die ‚Union Bank‘ nicht die Rohrleitung war, durch die die Nazi-Gewinne der Rockefellers gewaschen und nach Amerika geschafft wurden, wie sollte es dann der Rockefeller-kontrollierten ‚Chase Manhattan Bank‘ möglich gewesen sein, nach dem Krieg 31 Prozent Anteile der Thyssen-Gruppe zu halten? Dabei muss betont werden, daß die Thyssen-Gruppe (TBG) jetzt das grösste Industrie-Konglomerat in Deutschland ist und mit einem Nettowert von über 50 Milliarden Dollar eines der reichsten Unternehmen in der Welt.*

*TBG ist so reich, daß sie sogar das Eigentum der Krupp-Familie aufgekauft hat, der berühmten Waffenschmiede Hitlers. Damit wurde die Thyssen-Gruppe unangefochtener Überlebens-Champion des Dritten Reichs.*

*Und woher nahmen die Thyssens nach dem Zweiten Weltkrieg das Startgeld für den ungewöhnlich raschen Wiederaufbau ihres Imperiums? Die enormen Geldsummen, die vor 1942 bei der ‚Union Bank‘ deponiert wurden, sind der beste Beweis, daß Prescott Bush wissentlich den Nazis als Geldwäscher diente. ...*

*Während also Präsident George W. Bush vor sieben Jahren bei einem Auftritt in Washington mit bewegten Worten öffentlich eine Gemeinde von Holocaust-Überlebenden umarmte, haben er und seine Familie ihnen fünfzig Jahre lang das Geheimnis über*

*Grossvater Prescott Bush vorenthalten.*

*Dokumente des holländischen Geheimdienstes und der U.S.-Regierung weisen nach, daß Prescott Bush erhebliche Gewinne aus der Sklavenarbeit in Auschwitz gezogen hat. Tatsächlich ist Präsident Bush selber ein Erbe dieser Gewinne aus dem Holocaust, die 1980 von seinem Vater, dem früheren Präsidenten George Herbert Walker Bush, in einem ‚blind trust‘ hinterlegt wurden.*

„Ich protestiere erneut! Fragen Sie den Herrn doch ‘mal nach seiner Verbindung zur Vierten Internationale ...’



**Zu was, Mr. Rockefeller?**

„... alles Trotzkiten, wissen Sie das denn nicht? ... mit Filialen in den U.S.A., in Kanada, Grossbritannien, Deutschland, Australien, Sri Lanka, Russland. ...!“

— tazara — tazara — tazara ...

“Rockefeller trennt sich vom Ölgeschäft” ...

**UPDATE!** taz am Wochenende / Ostern 2016

*Einst schuf John D. Rockefeller mit Standard Oil das gigantische Vermögen seiner Familie. Trotz Zerschlagung des Unternehmens besitzt sie bis heute Anteile am Nachfolge-Unternehmen Exxon. Doch aus der Öldynastie ist eine Philantopenfamilie geworden. Sie hat angekündigt, sich von allen Anlagen in fossile Brennstoffe und damit auch von Exxon zu trennen. Dessen Gebaren sei “moralisch verwerflich”. Gegen den Ölriesen wird in den U.S.A. ermittelt. Exxon soll Anleger über die Risiken des Klimawandels getäuscht haben.*

## **Wie China in Afrika die Weichen stellt**

Vor über 40 Jahren hatte ich einen Journalistenpreis der Kinderhilfsorganisation Terre des hommes mit einer Radioproduktion über chinesische Entwicklungshilfe in Afrika gewonnen. Es ging um die TAZARA — die Eisenbahn-Linie, die die Volksrepublik China damals als ihr erstes monumentales Entwicklungsprojekt in Afrika baute.

Sie verbindet den Hafen von Dar-es-Salaam an der Ostküste Tansanias mit den Kupferminen Sambias im Westen. Das war die Zeit, als die chinesische Volksrepublik noch marxistisch-maoistisch hämmerte und sichelte — in Solidarität mit der Dritten Welt.

Und jetzt? Weiter geht's mit meinem virtuellen TAZARA-Express bei dessen Reise durch die Weltgeschichte. ...

»TAZARA ... mit der Eisenbahn durch die Weltgeschichte« © KJS / 2009





Mr. Moon hat bis heute neunhundert Infrastrukturprojekte in Afrika finanziert und afrikanischen Staaten zehn Milliarden Dollar Schulden erlassen. Seine Firmen bauen in Afrika Staudämme, Telekom-Netzwerke, Hotels, Flughäfen, Öl-Pipelines, Eisenbahnen.

Mr. Moon versteht nicht, weshalb der gewöhnliche Afrikaner den gewöhnlichen Chinesen nicht mag.

Den Grund herauszufinden, ist mein zweiter Auftrag bei der Fahrt über diese Schienen, verlegt von Chinesen als Afrikaner sie noch willkommen hiessen.

— tazara — tazara — tazara ...

Bin ich der da?

Wer da?

Der da!

Oder — die da? ...

— tazara — tazara — tazara ...

Ach, Mr. Rockefeller, meine Freundinnen und ich, wissen Sie, wir sind ja noch Anfängerinnen im Geschäft — wir kaufen in Dubai ein, meistens preiswerte Waren aus Asien: Kinderkleidung, Auto-Ersatzteile, Fernseher, Computer ... Wir vier haben uns zusammengesetzt, viermal im Jahr schaffen wir es, die Kosten für Flugtickets zusammenzukriegen, und für den Schiffs-Container aus Dubai nach Dar-es-Salaam, und für den Transport mit der TAZARA-Bahn nach Sambia.

Aber jetzt kommen uns diese Chinesen in die Quere, wollen die Geschäfte selber machen! ... Haben Sie da eine Idee, so 'was wie „LAMPEN FÜR AFRIKA“?

Ich meine, Öl hätten wir doch selber in Afrika?

Und mein Schwager hat selbst erlebt, was wir zu erwarten haben von den Chinesen ...



Wir sind uns ziemlich sicher, meine Damen, daß Mr. Rockefeller für Sie da im Laufe unserer Reise noch der richtige Ansprechpartner werden wird. Aus der frühen Rockefeller-Geschichte haben sich sogar chinesische Manager manches abguckelt. ...

Zur Klärung des Vorfalls, auf den Ihr Schwager Bezug nahm, bitten wir diesen doch einfach 'mal auf unsere rollende Bühne.

Willkommen, Mr. Albert Mwanaumo!

Sie können sich unbefangen äussern. Wir sind noch nicht auf jenem Teil der TAZARA-Strecke, wo stählerne Rolläden heruntergelassen werden, weil Kinder den Zug mit Steinen bewerfen. Bis zur Grenze Sambias ist es auch noch ein Stück.

Dort, im Norden, arbeiten Sie in einer Kupfer-Mine?

„Arbeitete! Bis sie auf mich schossen!“



Auf Sie schossen? Chinesische Manager liessen auf Sie schießen?

☞ „Und sechs von uns töteten sie! ... Unser Bergwerk in Chambishi war nicht mehr rentabel. Es war eingemottet, bis Chinesen es 1998 kauften. Die China Non-Ferrous Metal Mining (Group) Co. ist eine staatliche Gesellschaft. Sie brachte viele Jobs und neue Investitionen, das ist wahr.

Aber bald verboten die neuen chinesischen Besitzer alle Gewerkschaftsarbeit im Betrieb. Danach sparten sie an allen Ecken, auch an Sicherheitsvorkehrungen.

Bei der Explosion eines Sprengstofflagers der Mine starben vor zwei Jahren mehr als fünfzig Menschen. Das war das schlimmste Industrieunglück in der Geschichte Sambias.

Die chinesischen Manager bekamen es mit der Angst und zogen einen Schutzzaun um ihre Wohnanlage, mit Wachtürmen an den Ecken.

Von dort liessen sie auf uns schiessen, als wir im folgenden Jahr einen Protestmarsch gegen die Arbeitsbedingungen organisierten. Auf mich schoss ein chinesischer Vorgesetzter. Ich blieb unverletzt, sechs Kollegen erwischte es. ...

Die Chinesen betrachten uns nicht als Menschen, sie denken, sie haben das Recht, über uns zu bestimmen. Chinesische Läden dominieren schon den Kleinhandel überall in Sambia. Dort verkaufen sie Ramsch, Ausschussware. Plastiksandalen fallen nach zwei Wochen auseinander, Fahrräder nach einem halben Jahr.

Wie Pilze, die nach einer warmen Regennacht aus afrikanischem Boden spriessen, so tauchen überall Chinesen auf. Wie Pilze saugen sie aus, worauf sie sich festsetzen!

☞ Ich habe mich schlau gemacht, erfahre von Gewerkschaftern in anderen Ländern, was da vor sich geht. Seit Beginn dieses Jahrhunderts — und wir reden von nur sieben Jahren — hat China einen dramatischen Prozess kapitalistischer Globalisierung in Gang gesetzt, so gigantisch wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat.

In den vergangenen sechs Jahren sind die Handelsbeziehungen zwischen China und Afrika um das fünffache gestiegen, auf fünfundfünfzig Milliarden Dollar im Jahr 2006! China hat Grossbritannien als drittgrösster Handelspartner Afrikas überholt, nach den U.S.A. und Frankreich.“ ...

Mr. Moon denkt, sechzehn Prozent industrielles Wachstum pro Jahr sei keine schlechte Leistung. Das liesse sich noch steigern ...

\$ mit Bauxit aus Äquatorial Guinea

\$ mit Uran aus Namibia

\$ mit Coltan, Kobalt, Kupfer aus dem Kongo und aus Sambia

\$ mit Holz aus Kamerun, Gabun und Liberia

\$ mit Baumwolle aus Burkina Faso ...

... und wenn es um das Arbeitsklima in Mr. Moons afrikanischen Betrieben geht, was ist da anders als in seinen Betrieben daheim?

Achtundvierzig Staatschefs aus Afrika hätten Betriebe in China besichtigen können. Sie waren da, auf Kosten von Mr. Moon, im November vergangenen Jahres, beim „Forum on China-African Cooperation“ in Beijing. Keiner war an einer Betriebs-

Besichtigung interessiert.

Mr. Moon ist daran interessiert, daß ihn Afrikas Eliten willkommen heissen.

Afrikas Eliten sind daran interessiert, daß Mr. Moon ihnen elegante Kleider schneidern lässt — gerne auch aus afrikanischer Baumwolle.



„Die Baumwoll-Industrie hatte in Afrika zwanzig Millionen Jobs geschaffen.

Jetzt ist China der grösste Abnehmer afrikanischer Baumwolle. In Chinas gigantischem Textil-Sektor mit absoluten Niedrigstlöhnen verwandelt sich die Baumwolle aus Afrika in Kleidung für Afrika, zu absoluten Niedrigstpreisen. Die Billigkleider kommen mit Schiffen, in Flugzeugen ... auf diesen TAZARA-Schienen. Und meine Gewerkschaftsfreunde berichten immer öfter aus Südafrika, aus Nigeria, aus Mauritius von der Schliessung lokaler Textilfabriken. In Lesotho, wo die Herstellung von Kleidung für Europas und Amerikas Märkte die einzige Industrie war, ist die chinesische Konkurrenz katastrophal.“

Mr. Moon lässt wissen: seine Manager haben sich in Afrika folgendermassen zu verhalten:

„sozial verantwortlich“  
 „sozial verantwortlich“  
 „sozial verantwortlich“  
 „sozial verantwortlich“  
 „sozial verantwortlich“  
 „sozial verantwortlich“  
 „sozial verantwortlich“  
 „sozial verantwortlich“

„in Harmonie mit den Menschen vor Ort“  
 „in Harmonie mit den Menschen vor Ort“  
 „in Harmonie mit den Menschen vor Ort“  
 „in Harmonie mit den Menschen vor Ort“  
 „in Harmonie mit den Menschen vor Ort“  
 „in Harmonie mit den Menschen vor Ort“  
 „in Harmonie mit den Menschen vor Ort“  
 „in Harmonie mit den Menschen vor Ort“

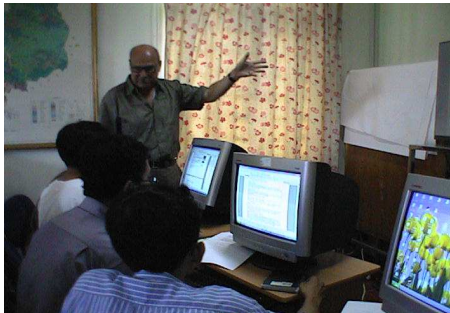
Mr. Moon hat kreative Schneider als Redenschreiber. ...



## KAMPUCHEA – Episode 2

### Rückkehr nach Kambodscha ... als Medienberater

Im Mai und Juni 2005 hatte ich im Rahmen eines Lehrauftrages an der Königlichen Universität von Phnom Penh für einige Wochen als „Senior-Experte“ mit Medienstudenten zu erörtern, ob und wie in Kampuchea lokaler Rundfunk eingeführt werden könnte.



Es traf sich, daß ich genau 25 Jahren zuvor mit dem Freund und Kollegen Michael Geyer hier war. Am Rande meines Lehrauftrages stellte ich mir die Frage: Würde ich bei meinen Studenten Interesse am Schicksal von Menschen wecken können, die vor 25 Jahren mit einem Bambusfloss heimkehrten in diese Stadt, von den “killing fields” Pol Pots?

Ich bummle am hohen Ufer des Tonle Sap entlang. Ein Elefant mit Reiter kommt mir entgegen – Touristen-Attraktion. Schick ist die Promenade geworden, doch hinter‘m Deich liegen noch immer kleine Boote mit Dächern aus Palmenblättern – Erinnerung an das Floss der Zehn da unten vor 25 Jahren.

Und ich sitze hier mit meinen Erinnerungen an den Freund Michael, der mir half, das Bambusheim der Zehn als „Floss für Europa“ nach Bremen zu schaffen.

Den Elefanten-Spaziergang zum Sonnenuntergang erleben noch nicht viele Touristen hier auf der Bummel-Meile am Fluss.



Die meisten jungen Leute haben in den letzten zehn Jahren gelernt, Englisch zu sprechen, sie waren noch nicht einmal geboren, als das Floss da unten lag.

Und die paar Älteren hier? Sie können noch das Französisch aus der Zeit vor Pol Pot, aber die Fotos von den Floss-Menschen helfen mir bei ihnen nicht weiter.



Drei meiner Studenten kommen abends ins Hotel, um sich das Video anzusehen. Der Kommentartext wird übersetzt von einem Mann, der sein Deutsch noch in der DDR gelernt hat. Mom Saroeun arbeitet im Büro der Konrad Adenauer Stiftung in Phnom Penh. Jetzt fasst er den Inhalt des Films in der Khmer-Sprache zusammen. ...



... Und die Studenten bereiten sich mit Notizen vor, um am nächsten Morgen ihren Kommilitonen die Bilder zu erklären, die im multi-medialen Übungsraum mit einem Video-Beamer auf die Leinwand projiziert werden.

Ich erfahre aus der neuen Übersetzung, daß die Zehn vom Floss Überlebende von vier, nicht von drei Familien waren.

Die Studenten haben das Original-Khmer verstanden, das noch unter der deutschen Synchronisation zu hören ist. Kim Molyda und Bunlea haben die Initiative übernommen. Aber wird es ihnen möglich sein, jemanden von damals in dieser Stadt wiederzufinden?

Ich gebe Kim Bilder, die vielleicht zur Identifizierung helfen können. Ein paar werden später im Fernsehen gezeigt. Aber die kambodschanischen Medien scheinen nicht wirklich interessiert an solchen Nachforschungen. Kim gelingt es nicht, eine Kopie des Filmes beim Fernsehen unterzubringen.

Die Konrad Adenauer Stiftung hat am Ende meiner Mission einen nationalen Workshop in einem Luxushotel der Hauptstadt organisiert.

Dabei treffe ich auch Kambodschas Informationsminister Khieu Kanharith. Dem erzähle ich in einer Teepause von den Erlebnissen vor 25 Jahren, und als ich den Mann erwähne, der damals half, eine Wohnung für die Flossleute zu finden, klickt es bei ihm:



Chum Bun Rong? Das war ein Schulfreund von mir, sagt der Minister, heute sei er Chef des Kambodschanischen Sozialfonds.

Im Internet finde ich Chum Bun Rong auf einem Foto, er steht neben König Sihanuk. Und am nächsten Morgen hat ihn der Minister zu mir ins Hotel geschickt.

Schon damals, als er den Flossleuten kurzfristig zu einer Wohnung verhalf, habe er mit Misstrauen bei den Behörden kämpfen müssen, sagt Chum Bun Rong. Das sei jetzt noch schlimmer geworden, weil der regierungs- und partei-unabhängige Sozialfonds Hunderten von Dorfgemeinschaften unbürokratisch ausländische Finanzhilfen für Strassen- und Brückenbau, für Krankenstationen, oder für Schulen vermittelt habe.

Chum Bun Rong verabschiedet sich mit einem Lächeln, tatsächlich ist er verbittert, weil Misstrauen und Korruption im eigenen Umfeld jetzt fremden Mächten freies Spiel lasse, die Entwicklung seines Landes nach ihrem Gutdünken zu lenken. Und ich bleibe zurück mit einer Erinnerung an den Freund Michael, der dabei war, als Chum Bun Rong seine ersten Erfahrungen mit



### Das kambodschanische Fenster nach Afrika

Von der Universität fahre ich oft auf dem Sozius eines Motorrollers zum Hotel. Dabei hält man besser die Knie dicht beim Fahrer, vor allem wenn dieser sich beim Abbiegen in den Gegenverkehr stürzt.

Das Hotel heisst nicht "Samaki" wie jenes vor 25 Jahren, sondern „Goldiana“, aber wie seinerzeit dort wohnen auch hier hauptsächlich Experten aus aller Welt.

Am Sonntag, dem 5. Juni 2005, öffnet sich für mich in diesem Hotel unerwartet ein Blick nach Hause, ein Fenster nach Afrika. Der BBC-Fernsehmoderator kündigt einen Bericht aus Zimbabwe an. Die BBC, so sagt er, sei schon länger aus dem Land verbannt.

So käme dieser Bericht vom BBC-Korrespondenten im benachbarten Südafrika. Der hatte offenbar kein Problem, sich Zugriff auf bewegte Bilder zu verschaffen, sogar auf ein paar O-Töne.



Die Bilder dokumentieren, was sich Robert Mugabe hat einfallen lassen, um jene Stadtbewohner zu bestrafen, die sich bei der letzten Wahl gegen sein Regime gestellt hatten.

"*Murambatsvina*" (Shona für "Müllentsorgung") ist der informelle Name einer Aktion (mit der offiziellen Bezeichnung "*Operation Restore Order*"), die die Regierung von Zimbabwe im Mai und Juni durchführen lässt.

Illegal gebaute Häuser und Marktstände in Harare, Bulawayo und anderen Städten werden mit Schubraupen und Radladern zerstört und niedergebrannt.

Träume kollabieren, wütende Frauen bestehen vor der Kamera darauf, ihren Häuserbau von lokalen Behörden ordentlich genehmigt bekommen zu haben.

Plötzlich erkenne ich den Standort des Reporters, ein Schild rückt ins Bild: *"Welcome to Joshua Mqabuko Nkomo Heights"*. Das ist die Baustelle, zu der uns Freund Gideon eingeladen hatte, wo er bis zur Grundsteinlegung für sein eigenes kleines Haus samt Familie das schon fertiggestellte Haus eines anderen Freundes hütet. Dessen Wände habe ich gerade einstürzen sehen. ...



... und schließlich das Unfassbare:

Das Fenster nach Afrika zeigt mir auf der anderen Seite der Welt den Freund Gideon bei dem Versuch, einen Fensterrahmen aus dem Schutt zu retten.

Nach meiner Rückkehr erfahre ich:

Er und seine Familie haben den Plan nicht aufgegeben, sich in dieser Stadt ein eigenes Heim zu schaffen!

Und wir steigen abermals in den TAZARA-Express ...

»TAZARA ... mit der Eisenbahn durch die Weltgeschichte« © KJS / 2009



Stationen 24 & 25

*(Im Geisterzug kann »Der Spielleiter« nicht nur virtuelle Persönlichkeiten der Weltgeschichte empfangen, sondern auch Nachrichten aus der realen Welt.)*





>>> EMAIL >>> KOMMENTAR >>>

Die Farbe der Lüge / Zwischenruf aus Zimbabwe / 20. März 2007

**ACHTUNG!** Glauben Sie nichts, was Sie in diesen Wochen aus Zimbabwe hören, sehen oder lesen! Glauben Sie nicht den Bildern, glauben Sie nicht den Texten!

Wo befinden Sie sich beim Hören, Sehen oder Lesen von Geschichten über Zimbabwe?

Einhundert Kilometer weit weg?

Eintausend Kilometer weit weg?

Zehntausend Kilometer weit weg?

Ich bin oft nur zehn Meter weit weg, wenn der Konvoi des Präsidenten Mugabe hier mit Blaulicht und mit Bewaffneten vorüberrast, ich sehe aber auch die flatternden Standarten an westlichen Botschaftswagen, die neuerdings ganz undiplomatische Richtungen einschlagen – ich bin so dicht dran, und deshalb glaube ich nicht mehr den Bildern und den Texten, die seit Wochen wie Eiter aus Zimbabwes Wunden sickern.

Ich korrigiere mich: Es ist ein falsches Bild! Die Produktion von Eiter signalisierte ja einen Gesundungsprozess, diese Bilder und diese Texte sind eher wie Maden, die sich in Wunden fressen sollen bis der Organismus krepirt. Die Maden sind Halbwahrheiten und Gerüchte, gepflanzt und gefüttert von professionellen Giftmischern in einer grandiosen psychologischen Kriegsführung, die nicht auf Aufklärung sondern auf Verrohung der Sinne setzt. Dabei präsentiert jede Seite ausschliesslich ihre Opfer und die dazu passende Geschichte. Die im Konfliktgebiet agierenden Berichterstatter, hier ansässig oder entsandt, haben in der Regel schon bei Ihrer Beauftragung die Wahl getroffen, welche Seite gut und welche böse darzustellen ist. So wählen sie aus dem Angebot ihre Quellen und Geschichten, ihre Bilder, ihre Loyalität. Sie sind selten selber dabei gewesen, sie erzählen weiter, was sie gehört haben.

Für Sie da draussen, zehntausend Kilometer weit weg, oder bloss tausend oder hundert, erscheint Zimbabwe als Konfliktgebiet, in dem Afrikaner wieder dabei beobachtet werden, wie sie Weisse verjagen oder sich gegenseitig die Köpfe einschlagen.

Wer hier lebt, hat lernen müssen, allen Seiten zuzuhören. Dadurch erkennen die Menschen leichter, wann die Farbe der Lüge schwarz und wann sie weiss ist.

Für die meisten hier lebenden Menschen ist dieses Land nicht in erster Linie Konfliktgebiet, sie haben es nicht dazu gemacht. Sie sind damit beschäftigt, auf ihrem Land zu überleben, sie wollen nicht mehr den Kopf hinhalten für den Kampf um Macht und Einfluss von Eliten, egal ob schwarz oder weiss.



>>> EMAIL >>> TEXT-ANHANG 1>>>

Harare, Sonntag, 18. März 2007 08:39

ZIM STANDARD (eine in Privatbesitz befindliche Harare-Zeitung)

Brief von: Christopher W. Dell, U.S. Botschafter, Harare:

... *Der Schlüssel zu den Anstrengungen der Regierung, ihr brutales und ungerecht-*

*fertigtes Vorgehen gegen die eigene Bevölkerung zu rechtfertigen, ist die Behauptung, dass die Menschen Zimbabwes ein braves und zufriedenes Leben führen würden, gäbe es da nicht die Ränke der – wählen Sie den Begriff, der Ihnen passt – »Imperialisten«, »ehemaligen Kolonialisten« oder »Rassisten / Westler / Feinde«. Die Lieblingsgeschichte, die im Moment von den Propagandisten bevorzugt wird, ist die von ihnen fabrizierte über mein angebliches Treffen mit Morgan Tsvangirai und Arthur Mutambara am 9. Januar im Bronte-Hotel in Harare. ...*

*(Anmerkung: beide sind konkurrierende Führer einer durch westliche Organisationen unterstützten, aber gespaltenen Oppositionspartei in Zimbabwe)*

*... Nach Darstellung dieser spin doctors ist dieses Treffen der einzige Grund, dass Zimbabwer heute mit zunehmender Lautstärke gegen die Regierung protestieren und entschieden eine Änderung durchsetzen wollen.*

*Damit ihre Phantasie nach Fakten aussieht, haben die Herren Manheru und Zwayi ...*

*(Anmerkung: beide sind als Zeitungskolumnisten auftretende Regierungssprecher)*

*... – aufgehetzt durch pseudo-intellektuelle Wortschwälle des Tafataona Mahoso in der »Sunday Mail« und durch Legionen gesichtsloser »Herald«-Reporter – so schillernde Details erfunden wie die Grösse der Delegationen auf beiden Seiten, einen Aktenkoffer voller Geld, etc. Die Tatsachen sehen ein bisschen anders aus:*

*1. Am Tag unseres angeblichen Treffens war ich in Bulawayo, auf einem Ferientrip mit Familienbesuch. Falls das irgend jemand überprüfen möchte, braucht er nur zum Naturgeschichtlichen Museum zu gehen und sich anzuschauen, wo ich mich im Gästebuch eingetragen habe. (Mir ist natürlich klar, dass die entsprechende Seite vermutlich unter »mysteriösen Umständen« verschwinden wird, sobald das hier veröffentlicht ist, aber kein Problem: es gibt andere Zeugen, die bestätigen können, dass ich tatsächlich an jenem Tag in Bulawayo war, einschliesslich Diplomaten – und natürlich einschliesslich der allgegenwärtigen CIO, die mich während meiner gesamten Ferien verfolgte.)*

*2. Ich habe nie einen Fuss in das Bronte-Hotel gesetzt und hatte nicht mal eine Ahnung, dass es existiert, bevor es mir freundlicherweise von Zvayi zur Kenntnis gebracht wurde.*

*3. Das erste und einzige Mal dass ich Tsvangirai und Mutambara getroffen habe, geschah dank der zimbabweschen Regierung. Das Treffen fand statt am 13. März im Gerichtssaal Nr. 6 in Harare. Ich denke, wir alle können der Regierung besonders dankbar dafür sein, dass sie diese beiden Führer zusammenbrachte zu einer Gelegenheit, sich besser kennenzulernen. ... Währenddessen muss sich das unglückliche Volk Zimbabwes weiter mit der traurigen Wahrheit auseinandersetzen, dass es zu einem Leben in der Hölle verdammt wurde dank der verfehlten Politik einer bankrotten Regierung.*



**Oh, da scheinen wir ja eine Art Rambo-Diplomaten zu haben! Nimmt kein Blatt vor den Mund, gibt es ihnen, den Feinden westlicher Werte. ... Aber, wir sind da vielleicht nicht die richtigen Kenner der Szene ... und so bitten wir um Beistand durch einen, der sich auszukennen scheint mit gross angelegten Verschwörungen, bei denen immer wieder auch Diplomaten eine Rolle spielen – umgesetzt zum Beispiel in seinem zwanzigsten Roman, »THE MISSION SONG«, in der deutschen Übersetzung: »GEHEIME MELODIE«.**

Wir begrüßen: Mr. John Le Carré – trotz seines französisch klingenden Namens früher ‘mal selber britischer Geheimdienst-Akteur und später Dokumentarist anglo-amerikanischer Geheimdienst-Kapriolen!



*„Die Eroberung der Erde, was hauptsächlich meint, die Wegnahme von jenen, die ein anderes Aussehen haben oder eine leicht flachere Nase als wir selber, ist keine hübsche Angelegenheit, wenn man sie genauer betrachtet.“ – Marlow*

»Ach ja, wer kennt es nicht, ‚DAS HERZ DER FINSTERNIS‘ von Joseph Conrad. Ich konnte es mir nicht verkneifen, seine Worte am Anfang meines neuen Romans zu zitieren, der ja Afrika in den Mittelpunkt rückt. Nun gut, Coppola hatte ihn schon vor mir wiederentdeckt, für Indochina, mit Marlon Brando als Conrads Colonel Kurtz in seinem grandiosen Film ‚APOCALYPSE NOW‘ ...«



Kann es sein, dass Sie auch bei der Suche nach einem Handlungsort für Ihre neue Geschichte ein bisschen abgekupfert haben, Mr. Le Carré? Die Idee, dass Ihr afrikanischstämmiger Dolmetscher bei einem Komplott missbraucht wird, bei dem westliche Finanziere und afrikanische Kriegsführer zu einem Deal auf einer Nordsee-Insel aufeinandertreffen, diese Idee kommt uns irgendwie bekannt vor. ...

»Es freut mich, dass jemand draufgekommen ist! Das ist mein täglich‘ Brot: beim Entwerfen von Thriller-Geschichten in der Realität zu stochern! Und wer kann da bessere Vorlagen liefern als ...«



Lassen Sie uns raten: Henry Kissinger?

»Treffer! Nur, dass – als ich an meinem Skript schrieb – der Kongo mit seinen bevorstehenden Wahlen im Brennpunkt öffentlichen Interesses stand. Bei Kissinger war es der Iran, aber genauso bizarr – und natürlich als Idee kaum zu übertreffen: eine Nordsee-Insel ohne Namen als Zentrum und Ausgangspunkt für eine Verschwörung – bloss bei ihm war sie nicht erfunden ...«



*Im Londoner ‚Royal Institute of International Affairs‘ (Chatham House), wo sich in aller Diskretion und Verschwiegenheit die Herrschaften des ‚Empire‘ treffen, das heute als Commonwealth firmiert und wie stets heldenhaft gegen seine eigenen zentrifugalen Tendenzen ankämpft, an diesem distinguierten Ort hat im Januar 2001 Sheikh Ahmed Zaki Yamani einem ausgewählten Auditorium einige Einzelheiten über Henry Kissinger und die historische Ölkrise von 1973/74 dargelegt. ....*

*Der ehemalige Ölminister von Saudi-Arabien, in den siebziger Jahren ‚spiritus rector‘ der OPEC, die seit diesen Jahren in den wohlhabenden Ländern der OECD immer wieder als der Leibhaftige porträtiert wird, sprach tags darauf dem ‚Observer‘ in einem Interview folgendes aufs Band:*


»Ich bin mir zu hundert Prozent sicher, dass die Amerikaner hinter der Ölpreis-

*erhöhung steckten. Die Ölkonzerne waren damals in erheblichen Schwierigkeiten, sie hatten eine Menge Geld geborgt und benötigten zu ihre Rettung einen hohen Ölpreis.«*


*Er sagte, er war davon überzeugt angesichts der Haltung des Schahs von Iran, der sich an einem entscheidenden Tag im Jahr 1974 von der Sicht der Saudis absetzte, die darauf hinauslief, dass eine Anhebung der Förderpreise für die OPEC gefährlich wäre, weil sie die U.S.A. vor den Kopf stossen würde. Im Gegensatz dazu befürwortete der Schah nun höhere Preise.*


*Yamani: »König Feisal sandte mich zum Schah von Iran, der zu mir sagte: ›Warum sind Sie gegen einen Ölpreisanstieg? Ist das nicht das, was sie wollen? Fragen Sie Henry Kissinger – er ist es, der höhere Preise haben will.«*


*Yamani behauptet, dass der Beweis für diese lange gehegte Überzeugung vor kurzem aufgetaucht ist, und zwar in Protokollen von einer Geheimtagung auf einer schwedischen Insel, wo Amtsträger aus dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten, darunter selbstredend Kissinger, sich auf das Drehbuch für eine vierhundertprozentige Ölpreiserhöhung verständigten.*

 *mal als Zwischenbemerkung für Mr. Rockefeller hier – erste politische Erfahrung sammelte Henry Kissinger ja als Berater Ihres Zweitgeborenen ab 1957, da war Ihr Nelson schon Gouverneur. In der Folge wurde Kissinger auch von den U.S.-Präsidenten John F. Kennedy, Lyndon B. Johnson und Richard Nixon geschätzt. Mit der Wahl Richard Nixons zum Präsidenten 1968 wurde Kissinger offizieller Berater für Aussen- und Sicherheitspolitik. Bei unserer Spurensuche werden wir immer wieder feststellen, dass er seine Loyalität seit 1957 aber niemals wirklich gewechselt hat! ...*

*Mr. Le Carré, was sagen Sie eigentlich zu unserem rollenden Unterfangen: mit einem Eisenbahnzug unterwegs auf Spurensuche in der Weltgeschichte?*

 *»Die Täuschung der Öffentlichkeit durch Politik und Medien hat einen Grad erreicht, den ich für höchst gefährlich halte. (...) Wir leben in einer Welt virtueller Nachrichten. Und so gesehen fällt Autoren und Filmemachern die Verantwortung zu, diese Informationslücke zu füllen. ...*

 *Wenn wir sterben, dann sterben wir an Selbstbetrug, Desinteresse und Apathie. Die Medien mit ihrem ‚eingebetteten Journalismus‘ haben versagt, haben sich alles erzählen lassen und verbreiten weiter die Lügen der Regierungen. Für Mussolini ist der Faschismus die Identität von Staats- und Wirtschaftsmacht. Der Unterschied zu damals besteht darin, dass auch noch die Medien dabei mitmachen.«*

 *Nun, Mr. Le Carré, eigentlich dachten wir, mit Ihrer Erfahrung könnten Sie uns bei der Einschätzung helfen, ob in Zimbabwe die Aktivitäten des amerikanischen Botschafters Vorlage für einen neuen Thriller wären. Interessanterweise kann im Web-Lexikon WIKIPEDIA unter seinem Namen immer der super-aktuellste Stand seiner weltweiten Aktionen abgerufen werden, und natürlich alle Stufen seiner Karriere-Leiter ...*

*REGIE! Die englischsprachige Website bitte!*



> *Christopher William Dell is a career United States Foreign Service officer who has served as United States Ambassador to the Republic of Zimbabwe since August 12, 2004*

- > *Ambassador to Angola, 2001-2004*
- > *Chief of Mission, US Office, Pristina, Kosovo, 2000-2001*
- > *Deputy Chief of Mission, US Embassy Sofia, Bulgaria, 1997-2000*
- > *Deputy Director, Office of Regional Political Affairs, Bureau of European and Canadian Affairs, 1994-1996*
- > *Deputy Chief of Mission, US Embassy, Maputo, Mosambik, 1991-1994*
- > *Special Assistant to the Under Secretary for International Security Affairs, 1989-1991*
- > *Executive Assistant to the Special Negotiator for Greek Bases Agreement, Bureau of European and Canadian Affairs, 1987-1989*
- > *Desk Officer for Spain and Portugal, Bureau of European and Canadian Affairs, 1986-1987*
- > *Staff Assistant, Bureau of Political Military Affairs, 1985-1986*
- > *Political Officer, US Embassy Lisbon, Portugal, 1984-1985*
- > *Vice Consul, US Consulate Oporto, Portugal, 1983-1984*
- > *Vice Consul, US Consulate Matamoros, Mexico, 1981-1983*

»Eindrucksvolle Karriere – sozusagen immer am Puls der Zeit, der Mann! ... Wissen Sie, in meinen Romanen gab es nie auf der einen Seite die ‚Guten‘ und auf der anderen die ‚Bösen‘, die gibt es ja auch im wirklichen Leben nicht! ... Schlagen Sie doch ‘mal bei WIKIPEDIA unter meinem Namen nach. ...«



**WIKIPEDIA-Stichwort »John Le Carré« bitte!**

*... Thema seiner Romane war bis in die achtziger Jahre der Ost-West-Gegensatz und der Kalte Krieg. Sie zeichnen sich durch differenzierte psychologische Zeichnung der handelnden Figuren aus und sind akribisch recherchiert. Le Carré brach mit der herkömmlichen Schwarz-Weiss-Sichtweise. Bei ihm ist alles grau, Halb-Engel kämpfen gegen Halb-Teufel. Der Westen greift im Kampf gegen den Kommunismus zu den Methoden des Ostens und verrät so die Ideale, für die er kämpft.*

*Le Carré stellt in seinen Romanen wiederholt die Frage, ob der Zweck die Mittel heiligt und ob der Westen zu den Mitteln des Ostens greifen darf, um sich zu verteidigen und trotzdem eine Gesellschaft bleibt, die es wert ist, verteidigt zu werden. Auch nach Ende des Kalten Krieges ist le Carré seiner Thematik treu geblieben: Männer, die sich für das Individuum und gegen die Institution entscheiden, sowie Kritik an der Politik des Westens. ...*


»Bevor Sie mich fragen – ich kann nicht meckern! WIKIPEDIA hat meine literarischen Absichten durchaus korrekt beschrieben. ... Ich bin nun ‘mal kein James-Bond-Fan!

Owohl diese Figur meines Kollegen Fleming wahrscheinlich viel populärer ist als mein

George Smiley, dessen Genialität als Geheimdienstmann ja im krassen Gegensatz zu seiner Unfähigkeit steht, soziale Bindungen zu knüpfen und – zu pflegen. ... Wissen Sie, Smiley ist im Laufe der Zeit desillusioniert worden, er kämpft nicht mehr für oder gegen eine Sache, sondern er tut das, was er am besten kann, weil er eben nichts anderes kann. Solchen tragischen und skurrilen Gestalten bin ich oft während meiner Recherche-Reisen im wirklichen Leben begegnet. ... Es könnte sicherlich reizvoll sein, mehr über Ihren Botschafter in Harare zu erfahren. Interessant ist es ja, dass zur chronologischen Darstellung seines Wirkens ein unabhängiges Web-Lexikon genutzt wird. Damit soll wohl eine gewisse Glaubwürdigkeit suggeriert werden. Und besonders geschickt ist es, schon jetzt für die Nachwelt eine Geschichte zu konstruieren, in der die verdeckten Aktivitäten der U.S.A. durch die bekannten Handlungen einer quasi heldenhaften Person in einem Land gerechtfertigt werden, dessen Regierungssystem zur Disposition steht – wäre interessant, herauszufinden, wer das veranlasst. ... Aber, wissen Sie, mir fehlt da noch ein wesentlich Baustein, der zu einer guten anglo-amerikanischen Konspiration gehört: London, unser Mann arbeitet natürlich nicht allein, er muss sich mit London abstimmen! Das hat ja alte Tradition, und einer, der schon im damaligen Rhodesien, dem heutigen Zimbabwe, die anglo-amerikanische Karte spielte war ...«



**Henry Kissinger? Henry! REGIE! Rolltext bitte!**


 *Heinz Alfred Kissinger, der Auswanderer aus Fürth im deutschen Franken, der, mit nur wenig mehr als Eitelkeit und dem unerschöpflichen Vermögen zur Selbstreferenz begabt, es der mächtigen Nation der Amerikaner bis hin zu ihrem ohnehin schon zu allem fähigen Präsidenten zeigt, wie man die Macht eines Imperiums gebraucht und, wenn »realpolitisch« geboten, missbraucht. Aber auch diese Figur hat sich nicht selbst erschaffen. Auch diese scheinbare Reinkarnation der Diplomatie des alten Europa hatte seine Meister. Bei den richtigen Leuten, den Zuhörern im ‚Royal Institute of International Affairs‘ am Londoner St. James Square, hat er vor fünfundzwanzig Jahren in einem Vortrag seine Schulung zusammen-gefasst:*


*»Unsere diplomatische Nachkriegsgeschichte ist von anglo-amerikanischen Abkommen und Verständigungen durchzogen, die manchmal ganz entscheidende Gegenstände betreffen, die sich aber niemals in schriftlichen Dokumenten niederschlugen. Die Briten waren dabei tatsächlich so hilfreich, dass sie an den internen amerikanischen Überlegungen beteiligt wurden, und das in einem Masse, wie es wohl nie zuvor zwischen zwei souveränen Staaten praktiziert worden war. Während meiner Amtszeit spielten die Briten in einigen bilateralen Abkommen die Schlüsselrolle. Während ich im Weissen Haus arbeitete, hielt ich das britische Aussenministerium besser informiert und in den Entscheidungen enger eingebunden als das amerikanische Aussenministerium.«*

*Als Beispiel dafür gab Kissinger an:*

*»In meinen Verhandlungen über Rhodesien ging ich von einer britischen Vorlage mit britischer Schreibweise aus, wobei ich den Unterschied zwischen einem Arbeitskonzept und einem vom Kabinett verabschiedeten Dokument nicht ganz erfasste. Diese Art von Zusammenarbeit erstreckt sich bis in unsere Tage.«*

»Gibt es denn noch mehr Dokumente über die bisherigen Auftritte dieses amerikanischen Botschafters in Zimbabwe?«

 Wie gesagt, WIKIPEDIA scheint beste Quelle dafür zu sein, wie die U.S.A. das Arbeitsumfeld ihres Botschafters dargestellt sehen will – noch einmal die Website bitte, wie sie am 23. März 2007 zu lesen war!

 Die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Zimbabwe verschlechterten sich als Ergebnis von ‚Operation Murambatsvina‘ sowie der humanitären Situation im Lande, für die die Vereinigten Staaten offizielle Korruption und Missmanagement verantwortlich machten. Hinzu kam, dass die U.S.A. in ihrem Jahresreport von 2004 Zimbabwe beschuldigte, Menschenrechte zu verletzen.

‚Operation Murambatsvina‘ war von Mugabe als ‚städtisches Erneuerungsprogramm‘ bezeichnet worden, seine politischen Opponenten nannten es das gewaltsame Vorgehen gegen die städtischen Armen. Westliche Regierungen, die U.S.A. eingeschlossen, verurteilten es. Als Resultat der gespannten Beziehungen war das Missvergnügen der Regierung vor allem gegen (U.S.-Botschafter) Dell gerichtet. Mitte Oktober 2005 wurde er festgenommen, weil er einen verbotenen Teil des Botanischen Gartens betreten hatte. Einige Wochen danach machte er in einem öffentlichen Vortrag in der Stadt Mutare Korruption für die Lebensmittelknappheit im Lande verantwortlich, die nach Auffassung der zimbabweschen Regierung durch ausländische Sanktionen verursacht wird.

Am 8. November 2005 wurde Dell von Präsident Mugabe einbestellt, der ihm sagte er solle sich ‚zur Hölle‘ scheren. Am folgenden Tag wurde Dell zu Konsultationen in die Vereinigten Staaten zurückgerufen. Danach kehrte er zurück.

Dell hat öffentlich verurteilt, dass am 11. März 2007 mehrere Führer der ‚Bewegung für Demokratischen Wandel‘, darunter Parteichef Morgan Tsvangirai, verprügelt wurden. Auf Weisung Präsident Mugabes bestellte Aussenminister Simbarashe Mumbengegwi am 19. März Dell und andere westliche Diplomaten in sein Ministerium, wo sie eine offizielle Warnung erhalten sollten, die Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes zu beenden. Als sich Mumbengegwi weigerte, den Diplomaten Gelegenheit zu Fragen zu geben, verliess Dell das Treffen und nannte es einen Täuschung für die Staatsmedien, die die Prozedur filmten. Am selben Tag flog Dell von Harare nach London. Das (U.S.) Aussenministerium kündigte seine baldige Rückkehr nach Zimbabwe an.

 Nach London!!! ...

Bitte weiter mit den Text-Anhängen unseres anonymen email-Informanten aus Harare!



>>> EMAIL >>> TEXT-ANHANG 2 >>>

THE HERALD / Harare  
(regierungsnahe Tageszeitung)  
Tuesday, March 20, 2007

*Government reads riot act / Herald Reporter*

*Aussenminister, Genosse Simbarashe Mumbengegwi las gestern westlichen Diplomaten die Leviten für ihre Versuche, in die internen Angelegenheiten Zimbabwes einzugreifen.*

*Aber der Botschafter der Vereinigten Staaten Mr. Christopher Dell verliess das Treffen noch bevor es angefangen hatte. Mr. Dell ging abrupt unter Protest wenige Minuten bevor die Instruktion im Sitzungssaal des Aussenministeriums im Munhumutapa Gebäude von Harare begann. Er hatte einen Offiziellen gefragt, ob es den Botschaftern erlaubt sein werde, nach der Instruktion durch den Minister Fragen zu stellen. Ihm wurde gesagt, er möge auf den Minister warten.*

*Zur Überraschung seiner Kollegen, zog es Mr. Dell vor, beleidigt aus dem Sitzungssaal zu marschieren. Sein Schritt war kalkuliert, andere Botschafter dazu zu bewegen, die Instruktion zu boykottieren, die dann ungefähr eine halbe Stunde dauerte.*

*Aber Botschafter und Vertreter anderer westlicher Länder, einschliesslich Grossbritanniens, Neuseelands, Australiens und Schwedens, blieben zur Teilnahme. ...*



>>> EMAIL >>> TEXT-ANHANG 3 >>>

*US Department of State / Office of the Spokesman / Washington, DC / March 19, 2007  
Question Taken at March 19, 2007*

*Daily Press Briefing*

*Zimbabwe: Crisis Update*

*Frage: Hat Zimbabwes Aussenminister ausländische Botschafter einbestellt und gedroht, jene auszuweisen, die Mitglieder der Oppositionspartei unterstützen?*

*Antwort: Zimbabwes Aussenminister Simbarashe Mumbengegwi hat heute westliche Diplomaten zur Instruktion über die gegenwärtige Situation einbestellt. Mumbengegwi verlas eine Erklärung zur Position der Regierung und drohte ausländischen Diplomaten, still zu sein oder zur unerwünschten Person erklärt zu werden. Bei diesem Treffen versuchte U.S. Botschafter Christopher Dell sicherzustellen, dass der Minister Diplomaten die Gelegenheit zu Erwidern geben würde. Als der Botschafter solche Zusicherung nicht erhielt, ging er, um nicht dem Versuch der Regierung zuzuhören, ihre jüngsten Brutalitäten zu rechtfertigen.*

*Die Vereinigten Staaten werden in Unterstützung des Rechts des zimbabweschen Volkes auf Demokratie weiterhin unerschütterlich sprechen und handeln.*



>>> EMAIL >>> TEXT-ANHANG 4 >>>

*New York Times*

*Opposition in Zimbabwe Mounts, Says U.S. Diplomat*

*By THE ASSOCIATED PRESS*

*Published: March 21, 2007*



*Der amerikanische Botschafter für Zimbabwe hat festgestellt, die Opposition gegenüber Präsident Robert G. Mugabe habe einen Wendepunkt erreicht, weil die Menschen nicht länger die Regierung fürchteten und glaubten, sie könnten nichts mehr verlieren.*

*In einem Interview sagte Botschafter Christopher Dell, Zimbabwes Regierung und Regierungspartei seien in Unordnung und könnten nicht länger effektiv regieren. Eine wachsende Zahl von Mitgliedern der Regierung und der Regierungspartei, bekannt als ZANU-PF, wollten, dass Mr. Mugabe zurücktritt. Mr. Dell betonte, er befürworte nicht und sage auch nicht voraus, dass es zu einem gewaltsamen Sturz der Regierung komme, aber er stellte fest, dass es Unzufriedenheit innerhalb des Militärs und eine Spaltung in den Sicherheitskräften gebe. Die Wirtschaft befinde sich im freien Fall, und die Menschen glaubten, dass ihnen die Regierung ihre letzte Hoffnung nimmt. Der Botschafter sagte:*

*»Das neue Schlüsselement in der Gleichung wurde deutlich in den letzten zehn oder zwölf Tagen, es gibt einen neuen Geist des Widerstandes unter den Menschen – einige würden sagen Trotz. Sie haben nicht mehr den Willen, einfach weiterzumachen, sie verlieren ihre Angst, sie glauben, sie haben nichts mehr zu verlieren.«*

»Jawohl, so könnte man einen Thriller-Protagonisten sprechen lassen, das soll ja die Stimmung vor Ort anheizen. Holen Sie sich Rat von anderen Kollegen, wenn Sie wissen wollen, wie die Dramaturgie eines von aussen gelenkten Umsturzes funktionieren könnte ... Sie kennen den Kollegen Greene? ...«



Natürlich kennen wir den schon zweimal verfilmten Roman von Graham Greene »DER STILLE AMERIKANER« – eine eigenartige Parabel anglo-amerikanischer Erfahrungen im Indochina Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Während die französischen Kolonialherren in Vietnam durch die Kommunisten aus dem Norden unter Druck geraten, befreundet sich ein junger, idealistischer Amerikaner mit einem älteren, desillusionierten Engländer und verliebt sich in dessen vietnamesische Lebensgefährtin. Anders als der Amerikaner glaubt der Brite, politisch neutral bleiben zu können. Doch am Ende ergreift er Partei ...

**REGIE! BITTE FILM AB!**



**DER STILLE AMERIKANER**

Originaltitel: »The Quiet American«

nach einem Roman von Graham Greene

(U.S.A./AUS/D, 2002)

*Die melodramatische Dreiecksgeschichte zwischen einem Briten, einem Amerikaner und einer Vietnamesin ist mit der politischen Entwicklung im Indochina-Krieg verknüpft. Phuong symbolisiert das von der alten Kolonialmacht England und der neuen Weltmacht U.S.A. umworbene Vietnam. Das klingt nach einer Konstruktion. Aber Graham Greene lässt nicht einfach drei repräsentative Figuren auftreten, sondern drei Charaktere mit Fleisch und Blut, Schwächen und Stärken: die Vietnamesin Phuong (Do Thi Hai Yen),*

den Engländer Fowler (Michael Caine) und den Amerikaner Pyle (Brendan Fraser).

Während der naive Pyle in der Dreiecksgeschichte mit offenen Karten spielt, arbeitet er – von idealistischem Eifer getrieben – heimlich im Auftrag eines U.S.-amerikanischen Geheimdienstes mit einem vietnamesischen Warlord zusammen, um den Hass auf die Kommunisten zu schüren. Es ist der Beginn des amerikanischen Engagements in Vietnam. Die U.S.-Regierung glaubt, ein Volk vor dem Kommunismus bewahren und ihm zu westlichen Werten wie Freiheit und Demokratie verhelfen zu müssen. (Graham Greene erwies sich als weitsichtig, denn er veröffentlichte seinen Roman 1955.)

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob der Zweck die Mittel heiligt – im politischen wie im persönlichen Bereich. Fowler, beobachtet für die Londoner TIMES das politische und militärische Geschehen in Vietnam und versucht, dabei neutral zu bleiben. Später, als ein französischer Sicherheitsbeamter namens Vigot (Rade Serbedzija) in einem Mordfall ermittelt, wird er sagen: 'Mich können Sie aus dem Spiel lassen. ... Ich habe nichts damit zu tun. Nichts damit zu tun', wiederholte ich. Das war einer meiner Glaubensartikel gewesen. Mit den Menschen, wie sie nun mal waren, mochten sie kämpfen, mochten sie lieben, mochten sie morden: ich wollte nichts damit zu tun haben. Meine Kollegen von der Presse nannten sich Korrespondenten; ich zog die Bezeichnung Berichtersteller vor. Ich schrieb nieder, was ich sah. Ich unternahm nichts – selbst eine Meinung zu haben, ist schon eine Art von Tat.«

»Also, in Ihrem Fall handelt es sich ja weniger um einen ‚Stillen Amerikaner‘, sondern um einen ziemlich ‚Lauten‘, doch nach meiner Einschätzung kann er noch so laut sein, Erfolg wird er nur haben, wenn die eigenen Medien mitziehen, daheim in den U.S.A., und international ...«



**REGIE!** Bitte das von unserem Mann in Harare angehängte Video in den Player!



>>> EMAIL >>> VIDEO-ANHANG >> CABEL NEWS NETWORK  
(CNN) 1715 GMT (0115 HKT) March 20, 2007

Während die internationale Verurteilung Zimbabwes als Reaktion auf die Verfolgung oppositioneller Politiker und ausländischer Diplomaten zunimmt, sprach CNN's Michael Holmes mit Mr. Machivenyika Mapuranga, dem Botschafter dieses Landes in den U.S.A. über die Politik von Präsident Robert Mugabe und über das Fehlen von Pressefreiheit.

**Holmes:** Die Regierung Zimbabwes hat ausländischen Diplomaten angedroht, sie wegen ihrer Kritik an der Behandlung politischer Opponenten auszuweisen. Was wird den westlichen Diplomaten vorgeworfen?

**Mapuranga:** Danke für die Einladung in dieses Programm. Wenn Sie Diplomat werden, müssen Sie als Erstes die Wiener Konvention über diplomatische Beziehungen lesen. Und diese Konvention stellt klar, dass ein diplomatisch Beauftragter niemals in die internen Angelegenheiten des Gastlandes eingreifen darf. Die westlichen Diplomaten in Zimbabwe haben sich mit der Opposition gemein gemacht. Wie Sie wissen, begann das

*alles, als der britische Premierminister Tony Blair erst im Dezember 2003, dann im Juni 2005, dem Parlament erklärte, die Zimbabwe-Politik seiner Regierung betreibe einen Regime-Wechsel. Deshalb floss Geld in die Kassen der MDC von der Westminster-Stiftung und vom sogenannten »Zimbabwe Democracy Trust«, einer Körperschaft, die die gewählte Regierung Zimbabwes stürzen soll.*

**Holmes:** *Gut, wenn Sie Beweise dafür haben, warum haben Sie bisher niemanden ausgewiesen?*

**Mapuranga:** *Sehen Sie, wir glauben, dass sich das erst durch Taten belegen lässt, und das passiert jetzt. Unser Aussenminister hatte eine Begegnung mit diesen Botschaftern, während der er ihnen in ernsthafter Weise klarmachte, wenn sie das in Taten umsetzen, was sie bisher angekündigt haben, dann hat die Regierung keine andere Wahl, als sie unter den Bestimmungen der Wiener Konvention auszuweisen.*

**Holmes:** *Gut, Sie behaupten, die Taten seien umgesetzt. Warum gab es keine Ausweisungen?*

**Mapuranga:** *Sehen Sie, sie haben gehandelt. Ich denke, Sie wissen, dass Busse und Polizeistationen angezündet wurden durch MDC-Rowdies. Wir möchten feststellen, ob es eine Beziehung zwischen diesen Taten und den westlichen Diplomaten gab.*

**Holmes:** *Sie sprechen von oppositionellen Rowdies. Die Regierung selber wird beschuldigt – um die Worte des Oppositionsführers zu gebrauchen – Schlägertruppen, auch Schlägertruppen der Polizei, einzusetzen, um Führer der Opposition zu attackieren. Und wir haben Beweise für solche Angriffe gesehen. Gibt es eine koordinierte Kampagne, Oppositionsführer in Zimbabwe physisch anzugreifen?*

**Mapuranga:** *Nun, wie Sie wissen, wurde Zimbabwe 1980 unabhängig und wir waren seitdem immer ein Mehrparteien-Staat, Opposition hat es immer gegeben. Und alle fünf Jahre hatten wir Parlamentswahlen, alle sechs Jahre Präsidentschaftswahlen, die sind alle von der Afrikanischen Union – davor von der OAU – und anderen regionalen Organisationen Afrikas als freie Wahlen beobachtet worden, fair und den Willen des zimbabweschen Volkes reflektierend. Jetzt aber haben wir eine Situation, wo diese Leute, die MDC-Führerschaft – weil sie die Wahlen verloren haben – sich der Gewalt zuwenden. Man hat sie sagen hören, sie würden jetzt den endgültigen Stoss geben, sie würden jetzt Robert Mugabe stürzen. Das ist gewissenlos.*

**Holmes:** *Botschafter, das ist die Sichtweise der Regierung, die Opposition hat die ihre.*

**Mapuranga:** *Sie haben es gesagt. ...*

**Holmes:** *Gut, lassen Sie mich aussprechen. Die Regierung hat ihre Sichtweise, und die Opposition sieht es so, dass die zimbabwesche Regierung Razzien organisiert, physische Angriffe auf ihre Mitglieder, denen nicht erlaubt wird, zu protestieren und so weiter. Hier*

*ist meine Frage für Sie – angesichts der wirtschaftlichen Auflösung in Ihrem Land und der anhaltenden politischen Schwierigkeit, warum erlauben Sie westlichen Nachrichtenorganisationen nicht, aus Ihrem Land zu berichten? Zum Beispiel, CNN, es ist uns nicht gestattet, aus Zimbabwe zu berichten. Warum nicht? Werden Sie uns erlauben, es zu tun?*

**Mapuranga:** *Nein, wir werden es nicht erlauben, weil CNN und die BBC Verfechter der imperialistischen Interessen der Briten und der Amerikaner sind, sie sind also total voreingenommen und. ...*

**Holmes:** *Wieso? Wieso? Warum erlauben Sie uns nicht, zu kommen und von Vorort zu berichten? Es ist sehr schwierig, von ausserhalb des Landes zu berichten, stimmt das nicht?*

**Mapuranga:** *Weil sie die Welt irreführen würden, wir erlauben also nicht feindlichen Agenturen – wie CNN und BBC – aus Zimbabwe zu berichten.*

**Holmes:** *So, CNN ist eine feindliche Agentur?*

**Mapuranga:** *So lange, wie Sie das Vorhaben der U.S.-Regierung unterstützen, einen Regime-Wechsel anzustreben.*

**Holmes:** *Über die Kommentare anderer Regierungen zu berichten, heisst nicht, an ihrer Stelle zu agieren; das ist Berichterstattung.*

**Mapuranga:** *Wir haben Berichte von CNN und von BBC über Zimbabwe beobachtet, und die sind ganz klar feindlich.*

**Holmes:** *Sie sagen also nein. Wenn ich runterkommen wollte, um einige Feature-Stories aus Zimbabwe zu machen, die Antwort ist nein?*

**Mapuranga:** *Ja, die Antwort ist nein.*

**Holmes:** *Bis wann?*

**Mapuranga:** *Bis die Opposition auf Gewalt verzichtet, und bis ...*

**Holmes:** *Was hat das mit CNN zu tun?*

**Mapuranga:** *...bis Briten und Amerikaner ihre Politik eines Regime-Wechsels aufgeben.*

**Holmes:** *Aber, was hat das mit Medien-Organisationen zu tun?*

**Mapuranga:** *Nun, weil die Medienorganisationen diese beiden Regierung unterstützen. Sie mögen sagen, das stimmt nicht, aber wir wissen, dass das der Fall ist.*

**Holmes:** *Wie können Sie Medien-Organisationen wie CNN und BBC der Voreingenommenheit beschuldigen, wenn Sie doch von uns in diesem Moment ausgestrahlt werden, und sagen können, was immer Sie wollen?*

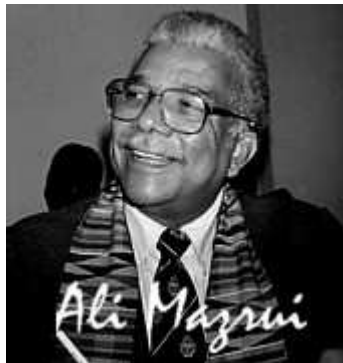
**Mapuranga:** *Oh, in diesem Moment, denke ich, haben Sie gar keine andere Wahl als das zu hören, was die Regierung sagt. Aber, wenn wir Ihnen erlauben, nach Zimbabwe hineinzugehen, dann wissen wir, dass ihre Agenda nicht edel ist.*

**Holmes:** *Gut, wir belassen es hier dabei, Botschafter. Vielen Dank für Ihre Zeit. Ich weiss das zu schätzen.*

**Mapuranga:** *Danke sehr.*



## TEIL 8



### Zum Tod von Ali Mazrui oder: Warum afrikanische Akademiker oft nicht heimkehren

Ich hatte ihn 1995 bei der *Book Fair* in Harare getroffen, die überschattet worden war von der beissenden Attacke Robert Mugabes gegen Homosexuelle, Anlass für Radio Bridge Overseas, in einem Programm der Frage nachzugehen, weshalb sich afrikanische Menschen oft schwer tun, andere Lebensformen – zum Beispiel diese – zu akzeptieren.

*»Die Tragödie ist, dass sich die Kommunikation ausweitet,  
aber der Dialog schrumpft.«*

Der kenianische Wissenschaftler Ali Mazrui hatte dies erstmals als Gastgeber der BBC-Fernsehserie »Die Afrikaner« bemerkt. Die Bemerkung wurde einer der Auslöser für meine persönliche Anstrengung, den interkulturellen Dialog zu befördern, zum Beispiel mit der Einrichtung der Radio-Trainings- und Produktionsstätte Radio Bridge Overseas in Harare.

Professor Mazrui hatte damit eine der am meisten unterschätzten Sperrn für Gleichheit zwischen Nord und Süd berührt, das Mass für selbstbestimmten Ausdruck.

*... »Der daraus resultierende Mangel an Verständigung, so der ehemalige UN-Generalsekretär Boutros Boutros Ghali, stelle die grösste Gefährdung für die Welt-Sicherheit dar. Unglücklicherweise scheinen Fortschritte bei der Entwicklung technischer Gerätschaft nicht einherzugehen mit Verbesserungen bei Kommunikation oder Verständnis zwischen den Völkern der Welt. ...*

*Es ist nötig, auf eine andere Art technischer Revolution zu setzen, auf eine, die nicht bloss Technologie verbessert, sondern sie verbreitet.«*

(»Cultural Forces in World Politics«, 1990, Heinemann Educational Books Inc., Portsmouth, New Hampshire)

Ali Mazrui starb am 12. Oktober 2014. Aus diesem Anlass meldete sich der Afrika-Kenner und Bremer Freund Klaus von Freyhold; er schrieb in einer Rundmail:

»Das Spannungsverhältnis zwischen individueller Freiheit zu wählen, wo man leben und arbeiten möchte und den Ansprüchen einer Entwicklungsgesellschaft an ihre von ihr ausgebildeten Fachkräfte im Land zu bleiben und ihre Ausbildung der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, wurde kürzlich (06.11.2014) auch in der Podiumsdiskussion im (Bremer) Institut français thematisiert.

Der anwesende senegalesische Botschaftsrat, auf das Thema angesprochen, versuchte es dadurch zu entschärfen, dass er ganz allgemein von einer wie auch immer gearteten Zirkulation der Fachkräfte sprach. Anwesende Afrikaner hielten dem Botschaftsrat vor, dass ohne eine entsprechende 'Willkommenskultur' eine Rückkehr ins Heimatland sehr ungewiss sei. Unter welchen Bedingungen etwaige Rückkehrer zurückkehren würden, darüber wurde nicht weiter gesprochen. Sollten diese Bedingungen denen einer industrialisierten Gesellschaft entsprechen mit Bereithaltung von Arbeitsplätzen und den materiellen Vorzügen westlicher Zivilisation? Oder wird auch noch anderes von potentiellen Rückkehrern als Lockmittel gewünscht?

Ein Isaac Mwangi macht sich in einem Kommentar in der 'East African News Agency' so seine Gedanken zu diesem Thema. In seinem Kommentar bezieht er sich auf die akademische Lebensgeschichte des kürzlich in den USA verstorbenen Kenianers Prof. Dr. Ali Mazrui.

Prof. Mazrui war Professor für die Neuere Politische Geschichte Afrikas. Studiert hat er in Oxford. Von dort ging er nach dem damals berühmten Makerere University College (Uganda), wo ich ihn 1967 als Head of Department of Political Science und als Dekan der Sozialwissenschaftlichen Fakultät kennengelernt habe. 1973 wurde er von dem Diktator Idi Amin ins Exil in die USA vertrieben. Sein weiteres akademisches Leben hat er dort verbracht, 30 Bücher hat er in dieser Zeit verfasst. Ich habe einige Passagen (des Kommentars von Isaac Mwangi) grob ins Deutsche übersetzt.«

*Mazruis Lebensgeschichte ist ein Beispiel dafür, was in Afrika alles schief läuft.*

*Unsere Intellektuellen sind zu Hause oft nicht wohl gelitten, sie können ihre Fähigkeiten nicht ausleben, sodass sie zu europäischen und amerikanischen Universitäten fliehen. Sobald demokratische Verhältnisse zu Hause eingetreten sind, sind einige zurückgekommen, andere sind aber im Ausland geblieben. Prof. Mazrui gehörte zu der letzteren Gruppe. ...*

*Das Problem der Abwanderung von Akademikern und Professionellen aller Fachrichtungen in westliche Länder ist eines der am schwersten zu handhabenden seit unserer Unabhängigkeit. Dieser brain drain findet statt mit der schweigenden Duldung der reichen Nationen und stellt damit sicher, dass Afrika seinen unterentwickelten Stand beibehält. ...*

*Unsere besten Gehirne, ausgebildet mit lokalen Ressourcen und auf Kosten der armen Bauern, dienen letztendlich nur den westlichen Nationen. Einige kehren zwar im späteren Leben zurück, um ihre im Ausland gewonnenen Erfahrungen zum Nutzen ihrer Mitmenschen einzusetzen, aber den grössten Teil ihres produktiven Lebens haben sie inzwischen zum Nutzen anderer Länder und Kontinente verbracht. Das alles dient nur dazu, die zwischen uns und der entwickelten Welt bestehende Lücke zu erweitern. ...*

*Finanzielle Anreize sind eine der primären Motive, die unsere Söhne und Töchter zur Arbeitsaufnahme in fernen Ländern verführen. Die hiesige Bezahlung für Ärzte, Forscher*

*und andere Akademiker ist elendig. Das beruht aber nicht nur allein auf schwachen Steuereinnahmen. Diese Leute sind Zeugen der ungeheuren Verschwendung von Ressourcen durch Korruption und andere Vergeudung. Diese Leute lassen sich deshalb nicht von dem Argument überzeugen, dass die Regierung sie nicht besser bezahlen kann, wenn sie mit den Verlusten konfrontiert sind, die durch schlechte Regierungsführung und direktem Diebstahl öffentlicher Gelder verursacht werden. ...*

*Es wird ein grosser Tag sein, wenn wir das Leben von solchen Leuten wie das des verstorbenen Professors feiern mit dem Bewusstsein, dass sie ihrem Heimatland gedient haben. Damit das so werden kann, müssen wir jetzt damit beginnen, ein angenehmes Arbeitsumfeld zu schaffen.*

[eananews.org/141104.htm](http://eananews.org/141104.htm)

*Make it in Germany*

*“Mit dem Willkommensportal „Make it in Germany“ informiert das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie internationale Fachkräfte über ihre Karrierechancen in Deutschland – und warum es sich lohnt, hier zu leben und arbeiten. Das Portal ist Teil der Fachkräfte-Offensive, die dazu beiträgt, den Fachkräftebedarf in Deutschland zu sichern.”*

[www.make-it-in-germany.com/](http://www.make-it-in-germany.com/)



Im Auftrage des Bundesministers für Entwicklungshilfe, Hans-Jürgen Wischnewski, verfaßte der Ruhr-Barde **Jürgen von Manger** ("Herr Tegtmeier") **1967** einen werbenden Schallplattentext, dem folgender Auszug entnommen ist:



## HERR TEGTMEYER WEISS MEHR!

*Der Betriebsrat is inne Ohren gekommen, daß es einige von uns gibt, die noch nich richtig aufgeklärt sind mitte Entwicklungshilfe, vor allem seit dat amtlich is, daß wir nächsten Donnerstag acht schwatte Praktikanten kriegen, von Negeria.*

*Und darüber wollt' ich jetzt hier mal ein paar Wörter verlieren!*

*Herrschaften! Die erste Sache is, dat manche von euch, wenn die ein Neger sehen, dann kriegen die gleich son feudalen Grinsen im Gesicht und glaubense, bloß weil sie n bißken weißer sind wie der, da wären sie schon wer weiß wat! -- Wat is?*

*Ja komm, bitte schön, hier die Kollegen vonne Fahrbereitschaft, die können das nämlich bescheinigen, wie ihr euch benehmen tut, wenn einer von euch schon mal mit 'ne Verletzung im Unfallkrankenhaus kommt und soll da von diesen Doktor Uwamba behandelt werden, der da is, auf einmal wollense nich oder sagen, wär schon alles wieder heil und tat auch gar nich mehr wehtun ... lauter so Sachen!*

*Dabei is dieser Mann ein richtig gelernten Arzt und is bloß hier für seinen Facharzt zu machen, und da will ich euch mal wat zu erzählen: Ein alten Kumpel von mir, der Jupp Koschinski, ne, der war nämlich genauso; wenn der ein'n Neger gewahr wurde, dann war er auch immer gleich dran mit "Bananbieger", "Entwicklungsgorilla" und so häßliche Schimpfwörter. Jetzt, letzten März, schickt ihm seine Firma unten nach Afrika für Trafo-Stationen zum Montieren, und kaum daß er da is, fängt er auch schon mit Bauchschmerzen an. Wat is gewesen?? --*

*Hier, die weiße Kollegen von Gelsenkirchen, die mit bei waren, die ham gesagt: "Komm, stech'n Finger im Hals!" oder "Hier, haste Rhinzinus!" -- aber seine schwatten Hiwis, die ham ihm auf'm Buckel genommen und im nächsten Krankenhaus geschleppt, und da war auch so'n Neger, der hier in Deutschland, in München, glaub ich, hatte der sein Facharzt gemacht, und der hat ihm dann vielleicht einen Blinddarm 'rausgeholt, mein lieber Scholli! -- da hat die Beerdigungsfirma schon mit'n Sarg vor de Tür gestanden, so ein Kawenzmann war dat! Und seitdem sagt der Jupp: Wenn er noch mal ein'n Blinddarm kriegen sollte, da würde er direkt bis inne Wüste mit fahren, bloß für daß er ein Schwatten hätte, der ihm dat Dingen 'rausmontieren könnte -- so schön und angenehm hat ihm dieser Doktor damals dat Leben gerettet!*

*So, und nu seid ihr dran, könnt ihr selber urteilen, wer eigentlich diese Entwicklungshilfe am meisten von gehabt hat.*

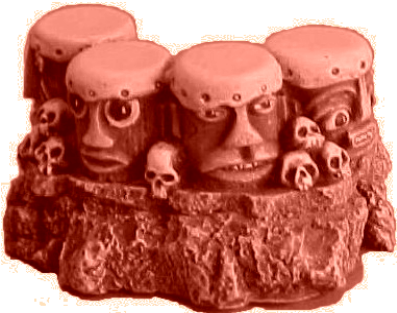
*Ich meine, ich hab' die Tage mal persönlich mit den Minister gesprochen, der in Bonn diese ganze Neger und Araber und Entwicklungssachen alles unter sich hat, der Herr Wischnewski, der muß dat ja schließlich wissen, der Mann, und der sagt: Es wär doch ein Blödsinn, wenn't immer heißt, dat wir die ganze Entwicklungsmillionen nur verschenken tätén! Nix! Die Herrschaften kriegen de Mäuse nur geborgt und müssense jeden einzigen Pfennig wieder zurückzahlen mit Zins und Zinsenzins mit bei, da wären die in Bonn ganz pingelig für. Dat is genauso, als wenn ihr ein Farbfernseher auf Stottern kauft: wenn ihr da mal nich pünktlich seid mit de Raten, bumms. is der Bart ab! Und genauso is mitte Neger -- bloß dat die eben Brücken kriegen oder Maschinen anstatt Buntfernseher, ne, is ja besser, denn den Wieko Torrani könnte ja sein, dat die den vielleicht sowieso nich verstehen, die sprechen da unten dochn ganz andern Dialekt.*

*Aber bitte schön, dat wissen die meisten nich: Daß dieses Geld, wat die sich ausleihen, wennse so mit ihre schwatte Aktentaschen in Bonn angewackelt kommen -- dat dürfen die überhaupt nich mit zu Hause nehmen, sondern müssense hier in Deutschland gleich irgendwelche Traktoren oder auch schon mal Kunstdünger für kaufen, damit dieser Dünger dann gleich die deutsche Industrie wieder zugute kommt, und wir alle eine schöne Auftragslage, ne, also daß wir diese ganze Konjunktur nich mehr länger anne Talsohle rumknabbern müssen, sondern die Wirtschaft schön am Laufen halten!*

*So, das alles wollte ich heute nur mal zum besten gebracht haben, und hoffe ich, wenn die schwatte Praktikanten hier einrudeln, daß ihr euch anständig benehmen tut und immer dran denkt, wat wir diese Leute im Laufe der nächsten Jahre noch alles verkloppen wollen.*

## TROMMELN IM ELFENBEINTURM

© 2005 Klaus Jürgen Schmidt



*... in Simbabwe debattiert ein ehemaliger Befreiungskämpfer mit einer ehemaligen KBW-Aktivistin aus Deutschland über Ali Mazruis Thesen ...*

... aus dem Roman von Klaus Jürgen Schmidt

[www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html](http://www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html)

### Sechsendreißigstes Kapitel (Auszug)

... Beim langen Warten auf ein Lebenszeichen der drei Vermißten hatte Paul sie in eine Diskussion über die Ursachen der sich gerade verändernden Machtstrukturen in der Welt verwickelt, und sie hatte sich zurückversetzt gefühlt in die Debatten ihrer Studentenjahre, als alles so klar gewesen war: Sozialismus versus Kapitalismus – nationale Befreiungsbewegungen versus Imperialismus und Neokolonialismus.

Ihr eigenes Eintauchen in die Widersprüche einer afrikanischen Gesellschaft, das persönliche Erleben von Kreativitätsmangel in nach wie vor fremdbestimmten Denkstrukturen einerseits und von Angst und Unterwürfigkeit in ungebrochenen, hierarchischen Traditionen andererseits hatte bei ihr jedoch die Vermutung genährt, es nicht bloß mit einem materiell bestimmbareren »Oben« und »Unten« zu tun zu haben.

Vorsichtig versuchte sie sich nun an ihrer neuen Analyse.

»Natürlich, Paul, die Teilung zwischen Ost und West nach dem Zweiten Weltkrieg war grundsätzlich ideologisch bestimmt: Kommunismus gegen Kapitalismus.

Die Aufteilung der Welt während derselben Geschichtsperiode in Nord und Süd hatte eher technologische Ursachen: industrialisierte Gesellschaften gegen solche, die von moderner Technologie ferngehalten und damit zur Unterentwicklung verurteilt wurden. Man könnte sagen, die Spannungen zwischen Ost und West resultierten in einer militärischen Rivalität, die Spannungen zwischen Nord und Süd aber in wirtschaftlicher Ungleichheit. Richtig?»

»Richtig!«

Paul zündete sich eine neue Zigarette an, der Disput begann ihn zu interessieren.

»Ost und West richteten letztendlich ihren Wettbewerb beim Ausbau von Technologie und Produktion darauf aus, immer neue Methoden der Zerstörung zu erfinden. Währenddessen entfernten sich Nord und Süd immer weiter in ihrem unterschiedlichen Niveau der Produktivkräfte. Könnte es nicht sein, Paul, daß beides – Ideologie und Technologie, die die Produktivkräfte bestimmen – in der unterschiedlichen Entwicklung von Kultur wurzeln?«

Paul stieß eine Rauchwolke aus und sah ihr nach, als sie aus dem Lichtkreis der *Paraffin*-Lampe driftete.

»Eins ist klar«, sagte er dann, »offenbar war es einfacher, die ideologische Trennung zwischen den Blöcken in Ost und West zu überwinden, als es je sein wird, den sich unablässig vergrößernden technologischen Abstand zwischen Nord und Süd zu schließen!«

»Heißt das, Modernisierung muß zwangsläufig mit Westernisierung gleichgesetzt werden?«

»Weißt du, Gertrud, ein Afrikaner hat sich darüber schon seit längerer Zeit Gedanken gemacht, Professor *Ali Mazrui* aus Kenia. Er lehrt in den USA. Für die *BBC* hat er eine großartige Fernsehserie über unsere afrikanische Geschichte produziert. Als ich noch beim Rundfunk war, hab ich ihn hier bei einer Vortragsreihe erlebt. Ich hab damals durchgesetzt, daß wir seine Vorträge mit dem Ü-Wagen aufzeichneten – sie wurden sogar gesendet –, gegen manchen Widerstand!«

Paul drückte seine Zigarette aus, und Gertrud ahnte, welcher Art die Schwierigkeiten waren, die ihn zur Aufgabe seines Rundfunkjobs gezwungen hatten.

»Professor *Mazrui* gab drei Beispiele für Gesellschaften, die versucht haben, sich außerhalb der Ersten Welt zu modernisieren«, fuhr Paul fort.

»Die Japaner: Ihnen gelang es ab der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ohne Aufgabe ihrer kulturellen Identität. Sie folgten dem Slogan: *westliche Technik, aber japanischer Geist!*

Die Türken: Unter *Kemal Atatürk* gaben sie dagegen in den zwanziger und dreißiger Jahren dafür das meiste auf, was ihre Kultur bis dahin ausgemacht hatte, vom *Fes* als Kopfbedeckung bis hin zur arabischen Schrift, die durch das lateinische Alphabet ersetzt wurde.

Und *Mazrui* erinnerte dann schließlich an das Beispiel der Ägypter unter *Mohammed Ali* zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Sein Versuch der Modernisierung ohne Weggabe der wesentlichen Aspekte kultureller Identität scheiterte an der Intervention des europäischen Imperialismus, und nach Darstellung des kenianischen Professors erlitt Ägypten dann ein Schicksal, das es nun mit dem Rest Afrikas teilt.

Während Japan seine technologische Modernisierung o h n e Westernisierung erreichte und die Türkei d u r c h eben diese Westernisierung, durchliefen die meisten afrikanischen Gesellschaften einen schmerzhaften Prozeß kultureller Selbstaufgabe o h n e dafür je den Anschluß an moderne Technologie zu erhalten!«

Beeindruckt schwieg Gertrud eine Weile, dann sagte sie zögernd: »Afrika hat also die falschen Sachen vom Westen geborgt: den Appetit auf den Kapitalismus, aber nicht den unternehmerischen Geist. ...«

»Oder, wie Mazrui sagte: *Wir tragen ihre Armbanduhren, aber wir weigern uns, darauf die Kultur der Pünktlichkeit zu kontrollieren!*« Pauls Grinsen war jetzt eher eine Maske.

Er lehnte sich zurück, und sein Gesicht war außerhalb des schwachen Lichtscheins, als er sagte: »Kenias alter Mann, *Jomo Kenyatta*, brachte es kurz vor seinem Tod auf den Punkt: ›*Als die Weißen nach Afrika kamen, sagte er, da hatten sie die Bibel und wir das Land. Jetzt haben wir die Bibel und sie das Land!*«

»Und dein Professor?« fragte Gertrud ungeduldig. »Hat er es bei dieser fatalistischen Einschätzung belassen?«

»Er sagt, während sich in der modernen Welt die Inspiration für wirtschaftliche und technologische Revolutionen ausschließlich an der Zukunft orientiert, müsse sich die Inspiration für eine kulturelle Revolution in der Dritten Welt auf die Restauration alter Werte besinnen. Eine solche Wiederbelebung müsse Revolution und Nostalgie vermählen! Er spricht von der Notwendigkeit einer *Afrikanischen Renaissance*.«

Gertrud hörte die Skepsis aus Pauls gequältem Lachen, mit dem er nach einer neuen Zigarette griff.

## TEIL 9

### VOM GESCHEITERTEN VERSUCH, HEIMAT IN DER FREMDE ZU FINDEN

*"... mit dem Verständnis der Fremde in dieser Fremde ..."*

Dieses Kapitel – ein Schlußkapitel ? – beginne ich sieben Tage bevor ich Elsa abermals zum Flughafen bringe. Es ist Anfang März 2013.

Nach Afrika wird es dabei nicht mehr über eine Brücke in Dolldorf gehen.

Diese Brücke rottet seit Jahren zwischen rostenden Geländern. Moos und wucherndes Unkraut zeugen davon, daß hier kaum noch jemand geht. Der Weg über die aufgegebenen Bahngleise führt jetzt, knapp zweihundert Schritte daneben, über einen Damm, aufgeschüttet und geteert im Auftrag der Kommune, die so den jahrelangen Kleinkrieg zwischen aufmüpfiger Dörfler-Basis und Samtgemeinde-Spitze beendete.

Provisorische, einzementierte Metallbaken, die eine motorisierte Querung der baufälligen Brücke verhindern sollten, waren immer wieder in nächtlicher Robin Hood-Manier beiseite geschafft worden. Der Versuch, mit Bauschutt die Brücke für motorisierte Robin Hoods unpassierbar zu machen, endete als Schuß in's eigene Verwaltungsbein:

Nach einer Anzeige wegen illegaler Abkippung war der Schuttberg auf Kosten der Verwaltung wegzuräumen. ...

Anfang März 2013 – über den Brückenersatz in Dolldorf geht es nach Afrika nur noch für Elsa – und vermutlich nur noch einmal. Sie will ordentlich Abschied nehmen von Freunden und Bekannten, etwas, das vor gut einem Jahr in der Hektik des damaligen Aufbruchs für sie nicht möglich gewesen war.

Zu jener Zeit, am letzten Tag des Jahres 2011, wenige Stunden vor Jahresende, signalisiert mein Handy eine Textbotschaft. Ich bin soeben, aus Bremen kommend, in den Hang hinunter zu unserem Dolldorfer Häuschen eingebogen, will mich kurz darauf der Sylvester-Feier von Dorf-Bekanntem anschließen, die mit einem gemeinsamen Essen in einem Gasthaus beginnen, dann mit einem Umtrunk im Hause eines Nachbarn enden soll.

Die Textbotschaft, den Nachbarn verkündet nach Eintreffen im Gasthaus, kommt mich teuer zu stehen: eine Runde für alle ... Und ein seltsam unklares Gefühl, eher Beklemmung als Erleichterung, stellt sich ein. Die Botschaft war aus Harare gekommen, wohin über Weihnachten und Neujahr aus London Tochter Conny angereist war, zur Unterstützung für Elsa bei dem Versuch, die Zelte abzubauen, endgültig ... nach 27 Jahren!

Die Handy-Botschaft hatte gelautet: "VERKAUFT!"

## **DER KREIS SCHLIESST SICH (1)**

### **WIE DIE BRÜCKE ZU BRECHEN BEGANN**



Logo-Design: Constanze Schmidt

### **RBO-Mitteilung, Domboshava / Zimbabwe / Mai 1993:**

*Es ist beabsichtigt, das RBO-Hauptquartier mit seinem Internship-Programm nach "ART ON THE ROCKS" zu verlagern, zum Kultur-Zentrum, das sich schon mit RBO's begrenzten Mitteln am Fusse des Domboshava-Berges im Bau befindet. Abhängig vom Erfolg weiterer Mittel-Einwerbung wird dieses Zentrum eine intensivere Interaktion zwischen Teilnehmern erlauben, die dort aus Süd und Nord zusammenleben können, um an Audio-Programmen aus Afrika, aus Lateinamerika und aus Asien zu arbeiten.*



Foto: KJS

*Domboshava offeriert einen Ort authentischer afrikanischer Höhlenmalerei im Zentrum einer eindrucksvollen Szenerie von Granit-Hügeln nur 30 Kilometer entfernt von der Hauptstadt Harare. Nachdem Besucher die Felsenbilder aus uralter Zeit gesehen haben, möchten sie vielleicht mehr erfahren über Kultur und Geschichte der Menschen, deren Dörfer und Felder sie von da oben erblicken.*

*ART ON THE ROCKS, das auf 1,75 Hektar kommunalen Lands entstehende Kultur-Zentrum in Domboshava, ist ein Projekt der Initiatoren von RADIO BRIDGE OVERSEAS. Es wird nicht nur die Basis künftiger RBO-Operationen sein, es soll vor allem die überfällige Interaktion afrikanischer Kulturen mit den Kulturen der Welt fördern.*

*ART ON THE ROCKS und RADIO BRIDGE OVERSEAS wollen regelmässig afrikanisches Leben für ein weltweites Publikum dokumentieren, z.B. als Live-Sendungen von "GLOBAL VILLAGE VOICES", RBO's Netzwerk für einen Programm-Austausch zwischen Community-Radiostationen in aller Welt.*



Design: Constanze Schmidt



*Das hat ART ON THE ROCKS vor:*



[www.radiobridge.net/videos/artontherocks.MPG](http://www.radiobridge.net/videos/artontherocks.MPG)

- Förderung traditioneller und moderner Kulturen, lokal, national und international sowie einer Interaktion zwischen ihnen, z.B. durch RBO's Trainings- und Internship-Programm
- Etablierung eines attraktiven Zentrums kultureller Veranstaltungen am Fusse des Domboshava-Berges durch die Bereitstellung – in Phasen – von Werkstätten, Gallerien und Verkaufsständen für lokale Künstler und Kunsthandwerker, eines Restaurants, Touristen- und Konferenz-Angeboten sowie eines Freilicht-Theaters.
- Entwicklung des Zentrums als Stätte für regelmässige Debatte und Austausch von Ideen in Form öffentlicher Darbietungen lokaler, nationaler und internationaler Künstler, Autoren, Musiker und anderer Medien-Aktivisten.
- Förderung solcher Aktivitäten durch die Organisation von Training, technischer Unterstützung und Rat für interessierte Personen, Gruppen und Kooperativen bei Recherche, Design, Management, Technik und Verwaltung.
- Dabei soll zusammengearbeitet werden mit existierenden Regierungs- und Nicht-regierungsorganisationen und Institutionen innerhalb und ausserhalb Zimbabwes, um die genannten Ziele zu verwirklichen

*Was bei ART ON THE ROCKS schon geschah:*



Foto: KJS

*Erbaut und eingerichtet wurde u.a. mit Spenden der Friedrich Ebert Stiftung als kommunale Leistung für die Menschen in Domboshava ein Kindergarten.*



Foto: KJS

*Bereitgestellt wurden Nähmaschinen, Arbeitstische und Stühle für eine von Elsa Maria Schmidt und Mavis Gwena geförderte Frauen-Initiative in Domboshava*



Foto: KJS

*Errichtet wurden mit finanzieller Unterstützung der Schmidt-Familie die ersten drei durch Veranden verbundenen Arbeitshütten der geplanten Kunsthandwerk-Gallerie.*

### **RBO-Mitteilung, Harare / Zimbabwe / Januar 2003**

*Radio Brücke Übersee bedauert mitteilen zu müssen, dass alle bisher errichteten Gebäude seines Projekts "ART ON THE ROCKS" am Fuße des Domboshava-Berges vor den Toren der simbabweschen Hauptstadt Harare zerstört worden sind.*



Foto: Elsa Maria Schmidt



*Dies ist das Ergebnis einer Brandstiftung durch nicht identifizierte sogenannte "Kriegs-Veteranen", die Anfang Oktober 2002 die Hütten des Projekts und einen Laden nahebei besetzten und dabei die Gegend für Besucher unzugänglich machten.*

*Am 29. Dezember 2002 soll es zu Streitigkeiten zwischen unterschiedlichen Fraktionen der sogenannten "Kriegs-Veteranen" gekommen sein, die zur Zerstörung der Gebäude führten.*

*Arbeiten an dem Projekt waren zuvor schon eingestellt worden, nachdem unterschiedliche lokale Parteien immer wieder illegal versucht hatten, das Land für eigene Interessen zu nutzen. Es war vom zuständigen Landkreis den Initiatoren von Radio Brücke Übersee für die Entwicklung eines interkulturellen Multimedienzentrums verpacktet worden.*

## **DER KREIS SCHLIESST SICH (2)**

### **WIE DIE BRÜCKE BRACH**

Harare, 9. März 2010

Liebe Conny,

also am Telefon habe ich Dir am Geburtstagsabend gesagt, daß wir nach einem arbeitsreichen Kochtag dann mit 10 Leuten eine nette Party hatten. Stimmt! Aber was in der Woche zuvor passiert war, das war äußerst unerfreulich, und das mag noch sehr ernsthafte Folgen haben, möglicherweise sogar meine raschen Abreise!

Wir wollten Dich damit während Deiner Urlaubstage verschonen, aber Du musst Bescheid wissen.

Am Donnerstag, 4.3., standen nachmittags drei Detektive vor dem Tor mit einer Weisung, mich zur Highlands Polizeistation abzuholen, Grund: eine Anzeige wegen "körperlicher Misshandlung". Auf die Frage, ob das was mit "Catherine M." zu tun habe, nickte einer spontan mit dem Kopf. Ich öffnete erst einmal nicht das Gate, sondern sagte, das habe mit dem Erpressungsversuch unserer ehemaligen Mieterin vor einem Jahr zu tun, und ich wolle Constable T. in der Borrowdale-Polizeistation verständigen, die alles über den Fall wisse. Die war jedoch nicht zu erreichen.

Schließlich sagten die drei Detektive, ich könnte ihnen ja mit dem eigenen Auto folgen, und natürlich könnte meine Frau mitfahren. Also fuhren wir hinterher bis zur Polizeistation in Highlands. Dort bat ich Elsa, im Wagen sitzen zu bleiben, sozusagen in Sichtkontakt.

Es stellte sich heraus, daß es sich bei der Anzeige um jene handelte, die C. vor einem Jahr als erste einer ganzen Reihe bei Central Police eingereicht hatte. Ich war damals mit Raphael bei einem Chief-Inspector gewesen, und der hatte nach Kenntnisnahme der Umstände die Anzeige nach Borrowdale zurückgereicht. Dort hatte sie ein Jahr unerledigt gelegen.

Die Detektive sagten, am 20.2., einem Sonnabend, habe ein Polizist versucht, mich zu Hause im Ridgeway North ausfindig zu machen, er habe mich nicht angetroffen, irgendwoher habe man noch erfahren, das Haus sei verkauft, ich sei verschwunden.

(Ausweislich meines Kalenders war ich an jenem Tag anwesend!)

So sei ich als "fugitive" auf der Fahndungsliste gelandet, die von diesem Polizisten-Team abgearbeitet wird. Sie selber waren über den Weg der Anzeige von Central Police nach Borrowdale und schließlich – ein Jahr darauf – nach Highlands verwundert. Es interessiere sie aber nicht der damalige Mieterkonflikt, sondern nur die Anzeige wegen meiner vorgeblich kriminellen Handlung. Langsam dämmerte es mir, daß sie es ernst meinten, und daß ich über Nacht eingesperrt werden sollte.

Durch's Fenster rief ich das Elsa zu, mit der Bitte, die Botschaft zu alarmieren.

Sie brauste mit dem Landcruiser los.

Ich wurde gefragt, ob ich einen diplomatischen Status hätte, ich verneinte, erklärte aber, als deutscher Staatsbürger würde nun jedoch meine Botschaft über meine Festnahme informiert. Das bekümmerte sie nicht. Mich schon, ich sah auf meiner Uhr, daß die Botschaft wohl schon geschlossen hatte.

Als ich dann in den Wachraum geführt und meine Einweisung schon ins Logbuch eingetragen worden war, erschien Elsa mit Pastor Edinger: Glänzende Idee, sie hatte ihn zu Hause angetroffen, und er hatte sich extra noch sein Amtshemd mit Bäckchen angezogen. Ausserdem hatte er alle nötigen Telefon-Nummern in seinem Handy.

Elsas und Pastors verbale Bemühungen, die Polizisten von ihrem weiteren Tun abzuhalten, blieben ungehört. Ich wurde aufgefordert, meine Schuhe auszuziehen, die wurden in einem Tuchsack deponiert. Dann darf man nur ein Oberteil anbehalten, ich zog also das mit den langen Ärmeln aus, darunter ein kurzärmeliges Hemd.

"Andersherum!" flüsterte mir eine Polizistin zu. "Moskitos!"

Tascheninhalt war abzugeben ...

Elsa und Pastor begleiteten mich auf meinem Barfussgang durch Regen und Matsch. Am Maschendrahtkäfig mussten sie anhalten. Ich wurde durch ein verschließbares Gatter zur Gemeinschaftszelle der Männer gebracht.

Stahltür auf, rein ins Halbdunkel – und ins Kloklima, Stahltür zu – hinter mir. Auf dem Betonboden Konturen von zwei Männern auf und unter Decken an der kurzen Seite, von drei Männern auf der längeren. Dort war noch was frei auf dem handtuchbreiten Streifen einer versifften Wolldecke, Platz zum Sitzen mit Rücken an der Wand, eine Hand abgestützt auf ziemlich kaltem Beton.

Das Kloklima stammte aus einer Nische, umgeben von oben offenen Mauern, ein kaputter Plastikeimer ohne Wasser auf einem Loch in einer Art hüfthoher Betonbank. Rechts oben ein stark vergittertes quer-längliches Fenster, ein ebensolches über der Tür, in dieser ein vergittertes Viereck.

Grosses Erstaunen über das weiße Gesicht in der Polizeizelle! Erst ‘mal fragte ich rund: zwei hatten geklaut, einer hatte jemanden gehauen, die beiden anderen konnten nur Shona. Ihnen wurde meine Geschichte übersetzt. Frage danach: Hast Du cash? Wenn wir John rufen, der lässt dich dafür raus! Hast du Zigaretten?

Falsche Frage: Zigaretten hatten sie eigentlich alle – aber keine Streichhölzer!

Die Tür macht Klunk! Zwei weitere Gäste kommen, man scheint sich zu kennen ...

Blick auf die Uhr: Wenn das so weiter geht, habe ich gut 12 Stunden in dieser Gesellschaft. Einer stemmt sich auf den Mauerwinkel der Klo-Nische. Von dort kann man wohl beobachten, was vorne im Polizeihof passiert.

18 Uhr: Die Tür wird geöffnet, wer das Glück hat, von Verwandten oder Bekannten versorgt zu werden, dem wird jetzt etwas durchs Gatter gereicht. Für mich der Moment, ein vorhersehbares kleines Problem abzustellen – eine Stange Wasser ins dunkle Loch.

Dann wird mein Name gerufen: Elsa mit einer Polizistin am Maschendraht. Der Pastor hat die die neue Konsulatschefin der Botschaft erreicht. Die ist erst seit kurzem im Amt, ihr Vorgänger ist vor zwei Wochen nach einem Herzinfarkt gestorben ...

Wieder Einschluss! Ich werde mich nicht ausstrecken können, der Boden knochenhart ... Eine Stunde ist um, da wird die Tür erneut geöffnet, mein Name wird wieder gerufen, diesmal von einer Männerstimme.

Draußen wartet unter einem Regenschirm der Chef der Polizeistation: “Mr. Schmidt – your Ambassador is here!” Neben dem Uniformierten patsche ich zurück zur Wache, und da steht der Dr. Albrecht Conze im hellen Sommeranzug, im Hof sehe ich den cremefarbigem Botschaftswagen mit Stander. “Mr. Schmidt – even bare-footed!” grinst er, und sagt dann noch: “Jetzt lassen wir den Zug in die andere Richtung fahren!” –

*tazara – tazara – tazara ...*

Es stellt sich heraus, daß der Botschafter mit seiner Frau nicht in der Chisipiti-Residenz wohnt (die mal wieder umgebaut wird), sondern ein Haus in Highlands gemietet hat. Auf dieser Polizeistation hat er seine Waffe registriert, dafür waren ihm hier die Fingerabdrücke abgenommen worden, und der Wache hatte er zu Weihnachten deutsche Kalender geschenkt – man kannte sich.

Die Vereinbarung: ich darf nach Hause, muss aber am nächsten Morgen (es ist genau der 25. Jahrestag unserer Ankunft in Zimbabwe!), Freitagfrüh zwischen 8:30 und 9:00, hier wieder antreten, um mit den anderen Insassen zum Gericht gebracht zu werden. Dort würde ich mich “schuldig” oder “unschuldig” bekennen können, darüber würde aber keine Entscheidung getroffen, sondern nur festgelegt, ob ich bis zur Eröffnung eines Verfahrens (so oder so) weiter in Polizeigewahrsam gehalten, oder mit oder ohne Kautions nach Hause gehen könnte.

Raphael & Mavis werden informiert plus Sylvia, die bei uns wohnende Theologie-Studentin. Sie sind am nächsten Morgen dabei, und auch Pastor Edinger ist erneut gekommen. Ich habe alle Unterlagen des C.-Falles dabei, auch eine Extra-Kopie meines Statements, das voriges Jahr dem Gericht vorgelegen hatte und das die Anzeigenserie als Erpressungsversuche der C. erkennen lässt.

Aber dann hatte sich die Polizei 'was überlegt. ...

Ein Inspektor, der am Abend zuvor und auch an diesem Morgen die Wache leitet, spricht intensiv auf Shona mit Sylvia und Rafael, die mir zwischendurch übersetzen. Nach seiner Einschätzung würde es wegen der vorliegenden Anzeige auf jeden Fall zu einem Gerichtsverfahren kommen, das ich nicht gewinnen könne: ich sei weiß, C. schwarz und Tochter eines Politikers! Außerdem: für ein Verfahren würde C. ausfindig gemacht werden müssen. Ihr würde erneut eine Chance eröffnet, mich wie zuvor mit ihren Anschuldigungen zu verfolgen. Es sei außerdem merkwürdig, daß die Anzeige, die doch im Zusammenhang mit ihren Erpressungsversuchen gestanden habe, nach dem für mich positiven Ausgang des Gerichtsverfahrens in der Mietangelegenheit (C. hatte 5 Tage nach Urteilsspruch auszuziehen), nicht geschlossen worden sei. Eigentlich sei, das wird nach gründlicherer Nachfrage klar, für unsere Adresse sowieso die Borrowdale-Polizeistation zuständig und nicht die in Highlands, aber – wieder so eine Andeutung – wollte ich wirklich den Fall dorthin zurück verweisen lassen? Von dort sei die Anzeige ja nach einem Jahr an eine Polizeistation weitergereicht worden, die den ursprünglichen Erpressungszusammenhang nicht gekannt hätte ... "fishy", denke ich, und das Zeitfenster wird immer knapper.

Schließlich einigen sich alle vor Ort versammelten Berater, einschließlich Elsa und Pastor Edinger darauf, ich sollte dem nur noch jetzt in dieser Polizeistation möglichen Verfahren folgen und 20 US-Dollar als "fine" zahlen sowie eine Schuldanerkenntnis unterschreiben. Damit würde der Fall endgültig "closed" – abgeschlossen, so der wachhabende Inspektor und, später, auch der "Member-in-Charge", der Chef der Polizeistation. Einer zweifelt, der alte Freund Raphael, ehemaliger Schulleiter und Ratgeber durch viele Konflikte in dieser fremden Welt, einschließlich des Konfliktes vor einem Jahr mit C.: Was passiert, wenn C. davon erfährt und – unter Verweis auf meine Schuldanererkennung – in einem neuen Verfahren Kompensation verlangt? Vor einem Jahr waren es zuerst 31.000, später 230.000 US-Dollar.

Ich erreiche am Handy einen anderen alten Bekannten, erst vor wenigen Tagen wieder getroffen: Prof. Reginald Austin, nach der Unabhängigkeit erster Dean der Faculty of Law an der Nationalen Universität. Er bestätigt, eine "civil Action" gegen mich bleibt möglich: "If you are guilty pay – if you are not guilty, don't pay!" Aber auch: Die besondere Situation im Lande lasse eine Voraussage für einen Prozeßausgang von nur "fifty / fifty" zu. Ein solcher Prozeß aber, abgesehen vom prognostizierten "fifty / fifty"-Ausgang, könnte sich über mehr als ein Jahr hinziehen ...

Ich werde in zwei Tagen 66 Jahre alt ... Das Zeitfenster schließt sich, ich entscheide mich gegen meine Überzeugung, zahle 20 US-Dollar und unterschreibe das Eingestehen einer Schuld für eine Tat, die nie stattgefunden hat und die in jedem fairen Prozeß als erfundene Behauptung für einen Erpressungsversuch nachzuweisen wäre.

Case closed? ... Dein besorgter Alter

Genau eine Woche nach meiner Festnahme und der durch den deutschen Botschafter erwirkten Freilassung aus einer Polizeizelle, stellen wir am Morgen des 11. März 2010, einem Donnerstag, fest: im Haus ist über Nacht eingebrochen worden!

Auf dem Weg vom Trakt der Schlafzimmer, der nachts zum Flur hin abgeschlossen ist, die ersten Spuren: ein Fenstergitter liegt auf dem Parkett vor dem offenen Wandschrank rechts neben der Tür zur Küche. Daraus gestohlen: zwei elektrische Bohrmaschinen, eine elektrische Säge.

Das Fenstergitter weist auf den Weg der Einbrecher ins Haus, es wurde am großen Fenster zur Lounge entfernt, offenbar herausgebohrt, nachdem durch ein kleines in die Scheibe geschlagenes Loch der Innenhebel des rechten Fensters geöffnet worden war. Die mit einem Bewegungsmelder verbundene 100-Watt-Lampe hoch unter dem Außendach hat keineswegs abgeschreckt. Die Innen-Jalousie ist auf dieser Seite für den Einstieg hochgezerrt. In der Lounge offenbar nichts entfernt, nichts zerstört, alle neu angeschaffte Elektronik, TV, DVD etc. hatten wir nach einem Einbruch vor etlichen Jahren in den Schlaftrakt verbracht. Der ist auch diesmal unberührt geblieben.

Dafür im Speisezimmer: alle Schränke und Schubladen geöffnet, die Tellerstapel fehlen, ein Toaster auch. In der angrenzenden Küche ebenfalls alle Schränke und Schubladen offen, so auch der Kühlschrank. Aus Küche und angrenzender Pantry fehlen alle Stahl-Kochtöpfe, alle Küchenmesser, ein zweiter Toaster, der elektrische Wasserkessel, eine Wanduhr, Lebensmittel, Getränke. ...

Dann die Schrift an der Wand, wie sich später herausstellt mit einem Stück Schokolade in großen Lettern angemalt:



Foto: KJS

“PASS AUF – ICH KOMME ZURÜCK”

Die Tür zum Außenraum steht offen, von dort wurde der große Kühlschrank mit unterem Tiefgefriereteil samt Inhalt weggeschafft. Und draußen stellt sich heraus, auf welche Weise: Die Schlösser des Carports sind aufgebrochen – unser Toyota Landcruiser fehlt. Auf dem Boden Glassplitter, die Rekonstruktion ergibt: erst wurde eine kleine Scheibe eingeschlagen, dann wurde der schwere Wagen herausgeschoben, alle Sicherungen des Lenkrades müssen zerstört, die elektrischen Kabel später auf der Straße kurzgeschlossen worden sein, denn die Autoschlüssel befinden sich noch im Haus.

Zwei Schlösser des Haupttores zum Grundstück wurden überwunden, eins wohl mit einem Bolzenschneider, eines möglicherweise durch geschickte Manipulation.

Das schwere eiserne Rolltor wurde zugeschoben hinterlassen. Der Schlaf von fünf Menschen auf dem Grundstück blieb ungestört, unser alter Hund verschlief ebenfalls alles. Naison, unser Gärtner, sowie Sylvia und ihr Mann Denford – beide wohnen schräg

gegenüber der Außentür, durch die der Kühlschrank abtransportiert wurde – glauben, daß sie als auch Elsa und ich durch in die Schlafzimmer geleitete Chemikalien in Tiefschlaf versetzt wurden. Das sei eine inzwischen übliche Methode. Im Haupthaus und an einer Außenmauer meines (unangerührten) Büros finden wir zwei lange, ineinander steckbare Röhren. Sie könnten zu diesem Zweck wie ein Blasrohr verwendet worden sein. Die schwarzen Rohrstangen erinnern an Teile von hochwertigen Angelruten. ...

Pastor Edinger, telefonisch alarmiert, kommt mit seinem Wagen und veranlasst, daß uns vorübergehend ein kleiner VW seiner Familie zur Verfügung steht. Raphael und Mavis Gwena sind auch bald da, zusammen mit Sohn Munyaradzi, der gleich in Telefonkontakt mit seiner „Car-Tracking“-Firma versucht, die Spur des gestohlenen Fahrzeuges aufnehmen zu lassen. Wie das gehen soll, ohne daß im Landcruiser die entsprechende Elektronik versteckt ist? Die Banden professioneller Autodiebe seien bei der Polizei und auch bei seiner Firma durchaus bekannt, erfahren wir. ...

Aber es können keine professionellen Autodiebe gewesen sein:

Am folgenden Sonntag, 14. März, erscheint bei uns ein Constable der Borrowdale-Polizeistation. Die ist durch einen Telefonanruf der Polizei in Mazowe (knappe Stunde Autofahrt von Harare) informiert worden, der Landcruiser sei dort in der Gegend im Busch gefunden worden. In Pastors Auto mache ich mich mit Elsa, Denford und Naison auf den Weg.

Die erste Auskunft ist ernüchternd. Alle Räder und die Batterie seien nicht mehr da. Um die *dust-road* zu bewältigen brauchen wir einen größeren Wagen.

Mit einem Polizei-*pick-up* fahren wir zur nächsten Tankstelle, und ich kaufe Benzin. Es geht durch den Wald zur anderen Seite der Staumauer von Mazowe, dann noch etwa acht Kilometer langsam bergauf über den schlecht zu befahrenen Sand- und Schotterweg, der nach vielleicht vierzig Kilometern in Domboshava endet. Wir haben gerade Felder von Sandhaufen passiert, der Aushub von Kleinstminen zum Teil illegaler Goldsucher, da sehe ich – auf der Ladefläche stehend – links, etwa 200 Meter entfernt im Grün von Gras und Bäumchen die schiefe weiße Kontur unseres Landcruisers.



Foto: KJS

Wir laufen hin: da ruht er auf dem Bauch, die Stümpfe seiner Beine in Löchern, die gegraben wurden, um die Räder zu lösen. Am vorderen Kotflügel, zur Straße hingewandt, seltsamerweise das Warndreieck. Die begleitenden Polizisten sagen, genauso hätten sie in der Nacht von Freitag auf Samstag das Fahrzeug vorgefunden – nach dem Mobilphone-Anruf einer unbekanntenen Person, die den Wagen angeblich im Vorbeifahren gesichtet habe.

Es riecht nach Diesel, das offenbar über Teile der Karosserie geschüttet wurde ... um den Wagen anzuzünden? Es war an der unteren Tankschraube abgelassen worden, etwa 50 Liter müssen noch drin gewesen sein. Hatten die Tanks dabei? Ein zweites Fahrzeug?

Der Kühlschrank und all das andere Diebesgut müssen vorher ab- oder umgeladen worden sein.

Hier kann man nur landen, wenn man sich hier auskennt.

Zwei junge Männer sind inzwischen herangekommen, sie wohnen in Hütten, von denen sie in der Nacht zum Donnerstag morgens gegen vier Uhr ein Autogeräusch gehört haben wollen. Sie haben nicht nachgeschaut! Der Wagen war wohl noch ein Stück gefahren auf diesem Waldweg, der etwa 100 Meter weiter an einer Abbruchkante zu den Goldfeldern hin endet. Die Diebe müssen kehrngemacht und wieder Richtung *dust-road* gefahren sein.

Dann stoppten sie, um Räder, Batterie, Verteiler abzubauen, und um dann den Wagen anzuzünden. Als sie merkten, daß sich Diesel nicht ohne weiteres anzünden lässt, kam einer auf die Idee, das Warndreieck vorne an den rechten Kotflügel zu stellen – warum?

Als weitere Drohgebärde?!

Die Polizei hilft, zwei junge Männer aus der Gegend als Wachtposten auszusuchen, Denford verhandelt mit ihnen die Konditionen. Sie werden bis zum nächsten Mittag auf uns am Wagen warten. Sie haben sich Äxte besorgt, als wir Montagmittag mit einem *Recovery-Team* der TOYOTA-Werkstatt von Mike Harris zurückkehren. Auf einem Werkstatt-*pick-up* haben sie schweres Hebegerät, vier passende Räder sowie die entsprechenden Schrauben und Abschlepp-Teile mitgebracht.

Schwerer Regen hat über Nacht den Boden aufgeweicht, aber zugleich den armen alten Landcruiser sauber gewaschen. Bald steht er auf geliehenen Beinen, zuckelt an einer Eisenstange hinter dem *pick-up* her, bis zu seiner Einlieferung im „Hospital“ bei Mike Harris an der Lomagundi Road in Harare.

Zeit zum Nachdenken!

Hatte das eine etwas mit dem anderen zu tun gehabt? Der Einbruch mit der wirren Anzeigen-Kampagne jener jungen Afrikanerin, der Elsa nach vier Jahren ein zweites Mal erlaubt hatte, auf unserem Grundstück zu wohnen?

Beim ersten Mal, unsere Tochter war abgereist, hatte sie in deren Zimmer gewohnt. Eine Bibel-Leserin, ohne Familien-Kontakt, kaum Bekannte oder Freunde, angestellt als Verkäuferin bei der Filiale einer französischen Kosmetik-Kette in Harare, freiberuflich hier und da tätig als Kosmetik-Beraterin bei Schönheitswettbewerben oder Hochzeiten. Ihr Traum ist ein eigener Kosmetik-Salon, ein, wie ich es bald empfand, seltsamer Konflikt zwischen Extro- und Introvertiertheit.

Eines Tages erfahren wir, dass sie ihren sicheren Job gekündigt hat, *L'OREAL* Paris habe ihr einen Job zugesagt. Wir gratulieren. Nach zwei Monaten wird es spärlich mit der sowieso äusserst geringen Mietzahlung; als diese ganz ausbleibt, erkundige ich mich nach dem Stand der Dinge: Reisepass? Visum?

Ich bekomme die »Job-Zusage« aus Paris zu sehen: Es ist die automatisierte Bestätigung des Eingangs ihrer Bewerbungsmail an *L'OREAL*.

Schliesslich wird klar, dass die junge Frau nur noch Bibel liest und sich ausschliesslich durch die finanzielle Hilfe eines Bruders in den U.S.A. über Wasser hält; es wird auch

klar, dass sie aus undurchsichtigen Gründen mit dem Rest der Familie in Zimbabwe längst gebrochen hat. Diese Familie ist jedoch, so erfahre ich auch, in der politisch-bürokratischen Klasse des Landes sehr weit oben angesiedelt. Mit ihrem Einverständnis helfe ich ihr schliesslich, in ein Heim für katholische junge Frauen umzuziehen, das sie sich ausgesucht hat und dessen Kosten angeblich von ihrem Bruder getragen werden. Sie ist bald darauf aus unserem Leben verschwunden.

Vier Jahre später überzeugt sie Elsa, ihr eine zweite Chance zu geben. Ihr altes Zimmer in unserem Haus ist belegt durch eine afrikanische Theologie-Studentin, um deren Aufnahme der deutsche Pfarrer gebeten hat. Gegen eine abermals geringe Mietzahlung akzeptiert sie, in das auf dem Grundstück leerstehende, ehemalige Verwaltungsbüro von Radio Bridge Overseas einzuziehen. Elsa versorgt sie mit Bettzeug, Teppich, Gardinen, Küchen-Utensilien.

Es dauert eine Weile, bis uns klar wird, dass sie gar keinem Brot-Beruf mehr nachgeht. Darauf angesprochen, hören wir Geschichten, die sich schnell als erfunden herausstellen. Es kommen Zeiten, in denen wir besorgt an ihre Tür klopfen, weil eine ganze Weile Lebenszeichen ausgeblieben waren. Wir bitten afrikanische Freunde, schliesslich sogar eine kooperative Beamtin des kommunalen Polizeidienstes, mit der jungen Frau zu sprechen. Da beginnt bei ihr – wie ich es heute sehe – der Umschlag von Apathie in Hass, der sich zunächst in schriftlichen Verlautbarungen auf extreme Weise gegen Elsa richtet und sich schliesslich mit einer Welle von Anzeigen bei mehreren Polizeidienststellen und beim Geheimdienst auf mich, ihren Vermieter, konzentriert.

Auf Englisch wird ein Vermieter »land-lord« genannt, Hinweis darauf, wer »oben« und wer »unten« wohnt? ...

Cathrine M.'s Versuch, uns kurz vor einer lange geplanten Europa-Reise zu finanziellen Leistungen zu erpressen, scheitert vor Gericht: Nicht ich, der Weisse, sondern sie wird – zu ihrer Verblüffung (und auch zu meiner!) – von einem schwarzen Richter verurteilt, innerhalb einer Woche unser Grundstück zu verlassen.

Als dies während unserer Abwesenheit geschieht, nimmt sie mit, was Elsa ihr für Wohnung und Küche zur Verfügung gestellt hat.



Foto: KJS

Als Wächter versagt: am Fenster zu unserer Heimat in der Fremde.



Der Blick auf die Fremde: gewöhnungsbedürftig, jetzt in der neuen Heimat.



Foto: KJS

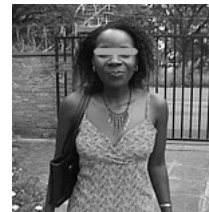
Und ich? Unbeschwert zurückgekehrt – in die Heimat? ...  
Diese Erfahrung verharret in meinem Kopf als – ja als was? – als Niederlage?  
Als Scheitern des Versuchs, Heimat in der Fremde zu finden!

Erst beim Durchgehen der alten Aufzeichnungen in früheren Kapiteln dieses Buches sind mir plötzlich Parallelen bewußt geworden. ...

### DER KREIS SCHLIESST SICH (3)



< Joseph M. aus Kenia war Untermieter bei uns in Deutschland gewesen.  
Cathrine M. war Untermieterin bei uns in Zimbabwe. >



Fotos: KJS

**Für beide verkörperten wir offenbar  
das ersehnte, doch unerreichbar Fremde.**

Und ich erinnere mich an das Gedicht des Liberianers Roland Tombakai Dempster:

*Ich bin nicht du -  
doch du willst mir  
nicht meine Chance geben,  
willst mich nicht ich sein lassen.*

*"Wenn ich du wäre" -  
jedoch du weißt:  
Ich bin nicht du,  
und doch willst du  
nicht, daß ich ich bin.*

*ICH VERSTEHE DIE TROMMEL NICHT MEHR, dtv, München, 1984)*

Haben wir beiden die Chance verweigert, sie SIE sein zu lassen?

Als Untermieter?

Im Frühjahr 2013 kommt zum 33. Mal eine Kirchendelegation aus Südafrika zu Partnern in unseren norddeutschen Kirchenkreis.



Viel unterwegs sind die Besucher aus Pretoria: Hier stärken sie sich in der Suppenküche.

Stüben

## Zur Stärkung einen Teller Suppe

Gruppe Südafrikaner auf Rundfahrt durch den Kirchenkreis

**Nienburg.** Seit Freitag ist der Besuch aus Pretoria (Südafrika) da. Seitdem sind die neun Gäste unterwegs im Kirchenkreis Nienburg, um sich anzugucken, wie Kirchenarbeit in Deutschland so läuft. Eine der ersten Veranstaltungen nach der Einquartierung bei den Gastfamilien war der Besuch der Suppenküche im Gemeindehaus der Nienburger St.-Michael-Gemeinde. Dort gibt es einmal im Monat ein Essen für alle In-

teressierten. „Meist kommen ältere alleinstehende Frauen, die die Gesellschaft mögen“, sagt Superintendent Martin Lechler.

Es gab Erbsensuppe. Und die Frauen – auch ein paar Männer sind jedes Mal dabei – freuten sich sehr über den Besuch aus Afrika, besonders Suppenküchenleiterin Erna Weber hatte sichtlich Freude daran, den Südafrikanern einen Teller der norddeutschen Spezialität auf-

zufüllen. Den Gäste schien der Eintopf zu schmecken, zumindest waren alle Teller am Ende leer, als es weiterging zu einem ausgedehnten Weserspaziergang.

Die Gruppe aus Südafrika ist noch bis zum 12. Mai im Landkreis unterwegs. Und jeden Tag steht eine ganze Menge auf dem Programm. Da werden die Gäste viel zu berichten haben, wenn sie wieder nach Pretoria zurückgekehrt sind.

551

Irmtraut und Walter Thomfohrde, nachbarschaftliche Gemeinde-Aktivisten und Herbergseltern für zwei Frauen der Delegation, motivieren uns, einen halben Tag bei deren Annäherung an norddeutsches Leben dabei zu sein:

Besuch auf einem ökologisch und ökonomisch selbstbestimmten Milchbauernhof, Einführung in Betrieb und Geschäft einer regionalen Landwirtschafts-Kooperative, Vortrag und Diskussion zu Bedingungen von deutscher Nahrungsmittelerzeugung.

Kaum einer der Gastgeber registriert, daß alle Delegationsmitglieder zwei-, sogar dreisprachig sind: Englisch, Zulu, Setswana. Der betreuende deutsche Pastor, selber während vieler Jahre in Südafrika seelsorgerisch tätig gewesen, übersetzt – schweißereibend – deutsch-englisch-deutsch, gelegentlich können wir helfen. Die zweite Sprache einiger Gastgeber hier erschöpft sich in: Platt.

Trotz sprachlicher Hemmnisse lassen sich mindestens drei Delegierte nicht entmutigen bei der Erkenntnissuche in der Fremde. In ihren Fragen und Beiträgen sortieren sie rasch aus, was für ihre südafrikanische Lebensrealität von Relevanz ist und was nicht.

Ich bin beeindruckt, und ich bin geneigt, den Dichter aus Liberia zu revidieren:

*Ich bin nicht du -  
doch du gibst mir  
die Chance,  
ich ich sein zu lassen.*

Wäre es doch so einfach ... Gedichte umzuschreiben.

Wäre es doch so einfach ... kulturelle Eigenheiten anzupassen.

Einer aus der deutschen Kultur-Szene versucht es. In den „Märchenhütten“ des Berliner Monbijouparks saß im April 2013 auch Tom Tykwer auf dem Podium.



[jour-fixe.tumblr.com/](http://jour-fixe.tumblr.com/)

Ein neuer Film aus Tom Tykwers Afrikaprojekt war Anlaß für Freund Klaus von Freyhold gewesen, uns im April 2013 in's Bremer Kommunalkino zu scheuchen.

Titel: „*Something Necessary*“

Inhalt: Die Kenianerin Anne hat bei den Unruhen zu den Präsidentschaftswahlen 2007 alles verloren, ihr Mann ist tot, der Sohn schwer krank und ihre Farm zerstört. Bei ihrem Kampf zurück ins Leben begegnet sie dem jugendlichen Kriminellen Joseph, der an den Ausschreitungen beteiligt war.

Zum Zeitpunkt der Bremer Vorführung stand in Kenia unmittelbar eine neue Präsidentschaftswahl bevor. Als Präsidentschaftskandidat hatte sich wieder jener Politiker aufstellen lassen, dem der Internationale Gerichtshof wegen Anstachelung zur Gewalt im Jahr 2007 den Prozeß machen will.

Nach der Vorführung stand vor der Leinwand im Bremer „City 46“ auch die kenianische Hauptdarstellerin Susan Wanjiru für Auskünfte zur Verfügung. Doch aus dem Publikum wurden hauptsächlich die Vertreter der deutschen Mentoren konfrontiert mit der Frage nach deren dominierenden Einfluß.

Damit hatte sich auch Tom Tykwer schon auseinanderzusetzen:

*Wie kann man verhindern, daß man nicht doch als weißer Schlaumeier daherkommt?*

*Tom Tykwer: »Indem man die Klappe hält. Ich halte einfach die Klappe, wenn es um ästhetische Entscheidungen geht. Ich sage nur etwas, wenn ich gefragt werde. Da muß ich dann auch manchmal die Zähne zusammenbeißen und etwas, was ich eigentlich grauenhaft finde, so stehen lassen. Aber das ist unser eisernes Prinzip: Es geht darum, daß diese Menschen ihre eigene Sprache formulieren und ihre eigene künstlerische Perspektive entwickeln können.«*

[www.berlin.de/kultur-und-tickets/nachrichten/2751247-2154924-tom-tykwer-zu-afrikaprojekt-ich-halte-ei.html](http://www.berlin.de/kultur-und-tickets/nachrichten/2751247-2154924-tom-tykwer-zu-afrikaprojekt-ich-halte-ei.html)

Schon mal beeindruckend.

Tom Tykwer, Produzent und Regisseur von Publikums-Erfolgen im Nordkino („*Das Parfum*“, „*Cloud Atlas*“) erlebte ich in den „Märchenhütten“ als einen nachdenklichen Kulturforscher.

Offensichtlich hat sein Afrikaprojekt für ihn ein paar Fragen hinsichtlich authentischer Kreativität aufgeworfen. Die sei, so Tykwer auf dem Podium, leider kaum noch an erlebter eigener Erfahrung orientiert, sondern geprägt von den Erfolgen internationaler Produktionsvorgaben. Für ihn stelle sich die Frage, ob und wie sich authentische Lebenserfahrung überhaupt noch in der Darstellung afrikanischer Kulturäußerung manifestiere.

Dies war der Moment, der mich an ein grünes Buch erinnerte, das mir von einem Afrika-erfahrenen Freund zu Beginn meiner eigenen Medien-Arbeit in Afrika empfohlen worden war. In den „Märchenhütten“ des Berliner Monbijouparks gab ich den Tipp weiter an Tom Tykwer. ...

Der Autor, Christoph Staewen, - [de.wikipedia.org/wiki/Christoph\\_Staewen](http://de.wikipedia.org/wiki/Christoph_Staewen) – war ein deutscher Arzt für innere Medizin, Psychiatrie, Neurologie und Psychotherapie. Im Jahr 1964 unternahm Staewen eine Studienreise ins Tibesti-Gebirge im Tschad. In den Folgejahren arbeitete er als Allgemeinarzt in Niger, Kongo und Tschad.

Im Auftrag des Entwicklungshilfeministeriums und des Ministers Erhard Eppler sollte Staewen Anfang der 70er Jahre im Tibesti-Gebirge in der Stadt Bardai eine Krankenstation aufbauen. Im Jahr 1974 wurde er dort zusammen mit der französischen Archäologin Françoise Claustre und dem französischen Entwicklungshelfer Marc Combe als

Geisel gefangen genommen. Damals griff eine von Hissène Habré angeführte Rebellen-  
gruppe die Stadt Bardaï an, eine Kleinstadt mit 1500 Einwohnern im Nordwesten des  
Tschad. Bei dieser Aktion, die internationale Aufmerksamkeit erregte, kamen mehrere  
Menschen ums Leben, u.a. auch Staewens seinerzeitige Ehefrau Elfriede.

Bei den Yoruba in Südwest-Nigeria war Staewen zwei Jahre mit wissenschaftlichen  
Untersuchungen zur Frage der Entwurzelung im Kulturwandel beschäftigt.

Im Vorwort des Buches, das mich nach Afrika begleitete, schrieb der Verfasser:

*Für alle diejenigen, die auf irgendeine Weise mit Hilfsvorhaben für Afrikaner  
beschäftigt sind, die über einen kurzen Einsatz (z.B. Transportbegleitung) hinausgehen,  
ist es entscheidend wichtig, deren Kultur kennenzulernen. Denn naturgemäß schlägt sich  
eine Kultur im Wesen der Menschen nieder, die aus ihr hervorgehen. Es ist von großer  
Bedeutung, zu erkennen, daß eine Kultur – hier die afrikanische –, ohne daß sie irgend  
etwas Minderwertiges enthielte, in der Konfrontation mit den Erscheinungsformen einer  
anderen Kultur und Zivilisation – hier der europäisch-abendländischen – allmählich ihre  
Kraft einbüßen und ihre Mitglieder einer tragischen Verunsicherung und Verwirrung  
überantworten kann. ...*

Mein persönliches Exemplar des Staewen-Buches war mir bald abhanden gekommen.  
Aus dem Nachlaß von Deutschen hatten sich in den Ecken eines Versammlungsraums der  
lutherischen Kirchengemeinde zu Harare Berge deutschsprachiger Bücher angesammelt,  
die es für eine Weitergabe, z.B. an die Bibliothek der „Zimbabwe-German Society“,  
durchzusehen galt. Dort fand ich das grüne Buch wieder, mit meinem Namen darin, aus  
dem Nachlaß jener Person, der ich es wohl vor einem Vierteljahrhundert geliehen hatte,  
sie war ausgeleitet ... oder verstorben.

Auf den Seiten 38 und 39 fand ich nun eine Deutung dessen, was Joseph M. und  
Cathrine M. in der Konfrontation mit „den Erscheinungsformen einer anderen Kultur  
und Zivilisation“ widerfahren sein mochte.

*„Kulturelle und psychologische Bedingungen  
der Zusammenarbeit mit Afrikanern“*

*Christoph Staewen, 1991 / ISBN 3-8039-0391-2*

*Befinden sich Afrikaner in einer ernsten, langwierigen und quälenden Notlage, die ein  
Ausweichen nicht erlaubt, können sich leicht schwere seelische Schäden bis hin zur  
Psychose einstellen. T.A. Limbo – [en.wikipedia.org/wiki/Thomas\\_Adeoye\\_Lambo](http://en.wikipedia.org/wiki/Thomas_Adeoye_Lambo) – hat von 1952 -  
1954 eine Studie über soziale und gesundheitliche Probleme bei nigerianischen Studenten  
in Großbritannien und Irland erstellt und 1959 veröffentlicht. Dabei beschrieb er  
seelische Zusammenbrüche von afrikanischen Studenten, die sich in der Notlage befanden,  
einerseits ihre Studien nicht erfolgreich mit bestandenen Examina abschließen,  
andererseits aber auch nicht zu ihren Familien nach Nigeria zurückkehren zu können,  
weil damit ein schwerwiegender Gesichtsverlust für die ganze Sippe verbunden gewesen  
wäre (auch wenn es die Sippe meist nicht allein war, die das Studium und den Aufenthalt  
bezahlte, sondern „nur“ zusammengelegtes Geld zu einem staatlichen Stipendium zuge-  
schossen hatte). Während die auf einen Erfolg wartende Sippe durch falsche Nachrichten*

*und Ausreden hingehalten wurde, wechselten diese unglücklichen Studenten mehrfach das Studienfach und verelendeten allmählich; schließlich kam es zum Zusammenbruch. Oft lag auch schon der Entschluß, überhaupt nach England zum Studium aufzubrechen, im unrealistischen Wunschdenken seitens des Schülers oder der ganzen Sippe begründet, denn ein abgeschlossenes Universitätsstudium, besonders in Großbritannien, verhiß in Nigeria großes Prestige.*

*Die Analyse ergab, daß 25 % der untersuchten oder befragten nigerianischen Studenten (insgesamt befanden sich damals 4.000 – 5.000 in Großbritannien) seelisch oder psychotisch erkrankt waren.*

*R. Prince beschreibt ein „Brain-fag“-Syndrom bei nigerianischen Studenten, die in ihrem eigenen Land in einen Dauerkonflikt zwischen ungenügenden schulischen Fähigkeiten und Erwartungen der Familie geraten. Dieses Syndrom besteht aus einem gleichzeitigen psychischen und intellektuellen Versagen und geht mit mannigfachen vegetativen Störungen einher.*

*Lambo berichtet über ein weiteres, sehr viel schwereres Krankheitsbild, das er „Malignant anxiety“ (Bösartige Angst) nennt. Dabei handelt es sich um Ausbrüche von Angst, Tobsucht und Morden ritueller Färbung. Diese schwere Krankheit kann bei Afrikanern auftreten, die von Angst überwältigt werden und sich als Opfer bössartiger magischer Handlungen, also „verzaubert“ sehen. Wenn eine solche Person keinerlei Ausweg mehr sieht, sondern sich von den Kräften des Bösen eingekesselt erlebt, kann es zu einem solchen Ausbruch von „Malignant anxiety“ kommen.*

Wieder war es unterwegs gewesen, das grüne Staewen-Buch, wieder ausgeliehen, diesmal dem Freund Herbert Wenningmann, schon länger heimgekehrt aus seiner Arbeitswelt unterhalb des Äquators. Seine letzte Station war ebenfalls Zimbabwe gewesen.

Eine handschriftliche Notiz liegt zwischen den Seiten, als das Buch bei mir wieder eintrifft:

*Das Buch gibt ja manche Einblicke in die typischen Verhaltensweisen unserer schwarzen Brüder. Aber die Frage bleibt, ob es hilfreich und sinnvoll gewesen wäre, wenn man diese Kenntnisse schon vor der Ankunft im schwarzen Kontinent gehabt hätte.*

*Ich glaube eher, nicht unbedingt.*

[www.zeit.de/1974/26/tschad-weist-alle-deutschen-aus](http://www.zeit.de/1974/26/tschad-weist-alle-deutschen-aus)

*Tschad weist alle Deutschen aus*

*Fall Staewen führt zum Abbruch der Beziehungen – Entführter Arzt frei*

*21. Juni 1974, 7:00 Uhr*

*Die Republik Tschad hat die diplomatischen Beziehungen zur Bundesrepublik abgebrochen und alle Bundesbürger ausgewiesen, nachdem einheimische Rebellen über die Deutsche Welle zum Sturz der Regierung aufrufen durften. Der Kölner Sender hatte diesen Appell zur „Selbstbefreiung“ des Volkes auf Wunsch der Bundesregierung in französischer und arabischer Sprache ausgestrahlt. Diese Sendung und die Zahlung von 2,2 Millionen Mark hatten die Aufständischen für die Freilassung des entführten deutschen Arztes Christoph Staewen verlangt. Nach Erfüllung beider Forderungen wurde Staewen entlassen. Seine Frau ist an den Verletzungen gestorben, die sie bei der Gefangennahme am 20. April erlitten hatte.*

## TEIL 10

### DIE EMPATHIE-FRAGE (1)

*Empathie bezeichnet die Fähigkeit und Bereitschaft, Gedanken, Emotionen, Motive und Persönlichkeitsmerkmale einer anderen Person zu erkennen und zu verstehen. Zur Empathie gehört auch die Reaktion auf die Gefühle Anderer wie zum Beispiel Mitleid, Trauer, Schmerz oder Hilfsimpuls. Grundlage der Empathie ist die Selbstwahrnehmung; je offener man für seine eigenen Emotionen ist, desto besser kann man die Gefühle anderer deuten. Empathie spielt somit nicht nur in Bezug auf andere Menschen eine Rolle, sondern ist auch unter dem Aspekt der Selbstempathie bedeutsam.*


[de.wikipedia.org/wiki/Empathie](http://de.wikipedia.org/wiki/Empathie)

»TAZARA ... mit der Eisenbahn durch die Weltgeschichte« © KJS / 2009



Stationen 27, 28 & 29

— ratenco — ratenco — ratenco ...

 Mr. Le Carré, es wird Zeit, Sie bekanntzumachen mit Señor Eduardo Galeano, der ja selber Journalist ist. Señor Galeano wir bitten um Entschuldigung für die Unterbrechung! Da war Afrika in der Leitung, und während dieser ersten Nacht im Zug macht sich wohl schon eine gewisse Schläfrigkeit bemerkbar ... Sie sagten, unser Zug aus Afrika führe jetzt durch Lateinamerika ? ...

„... und ich hatte die Quiz-Frage gestellt: Was änderte sich, würde man ‚Lateinamerika‘ durch ‚Afrika‘ ersetzen?“

 Richtig, daraufhin hatte sich der Teilnehmer aus Simbabwe gemeldet ...

„Nun, mit Ihrem Zug ist das Umgekehrte passiert? Der afrikanische Fahrplan wurde durch einen lateinamerikanischen ersetzt. Und was ändert sich? Zunächst einmal die Geografie! Schauen Sie aus den Fenstern. Dort sehen wir gerade noch die höchsten Giganten der Anden, den schneebedeckten Tupungato, und dahinter den höchsten Gipfel der westlichen Hemisphäre, den Aconcagua, 6.958 Meter über dem Meeresspiegel. Und jetzt fahren wir ein in einen der längsten Tunnel der Anden-Region, in den Cumbre-Tunnel.“

— *ratenco* — *ratenco* — *ratenco* ...

„Achten Sie auf den Klang der Glocke! Sie ertönt in dem Moment, da wir etwa die Mitte des Tunnels passieren.“

— *ratenco* — *ratenco* — *ratenco* ...

„Jetzt!!“

— *ratenco* — *ratenco* — *ratenco* ...

„In diesem Moment befindet sich unser Zug im Herzen des Berges unterhalb einer Christus-Figur. Sie markiert über uns auf dem Berggipfel die Grenze zwischen Argentinien und Chile. Und eine Inschrift sagt ...“

*Eher werden diese Berge zu Staub zerfallen, bevor die Völker Argentiniens und Chiles den Frieden brechen, dessen Wahrung sie zu Füßen von Christus, dem Erlöser, geschworen haben.*

„Unglücklicherweise ist dieser Christus über uns auf dem Berg bloss aus Bronze — aus einer Legierung also mit mehr als sechzig Prozent Kupfergehalt. Stünde er nicht so abgelegen, wahrscheinlich wäre er längst geklaut. Seit ich die erste Fassung meines Buches veröffentlichte, haben einige Regierungen versucht, die ‚Offenen Adern Lateinamerikas‘ zu schliessen, sie verstaatlichten zum Beispiel Kupfer-, Zinn-, Silber-, Gold-Bergwerke — auch die Erdölförderung ...“



*Wie immer, wenn sich der Staat als Eigentümer des wichtigsten Produktes eines Landes erklärt, muss jedoch die Frage gestellt werden, wer der Eigentümer des Staates ist.*



**Señor Galeano — *con permiso!* Mit Ihrer Erlaubnis würden wir an dieser Stelle gerne noch einmal auf den Christus zu sprechen kommen, und auf einen Deutschen, der zu ihm ein besonderes Verhältnis fand. ...**




*Als Rudolf Augstein starb, sah man wieder wichtige Bilder aus seinem Leben: die seiner Verhaftung im Oktober 1962 und die seiner Entlassung Anfang 1963. Dazwischen lagen einhundertdrei Tage Untersuchungshaft wegen angeblichen Landesverrats.*




*Einhundertdrei Tage, in denen Augstein viel Zeit zum Lesen hatte. Ein Buch hatte ihn im Gefängnis besonders gefesselt: Albert Schweitzers ‚Geschichte der Leben-Jesu-Forschung‘. Dessen Abrechnung mit allen Versuchen, eine Biografie Jesu zu schreiben, weckte bei ihm die Frage: „Wer war dieser Jesus eigentlich?“ Er machte sich auf die Suche nach ‚Jesus Menschensohn‘ — und er fand heraus: ohne Kaiser Konstantin und die Vertriebskanäle des römischen Reiches wäre das Christentum eine kleine Sekte geblieben. Im klassischen Rom hatten die Astrologen und der Schachclub weit mehr Zulauf als die paar Christen mit ihrem merkwürdigen Kult. In Konstantin, der das Christentum im Römischen Reich als Staatsreligion einführte, sah Augstein einen ‚Skrupellosen‘, der „unter den vorhandenen Götterlehren das Christentum als Kitt für die gefährdete Weltmacht ausersah“. Der Bund ging, so Augstein, einher mit dem Verrat der urchristlichen Lehren.*

*Augstein war schon 1968 aus der katholischen Kirche ausgetreten. Anfang 2000 war er davon überzeugt, das die Kirche heute nicht mehr gebraucht wird: „In der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts spielt sie keine Rolle mehr“, sagte er. Allerdings müsse man zwischen den Kirchen und den Christen unterscheiden: „Ohne Christen wäre die Welt ärmer“. Daß Christen entsprechende Berufe wählten, Freizeit und Geld, manche sogar ihr Leben für ihren Glauben opferten, nötigte ihm Respekt ab ...*


 **„Das Abgründige“ habe Augstein fasziniert, haben wir schon gehört, „Menschen — halb gut, halb böse“. Einen nach John Le Carrés Façon? Einen wie Kissinger? Einen wie Judas? Bei seinen Bibel-Studien muss ihn das Widersprüchliche an dieser Verräter-Figur gereizt haben — und die Konsequenz: Ohne Judas — keine Kreuzigung! Ohne Kreuzigung — keine Auferstehung! Das Böse als Werkzeug zur Durchsetzung des Guten!**

„Das Gute verkleidet als das Böse? — Oder eher umgekehrt?“


 *In der geopolitischen Konzeption des Imperialismus ist Mittelamerika nichts weiter als ein natürliches Anhängsel der Vereinigten Staaten. Nicht einmal Abraham Lincoln, der auch die Annektierung dieses Territoriums erwog, konnte sich dem Bann der ‚offenbaren Bestimmung‘ der Grossmacht für die angrenzenden Gebiete entziehen ... 1912 erklärte der Präsident William H. Taft: „Der Tag liegt nicht fern, an dem drei Sternenbanner an drei gleich weit entfernten Punkten die Ausdehnung unseres Territoriums anzeigen werden: eines am Nordpol, das andere am Panamakanal, und das dritte am Südpol. Es wird zur Tatsache werden, daß die ganze Hemisphäre uns gehört, wie sie uns auch, dank unserer rassistischen Überlegenheit, moralisch schon jetzt gehört.“*

„Wissen Sie, die Ankläger des Henry Kissinger sollten aus der amerikanischen Justizgeschichte lernen: Auch grossen Haien kommt man mit einem zierlichen Fischmesser bei! Al Capone, genannt *Scarface* — ein Landsmann und Zeitgenosse von Ihnen, Mr. Rockefeller — wurde als Gangsterchef in Chicago der Mitwirkung an zahlreichen brutalen Bandenmorden beschuldigt, aber 1931 nur wegen nachweislicher Steuerdelikte


zu elf Jahren Haft verurteilt. Eine *Petitesse* in der Verfassung der Vereinigten Staaten ist das Verbot für Persönlichkeiten des öffentlichen Dienstes, ohne Zustimmung des Kongresses einen im Ausland verliehenen Adelstitel zu akzeptieren!"


 *No title of nobility shall be granted by the United States; and no person Holding any office of profit or trust under them, shall, without the consent of the Congress, accept of any present, emolument, office, or title, of any kind whatsoever, from any king, prince, or foreign state.*

„Übrigens darf sich auch kein Träger eines öffentlichen Amtes der Vereinigten Staaten von Amerika in den Dienst eines fremden Staates stellen ... Vielleicht ist dieser Hinweis von Nutzen bei der weiteren Suche nach Spuren, die Sir Heinz (Alfred Kissinger) im Gleisnetz der jüngeren Weltgeschichte hinterlassen hat.“

 Señor Galeano, wir bedanken uns für diesen Hinweis. ... Und vielleicht spielt ja auch noch die Frage eine Rolle, weshalb Queen Elizabeth II., Königin von Grossbritannien und Nordirland sowie Haupt des Commonwealth, überhaupt so viele mächtige U.S.-Amerikaner geadelt hat: neben Henry Kissinger unter anderen Norman Schwarzkopf, Colin Powell, Casper Weinberger, Ronald Reagan, George Bush (Senior), Rudy Giuliani, Alan Greenspan ...

„Aus welcher Quelle kommen solche falschen Anschuldigungen? Sie sollten wissen, daß es einen solchen Artikel in der Verfassung meiner Vereinigten Staaten von Amerika gar nicht gibt!“

 Nun, Mr. Rockefeller, jemand hat in der Tat den originalen 13. Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten verschwinden lassen, er wurde auf geheimnisvolle Weise ersetzt durch einen anderen Text, mit dem nach dem Bürgerkrieg die Sklaverei verbannt wurde.

 *Bis zum Jahr 2002 sah es so aus, als wäre diese Manipulation nie mehr nachzuweisen. Doch dann fanden Rechercheure im Bundesstaat Virginia ein Buch, das 1825 mit der Autorität des Kriegsministeriums veröffentlicht worden war. Es enthielt die ‚Militärgesetze der Vereinigten Staaten von Amerika‘, und angehängt war die Verfassung der U.S.A. von 1825 mit dem originalen 13. Zusatzartikel, der es Amtsträgern verbietet, durch einen ausländischen Staat Titel anzunehmen oder für ihn Dienste auszuüben. Das war seinerzeit für die Gründerväter offenbar von grosser Bedeutung angesichts von Versuchen der eben überwundenen britischen Kolonialmacht, Handlanger für deren Interessen in der ‚Neuen Welt‘ zu gewinnen. Solange nicht durch eine oberste Rechtsinstanz geklärt ist, wie und durch wen der Austausch der Texte erfolgte, und ob die Bestimmungen des alten Textes je durch einen Rechtsakt aufgehoben wurden, bleibt dieser Verfassungsgrundsatz in Kraft — mit anderen Worten, ein Zuwiderhandeln bleibt strafbar!*

„Woher kommen die Stimmen aus den Lautsprechern? Ich bestehe darauf, endlich zu erfahren, wer hier eine Art rollendes Gerichtsverfahren durchführen will!“

 **Señor Galeano, helfen Sie bitte Mr. Rockefeller weiter?**

„Wenn Sie, wie ich, gelegentlich aus dem Fenster schauen würden, Mr. Rockefeller, hätten Sie es schon erraten ...“

— *ratenco* — *ratenco* — *ratenco* ...

„Schauen Sie, hier auf der pazifischen Seite fallen die Anden viel steiler ab als auf der atlantischen Seite.“

— *ratenco* — *ratenco* — *ratenco* ...

„Von Caracoles nach Los Andes sind es bloss knapp einundsiebzig Kilometer, aber auf dieser Strecke geht es zweitausendsechshundertsechzig Meter in die Tiefe. Seit wir den Cumbre-Tunnel verlassen haben, macht die Bahnlinie also immer wieder relativ spitze Kehren — eine Meisterleistung der Ingenieure und der Bauarbeiter ... und ein Beispiel für überseeische Kapitalanlagen.


Vierhundertsechundsiebzig Millionen Liter Wein pro Jahr im argentinischen Mendoza brauchten einen Transportweg zur Pazifik-Küste. Die ist nur gute dreihundertzwanzig Kilometer entfernt, verglichen mit den weit über tausend Kilometern zum Atlantik

Argentinische und chilenische Finanzkräfte erlahmten bei der Mammutaufgabe, mit einem Schienenstrang die Anden zu überwinden.

Briten, nicht gerade bekannt als Weinliebhaber, formten in London ein Unternehmen, das in der ersten Dekade des vergangenen Jahrhunderts mit der Durchbohrung des Cumbre-Bergmassivs die Gleise der Transandine-Eisenbahnlinie von argentinischer und von chilenischer Seite zusammenführte.“

 **Señor Galeano, Sie wollten Mr. Rockefellers Fragen beantworten! ...**

„Nun, das muss noch zu Ende gebracht werden, denn tatsächlich befinden wir uns alle in einem Geisterzug — nicht nur weil er aus Afrika kommt, sondern weil Tunnel und Gleise in Wirklichkeit nur noch Schrott sind, zugeweht von Schneefeldern.

 Die Eisenbahnlinie war 1910 fertiggestellt worden, in den folgenden Jahrzehnten unterbrachen Kriege und Naturkatastrophen immer wieder den Verkehr, doch erst der Bau einer Hochstrasse über die Anden brachte dem Eisenbahngeschäft endgültig den Ruin.

Seit 1982 fährt auf diesen Schienen kein Zug mehr, und deshalb ist das, was ich Ihnen zeigen soll, Mr. Rockefeller, ein Albtraum.

Unser Geisterzug aus Afrika, er folgt hier auf der chilenischen Seite den engen Kurven des Transandine Railway.

Von jedem Fenster aus ist der Zug immer wieder fast in voller Länge zu sehen, also auch alle aneinanderhängende Waggons ...“

— *ratenco* — *ratenco* — *ratenco* ...

„Nun, Mr. Rockefeller, was haben jene rostbraunen da am Ende des blauen TAZARA-Expresses zu suchen?“

„Das sind ja Vieh-Waggons!“



Europe meets — Africa! — Latin America! — Asia! — Australia!

Keine Eisenbahn-Nostalgie mehr auf einem dieser Kontinente ohne Erinnerung an die rostbraunen Vieh-Waggons!

„ARBEIT MACHT FREI“!

Wir sind nicht die „Erste“, nicht die „Zweite“, nicht die „Dritte Internationale“, Genosse Trotzki!

Wir „Wissenden Stimmen“ sind auch nicht die „Vierte Internationale“, Mr. Rockefeller!

Hallo, Mr. Kissinger — wo immer Sie gerade einen Dreissigtausend-Dollar-Vortrag halten mögen ...

... wir sind die Geister, die Sie nicht mehr loswerden

... wir sind die Malträtierten des Ludlow-Massakers

... wir sind die Malträtierten des St. Petersburg-Massakers

... wir sind die Geister der Toten in Chile, im Kongo, in Indochina, im Irak ...

... wir sind die „Internationale der Malträtierten“

... mit Gastrecht in diesen Viehwaggons, gewährt ...

von Juden und von Christen ...

von Schwulen und von Kommunisten ...

von Gewerkschaftern und von Krüppeln ...

REGIE! FILM AB!



DER LETZTE ZUG 

Deutschland, Tschechien 2006

Verleih: Concorde Filmverleih GmbH

Regie: Joseph Vilsmaier, Dana Vávrová

Drehbuch: Stephan Glantz

nach einer Geschichte von Art Bernd

Darsteller: Gedeon Burkhard, Lale Yavas, Lena Beyerling,

Juraj Kukura, Sibel Kekilli

Laufzeit: 123 min

*Die Dinge ereignen sich, dann werden sie zur Geschichte. Von Historikern/innen wird Geschichte aus Quellen rekonstruiert. Geschichte wird aber auch in vielen Geschichten konstruiert, etwa von Dichtern und den Medien. Der Film „Der letzte Zug“ erzählt so eine Geschichte. Es ist die des letzten Judentransports von Berlin nach Auschwitz im April 1943.*

### DER HINTERGRUND

*In der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur von 1933 bis 1945 verantworteten die Entscheidungsträger und Funktionäre der Deutschen Reichsbahn, die dem Reichsverkehrsministerium unterstellt war, den Transport von mehreren Millionen Menschen in westeuropäische Durchgangslager und osteuropäische Ghettos, in Konzentrations- und Vernichtungslager, zu den Mordstätten in der Nähe der lettischen Hauptstadt Riga oder nach Minsk in Weißrussland.*

*Schätzungen zufolge wurden allein zwischen 1941 und 1945 etwa drei Millionen Menschen mit Zügen der Deutschen Reichsbahn in den Tod geschickt. In der Betriebsabteilung der Reichsbahn wurden die Fahrpläne für diese Transporte ausgearbeitet.*

*Die Deportationen erfolgten mit Sonderzügen und mit Waggons, die zum Teil auch an Züge des regulären Personenverkehrs angehängt werden konnten, je nach Umfang der zu verfrachtenden Menschen.*

*Die Reichsbahn legte den üblichen Fahrpreis von vier Reichspfennig pro Person und Schienenkilometer zugrunde, für Kinder wurde ein verbilligter Fahrpreis in Rechnung gestellt. Bei der Belegung eines Zuges mit mindestens 400 Menschen galt ein ‚Rabatt‘ von 50 Prozent. Die Kosten für den jeweiligen Transport wurden aus den konfiszierten Mitteln der Deportierten gedeckt.*

*Es war ein rentables Geschäft für die Deutsche Reichsbahn, da Juden aus ganz Europa verschleppt wurden, die weite Fahrwege zurücklegen mussten. 560 Kilometer Entfernung liegen zwischen Auschwitz und Berlin, etwa 1000 Kilometer zwischen Auschwitz und Frankfurt am Main. Zudem waren die Züge völlig überfüllt, 1000 bis 2000 Menschen wurden in den Waggons während eines einzigen Transports zusammengepfercht.*

*Der Transport erfolgte anfangs in Güter- oder Personenwagen, schließlich sogar in Viehwaggons ...*



**Diese Vieh-Waggons können von der Geschichte nie mehr abgehängt werden!**

**Wir arbeiten hier!**

**Wir machen uns frei!**

— ratenco — ratenco — ratenco ...

Was, bitte, hat das alles mit uns zu tun, Mädels?

Jetzt sollen da noch Viehwagen am Zug hängen, hoffentlich haben sie dafür nicht unseren Container aus Dubai abgehängt!



Wacht auf!

Wacht auf, — denn eure Träume sind schlecht!  
Bleibt wach, — weil das Entsetzliche näher kommt.

Auch zu dir kommt es, der weitentfernt wohnt  
von den Stätten, wo Blut vergossen wird,  
auch zu dir und deinem Nachmittagsschlaf,  
worin du ungern gestört wirst.  
Wenn es heute nicht kommt, kommt es morgen,  
aber sei gewiß.

"Oh, angenehmer Schlaf  
auf dem Kissen mit roten Blumen,  
einem Weihnachtsgeschenk von Anita, woran sie drei Wochen gestickt hat,  
oh, angenehmer Schlaf,  
wenn der Braten fett war und das Gemüse zart.  
Man denkt im Einschlummern an die Wochenschau von gestern abend:  
Osterlämmer, erwachende Natur, Eröffnung der Spielbank in Baden-Baden,  
Cambridge siegte gegen Oxford mit zweieinhalb Längen,  
das genügt, das Gehirn zu beschäftigen.


Oh, diese weichen Kissen, Daunen aus erster Wahl!  
Auf ihm vergißt man das Ärgerliche der Welt, jene Nachricht zum Beispiel:  
Die wegen Abtreibung Angeklagte sagte zu ihrer Verteidigung:  
Die Frau, Mutter von sieben Kindern, kam zu mir mit einem Säugling,  
für den sie keine Windeln hatte und der  
in Zeitungspapier gewickelt war.  
Nun, das sind Angelegenheiten des Gerichtes, nicht unsre.  
Man kann dagegen nichts tun, wenn einer etwas härter liegt als der andre.  
Und was kommen mag, unsere Enkel mögen es ausfechten."

Ach, du schläfst schon? Wache gut auf, mein Freund!  
Schon läuft der Strom in den Umzäunungen, und die Posten sind aufgestellt

Nein, schläft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!  
Seid mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben für  
euch erwerben zu müssen.  
Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mit  
der Leere eurer Herzen gerechnet wird!  
Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet!  
Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!

Hallo! Wir würden gerne wissen, warum wir jetzt schon seit einer Stunde nicht mehr fahren!

Brauchen wir dafür einen Kissinger oder die CIA?

 Sie hörten soeben das Schlussgedicht aus einem der bekanntesten deutschsprachigen Hörspiele. Die Ursendung von Günter Eichs Radiosendung „Träume“ am 19. April 1951 begann um 20.50 Uhr, etwas später als gewöhnlich, „weil man die Kinder schon in den Betten wissen“ wollte. Eine „mörderische Angelegenheit“ sollte es laut „Spiegel“-Vorbericht werden, und tatsächlich schien es dies für manche zu sein. Der Nordwestdeutsche Rundfunk in Hamburg erhielt wütende Telefonanrufe und Beschwerdebriefe: „Wir haben da eben Ihr Hörspiel gehört, von dem Eich. Kann man den Mann nicht einsperren?“

Fünf Szenen geben fünf Alpträume wieder. Die Szenen spielen je in einem der fünf Kontinente, und vor jeder wird in der nüchternen Sprache einer Nachricht von einem harmlosen Menschen berichtet, der den jeweils folgenden Albtraum erleidet. Im Zweiten Traum findet sich eine Menschengruppe in einem Viehwaggon auf einer nicht endenden Zugfahrt, in einer nicht endend wollenden Debatte darüber, wer für ihr Schicksal Verantwortung tragen mag.

*„Vermutlich werden die angenehmen Träume dieser Welt von Schurken geträumt.“*

Ist die Lok kaputt, oder was?

 Wir bauen um! Träumen Sie doch solange!

## DIE EMPATHIE-FRAGE (2)

### VIETNAM (1980)



Klaus Jürgen Schmidt  
LEBEN IM REISFELD  
Reportagen aus Vietnam, Laos und Kampuchea

Peter Hammer Verlag, Wuppertal, Deutschland, 1984  
ISBN 3-87294-245-X

### Aktion Schöne Wolke

Eine Filmarbeit in Vietnam und in Deutschland mit Freund Michael Geyer

Auf dem Hof der Fernsehstation von Ho Chi Minh-Stadt stehen zwei graue Übertragungswagen, die ich im Frühjahr 1980 sofort wiedererkenne: Vor zehn Jahren habe ich zusammen mit vielen Kollegen von Presse und Funk dafür gespendet, dass diese beiden in der Bundesrepublik ausrangierten, dann technisch überholten Schwarz-Weiss-TV-Mobile nach Nordvietnam geschickt werden konnten – ein Akt der Solidarität mit den vietnamesischen Kollegen damals. Zehn Jahre später wäre ohne die Solidarität vietnamesischer Fernsehkollegen unser Film nicht zustande gekommen: Schon am zweiten Tag unseres Vietnam-Aufenthaltes sind wir in einen schweren Verkehrsunfall verwickelt. Der klapprige VW-Bus des »Terres des hommes«-Zentrums war auf dem Weg von Ho Chi Minh-Stadt nach Vung Tau bei einem Ausweichmanöver mit einem Militär-LKW zusammengestoßen. Weil wir dicht gedrängt saßen, gab es nur Platzwunden und Prellungen, aber unsere Filmkamera war zerbrochen.

Das Fernsehstudio half uns aus – mit einer Kamera und mit einem Kameramann. Und als wir nach Rückkehr bei Radio Bremen feststellten, dass eine Filmrolle mit wichtigen Porträtaufnahmen fehlerhaft war, genügte ein Telegramm nach Ho Chi Minh-Stadt, wenige Wochen später erhielten wir Filmmaterial, das der Kollege Vo Cuong nachgedreht hatte – Grossaufnahmen von zwei jungen Vietnamesen, die als Kinder schwerverwundet in Bremen waren.

Eine Hand, die wieder arbeiten kann. Verstümmelt durch eine Granate, mit der die Kinderhand spielte ... vor dreizehn Jahren in einem Dorf im Mekong-Delta in Vietnam. Jetzt kann die Hand wieder fühlen, greifen, arbeiten. »Schöne Wolke« nannten Helfer von »Terre des hommes« die Luftbrücke, die Le Van To in eine deutsche Stadt verschlug, nach Bremen.

»To, woran erinnerst du dich in Bremen?«

»Ich erinnere mich in Bremen an das Krankenhaus. Ich erinnere mich an den Doktor, die Schwestern.«

»Wann warst du in Bremen?«

»Das war 70 – 1970.«

»Hast du da auch 'mal einen Winter erlebt?«

»Ja – schönen Schnee.«

Als To in Bremen, war, hiess diese Stadt noch Saigon. Jetzt sagen sie Ho Chi Minh-Stadt, geblieben sind die Spuren von dreissig Jahren Krieg und sozialer Zerrüttung.

Fünf Jahre haben nicht ausgereicht, mit allen Auswüchsen der alten Verhältnisse fertigzuwerden. Es gibt noch einen florierenden Schwarzmarkt, es gibt illegale Prostitution und arbeitslose Jugendliche.

Aus dieser Stadt stammen die meisten Menschen, die als *boat-people* aufs Meer gehen, als Flüchtlinge, in der Hoffnung, irgendwo wiederzufinden, was die Dollar-Schwemme möglich machte in der Zeit des Krieges.

Keine Chance wegzugehen haben die unmittelbaren Opfer dieses Krieges – Waisenkinder, Krüppel. Wie geht das neue Regime mit diesen Schwächsten der Gesellschaft um? Das wollten wir – fünf Jahre nach Kriegsende – im früheren Saigon erkunden – und trafen ihn: Le Van To – und seinen Freund Vo Suong, die beiden Jungen, die in Bremen waren.



Wir haben ihre Spur zurückverfolgt und ein Foto gefunden, das Vo Suong und To zusammen zeigt, 1971 beim Besuch eines südvietnamesischen Ministers im Evangelischen Johannisstift in Vechta – eine der Stationen für kriegsverletzte Kinder aus Vietnam.

Fragen an den damaligen Vorsitzenden von »Terre des hommes« / Deutschland, Dr. Christian Kingreen:

»Herr Dr. Kingreen, warum haben Sie damals die Kinder eigentlich rausgeholt aus Vietnam, statt sie da zu versorgen?«

»Weil wir den Eindruck hatten, dass die Kinder in Vietnam nicht ausreichend versorgt werden konnten, dass es besonders für schwerkranke Kinder in Vietnam, besonders auch in Saigon, eben keine Möglichkeiten der medizinischen Behandlung gab.«

Die »Aktion Schöne Wolke« brachte bundesdeutsche Bürger zum ersten Mal direkt mit Opfern des Vietnamkrieges in Berührung.

Gisela Arndt – damals Mitarbeiterin von »Terre des hommes« – erinnert sich:

»Die Kinder kamen in Decken eingewickelt aus dem Flugzeug, wurden sofort in zwei Krankenhäuser gebracht und dann erstmal ausgewickelt – Sachen gewaschen, entlaust, gekämmt. Sie kamen an wie eben Kinder aus dem Krieg kommen. Sie kamen stumm und taub – kann man ja sagen, nicht? – zu uns. Sie waren auch erstarrt. Die Kälte war es nicht, denn in dem Kinderkrankenhaus war eine gleichmässige Temperatur, aber sie wirkten trotzdem wie in der Kälte erstarrt. Und wir versuchten, sie aufzuwärmen – eben mit diesen leisen Berührungen. Man durfte auch nicht sie überfallen – das wäre schlimm gewesen. Es fing so an – zuerst war eine Totenstille im Saal, wo die siebzehn Kinder lagen. Sie konnten kommen, wann sie wollten – es war leise. Und nach drei Wochen war so ein zwitscherndes Geräusch – sie kennen ja die vietnamesische Sprache wahrscheinlich – dieses Zwitschern, das erfüllte den ganzen Raum.«

Zeichnungen der Kinder aus den ersten Wochen: Erinnerung an die Heimat spiegelt das Erlebnis des Krieges wider. Der Himmel gehört nicht den Vögeln, sondern Bombern aus Amerika. In späteren Zeichnungen – so berichten Betreuer – werden die Symbole des Krieges, Flugzeuge und Panzer, seltener. Neue Eindrücke in einem ganz und gar fremden Land nehmen die Kinder voll in Anspruch.

Erstes Weihnachtsfest für To 1970 in Vechta. Die Zeitung schreibt: »Sie bewahren unter ihren wenigen Habseligkeiten ein Konterfei Buddhas auf und sind begeisterte Anhänger der Beatles ... Doch wenn sie abends nach der gewohnten Fernsehstunde im Bett liegen, dann schleicht sich das Heimweh bei ihnen ein.«

Tagsüber Unterricht: Kontakte mit deutschen Kindern und Lehrkräften.

»Sie waren, Frau Kuper, selber Lehrerin hier in dieser Schule und haben Ende der Sechziger, Anfang der Siebziger Jahre erlebt, wie junge Vietnamesen – kriegsbehinderte hier zur Schule gingen?«

»Ja, das haben wir erlebt. Wir haben sie rein äusserlich erlebt im Unterricht, wie sie sich so langsam eingelebt haben. Am meisten Eindruck haben sie auf mich gemacht mit ihren Wunden, wenn Schwimmunterricht war. Dann – wenn man diese von Napalmbomben zerfetzten Körper, die so langsam wieder abheilten, sah – ich muss sagen, das kann ich bis heute nicht vergessen.«

»Ich war mit den Kindern so sehr verbunden als wenn es fast meine eigenen, oder verwandte waren. Sie waren sehr nett zu mir und fleissig und sehr wissbegierig, und ich glaube – ja dreimal, es kann auch viermal gewesen sein – sind die bei uns gewesen.«

Zu Kaffee und Kuchen eingeladen bei Frau Tapken in Vechta war auch Vo Sung – fast genau zwei Jahre nach seiner schweren Verletzung. Ein Bild zeigt, wie der Junge auf das deutsche Hospitalschiff »Helgoland« eingeliefert wurde, aufgesammelt aus einem Haufen Toter und Verwundeter, Opfer von Granatsplittern. Die Lazarett-Akte – Patient Nr. 10.440 – Vo Suong, 14 Jahre. Eingewiesen am 4. Januar 68 um 13.30 Uhr. Das erste Bild von diesem Gesicht machte der Fotojournalist Hilmar Pabel. Die Aufnahme wurde ausgewählt für die 3. Weltausstellung der Fotografie, Bild Nr. 176. Vo Suong hat den Katalog nie gesehen.

»Vo, woran erinnerst du dich in Bremen?«

»Im Krankenhaus.«

»Du bist im Krankenhaus gewesen?«

»Ja.«

»Wann?«

»1968.«

»1968 bis? Wie lange?«

»Bis 1973 zurück nach Vietnam.«

»Du hattest dort Kontakt zu deutschen Familien?«

»Ja – ungefähr alle sechs oder sieben Monate ein Brief von meinem Vater nach Vietnam geschrieben.«

»Dein Vater ist ein Pflegevater, ein Deutscher in Bremen?«

»Ja, er heisst Dr. Heinrichs – und jede Monat, oder jede drei Monate ich schreibe zu ihm in Bremen.«

»Herr Dr. Heinrichs, wie sind Sie eigentlich auf die Idee gekommen, und wie hat sich das dann verwirklicht, dass Sie einen jungen, verletzten Vietnamesen bei Ihnen hier in Fischerhude aufgenommen haben? Wie ist der Kontakt entstanden?«

»Das hat so begonnen, bei einem Mittagessen hier an dem Tisch, wo also unsere Kindern zusammen waren – das war 1967 oder 68 – las ich aus der Zeitung von einem Bombenangriff in Vietnam einen Bericht vor. Und die Schilderung der Folgen dieses Bombenangriffes löste solche Erschütterung eigentlich aus, dass mein zweiter Sohn, Tobias, ganz unvermittelt sagte, wir müssen eines von den Kindern hierher holen. Und wir haben dann wieder durch eine Pressenotiz, in der ich las, dass ein Doktor Merkle aus Stuttgart in Vietnam gewesen war – und diesen Doktor Merkle hab ich dann angeschrieben. Und es stellte sich dann heraus, dass er in der Tat dort gewesen war, er hatte das Lazarettschiff Helgoland – man hat das schon vergessen, dass es damals dieses Schiff gegeben hatte im Hafen von Da Nang – er hatte also dieses Lazarettschiff besucht, und in Verbindung mit diesem Doktor Merkle bekamen wir diese Fotografie von dem Jungen. Er war der erste Junge aus Vietnam mit derartigen Verletzungen, der nach Deutschland kam.«



Radio Bremen-Film: „Aktion Schöne Wolke“

»Sein verletztes Gesicht, hat ihm selbst das Probleme gemacht – hat Ihnen das auch Probleme gemacht und den Kontakt mit anderen Leuten erschwert? Erinnern Sie sich daran?«

Frau Heinrichs: »Ja, ihm hat es grosse Beschwerden gemacht, glaube ich. Er mochte sich nicht gerne zeigen. Auch später, wenn er bei uns zu Besuch war, hat er es erst nicht gern gehabt, wenn andere Menschen zu Besuch kamen. Und wir haben es auch erfahren, wenn Freunde kamen und so plötzlich konfrontiert wurden damit, dass sie richtig zurückschreckten.«

»Und er selbst hat auch darunter gelitten?«

Dr. Heinrichs: »Er hat sehr darunter gelitten, er war die ersten Monate, um nicht zu sagen die ersten zwei Jahre ausserordentlich scheu und verhalten. Er war nicht zu bewegen, von sich aus hier weiter herumzugehen – nur mit unseren Kindern in Begleitung nahm er Verbindung auf mit anderen. Und er war sehr scheu vor allem auch beim Essen, das ja eine ausserordentliche Schwierigkeit in den ersten Monaten war – eigentlich konnte er gar nicht essen. Er war ja mit diesen Verletzungen – und deswegen hatte man ja ihn auch hierher geschickt – nicht mehr lebensfähig.«

Im Zentralkrankenhaus St. Jürgen in Bremen ist Vo Suong von dem inzwischen verstorbenen Kieferchirurgen Professor Beck dreiundzwanzigmal operiert worden.

Als Assistenzarzt dabei – Dr. Klaus Stein:

»Das Problem war damals, ihm klarzumachen, was wir überhaupt mit ihm vorhatten, in welcher Form wir nun diese Verletzungen, die wir da versorgen wollten, nun ausheilen wollen. Als er dann gemerkt hat, dass nun doch in zunehmendem Masse der Defekt, der ihn ja nicht nur sehr entstellte, sondern auch funktionell bei der Nahrungsaufnahme ganz wesentlich behindert hat, langsam geschlossen wurde, dass er eben praktisch wieder ein normaler Mensch wurde, dann war das doch zunehmend so, dass wir Vertrauen hatten zueinander. Hinzu kam dann natürlich die zunehmende Möglichkeit der sprachlichen Verständigung.«



Radio Bremen-Film: „Aktion Schöne Wolke“

Für Vo Suong das Ende eine quälend langen Zeit der Rehabilitation.

Die Vorbereitung auf die Rückkehr nach Vietnam beginnt in Vechta, angeleitet durch eine Krankenschwester und eine Pädagogin aus Vietnam.

»Terre des hommes« hatte hier seit Anfang 1969 jene vietnamesischen Kinder zusammengeführt, die die Krankenhäuser verlassen konnten.

Ein paar Filmbilder haben gemeinsames Feiern festgehalten, an den Alltag kann sich im Johannisstift nur noch die Schneiderin Änne Kröger erinnern:

»Wie sind die denn dann so klargekommen mit dem Essen?«

»Ah, das war schön. Die haben hier in der Küche mittags ihr Essen gekriegt, nicht, und nun mochten die ja natürlich nicht so gern das deutsche Essen, verstehen Sie? Und dann abends kochten die für sich.«

»Sie selbst?«

»Sie selbst – mit der Fräulein Brunner, mit der Erzieherin.«

»Haben Sie das auch mal probiert?«

»Ah – ich wurde immer freitags wunderbar eingeladen – da hatte wir die Nähstube noch vorn im Büro, und dann kamen sie: Frau Kröger, das Essen ist fertig. Und dann hab ich ja gelernt, Reis mit Maggi, nicht? Die brauchten jede Woche diese Riesenflasche Maggi.«

»Zu Hause nehmen sie ja Sojasosse dafür.«

»Ja und darum heute, ich muss nur über Reis Maggi haben.«



Radio Bremen-Film: „Aktion Schöne Wolke“

Über Reis immer Maggi haben – eine liebenwerte Gewohnheit ist geblieben. Kleine Anekdoten erinnern an die Vietnam-Kinder – sonst sind im Johannisstift in Vechta fast alle Spuren verwischt. Ein Bild haben wir noch gefunden, das Vo Suong an dem Tag zeigt, an dem er seine Koffer packte. Frau Kuper erinnert sich:

»Die Kinder wollten bleiben, bis der Krieg aus war. Das hatten sie uns immer gesagt, und dann habe ich mit vielen Leuten gesprochen, die in der Nähe des Johannisstiftes wohnten, oder im Johannisstift beschäftigt waren, und die hatten die Schreie der Kinder immer noch in den Ohren, als die in die Busse geladen wurden und zurück mussten. Es hiess, die Regierung hatte verlangt, wenn ihr jetzt nicht zurückkommt, könnt ihr nie zurückkommen.«



Radio Bremen-Film: „Aktion Schöne Wolke“

Abschied nehmen von den Pflegeeltern, vom Zuhause in Fischerhude.

Dr. Heinrichs erinnert sich:

»Er wäre, so war damals unsere Beurteilung, eigentlich doch irgendwo immer ein Fremdling geblieben. Diese Überlegung war wohl ausschlaggebend.«

»Ist Ihnen das leicht gefallen? Ist ihm das leicht gefallen?«

»Das ist uns so schwer gefallen, es war ein entsetzlicher Abschied!«

Der Abflug nach Saigon: Auch Vo Suong hatte sich nur widerstrebend mit der Rückkehr abgefunden, Rückkehr in ein Land, in dem noch Krieg war.

Thu Duc – fünfzehn Kilometer von Saigon entfernt.

Im Frühjahr 1973 traf hier ein »Terre des hommes«-Team Vo Suong in den Werkstätten einer Jugendstrafanstalt! Nur weil westdeutsche Ausbilder hier arbeiteten, musste Vo Suong unter Straffälligen leben. Ein neues Zuhause fand Vo Suong erst zwei Jahre nach Ende des Krieges.

1977 heiratete er, die Tochter ist jetzt zwei Jahre alt. Das Gesicht ist immer noch nicht ganz ausgeheilt, zwei Operationen am Mund waren in diesem Jahr nötig.



Radio Bremen-Film: „Aktion Schöne Wolke“

Vo Suong lebt zusammen mit Le Van To im alten »Terre des hommes«-Zentrum. Auch To ist verheiratet, sein Sohn ist etwas mehr als ein Jahr alt.

Die Familien haben je einen kleinen Wohnraum und eine gemeinsame Küche im Freien unter einem alten Mangobaum.

Viele Zutaten zu den Mahlzeiten kommen aus einem kleinen Garten und einem Schweinestall auf dem Grundstück.

In der überfüllten Stadt fast eine Idylle.

Mit in diesem Quartier und ebenso bescheiden wohnt die Chefin, Dr. Mai Xuan, eine Ärztin aus Saigon, in den Jahren des Krieges bei den Truppen der Befreiungsfront. Jetzt hat sie im Auftrag des Sozialministeriums in Hanoi die Leitung des von »Terre des hommes« finanzierten Heims für unterernährte Waisenkinder übernommen.

Ebenso wie To hat auch Vo Suong seine Frau hier kennengelernt, beide Frauen sind als ausgebildete Kinderschwester in diesem Heim angestellt. 135 Fachkräfte versorgen 250 Säuglinge und Kleinkinder. Ein Foto zeigt das Mädchen Nguyen Thi Be zu, geboren 1978, aufgenommen am 31. März 1980. Damals wog die Kleine 6 Kilo, einen Monat später hatte sie schon 2 Kilo zugenommen.

Hochgepöppelt werden gesundheitlich gefährdete Kleinstkinder, die in den unzureichend ausgestatteten Waisenhäusern des Südens nicht die notwendige medizinische Versorgung finden können.

Ausserdem werden Babies aufgenommen, die von ihren Müttern nach der Geburt in den Krankenhäusern zurückgelassen wurden. Die Hilflosesten und Schwächsten einer mit Kriegsfolgen und Unterentwicklung kämpfenden Gesellschaft erhalten hier dank Spendenhilfe aus der Bundesrepublik eine gewissenhafte Pflege und damit auch wieder eine Lebenschance.

Mitversorgt werden von Dr. Mai Xuan querschnittgelähmte Jugendliche, in einer Baracke noch provisorisch untergebracht. Für Kriegsoffer, die aufgrund ihrer Verletzungen einer dauerhaften Behandlung bedürfen, besitzt Vietnam nur geringfügige Mittel und Möglichkeiten.

Die Menschen hier haben gelernt, zu improvisieren.

Die Baracke ist auch für einige Jugendliche ein neues Zuhause geworden, die in den Siebziger Jahren als »Terre des hommes«-Kinder in Bad Oeyenhausen an der Weser behandelt wurden. Sie warten wie viele andere Versehrten in dieser Stadt darauf, dass ein neues Rehabilitationszentrum fertiggestellt wird, das »Terre des hommes« / Deutschland als Musterprojekt für ganz Vietnam geplant hat und finanziert. Die Arbeiten auf der Baustelle brauchen Zeit. Fast alles geht mühselig mit der Hand. Und der Nachschub der Baustoffe aus Hong Kong ist langwierig und kostspielig. Das vietnamesische Sozialministerium ist nicht untätig geblieben. Es unterhält in Ho Chi Minh-Stadt ein eigenes Zentrum für Querschnittgelähmte, das aber den vielen Hilfsbedürftigen nicht gerecht werden kann. Aufgefallen ist uns, wieviel Mühe aufgewendet wird, den Menschen das Gefühl zu geben, dass sie nicht allein gelassen sind. So gut es die orthopädischen Werkstätten in diesem Zentrum schaffen, werden Amputierte und Gelähmte mit Prothesen und mit Stützapparaten versorgt. Die Warteliste ist lang. Wer nach Jahren quälender Behinderung wieder gehen und sich bewegen kann, ist schon privilegiert. Für die Herstellung von Prothesen und Schienen fehlt es in Vietnam an fast allen Voraussetzungen, über die die entwickelten Industriestaaten verfügen. Plastik und spezielle Metall-Legierungen müssten importiert werden. Aber sie sind zu teuer. So wird fast ausschliesslich Holz und Leder verarbeitet.

In der Werkstatt für orthopädisches Schuhwerk treffen wir überraschen einen weiteren jungen Vietnamesen, dessen Arbeit hier durch eine Ausbildung in der Bundesrepublik möglich wurde. Em Cam ist taubstumm. Eine Kriegsverletzung an den Beinen wurde von deutschen Ärzten geheilt. Als Em Cam aufgeschrieben wird, woher wir kommen, strahlt er, und dann zeigt er uns ein Papier, das er noch immer bei sich trägt:

»Bei entsprechender Unterstützung ... wird es Em Cam gelingen, ein qualifizierter Orthopädie-Schumacher zu werden ...«

Das hat ihm 1973 Hermann Drake in Mönchen-Gladbach bescheinigt. Hermann Drake erinnert sich:

»Wir sind dann die Sache so angegangen, wie es sich halt im Betrieb machen liess, und wir hatten den grossen Vorteil, dieser Junge gab seine Fähigkeiten so, seine Auffassungsgabe war sehr hoch, so dass wir im Grunde genommen nicht allzu viel dazu tun mussten. Wir haben dann wohl im späteren Ausbildungsbereich ihn etwas stärker auf die Bedürfnisse, die eventuell auf ihn zukommen könnten, ausgebildet und ausgerichtet. Wir haben also – wie gesagt – anfangs nicht verstanden, dass die Kinder wieder zurück mussten, haben aber dann im Nachhinein es für sehr gut empfunden, dass die Kinder hier nur eine

Rehabilitationszeit durchgemacht haben. Und er hat zwar sehr schwermütig den Abschied hier genommen – unsere Sorge war dabei sicherlich, dass wir sagte, Vietnam ist also noch sehr stark kriegsmässig aktiv, so dass also wir im Grunde genommen wieder nur ein Kanonenfutter dahin bringen, das wir ausgebildet haben.«

Fünf Jahre lang hat Em Cam mit fünfzig anderen vietnamesischen Kindern hier gelebt, »Friedensdorf Mönchen-Gladbach« hiess das damals. Initiator war Helmut Göbels:

»An Em Cam erinnere ich mich nicht nur sehr lebhaft, sondern auch sehr gerne – sehr lebhaft, weil er zu den Kindern zählt, die von Anfang an – also von 1969 bis 1973 – hier waren, ausserdem eben sehr gerne, weil sich in der Zeit der Betreuung immer wieder herausgestellt hat, dass Em Cam von besonders freundlichem und liebenswertem Wesen war.«

Zwei Monate sind wir zurück aus Vietnam, da trifft ein Brief ein – Em Cam hat geheiratet. Auf den Hochzeitsbildern entdecken wir unter den Gästen auch Dr. Mai Xuan und Vo Suong. Diese Nachricht aus Vietnam in der Zeitung von Mönchen-Gladbach weckt Erinnerungen an die »Aktion Schöne Wolke«, und sie ist Anlass zum Nachdenken.

Was hat die Beteiligten damals angestossen, und was ist geblieben?

Helmut Göbels:

»Bei mir persönlich die Empfindung, oder das Bewusstsein, dass wir in einem der reichsten Länder der Welt leben, sicherlich nicht ausschliesslich aus eigenem Verdienst, sondern ich betrachte jedenfalls das Glück und die guten Lebenschancen, die wir hier haben, auch als Gnade zund Geschenk, und empfinde dafür Dankbarkeit. Und ich meine, Dankbarkeit, die muss sich auch darin ausdrücken, dass man Verantwortung für andere entwickelt, denen es nicht so gut geht.«

Gisela Arndt:

»Mein Pazifismus ist stärker geworden. Ich war immer Pazifist, und ich plädier für Frieden um fast jeden Preis. Vielleicht klingt das makaber, aber ich würde manches auf mich nehmen, wenn ich dafür Frieden haben könnte. Ich hab das mit eigenen Augen gesehen, was Krieg anrichtet.«

Dr. Christian Kingreen:

»Man muss ja davon ausgehen, dass damals der Vietnamkrieg auf dem Höhepunkt war, und alle Leute im Grunde hier sassen und meinten, sie könnten nichts tun. Und wir versuchten eben mit dieser Aktion die Leute wachzurütteln und ihnen zu sagen, ein bisschen was kann man eben doch tun!«



Video-Ausschnitt: [www.radiobridge.net/videos/schoenewolke.MPG](http://www.radiobridge.net/videos/schoenewolke.MPG)

### **DIE EMPATHIE-FRAGE (3)**

»tageszeitung« Bremen / 12.10.2012

Benno Schirrmeister

[taz.de/Hass-im-Gottesdienst!/103490/](http://taz.de/Hass-im-Gottesdienst!/103490/)

#### *Hass im Gottesdienst – Olaf Latzels Gotteslehre*

*Auf der mit Geldern der Friedensnobelpreisträgerin 2012 geförderten maritimen Woche hat der Martini-Pastor Andersgläubige mit Tod und Qualen bedroht. Die maritime Woche, ach Gottchen, haben wir auch diesmal wieder verpasst. Aber Klaus Jürgen Schmidt nicht. Der war »sehr angetan von der Lale-Andersen-Schau« auf der Bühne am Martini-Anleger. Und dann fiel ihm auf, dass da auch ein Gottesdienst stattfinden sollte, am Sonntag: »Da sind meine Frau und ich extra hingefahren«, sagt er. Die Schmidts wohnen umzu.*

*Und dann sitzen sie da und trauen ihren Ohren nicht: »Wir waren entsetzt«, so Schmidt. »Ich war kurz davor aufzustehen und zu gehen«, bleibt aber höflich sitzen. Der Prediger auf der Bühne aber ist für ihn »ein zorniger Eiferer«, so Schmidt: »Das hat Bremen nicht verdient.« ... Auch Olaf Latzel nennt seine eigene Predigt »ein hartes Wort«. Latzel ist seit 2008 Pastor an St. Martini und behauptet, er betreibe »die klare bibeltreue Wortverkündung«. Das ist ziemlich exakt das, was mit dem Wort »Fundamentalismus« gemeint ist. Der richtet sich stark aufs Jenseits – und im Diesseits gegen Minderheiten. So verteidigt Latzel mit Verve, dass laut Gemeindestatut Frauen in St. Martini Predigtverbot haben. Auf der maritimen Woche spricht er über »sabbernde Greise« und bedroht Andersgläubige damit, »in die Hölle geschmissen« zu werden. Das sei ein »ganz furchtbarer Ort«, wie es im Predigt-Mitschnitt heisst. ...*

*Die City Initiative (CI) veranstaltet die maritime Woche, aus dem europäischen Regionalfonds (EFRE) gibt der Wirtschaftssenator 100.000 Euro dazu: »Es ist kein Euro in den Gottesdienst geflossen«, stellt sein Sprecher Holger Bruns klar. Allerdings prangt auf dem Programm, das auch Latzels Auftritt ankündigt, das Logo der EU, die sich dem Toleranzprinzip verpflichtet weiss. Daher werde man sich »durchaus selbstkritisch fragen müssen, ob man im Rahmen der maritimen Woche wirklich Auftritte wünscht, die polarisieren, statt zu integrieren«, so Bruns. ...*

*Die CI jedenfalls hatte sich keinerlei Gedanken über Latzels Theologie gemacht. Touristisch wirksam soll die Veranstaltung sein, Leute nach Bremen locken, aus dem Umland, wie die Schmidts. Einen Gottesdienst fand man da eine gute Idee. Und die räumliche Nähe zu Martini ist ja nicht zu leugnen. Eine andere folkloristische Gruppe, ein weiterer Shanty-Chor oder ein unterhaltsamer Handfuzzer – hätte es wohl auch sein können. Es lägen »keine Beschwerden zum Gottesdienst vor«, so die etwas dürre Auskunft.*



**DOKUMENTATION:** [www.radiobridge.net/newproject.html#eiferer](http://www.radiobridge.net/newproject.html#eiferer)



Kirchen-Flyer

An: [gemeindebuero@st-martini.net](mailto:gemeindebuero@st-martini.net)

Datum: 26. September 2012 um 10:44

Sehr geehrter Herr Latzel,

dies ist ein Offener Brief, mit dem meine Frau und ich unser Erschrecken über Ihre Worte beim Open-Air-Gottesdienst der Evangelischen St.-Martini-Gemeinde während der Bremer Maritimen Woche am 23.09.2012 zum Ausdruck bringen möchten.

Nach 27 Jahren Leben und Arbeiten in Afrika erinnerte uns Ihr Auftreten an zornige Eiferer missionarischer Pfingstler auf diesem Kontinent. Auch diese teilen aufgrund einer selbstgerechten Auslegung von Bibelworten die Menschheit in »gut« und »weniger gut« ein. Wir haben in Asien, in Lateinamerika, in Afrika Kulturen kennengelernt, die in ihrer jeweiligen Entwicklungsgeschichte zu Glaubensüberzeugungen gekommen sind, die weniger arrogant und weniger intolerant sind als das, was Ihre – von uns an jenem Sonntagmorgen so erlebte – Gemeinde offenbar von Ihrer Kanzel toleriert. Wir haben aber auch Prediger von Religionen erlebt, die – wie offenbar Sie – dem Nebeneinander oder sogar Miteinander eine Absage erteilen. Der Schritt zum Hass ist dabei kurz.

Wie überheblich muss jemand sein, der von Bremen aus einem »Bauern am Hindu-kusch in Afghanistan, der keine Chance hatte, Jesus kennenzulernen« immerhin das Recht einräumt, »durch gute Taten« am Ewigen Leben teilzuhaben?«

In einem Freiluft-Gottesdienst des Evangelisch-Lutherischen Kirchspiels Marklohe / Niedersachsen kamen am 09.09.2012 diese Worte aus Psalm 139 zur Sprache:

Pastorin: »Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.«

Gemeinde: »Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen.«

Pastorin: »Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne, wie ich's meine.«

Gemeinde: »Und sieh, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.«

Klaus Jürgen Schmidt

Elsa Maria Schmidt

REAKTION 1: 28.09.2012

Von: [pastor.latzel@st-martini.net](mailto:pastor.latzel@st-martini.net)



[www.st-martini.net](http://www.st-martini.net)

»Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne, wie ich's meine. Und sieh, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.« (Ps 139,23-24)

Sehr geehrtes Ehepaar Schmidt,

mit dem Bibelspruch, mit dem Sie Ihren offenen Brief beendeten, möchte ich meine Email beginnen. Wir alle müssen uns immer wieder an Gottes Wort prüfen wo wir stehen. Sollte ich etwas Falsches in der Predigt gesagt haben, etwas, was nicht in der Bibel ausdrücklich so gesagt ist, so will ich mich gerne korrigieren lassen. Aber bitte, lesen Sie den Predigttext noch einmal ganz genau durch (Joh 5,24-29). Jesus kommt hier zu unmissverständlichen Scheidungen und Verurteilungen. Ich predige nur, was das Wort sagt. Allerdings möchte ich Ihnen Recht geben, dass diese Predigt ein hartes Wort war. Ein Wort das treffen sollte. Es war ein bewusster Ruf in die Nachfolge. Diese Nachfolge geht nicht ohne radikale Lebenswende. Dieses auszudrücken war mein Anliegen und mein Auftrag. Was Sie daraus machen, das müssen Sie mit Jesus klären. Das Wort Gottes ist ein zweischneidiges Schwert das durchdringt und scheidet Seele und Geist, so Hebr. 4,12. Haben sie es schon einmal in Erwägung gezogen, dass Jesus Sie von Ihrem synkretistischen Weg mit diesem Gottesdienst wegrufen wollte?

Der Brief wird den verantwortlichen Vorstandsgeschwistern weitergeleitet. Ich darf Ihnen jedoch versichern, dass die Geschwister geschlossen hinter der Verkündigung vom Sonntag stehen. Gerne stehe ich Ihnen zu einem persönlichen Gespräch zur Verfügung.

Möge unser Herr und Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, Sie segnen und behüten.

Olaf Latzel, Pastor St. Martini

ANTWORT: 29.09.2012

An: [pastor.latzel@st-martini.net](mailto:pastor.latzel@st-martini.net)

Sehr geehrter Herr Latzel,  
zum Erschrecken kommt Verblüffung:

Unser Brief wurde den verantwortlichen »Vorstandsgeschwistern« weitergeleitet, schreiben Sie und sind sich augenblicklich sicher, diese würden »geschlossen« hinter Ihrer Verkündigung stehen. Wer ist ein solch zuverlässiger Arbeitgeber, fragten wir uns als jüngst aus Afrika Heimgekehrte und erfuhren, dass länger ansässige Bremer die Antwort spätestens seit Juni 2008 kennen:

»Vor einigen Wochen hatte die Familie eines Verstorbenen die Pastorin Sabine Kurth, aus der Nachbargemeinde Walle, gebeten, in St. Martini den Trauergottesdienst

abzuhalten. Dies wurde jedoch vom Kirchenvorstand verboten, weil Sabine Kurth eine Frau ist! Die St. Martini Kirche beruft sich auf die in Bremen geltende Kirchenverfassung, die 'Lehr-, Glaubens- und Gewissensfreiheit' aller Kirchengemeinden garantiert und belegt dies mit einem Zitat aus dem ersten Brief des Paulus an Thimotheus: 'Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie über den Mann Herr sei, sondern sie sei still.'  
«

[webgegruesst.wordpress.com/2008/06/14/scheinheilig-ein-buh-des-tages/](http://webgegruesst.wordpress.com/2008/06/14/scheinheilig-ein-buh-des-tages/)

Im Herzen Bremens wirft ein Pastor den Schlüssel zur Welt in die Weser, weil nicht geht, was er »synkretistisch« nennt?

»Synkretismus« bedeutet – das haben wir nachschlagen müssen – »die Vermischung religiöser Ideen oder Philosophien zu einem neuen System oder Weltbild. Voraussetzung ist, dass diese Ideen oder Philosophien sich zuvor als inhaltlich voneinander unterschieden abgegrenzt haben und dass sie als religiös-philosophische Teilaspekte auf einen Absolutheitsanspruch verzichten.« [de.wikipedia.org/wiki/Synkretismus](http://de.wikipedia.org/wiki/Synkretismus)

Nein, auf Absolutheitsanspruch wollen Sie auf keinen Fall verzichten! Mit geballter Faust und drohend erhobener Bibel predigen Sie – »nur, was das Wort sagt«?

»Die Bibel« ... das haben wir ebenfalls nachgeschlagen ...

[religion.geschichte-schweiz.ch/bibel.html](http://religion.geschichte-schweiz.ch/bibel.html)

... »verkündet keine einheitliche, in sich logisch geschlossene Weltanschauung oder religiöse Lehre. Dies wird jeder einigermaßen unvoreingenommene Leser beim aufmerksamen Durchlesen selbst feststellen, auch wenn die Vertreter der Kirchen oft das Gegenteil behaupten. Die unendlichen Kämpfe zwischen Katholiken und Protestanten um die richtige Deutung der Bibel zeigen diesen Befund nur allzu klar. ... Es gibt aber sehr wohl einen gemeinsamen 'roten Faden', der sich durch die ganze Bibel hindurch zieht: Die Bibel ist ein Spiegelbild der lebendigen Kultur eines kleinen Volkes mit einem ausgeprägten Willen zur Unabhängigkeit von grossen Staatsgebilden ebenso wie von geistigen Modeströmungen. Zudem glauben alle biblischen Schriftsteller nicht nur an die Existenz eines Schöpfergottes, sondern auch daran, dass dieser Gott mit seinem auserwählten Volk durch die Geschichte geht und in deren Verlauf immer wieder eingreift. Darüber, was genau dieser Gott von seinem Volk erwartet, gehen die Meinungen der Verfasser der einzelnen biblischen Bücher allerdings weit auseinander. Dabei geht es nur zu einem geringen Teil um Unterschiede, die man mit 'kulturellem Fortschritt' erklären könnte. Weit grösser sind die Einflüsse grundsätzlicher Strömungen, die es so in jeder grösseren Religion gibt.«

Da draussen in der Welt braut sich etwas zusammen, nicht wahr? »Kleine Völker« – z.B. mit nicht-christlichen Wurzeln und ... »mit einem ausgeprägten Willen zur Unabhängigkeit von grossen Staatsgebilden ebenso wie von geistigen Modeströmungen« klopfen an die Tür von – sich selber so sehenden – »Auserwählten«. Von deren Kanzel schallt ihnen entgegen: »Ein feste Burg ist unser Gott!« Idyllisch am Weserufer der Altstadt von Bremen verschliesst eine evangelische Gemeinde die Tür und wirft den Schlüssel weg?

Übrigens: Was lesen wir auf der Website Ihrer Kirchengemeinde, knapp eine Woche nach Ihrer zur Debatte stehenden Open-Air-Predigt?

»Technische Störung ... Infolge eines Blitzeinschlages wird am Sonntag, 30. Sep. 2012 keine Live-Übertragung möglich sein.«

Klaus Jürgen Schmidt und Elsa Maria Schmidt

## REAKTION 2:

Subject: Technische Störung

Date: 29.09.2012

From: [gemeindebuero@st-martini.net](mailto:gemeindebuero@st-martini.net)

Aufgrund einer Technischen Störung können die E-Mails bis ca. Mitte nächster Woche nicht bearbeitet werden.

Mit freundlichen Grüßen

Die St. Martini Gemeinde zu Bremen.

22.10.2012



## St. Martini war mal anders

■ Betr.: „Olaf Latzels Gotteslehre“, taz bremen vom 13. Oktober 2012

Die mit Joachim Neander, geb. 1650, einsetzende bzw. eingesetzte „Martini-Prominenz“ sollte um die amerikanische Predigerin Anna Howard Shaw (1847-1919) ergänzt werden, die 1904 in der Martini-Kirche auf die Kanzel stieg – als 1. Frau in Deutschland –, danach in Berlin, dann in der Gustav-Vasa-Kathedrale in Stockholm eine Predigt hielt. Der Gemeinde-Pastor in St. Martini war damals der ebenso demokratische wie christliche Pastor Albert Kalthoff (1850-1906). ROMINA SCHMITTER, Bremen

### **UPDATE!** 19.05.2015 - FRANKFURTER RUNDSCHAU

*Die Bremische Bürgerschaft hat sich am Mittwoch von dem evangelikalen Pastor Olaf Latzel (47) distanziert, der sich in einer Predigt abfällig über andere Glaubensrichtungen geäußert hatte. Die rot-grüne Koalition und die Linke verabschiedeten gemeinsam eine Resolution mit dem Titel „Bremen ist bunt – Gegen Hasspredigten und Diskriminierung von der Kanzel“.*

[www.fr-online.de/politik/evangelikaler-pastor-latzel--hetzpredigt--verurteilt,1472596,29902282.html](http://www.fr-online.de/politik/evangelikaler-pastor-latzel--hetzpredigt--verurteilt,1472596,29902282.html)

## DIE EMPATHIE-FRAGE (4)

## Hassan und die Stadtmusikanten

*Der fiktive Journalist Wolfgang Raupach, der lange in Afrika gelebt und gearbeitet hat, trifft einen syrischen Flüchtling, gelernten Bauingenieur, aber als Sicherheitsmann auf einer Bremer Baustelle beschäftigt. Der erinnert sich an diese erste Begegnung.*

Dann hat er mich eines Tages nach Dienstschluss abgeholt von meiner Baustelle und mitgenommen zum Rathaus, zu den Bremer Stadtmusikanten. Hassan, sagte er, sieh dir die vier an. Was fällt dir auf?

Da wusste ich noch nichts von dem Märchen. Ich hab' mir den Esel angesehen, den Hund, die Katze, den Hahn. Da konnte ich erst nichts mit anfangen. Das sind vier Flüchtlinge, hat er gesagt. Alle vier sollten sterben, weil sie schon zu alt waren, um noch ihren Job zu machen. Ihre Besitzer hatten keine Lust, sie noch weiter durchzufüttern. Da sind sie abgehauen. Sie sagten einander: Etwas Besseres als den Tod finden wir überall. Kein Mensch weiß, weshalb sie nach Bremen wollten. Sie sind

**FIKTION** Radio-Journalist Klaus-Jürgen Schmidt hat sein Romanskript „Der Schlüssel zur Welt und das springende Pferd“ online veröffentlicht – taz.bremen druckt einen Auszug

hier auch nie angekommen, sie fanden ein Haus im Wald. Aber da waren Räuber drin. Die haben sie vertrieben. Und weißt du, wie sie das gemacht haben? Guck sie dir an!

Ich hab also wieder geguckt! Und ich sagte, ich bin ja Bauingenieur. Die haben sich jedenfalls richtig gestapelt, andersherum wäre es keine so gute Idee gewesen! Die haben sich gemeinsam groß gemacht, richtig! Und sie haben verstanden, dass dafür die Starken die Schwächeren tragen müssen. Und noch was: Bei uns gibt es das Sprichwort „wie Katz und Hund sein“, will sagen, dass sich zwei „nicht ausstehen können“. Aber nun

guck noch mal hin: Der Hund leiht seinen Rücken der Katze, die Katze ihren dem Hahn. Das ist es, was uns die Geschichte erzählen will und was hier für alle Welt dazugeschrieben gehört: Nicht „buten un binnen – wagen un winnen“ – wie es sich da drüben auf der anderen Seite vom Markt die Handelsleute haben einmeißeln lassen, nein: „BINNEN UN BUTEN – HEIMAT DER GUTEN“ vielleicht? ...

Weißt du was? Ich glaubè, das Märchen ist gar kein Märchen. Die Pfeffersäcke in dieser Stadt haben nie gemerkt, dass sie sich an der Ecke von ihrem Rathaus ein Symbol hingestellt haben, das zeigt, wie man Räuber vertreiben kann.

**KLAUS-JÜRGEN SCHMIDT**

**Klaus-Jürgen Schmidt**

■ 71, Journalist, leitete in Zimbabwe ein Radioprojekt der Friedrich-Ebert-Stiftung, seine Multimedia-Initiative „Radio Bridge Overseas“ war ein Expo-Projekt 2000, per Website radio-bridge.net spinnt er es auch nach der Rückkehr in den Norden fort

taz.bremen, 1. Februar 2016

Nach Rückkehr in die alte Heimat galt es, vieles neu zu ordnen.  
 Mitgebrachtes von dort.  
 Zurückgelassenes von hier.  
 Es kam in Kisten aus Übersee und in Kartons von Bremer Dachböden.

Und es galt, Neues mit Altem abzugleichen, auszugleichen: ...

Eine Information habe ich gefunden, die mich stützen liess:  
 In Bremen dürfen Jugendliche schon mit 16 Jahren wählen?

*Pressemitteilung 17.07.2012:*

[www.juniwahl.de/pressemitteilungen-detail/items/pressemitteilung05.html](http://www.juniwahl.de/pressemitteilungen-detail/items/pressemitteilung05.html)

*Senkung des Wahlalters auf 16 in Bremen erfolgreich*

*Dem Trend einer wachsenden Politikverdrossenheit unter Jugendlichen wollte Bremen bei der letzten Wahl am 22. Mai 2011 entgegenwirken: Bremen wagte mehr Demokratie mit einem neuen 5-Stimmen-Wahlrecht und – erstmalig in Deutschland bei einer Landtagswahl – mit einem Wahlrecht ab 16. Neue Wege waren notwendig, alle Wähler über das neue Wahlrecht so zu informieren, dass sie über Bedeutung und Funktion Bescheid wüssten. Vor allem aber musste das neue Angebot den 16- und 17-Jährigen so nahegebracht werden, dass sie es annehmen und nützen würden.*

*Das gelang in einer konzertierten Aktion: Die Innenbehörde bildete einen ressortübergreifenden Arbeitskreis in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung. Die Kampagne »Gib mir 5« informierte u.a. mit »Schnupperwahllokalen« und Broschüren, und mit dem Wahl-o-Mat wurde ein bewährtes Internet-Tool angeboten. ...*

*Die repräsentative Wahlstatistik zeigt am Beispiel der Beiratswahlen im Vergleich zu 2007, dass die Wahlbeteiligung bei den 16- und 17-Jährigen um 9,2 Prozent stieg. Der in diesem Zusammenhang aktuell veröffentlichte Abschlussbericht zeigt zudem, dass bei den Erstwählern im Vergleich zu 2007 die Wahlbeteiligung entgegen des Gesamttrends um 0,7 Prozent stieg und die Wahlbeteiligungsquote der Erstwähler erst wieder in der Altersgruppe ab 35 Jahren erreicht wird.*

*In Bremen hat sich gezeigt, dass in die politische Bildung Jugendlicher zu investieren sich lohnt. Das könnte Vorbild für alle anderen Bundesländer sein. Das Land Brandenburg hat bereits für die kommende Landtagswahl im Jahr 2014 eine Senkung des Wahlalters auf 16 Jahre beschlossen und in Nordrhein-Westfalen wurde eine Senkung in den Koalitionsvertrag aufgenommen.*

Schnupperwahllokale? – Wahl-o-Mat? – Internet-Tool?

Ein anderes Fundstück, diesmal vom Dachboden:

Neben einer Grafik vom Bremer Roland in schöner alter Schrift ein Auszug des *Gemeenen Borgereed* der Stadt Bremen in der Fassung von 1781.



GEMEENER BORGEREED DER STADT BREMEN VON 1781

Ein Blick ins Internet erläutert:

*Dieser Bürger-Eid wurde im Jahr 1365 in Bremen eingeführt. Er musste sowohl von hier geborenen wie von neu in die Stadt eingewanderten Personen geleistet werden. Bis nach der Franzosenzeit (1810 - 1813) im Jahr 1815 wurde der Text in Niederdeutsch (Plattdeutsch) gesprochen, danach in abgewandelter Form in Hochdeutsch. Der Bürger-Eid – mit deutlich mehr Bürger-Pflichten als Bürger-Rechten – wurde 1904 endgültig abgeschafft. [www.bremen.de/926120](http://www.bremen.de/926120)*

Aber ich bekam noch eine Exemplar ...

... gedruckt als Grafik auf einem gefalteten Stück Bütten, mit meinem Namen – dieser handgeschrieben! – und einem Glückwunsch des Bürgermeisters:

Der Senat beglückwünscht Sie zur Vollendung Ihres 21. Lebensjahres.

Mit dem Tag Ihrer Volljährigkeit sind Sie in die Gemeinschaft der wahlberechtigten Bürger unserer Stadt eingetreten. Sie übernehmen damit die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten, wie sie im Grundgesetz für die Bundesrepublik und in der Landesverfassung der Freien Hansestadt Bremen niedergelegt sind.

Mögen auch Sie sich der Aufgabe verpflichtet fühlen, die sich die Bremische Bürgerschaft 1947 in dem Vorspruch zur neuen Landesverfassung stellte, als sie ihren Willen zum Ausdruck brachte,

„ . . . eine Ordnung des gesellschaftlichen Lebens zu schaffen, in der die soziale Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und der Friede gepflegt werden, in der der wirtschaftlich Schwache vor Ausbeutung geschützt und allen Arbeitswilligen ein menschenwürdiges Dasein gesichert wird“.

Nüchterne Politik und menschenwürdige Gesetze haben der alten Hansestadt durch die Jahrhunderte Freiheit, Wohlstand und die Achtung der Welt erworben. Kräftiges Zukunftsstreben und Festhalten am Altbewährten hielten sich dabei die Waage. Ausschlaggebend aber für die Geschicke der Stadt ist immer der Gemeinsinn ihrer Bürger gewesen - die Tatkraft, das Können und die uneigennützigte Mitarbeit einzelner für das gemeinsame Wohl.

Zu dieser Mitarbeit sind auch Sie aufgerufen. Bedenken Sie dabei, daß Sie die Rechte, die Ihnen unsere Verfassung gibt, immer zugleich als Verpflichtung gegenüber der Gesamtheit aller Bürger dieser Stadt ansehen und ausüben sollten.

DER PRÄSIDENT DES SENATS

*Kaisen*  
(BÜRGERMEISTER)

Das ist fast 50 Jahre her. Und ich war natürlich nicht der einzige Empfänger an jenem Märztag. Und ich weiss auch nicht, ob diese heutigen Junior-Wähler noch vom Bürgermeister persönlich ein Anschreiben erhalten, aber sicher bin ich mir, dass jene von Kaisen zitierten Bürger-Pflichten – 1947 durch gewählte Bürgerschaftsabgeordnete definiert und seither eher schlecht als recht ausgeübt – heute in Erinnerung zu rufen sind – egal ob Greisen oder Sechzehnjährigen, ob Christen oder Moslems, ob Esel, Hund, Katz oder Hahn – eben allen, die in Bremen Heimat finden wollen!



## PLÄDOYER FÜR STARKE BÜRGER-STIMMEN oder: Versuche, den Heimatfunk neu zu erfinden

*“Der Rundfunk wäre der denkbar großartigste Kommunikationsapparat des öffentlichen Lebens, ein ungeheures Kanalsystem, das heißt, er wäre es, wenn er es verstünde, nicht nur auszusenden, sondern auch zu empfangen, also den Zuhörer nicht nur hören, sondern auch sprechen zu machen und ihn nicht zu isolieren, sondern ihn in Beziehung zu setzen.”* Bertolt Brecht

### Gewollte Funkstile?

Stand: 30.09.2014

Vor rund dreissig Jahren hatte ich Bremen verlassen, um in Afrika als “Rundfunk-Berater” u.a. dabei zu helfen, daß Stimmen des Südens von Ohren im Norden gehört werden können, ich baute an einer “Übersee-Brücke”. Nach meiner Rückkehr merkte ich: In Bremen wird offenbar für ungehörte Bürgerstimmen eine Brücke zum “Bürgerradio” gebraucht!

Als ich vor zehn Monaten einem alten Kollegen meine Idee vorstellte, Sendungen für den Bremer Bürgerrundfunk zu produzieren, u.a. mit deutschsprachigen Programm-Versionen meiner afrikanischen Kollegen, sagte der mir: “Da kannst du dich gleich auf ein Podest auf den Marktplatz stellen!”

Und er meinte nicht die beabsichtigten Programm-Inhalte, sondern eher das Verhalten im Nichts von Sendungen bei “Radio Weser.TV“.

Wie kann das sein, fragte ich mich – ein Bürgerradio, einst eingerichtet, um neben kommerziellen Radio- und Fernsehbetreibern “Graswurzel”-Stimmen eine Chance zu geben, finanziert aus Bruchteilen der Rundfunk-Gebühren, verwaltet von den jeweiligen Landesmedien-Anstalten, in Bremen nun aber kaum noch wahrnehmbar als öffentliches Medium?

Im Oktober 2013 schrieb ich mich als “Nutzer” bei “Radio Weser.TV“ ein für eine wöchentliche Einstunden-Radiosendung, auszustrahlen jeden Sonntagmorgen um 9 Uhr und am selben Tag zu wiederholen um 21 Uhr. Bei der Einweisung wurde mir mitgeteilt: Für Radio gibt es drei Kabelfrequenzen. Über Antenne kann das Programm in Bremen auf 92,5 Mhz empfangen werden. Und dann gibt es noch den Audio-Live-Stream im Internet, abrufbar über die “Radio Weser.TV“-eigene Website:

[www.radioweser.tv/index.php?id=33&L=1](http://www.radioweser.tv/index.php?id=33&L=1)

Damit deutschsprachige Hörer in aller Welt auch nach diesem Live-Stream meine Programme jederzeit hören könnten, richtete ich auf meiner Website Links zu identischen Audio-Files mit zusätzlichen Programm-Informationen ein, die nach wie vor abrufbar sind: [www.radiobridge.net](http://www.radiobridge.net)

So liefen also elf Monate lang insgesamt fünf Sendereihen, von mir zu Hause am PC produziert und auf USB-Stick beim 3-Köpfe-Team des Bürgerradios im Hause der Bremer Landesmedienanstalt am Bremer Richtweg abgeliefert, ... oder sollten eigentlich laufen im – wie es in einem Flyer von “Radio Weser.TV“ heißt: Bürgerrundfunk ... vier Sender ein Programm – Bremen, Bremer Umland, Bremerhaven und Nordenham. Erst bei Sendereihe Nr. 3, im Juni 2014, sollte ich erfahren, daß es sehr wohl vier Sender gibt, aber die strahlen nicht EIN Programm aus, sondern irgendwie eigene. Ich hätte mich nicht auf den Flyer verlassen sollen, und auch nicht auf die Homepage von “Radio Weser.TV“ (wo es ebenfalls heißt: Bürgerrundfunk – vier Sender – ein Programm), sondern ein paar Klicks weiter nachgucken, was denn – außerhalb Bremen-Stadt – im Bremer Umland, in Bremerhaven und in Nordenham so läuft, jedenfalls – bis dato – keines meiner Programme!

Nun wäre das unerheblich, hätten potentielle Hörer des Bremer Bürgerrundfunks Gelegenheit, anderenorts davon zu erfahren, wo, wie und was ihnen engagierte Radiomacher zu Gehör bringen möchten. Und von denen sind einige bald 20 Jahre dabei.

Sie haben erlebt ...

... wie Jahr um Jahr das Budget reduziert und nicht abgerufene Gelder aus Rundfunkgebühren statutengemäß bei Radio Bremen landeten,

... wie ihnen verboten wurde, selber Sponsoren für ihre Programmarbeit zu finden, während der große öffentlich-rechtliche Bruder sich immer öfter Programme ungeniert sponsern lässt,

... wie aus einer einst lebendigen Radiomacher-Community mit einer Begegnungsstätte in Findorff internet-kompatible Individual-Produzenten wurden, die sich nicht mehr persönlich kennenlernen, sondern von daheim oder aus dezentralen Stationen ihre Programme digital einspeisen,

... wie ihr Bürgerradio samt automatisierter Sendeanlage in drei kleinen Büros im Verwaltungshaus der Landesmedienanstalt versteckt wurde,

... wie Bremer Politiker eine Debatte darüber begannen, den Bürgerfunk eventuell ganz verzichtbar zu machen,

... in der Zusammenfassung: wie das Bremer Bürgerradio zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft wurde.

Und meine eigene Erfahrung? Ich erlebte am Bremer Richtweg ein professionelles 3-Köpfe-Team auf seinem ungerichteten Weg, mit immer weniger Geld und immer desolaterem Gerät ein Programm aufrecht zu erhalten, bei dem in einem 28-Tage-Rhythmus “Nutzerinnen” & “Nutzer” mit ihren Produktionen von insgesamt 672 Stunden lediglich 281 Stunden belegen (das schwankt: zugrunde gelegt wurde der Zeitraum 01. – 28.07. 2014). In den verbleibenden 391 Stunden läuft automatisierte Musik. Der größte Anteil der Programmlosigkeit fällt zwar in die Zeit zwischen 00:00 und 08:00 Uhr, doch sind erfahrungsgemäß Nachtstunden für eine überraschend hohe Zahl von Hörern attraktiv. (Deutschlandradio hat sich mit der Abschaffung einer beliebten Nachtfunkstrecke kürzlich erheblichen öffentlichen Ärger eingehandelt.)

Die an Wochenenden unbeaufsichtigte Digitaltechnik schaltet gelegentlich vorproduzierte Programme komplett aus und dafür zwei Tage lang die im Hintergrund laufende Musik-Automatik ein. An solchen Wochenenden einen technischen Notdienst zu alarmieren, bleibt aussichtslos, es gibt keinen! Betroffene Programm-Macher erfahren von dem Malheur sowieso nur, wenn sie es selber hören; informiert werden sie nur auf Nachfrage. Sie müssen auch selber nachfragen, wenn z.B. tagelang der Live-Stream für das Internet ausfällt. Die Personalknappheit beim Bremer Bürgerradio am Bremer Richtweg ist eingerichtet!

In den Sendebereichen der vier Standorte "Bremen", "Bremer Umland", "Bremerhaven" und "Nordenham" produzieren lokale "Nutzerinnen" & "Nutzer" ihre Beiträge für vier voneinander komplett getrennte Sendeplätze; somit gibt es vier parallele Programm-Inhalte, die nicht miteinander koordiniert sind. Für "Bremer Umland" (Standort Delmenhorst) und "Nordenham" gibt es eigenständige Organisationsformen, die sich am niedersächsischen Landesmediengesetz orientieren. Nur die Standorte "Bremen" und "Bremerhaven" fallen unter die Bestimmungen des Bremer Landesmediengesetzes und werden von einem Bürgerrundfunk-Beauftragten der Landesmedienanstalt von Bremerhaven aus koordiniert. Dabei hat in der Vergangenheit vor allem Bremerhaven bei der Investition für technische Innovationen erhebliche Vorteile erfahren. Laut Statuten sind die Aufgaben des Bürgerrundfunk-Beauftragten auf Verwaltung und Kontrolle begrenzt, kreative Förderung des Bürgerrundfunks – etwa durch Öffentlichkeits- oder Lobby-Arbeit – scheint nicht zu seinem Job zu gehören.

Ende April 2014 hatte ich allen mir erreichbaren "Nutzern & Nutzerinnen" sowie weiteren Bremer Medien-Interessierten in einer Rundmail vorgeschlagen, in ein Gespräch darüber einzutreten, wie wir gemeinsam mehr Verantwortung übernehmen und noch besser Kreativität entwickeln können. In Rückmeldungen las ich Frust über sich verschlechternde strukturelle Rahmen-Bedingungen, über Erfahrungen mit fehlgeschlagenen Anstrengungen, etwas gemeinsam anzupacken, über Sorgen, eventuell bei der schon investierten eigenen Medienarbeit geängelt zu werden. Bei allen, die geantwortet haben, war Skepsis spürbar gegenüber einem Korsett neuer Strukturen, etwa durch die Gründung eines Vereins, wie ich ihn vorgeschlagen hatte, aber bei allen war auch die Bereitschaft spürbar, sich eventuell und vorsichtig auf Versuche einzulassen, die aus unserer Vereinzelung herausführen könnten.

In Bremen haben Institutionen, Stiftungen und Vereine, die sich kulturellen und sozialen Aufgaben widmen, bisher kaum das ihnen zugestandene Recht genutzt, beim hier existierenden Bürgerrundfunk mitzuwirken, um ihre Arbeit vorzustellen, sei es in eigenen, vorproduzierten Sendereihen oder in redaktionell bearbeiteten Live-Mitschnitten ihrer öffentlichen Auftritte. In den vergangenen Monaten habe ich mich als Besucher zahlreicher Veranstaltungen in Bremen immer öfter gefragt, warum wird hier nichts aufgenommen, weshalb ist davon nichts im Bremer Bürgerrundfunk zu hören?

Eine "Bürger-Brücke" – z.B. als Produktionsgenossenschaft für das Bürgerradio angesiedelt bei der Bremer Bürgerstiftung mit ihren Institutionen, Stiftungen und Vereinen –

könnte auch den bisherigen Machern des Bremer Bürgerfunks neue Impulse geben, ihnen zugleich eine neue Begegnungsstätte bieten und dabei ihre Kreativität mit der Vermittlung von Medien-Kompetenz weiter fördern. ...

**UPDATE!** 2015: Weder die Bremer Bürgerstiftung, noch die Bremer Volkshochschule, noch der Bremer Presse Club haben sich an entsprechenden Vorlagen interessiert gezeigt.

ON AIR: Sonntag, 01.06.2014, 09:00 & 21:00 Uhr



## **NELHIEBELS WELT – DIE HEIMAT-BRÜCKE STIMMEN AUS DER VERGANGENHEIT FÜR OHREN VON HEUTE**

Audio-Collage aus dem Lebenswerk des Bremer Kultur- und Friedenspreisträgers 2014  
5-teilige Sendereihe beim Bremer Bürger-Radio / Auszug aus Teil 1

Am 15. März 2014 erhielt der Bremer Journalist, Schriftsteller und Dichter Kurt Nelhiebel für sein publizistisches Lebenswerk den Kultur- und Friedenspreis der Villa Ichon. Die Villa Ichon wurde 1849 am Rande der Bremer Wallanlagen gegenüber der gleichzeitig erbauten Kunsthalle errichtet und ist heute als Forum für Kultur- und Friedensarbeit überregional bekannt. Seit 1983 vergibt die Vereinigung der Freunde und Förderer der Villa Ichon einmal jährlich den mit 5.000 Euro dotierten Kultur- und Friedenspreis. Der Vereinsvorstand begründete die Preisverleihung an Kurt Nelhiebel, der seine Texte zum Teil unter dem Namen Conrad Taler veröffentlicht, so:



[www.radiobridge.net/Nelhiebel%20Video.wmv](http://www.radiobridge.net/Nelhiebel%20Video.wmv)

*“Kurt Nelhiebel ... hat sich eingehend mit den Ursachen von Krieg und Vertreibung auseinandergesetzt. Seine Werke sind Dokumente des Deutschen Antifaschismus. Bestimmt werden sie von der Ablehnung des Nazi-Ungeistes – in Wahrung der Weltoffenheit – vom Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus.”*

Was habe ich mit Kurt Nelhiebel zu tun? Und warum gibt es eine Audio-Collage aus seinem Lebenswerk hier im Bremer Bürger-Rundfunk und nicht bei Radio Bremen?

Nun, als im April 2013 die Villa Ichon ihren Preisträger des folgenden Jahres bekanntgab, erhielt dieser einen Glückwunsch mit folgendem Text:

*“Es freut mich als Intendant von Radio Bremen, daß verdiente Mitarbeiter auch in ihrem Ruhestand Wertvolles schaffen und daß sie dafür geehrt werden. Natürlich auch, weil ein kleiner Teil des Glanzes dabei auf Radio Bremen abfällt.”*

Der Glückwunsch-Empfänger sagte am 15. März 2014 bei der Preisverleihung in der Villa Ichon zu Beginn seiner Dankesrede:

*Wenn man, wie ich, quasi zweimal existiert, einmal real und einmal virtuell, erlebt man immer wieder merkwürdige Situationen. Nachdem ich während meiner Zeit bei Radio Bremen wieder einmal unter meinem Autorennamen Conrad Taler den Frühkommentar gesprochen hatte, hörte ich durch die halb geöffnete Tür eine neue Sekretärin erstaunt sagen: „Der Conrad Taler hat dieselbe Stimme wie Herr Nelhiebel.“*

*Umgekehrt fiel es einem Bremer Politiker, der später als Kulturstatsminister von sich reden machte, nicht auf, daß der Nachrichtenchef von Radio Bremen, dessen Arbeit er nach eigenem Bekunden schätzte, dieselbe Stimme hatte, wie jener Conrad Taler, über dessen Kommentare er sich als Mitglied des Rundfunkrates hin und wieder heftig geärgert hat. ...*

*Ein anderer Bremer Politiker war als Innensenator besser im Bilde, wenn auch in ganz anderer Hinsicht. Kurz vor Ablauf meiner Probezeit suchte er den Intendanten des Senders in dessen Büro in der Heinrich-Hertz-Straße auf, um ihm – lange bevor es den Radikalenerlass gab – Erkenntnisse des Verfassungsschutzes über den Neuling zu unterbreiten und ihn vor mir zu warnen. Ich kam nämlich von einer antifaschistischen Zeitung.*

*Für die Jüngeren sage ich, daß das Wort antifaschistisch Menschen unterschiedlicher Herkunft verbindet, die sich einig sind in der Ablehnung des Naziungeistes. Überall auf der Welt öffnen sich bei dem Wort Türen und Herzen, nur bei uns nicht. Aber der Intendant, der mir von dem Besuch des Innensensors erzählte, vertraute mir. Der Chefredakteur, auf dessen Wunsch hin ich nach Bremen gekommen war, hatte sich mit seinem Amt für mich verbürgt.*

*Ich begann als Nachrichtenredakteur, war aber von Anfang an auch als Kommentator und Feature-Autor tätig, wurde dann stellvertretender Leiter der Nachrichtenabteilung und schließlich Nachrichtenchef.*

*Als mir der Posten des Chefredakteurs angeboten wurde, winkte ich ab. In den Annalen von Radio Bremen erscheine ich lediglich als Erfinder der plattdeutschen Nachrichten, mit denen der Sender über Deutschlands Grenzen hinaus für Aufsehen sorgte.*

Was Kurt Nelhiebel in seiner Rede nur höflich andeutete, versuchte ich in direktem Kontakt mit Radio Bremen herauszufinden; die Chronik dazu ist im Internet nachzulesen unter: [www.radiobridge.net/newproject.html#rb](http://www.radiobridge.net/newproject.html#rb)

Zum Abschluss unseres mail-Austausches schrieb ich dem Intendanten Jan Metzger:

*Es ging und geht nicht darum, in wie vielen Minuten der ehemalige Arbeitgeber Kurt Nelhiebel, also Radio Bremen, in einem Nachrichten-Magazin die Verleihung eines Preises an ihn beleuchtet hat, oder wie verständnisvoll die Worte in einer Pressemitteilung und in einer Glückwunsch-Adresse vor einem Jahr ausgefallen sind.*

*Es geht darum, daß niemand bei Radio Bremen in diesem verstrichenen Jahr, und schon gar nicht seit der Preisverleihung an Kurt Nelhiebel Mitte März dieses Jahres, auf die Idee gekommen ist, den medialen Schatz vor der Haustür zu heben, mit anderen Worten: mit journalistischer Kompetenz aus dem Lebenswerk eines Mannes zu schöpfen, der wie kaum ein anderer dem unheilvollen Wirken faschistischen Denkens und Handelns in unserer Gesellschaft nachgegangen ist. Wo ist das Feature-Programm, wo ist die Sendereihe, wo ist die Radio Bremen-Profession, die eben nicht bloß eine Minute Nelhiebel-O-Ton hervorbringen will, sondern sich in das einzigartige Archiv eines Mannes versenkt, um daraus Bedenkenswertes für unsere Gesellschaft heute erkennen zu lassen? Es wird diese Sendereihe geben, leider nicht bei Radio Bremen!*

Nun, hier beginnt sie, diese Sendereihe, beim Bremer Bürger-Rundfunk:

STIMMEN AUS DER VERGANGENHEIT FÜR OHREN VON HEUTE  
NELHIEBELS WELT: DIE HEIMAT-BRÜCKE

Und was habe ich mit Kurt Nelhiebel zu tun?

Kurt Nelhiebel kam in eine Redaktion, aus der heraus in den Sechziger Jahren nach heftigen Debatten junger Journalisten-Heißsporne das erste Redakteurs-Statut öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten entstand, ein Mitspracherecht von Redakteuren u.a. bei der Besetzung von Leitungspositionen im Apparat dieser kleinsten ARD-Anstalt. ... Fragen Sie mich nicht, was daraus geworden ist. ...

Der legendäre Harry Pross war jener Chefredakteur, der mit seinem Amt für den von einer antifaschistischen Zeitung gekommenen neuen Nachrichten-Redakteur gegenüber Radio Bremen-Intendant Heinz Kerneck gebürgt hatte. Als Kurt Nelhiebel in die Nachrichten-Redaktion Radio Bremens kam, war ich ein Anfänger in diesem Metier und der Gang, über den die Skripte mit den aktuellen Meldungen der Nachrichten-Redakteure zu den Studios gelangte, hieß "Ho-Chi-Minh-Pfad". Wir hatten eher den Befreiungskampf in der Dritten Welt im Kopf als eine Befreiung vom faschistischen Erbe in unserer eigenen Welt.

Um dieses Erbe kümmerte sich der Kollege Nelhiebel – unter einem Pseudonym – wie ich überrascht erfuhr, als er mir sein erstes Buch zum Lesen gab:

"Rechts wo die Mitte ist. Der neue Nationalismus in der Bundesrepublik", hieß das bei S. Fischer 1972 unter dem Autoren-Namen Conrad Taler erschienene Taschenbuch.

Weshalb ein Pseudonym? Die Erklärung, er wolle die Arbeit als Nachrichten-Redakteur sauber trennen von seiner mit klarer Meinungsbildung verbundenen Recherche-Arbeit als Buch-Autor, erschien mir damals eher dürftig – bis zu jenem Zeitpunkt, als in der Redaktion ein weiterer Redakteur anheuerte, der nach nur wenigen Wochen wieder abheuerte. Kurz darauf war im rechtslastigen "Bayern-Kurier" seine Erkenntnis zu lesen: der Schmierfink Conrad Taler habe als Kurt Nelhiebel beim Bremer "Rotfunk" Unterschluß gefunden. "Der braune Faden" – so einer der jüngeren Titel von Conrad Talers Buch-Veröffentlichungen – ist in den seither vergangenen 40 Jahren keineswegs abgerissen. Er führt sogar in die Bremische Bürgerschaft:

Nach seinem Ausschluss aus der SPD ist der, wie er behauptet, „überzeugte Sozialdemokrat“ Martin Korol jetzt Bürgerschaftsabgeordneter der rechtspopulistischen „Bürger in Wut“. Unter dem online bekundeten Beifall einiger seiner Anhänger nannte der Abgeordnete Wutbürger auf der Website des Weser-Kuriers unter Verweis auf ein Interview mit Nelhiebel diesen einen „starrsinnigen alten Mann“. Daß dieser dafür den Kultur- und Friedenspreis der Villa Ichon bekomme, finde er „ziemlich kulturlos und alles andere als friedensstiftend“.

Die Chronologie meines Disputes mit ihm kann im Internet nachgelesen werden, unter: [www.radiobridge.net/newproject.html#ichon](http://www.radiobridge.net/newproject.html#ichon)

Bis zu seiner Pensionierung war Martin Korol 39 Jahre lang Lehrer in den Fächern Deutsch und Geschichte. Wie mag das Geschichtsbild ausgesehen haben, das er Generationen von Schülern im Nachkriegsdeutschland vermittelte?

Als Korol, SPD-Mitglied seit 1969, Anfang 2013 als Nachrücker in den Landtag einzog, standen seine Hetztiraden gegen Roma und Sinti bereits seit zwei Jahren auf seiner Website: In einer, Zitat: „uralten patriarchalischen Gesellschaft“ würden die leben, in der Männer, Zitat: „keine Hemmungen“ hätten, „die Kinder zum Anschaffen zu schicken“ und „ihren Frauen die Zähne auszuschlagen“. Und zur Geschlechtergleichheit teilte der überzeugte Katholik Korol mit, daß sich der, Zitat: „Wahn der sogenannten Selbstverwirklichung der Frau“ zeige, „in der Lust an der Entfremdung auf dem fremdbestimmten Arbeitsplatz in einer Firma und im Massenmord der Abtreibungen“.

Das hatte die SPD übersehen – bis die „taz.bremen“ sie darauf aufmerksam machte.

Und Kurt Nelhiebel? Als er von meiner online-Auseinandersetzung mit Korol erfuhr, schrieb er mir:

*... Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner wegen in einen Disput mit jemandem eingelassen haben, der es nicht verdient.*

*Viel mehr beschäftigt mich der Umgang von Radio Bremen mit dem Kultur- und Friedenspreis. Ein Jahr lang haben es die Kollegen des Fernsehens und des Hörfunks nicht für nötig befunden, mit mir Kontakt aufzunehmen – dann wollte „Buten un Binnen“ vor Beginn der Veranstaltung in der Villa Ichon noch auf die Schnelle ein Interview mit mir machen. Dann wäre der Beitrag am Abend vielleicht 25 Sekunden lang geworden, statt der gesendeten 22. ... Ich selbst brauche den Weihrauch nicht mehr. Ich versuche, den journalistischen Niedergang des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zu thematisieren. daß man Quote auch mit Qualität machen kann, ohne den billigen Boulevard-Journalismus zu kopieren, das will in manche Köpfe nicht hinein. Kostet allerdings Mühe – und Geld. Lieber Herr Schmidt, das musste mal gesagt werden, und Sie können es weitersagen.*

Das habe ich mit Kurt Nelhiebel zu tun! Und noch etwas:

Als ich nach 27 Jahren Leben und Arbeiten in Afrika nach Bremen zurückgekehrt war, sagte mir Kurt Nelhiebel bei einem unserer ersten Kontakte, er habe gerade noch einmal in meinem Zimbabwe-Buch geblättert und sich dort das Kapitel über meinen Heimatbegriff durchgelesen.

„Heimat“ – zentraler Ausgangs- und Angelpunkt für seine Arbeit, und – für meine.

## WENN HEIMAT FREMD WIRD

### Zwei gebrochene Bremer Lebenslinien

Für meine Ideen und Vorschläge in Sachen Bremer Bürgerrundfunk hatte Kurt Nelhiebel einen kurzen Draht zu Klaus Hübötter hergestellt, dem Initiator des seit 1983 verliehenen Kultur- und Friedenspreises der Villa Ichon.

Die Hübötter-Grundstücks-GmbH hatte im Bremer Zentrum ein historisches Gebäude wiederbelebt, in dem die Volkshochschule im September 2007 ihr neues Verwaltungs- und Veranstaltungszentrum eröffnete. Das Gebäude war bei Luftangriffen stark zerstört, in den fünfziger Jahren wieder aufgebaut und als Bürogebäude genutzt worden. Aufgrund von Sicherheitsproblemen musste der Turm in den neunziger Jahren zurückgebaut werden. Als Radio Bremen seine Ansiedlung im Stephaniviertel plante, sollte das Gebäude dem Neubau eines Gründerzentrums weichen.



[https://de.wikipedia.org/wiki/Julius\\_Bamberger](https://de.wikipedia.org/wiki/Julius_Bamberger)

Auf dem Dach wurde der Schriftzug „BAMBERGER“ wieder installiert. Im Treppenhaus ist eine Dauerausstellung zum Leben von Julius Bamberger eingerichtet.



[www.vhs-bremen.de/Live/Ausstellung\\_Julius\\_Bamberger.vhs?ActiveID=2328](http://www.vhs-bremen.de/Live/Ausstellung_Julius_Bamberger.vhs?ActiveID=2328)



1907 gründete der Kaufmann **Julius Bamberger** in der westlichen Innenstadt ein Warenhaus, das sich vor allem unter der proletarischen Bevölkerung der angrenzenden westlichen Vorstadt großer Beliebtheit erfreute. Mit dem Erfolg wuchs auch das Bauwerk, markant war ein Ende der zwanziger Jahre entstandener turmartiger Anbau, mit seinen zehn Stockwerken Bremens erstes Hochhaus.

Julius Bamberger heiratete Frieda Rau kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Oslo. Er war Jude, sie Christin. Julius Bamberger gehörte mit seiner Familie zum wohlhabenden Bremer Bürgertum und pflegte einen gutbürgerlichen Lebensstil. Trotzdem galt sein Interesse nicht nur dem Gewinn. Er unterhielt im Kaufhaus eine Armenküche, spendete für wohltätige Zwecke und war als Kulturmäzen aktiv. Julius Bamberger war Patriot und fühlte sich als Teil der deutschen Gesellschaft. Er war nicht nur ein angesehener Kaufmann, sondern auch bekannt als mutiger Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Juden. Er erkannte die Gefahren der nationalsozialistischen Propaganda sehr früh und kämpft gegen den alltäglichen Antisemitismus.

Die Nationalsozialisten begannen gegen Julius Bamberger in den 1930er Jahren eine gezielte Hetze. Sie richtete sich gegen ihn als Juden und als Kaufhausbesitzer. Die systematische Vertreibungspolitik ruinierte Bamberger wirtschaftlich. Seines Vermögens beraubt, floh er 1937 aus Deutschland in die Schweiz. Es gelang ihm, weiter nach Frankreich zu fliehen und seine Kinder Anneliese und Egon aus dem Schweizer Internat zu sich zu holen. Bambergers Frau Frieda blieb in Bremen.

Nach vielen Stationen der Flucht und Internierungen in französischen Lagern verliessen Bamberger und seine Kinder 1941 Europa. Nach vier Jahren auf der Flucht erreichten Julius Bamberger und seine Kinder im September 1941 New York.

Bamberger kam in die U.S.A. als kranker Mann. 1951 starb er 71-jährig an Krebs.

**Klaus Hübötter** – ein Sohn des Gartenarchitekten und Professors der TH Hannover, Wilhelm Hübötter – studierte Jura in Hamburg und wurde zum Dr. jur. mit dem Thema "Die Planung einer Stadt – Rechts- und Organisationsfragen beim Bau neuer Gemeinden in der Bundesrepublik" promoviert. Schon hier zeigte er seine Verbundenheit zum Städtebau und zur Architektur. ...

Hübötter war seit 1950 Mitglied der KPD und Funktionär ihrer Nachwuchsorganisation Freie Deutsche Jugend. Nach dem Verbot der FDJ in Westdeutschland 1951 organisierte Hübötter in der Illegalität den Kontakt zu anderen linken Gruppen.

1953 wurde er verhaftet und kam für neun Monate in Untersuchungshaft. 1956 verurteilte ihn das Landgericht Düsseldorf als „Rädelsführer einer verfassungsfeindlichen Vereinigung“ zu 18 Monaten Gefängnis. Die nach Anrechnung der Untersuchungshaft verbleibende Reststrafe wurde vom NRW-Innenminister Rudolf Amelunxen auf dem Gnadenwege erlassen. Später wurde Hübötter Mitglied der DKP, die er 1991 verließ. Infolge der Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei und deren Verbot durfte Hübötter nicht als Rechtsanwalt arbeiten. ...

1955 gründete Hübötter in Hamburg gemeinsam mit Klaus Rainer Röhl die Zeitschrift „Studentenkurier“, Vorläufer der Zeitschrift konkret. Über Hübötters FDJ-Verbindung wurde die Gründung im Wesentlichen durch die DDR finanziert. ...

*Hübötter wurde 1964 Bauunternehmer, der bei Neubauten für anspruchsvolle Architektur einsteht sowie sich insbesondere für die Erhaltung und die Umnutzung von historischer Bausubstanz oder sonst bedeutenden Gebäuden einsetzt. ...*

*Darüber hinaus engagierte und engagiert Hübötter sich insbesondere im kulturellen Bereich und in der Friedensbewegung. Unter anderem initiierte und realisierte er die Erhaltung der Villa Ichon, die 1982 als Kulturstätte eröffnet wurde und mittlerweile als Forum für Kultur- und Friedensarbeit überregional bekannt ist. Er ist ... Initiator des seit 1983 verliehenen Kultur- und Friedenspreises der Villa Ichon. ...*



[https://de.wikipedia.org/wiki/Klaus\\_Hübötter](https://de.wikipedia.org/wiki/Klaus_Hübötter)

*Klaus Hübötter wurde 2010 Bremens 30. Ehrenbürger. Bürgermeister Jens Böhrnsen verlieh ihm während einer Feier im Rathaus die Ehrenbürgerwürde für „... das jahrzehntelange große Engagement als Bauherr und Mäzen für die bauliche und kulturpolitische Entwicklung Bremens“. ...*

Dazu fand ich folgende Hübötter-Lyrik:

*An einem schönen Oktobersonntag, 10.10.93*

*In Bremen lässt sich ganz gut leben  
es gibt nur selten Erdbeben  
die Weser fließt zumeist nach Norden  
in Bremen gibt es keine Orden  
am Werder ist es wunderschön  
im Stadtwald kannst spazieren gehn  
sogar die Stadt hat schöne Ecken  
zur Not kann man sich auch verstecken  
in irgendeinem Schrebergarten  
und da auf bessre Zeiten warten  
die Leute hier sind sehr zivil  
Geld haben wenige zu viel  
es wird nur wenig angegeben  
wer freundlich ist, hat mehr vom Leben  
und die paar Nazis, die man hat  
die werden in der Stadt nicht satt  
die Senatoren laufen rum*

*wie ganz normales Publikum  
man kann sich auch mal ohne Kragen  
und Schlips zum Bürgermeister wagen  
vielleicht ist anderswo mehr los  
die Stadt ist ja nicht grade groß  
doch grade das verschafft Dir Raum  
und hält die Großmannssucht im Zaum  
dass die bekannten Musikanten  
nie ihren Weg nach Bremen fanden  
ist eigentlich nicht zu verstehn  
ich will von hier nicht wieder gehn  
ich bin jetzt 30 Jahr in Bremen  
die lass ich mir nicht wieder nehmen.*

Als Klaus Hübötter bei meinem Besuch von der Afrika-Erfahrungen meiner Familie erfuhr, stand er auf und holte aus seinem Büro-Schrank einen schmalen Band, den er mir in die Hand drückte. Damals, so sagte er, schien es noch ratsam, diese Afrika-Erfahrungen unter einem Pseudonym zu veröffentlichen. ... Ein Auszug aus seinem Tagebuch:

3.5.80

*Liebe Freunde!*

*Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich mit G. in Südafrika / Republic of South Africa bei einem meiner ältesten Freunde, bei F., mit dem ich jahrelang jeden blöden Schultag, Hintern neben Hintern, die Klassenbank gedrückt habe. Zufällig landete ich damals neben F. Neben ihm war der einzige freie Platz in der neuen Klasse. Daß er, außer mir, der einzige philosophische Kopf in der Klasse war, ist mir erst bei unserem letzten Abiturjubiläum klargeworden.*

*Better later than never!*

*Wir wollen jetzt zusammen unsere Geburtstage feiern, irgendwo zwischen Schwarzen und Weißen am Oranje-Fluß, sundowners, das sind Dämmerchoppen, trinkend.*

*Was dort das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß betrifft, sind wir uns wenigstens schon in der Diagnose einig: Es geht nicht um Rassenfragen, es geht auch dort um Klassenfragen.*

*Darf man in Südafrika Urlaub machen? Man darf nicht! Es sei denn, Ihr habt dort einen Freund. ...*

14.5.80

*“Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.”*

*Maximen und Reflexionen (“Goethe in Südafrika“)*

*Nichts wäre also dümmere als anzunehmen, es genüge eine bloße Verfassungsänderung, gleich, ob von oben oder revolutionär von unten durchgesetzt, um die Schwarzen in gleichberechtigte und gleichbefähigte Bürger zu verwandeln. Man läßt sie nichts erwerben, weder Geld noch Bildung. Im Gegenteil, man hat ihnen alles, was sie hatten, genommen, materiell und kulturell.*

*(Nur Ignoranten werden einwerfen: "Sie hatten ja auch vorher nichts". Sie hatten sehr viel. Sie hatten ihr Land, ihre Tiere und Pflanzen, ihre Freiheit, Selbständigkeit und Würde, ihre Religion, Sprache, Kultur und ihre Familien. Was sie heute haben, ist ein Dreck: Blechbüchsen, Baracken, ein paar Lumpen, Alkohol und die Gewißheit, "Untermenschen" zu sein.)*

*Also besteht ein ungeheurer Nachholbedarf. In jedem Fall wird es Generationen dauern, bis aus ihnen wieder "Menschen" geworden sind. Nur Dummköpfe können das in Abrede stellen und scheinheilig behaupten, es sei nichts weiter notwendig, als die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Allerdings ist auch klar, daß ohne revolutionäres Verhalten der Schwarzen selbst nichts in dieser Hinsicht erreicht werden wird.*

*Goethe hat nicht gesagt, "auch das ihm Geschenke sei der Mensch", sondern er hat von "Erworbenem" gesprochen. Erwerben muß man selbst.*

*Die Schwarzen werden nicht weiß werden. Aber sie werden andere Gesichter haben als heute. Das Unterwürfige, Verängstigte, Freudlose und Verbitterte, das ihre Physiognomien im wesentlichen von denen der Weißen in Südafrika unterscheidet, wird verschwinden. Ihre Körper werden gesünder, grader, kräftiger, aufrechter und schön sein.*

19.5.80

*Zu Ehren meines Geburtstages*

*Zwischen Haus und Meer steht auf dem Strand das übliche Schild:*

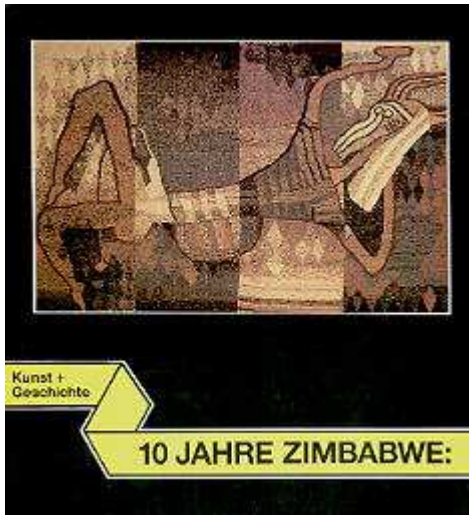
**STRANDGEBIED VIR BLANKES ALLEEN  
BEACH AREA FOR WHITES ONLY**

*Bis zum Abend des 18. Mai steht es dort, fest angeschraubt an tief eingegrabenen Pfählen. Am Morgen des 19. Ist es verschwunden.*

**Notizen in**  
**Südafrika**  
von Hans Wolf

erschienen bei Martin Klaufner, Fürth, 1980

## Eine Zimbabwe-Geschichte von Elsa Maria Schmidt



aus: Handbuch zur Ausstellung des Bremer Übersee-Museums, 1990

### Puppen: Schwarz & Weiss

Briefwechsel aus dem unabhängigen Zimbabwe:

Greendale Nursery School und Ilona Schleicher, Ehefrau des Botschafters der Deutschen Demokratischen Republik, Harare, 1988

Sehr geehrter Herr Botschafter,

Wir, die Mitarbeiterinnen eines Kindergartens, in dem die Kinder einheimischer Berufstätiger betreut werden, sahen Ihr Foto in der Tageszeitung "The Herald" vom 27. Januar. Sie hatten die Freundlichkeit, den Kindern von Zimbabwe wunderschönes Spielzeug zu schenken. Wir wissen Ihre Geschenke sehr zu schätzen, und wir sind sicher, daß die Kinder im Kindergarten von Gutu sich darüber riesig freuen werden. Genauso wie wir uns freuen, wenn uns jemand schönes Spielzeug und andere Lehr- und Lernmittel schenkt. Und doch haben wir da ein Problem, und darüber möchten wir Ihnen gerne etwas sagen.

Manche unserer Kinder mögen nicht mit weißen Puppen spielen. Wir fragten sie:

Warum mögt ihr nicht mit weissen Puppen spielen?

Die Antwort war: "Wie können kleine schwarze Mütter und Väter weiße Kinder haben? Die meisten weißen Kinder mögen kein *sadza*. Was sollen wir ihnen denn zu essen geben? Die meisten weißen Kinder trinken Limonade. Wir trinken aber Wasser, weil wir kein Geld für Limonade haben. Würden sich die kleinen weißen Puppen nicht in einer schwarzen Familie ganz unglücklich fühlen?"

Vielleicht verstehen Sie jetzt, warum schwarze Kinder schwarze Puppen lieber haben; sie sehen sie als Mitglieder einer richtigen afrikanischen Familie an.

Wenn Sie Shona verstehen, können Sie feststellen, daß das Wort für eine weiße Person *murungu* ist. Dasselbe Wort wird auch für den Begriff "Arbeitgeber" gebraucht, weil es in der Vergangenheit immer so war, daß weiße Menschen schwarze Menschen als Arbeits-

kräfte beschäftigten. Die Kinder der Arbeitgeber wuchsen nicht zusammen mit den schwarzen Kindern auf. Jedes Kind gehörte zu seiner besonderen gesellschaftlichen Umwelt – zur schwarzen oder zur weißen.

Jetzt im neuen Zimbabwe wird das alles ganz anders. ... Bitte, lassen Sie uns Zimbabwern etwas Zeit. Wir müssen alle diese Dinge erst auf eine andere Art erfahren.

Liebe Freunde!

Vielen Dank für Ihren Brief vom 29.01.1988. Der Botschafter bat mich, Ihnen zu antworten, da wir beide fanden, daß Ihr Brief ein hohes Maß an Bedachtsamkeit beweist. Er hinterließ bei uns den Eindruck, daß Zimbabwe gute "Schwestern" mit ausgeprägtem Verantwortungsbewußtsein hat gegenüber den Kindern und dem ganzen zimbabweschen Volk.

Gestatten sie bitte, daß ich mich vorstelle: Ich bin die Frau des Botschafters und Mutter eines Jungen (17) und eines Mädchens (16). Wenn die beiden jetzt auch schon beinahe erwachsen sind, so kann ich mich natürlich gut an die Zeit erinnern, als sie mit Puppen und mit anderem Spielzeug spielten. In unserem Land – der Deutschen Demokratischen Republik – kann man Kinder mit weißen und auch mit schwarzen Puppen spielen sehen, ohne daß da ein Unterschied gemacht wird. Unsere Spielzeugläden haben weiße und schwarze Puppen.

Wir wurden zum erstenmal nach Afrika versetzt, als unsere Kinder 2 und 5 Jahre alt waren. Unsere Tochter hatte natürlich auch schwarze Puppen, die sie "Tembi" und "Mingo" nannte. Sie beobachtete ihre Umgebung sehr genau, und nach einiger Zeit sahen wir mit großer Freude, daß sie ihre weiße Babypuppe auf dem Rücken trug, wie sie es bei afrikanischen Müttern gesehen hatte.

Ich erzähle dies so ausführlich, weil ich Ihnen verständlich machen möchte, daß die Kinder in meinem Land im Sinne der Freundschaft und der Gleichheit aller Völker und Rassen erzogen werden. Sie lernen, daß alle Menschen – ob schwarz, braun, weiß oder gelb – zu ein und derselben großen Menschenfamilie gehören.

Natürlich haben wir Verständnis für Ihre Gefühle und die Ihrer Kinder, die Sie in Ihrem Brief so freimütig geschildert haben. Wir wissen, daß Ihre geschichtliche Vergangenheit eine sehr schmerzliche war und daß das Volk von Zimbabwe in seiner Würde zutiefst gekränkt worden ist. Darüber kann man wirklich nicht über Nacht hinwegkommen, und schließlich hält das rassistische Südafrika immer noch die Erinnerung lebendig an das, was in Zimbabwe geschah.

Ob Sie es glauben oder nicht: Derselbe Gedanke, den Sie in Bezug auf die weißen Puppen hatten, ging mir durch den Kopf, als ich dabei war, Pakete vorzubereiten. Und der nächste war, daß jemand sich mit den örtlichen Spielwarenherstellern in Verbindung setzen und ihnen dieses Problem vortragen sollte. Ich habe in den Spielzeuggeschäften von Zimbabwe niemals eine schwarze Puppe gesehen. Warum??

Liebe Freunde, im Namen des Botschafters und in meinem eigenen Namen möchte ich Ihnen für Ihre verantwortungsvolle Arbeit Freude und Erfolg wünschen und eine glückliche Zukunft für alle Kinder von Zimbabwe.

## Wie in Bremen Radio-Feedback funktioniert

### »DER TEUFEL HAT ÄRGER« ...

... so heisst ein Radio-Feature, das der Norddeutsche Rundfunk im Jahr 2015 produzierte und im Februar desselben Jahres ausstrahlte.

[www.ndr.de/info/sendungen/das\\_feature/Der-Teufel-hat-Aerger.sendung324290.html](http://www.ndr.de/info/sendungen/das_feature/Der-Teufel-hat-Aerger.sendung324290.html)

Der NDR-Text zur Sendung:

*Auf der Terrasse seines einfachen Hauses am Rand der liberianischen Hauptstadt Monrovia lässt sich Joshua Milton Blahyi im Licht der untergehenden Sonne den ohnehin schon so gut wie kahlen Kopf scheren. Neben ihm liest sein kleiner Sohn laut in der Bibel. Später wird Blahyi in einer kleinen Kirche predigen. Sie liegt in einem Teil Monrovias, in dem ihn viele noch aus seinem anderen Leben kennen. Denn hier hat er als Gegner von Charles Taylor in einem barbarischen Bürgerkrieg gekämpft. ...*

*Blahyi war ein Warlord, Herr über bis zu 7.000 meist minderjährige Krieger. Er war ein Priester der schwarzen Magie, der vor seinen Kämpfen regelmäßig Kinder opferte, um deren Herz zu verspeisen. Er soll für den Tod von 20.000 Menschen verantwortlich sein. Sein Kampfname lautete "Butt-Naked", weil er komplett nackt in die Gefechte stürmte, bis sich ein Mann in sein Hauptquartier wagte, um ihn auf den Weg Gottes zu führen.*

Der Untertitel des Features:

*Die wundersame Wandlung des liberianischen Warlords Joshua Milton Blahyi.*

Jeden ersten Mittwoch im Monat gibt es in Bremen ein besonderes Hörerlebnis:

*Eine Stunde lang nichts anderes tun als zuhören – kein Handy klingelt, keine Erdnuss-tüte raschelt, keiner sagt ein Wort.*

*Radio als gemeinsames Erlebnis, und danach ins Gespräch kommen mit den Radio-Autoren aus Bremen, Berlin, Hamburg, Köln, aus Wien oder Paris. Sehen, wer die Gesichter sind hinter den Geschichten. Hören, was Autoren bei Recherchen erleben. ...*

So beschreiben Beate Hoffmann und Charly Kowalczyk vom Bremer Medienbüro ihr »Hör-Kino«. [www.bremer-hoerkino.de/](http://www.bremer-hoerkino.de/)

In der ersten März-Woche 2015 fand sich zum besonderen Hörerlebnis ein überraschend grosses Publikum ein, darunter der Bremer Honorar-Konsul Liberias, Dr. Jan Miller, und Michael Jentzsch, Ko-Autor des Buches »Blutsbrüder – Unsere Freundschaft in Liberia«, das er mit seinem »Blutsbruder« Benjamin Kwato Zahn schrieb und das 2011 von der Präsidentin Liberias und Friedensnobelpreisträgerin Ellen Johnson-Sirleaf mit dem *Golden Image Award of Liberia* ausgezeichnet wurde.

Sie alle hörten eine Stunde lang das Feature »DER TEUFEL HAT ÄRGER« und nahmen anschließend die Gelegenheit wahr, mit Autor Jörn Klare und seiner Redakteurin Gisela Corves die Annäherung an die Wandlung eines Menschen in Afrika zu diskutieren, dessen Kultur von schwarzer Magie, von Angst und Brutalität beherrscht zu sein scheint, von einer Kultur, die allen an diesem Abend, selbst dem Autor bei Recherche und Produktion – wie er gerne eingestand – fremd blieb.

Und mir fiel an diesem Abend auch nichts anderes ein, als darauf zu verweisen, dass ich in meinen 27 Jahren in Afrika Ausbrüchen schrecklicher Gewalt und Anfällen schrecklicher Angst vor magischer Manipulation selbst im gewöhnlichen Alltag immer wieder hilflos gegenüber gestanden hätte.

Vom Balkon unserer kleinen Bremer Wohnung blicke ich am folgenden Morgen auf die Bremer Kultur-Landschaft:

Dort links an der Wall-Kreuzung, das Eckhaus mit dem Veranstaltungsort des gestrigen Abends, das SWB-Haus. Die »Stadt-Werke Bremen« unterstützen das Bremer »Hör-Kino«. Dahinter ragen die beiden Türme des Bremer Doms. Auf seinen Stufen hatten am Wochenende zuvor schwerbewaffnete Polizisten gestanden, Fernsehaufnahmen davon beherrschten tagelang die Hauptnachrichten-Sendungen. Bewaffnete Polizisten waren durch die Innenstadt patrouilliert, bewachten die Synagoge an der Schwachhauser Heerstrasse, stürmten schliesslich das »Islamische Kultur-Zentrum«, ganz in der Nähe am Breitenweg, auf der Suche nach Waffen und Waffenhändlern.

Der Tipp sei von einer Bundesbehörde gekommen und durch Beobachtungen des eigenen Verfassungsschutzes als »akute Bedrohungslage« einzuschätzen gewesen, sagte der zuständige Innensenator – nach dem Abblasen des Alarms.

Waffen und Waffenhändler wurden nicht gefunden. Zurück blieben eingetretene Türen und zerstörtes Vertrauen.

Ende Februar 2015 berichteten die »Washington Post«, die »New York Times«, der »Guardian«, der »Daily Telegraph« und die »BBC«:

*Mindestens sieben Menschen hat er enthauptet, ihre Hinrichtungen grausam inszeniert: Die ganze Welt suchte den stets maskierten ISIS-Henker – nun scheint seine Identität geklärt zu sein. Der Terrorist mit dem Spitznamen »Jihadi John« soll der Engländer Mohammed Emwazi alias Muhammad ibn Muazzam sein. Familienangehörige und Freunde wollen den Mann aus West-London in den grausamen ISIS-Videos erkannt haben.*

[www.bild.de/politik/ausland/isis/jihadi-john-identitaet-gelueftet-39934812.bild.html](http://www.bild.de/politik/ausland/isis/jihadi-john-identitaet-gelueftet-39934812.bild.html)

*Nach Erkenntnissen deutscher Sicherheitsbehörden sollen mindestens 19 Salafisten von Bremen aus nach Syrien und in den Irak ausgereist sein, um dort zu kämpfen, insgesamt elf Kinder wurden von ihren Eltern mit in das Kriegsgebiet genommen. Fünf Personen sowie drei Kinder sollen inzwischen wieder nach Bremen zurückgekehrt sein.*

[www.weser-kurier.de/startseite\\_artikel.-Bremen-gilt-in-Deutschland-als-Hochburg-der-Salafisten-arid,1068453\\_dossierid,20.html](http://www.weser-kurier.de/startseite_artikel.-Bremen-gilt-in-Deutschland-als-Hochburg-der-Salafisten-arid,1068453_dossierid,20.html)

Auch Bremen ein Nährboden für »Kopfabstecher« im Kampf zwischen Kulturen?

Vom Balkon unserer kleinen Bremer Wohnung schweift mein Blick weiter über die Bremer Kultur-Landschaft:

Mehr Türme. Jener der Liebfrauenkirche, und über dem Dach von KARSTADT gerade noch erkennbar der goldene Wetterhahn der Martini-Kirche am Weser-Ufer. Dort wird der christliche Glaube – wir haben es schon gelernt – nach dunkelsten Kapiteln des Alten



Testaments ausgelegt: Götzenbilder »umhauen, verbrennen, hacken« – Originaltext des Martini-Predigers Olaf Latzel, der dafür nicht nur durch seinen Gemeindevorstand sondern auch in den sozialen Netzwerken breiteste Zustimmung erfahren hat.

Vom Balkon unserer kleinen Bremer Wohnung schweift mein Blick weiter über die Bremer Kultur-Landschaft:

Genau gegenüber, am Wall, der Eingang zur Parteizentrale der Bremer CDU. Die Bremer Bürgerschaft hatte sich von dem evangelikalen Pastor Olaf Latzel distanziert. Die rot-grüne Koalition und die Linke verabschiedeten am 18. Februar 2015 gemeinsam eine Resolution mit dem Titel »Bremen ist bunt – Gegen Hasspredigten und Diskriminierung von der Kanzel«. CDU-Fraktionschef Thomas Röwekamp hatte eingeschränkt, die Predigt sei das »krude Ergebnis einer Eiferei«. Es handele sich jedoch nicht um eine »Hasspredigt«, und deshalb schloss sich die CDU dem Antrag nicht an.

Dem Kollegen Benno Schirrmeister im Bremer taz-Büro verdanke ich beim Blick über die Bremer Kulturlandschaft den Hinweis auf einen Hoffnungsschimmer .

Bei WIKIPEDIA – so hatte ich ihm mitgeteilt – sei der Eintrag zu finden, die Spitzenkandidatin der CDU bei der Wahl 2015 für das Amt der Präsidentin des Senats und Bürgermeisterin der Freien Hansestadt Bremen, Elisabeth Charlotte Motschmann, sei Mitglied der Bremer Martini-Gemeinde! [de.wikipedia.org/wiki/Elisabeth\\_Motschmann](http://de.wikipedia.org/wiki/Elisabeth_Motschmann)

Nein, antwortete Schirrmeister umgehend, das sei nicht mehr der Fall. Ihr Ehemann, Jens Motschmann, immerhin Ex-Pastor von Martini, habe dort mit Latzel Probleme bekommen.

Motschmanns Plädoyer für ein »House of One«, war dem Olaf Latzel zum Horror geworden. In der deutschen Bundeshauptstadt – so lerne ich – solle ein »HOUSE OF ONE« gebaut werden, ein Sakralgebäude, das die drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam unter einem Dach vereinen werde. Dieses Bet- und Lehrhaus solle ab Mitte 2015 auch offen sein für die Begegnung mit der säkularen Gesellschaft.

Dazu Pastor Olaf Latzel in seiner Predigt im Gottesdienst der Evangelischen St.-Martini-Gemeinde am 18. Januar 2015:

*Unser ehemaliger Pastor Jens Motschmann hat in einem Artikel, einem Leitartikel einer Zeitschrift, diesen Monat 'Hanseschnack' gefordert, dass wir hier in Bremen eines bräuchten: HOUSE OF ONE. Das Haus des Einen. HOUSE OF ONE, das ist eine Sache, die ist in Berlin losgegangen. Man sagte, wir brauchen ein Gebetshaus für Muslime, Christen und Juden. Die haben zwar alle unterschiedliche Gebetsräume, aber die sollen sich zusammen treffen, die sollen zusammen lernen, miteinander leben.*

*HOUSE OF ONE heißt Haus des Einen. Das, was Pastor Motschmann von dieser Kanzel immer wieder in den 20 Jahren gesegneten Dienstes, die er getan hat, immer wieder genauso klar verurteilt hat wie ich, das fordert er jetzt, aus welchen Gründen auch immer, ein. Da können Sie drüber spekulieren. Ich will mich daran nicht beteiligen. Aber eins muss ich machen, wenn das von einem ehemaligen Hirten dieser Gemeinde gesagt wird: Wir brauchen so ein HOUSE OF ONE in Bremen, dann sage ich: Das ist das Allerletzte, was wir brauchen. [agwelt.de/2015-02/house-of-one-das-haus-des-einen](http://agwelt.de/2015-02/house-of-one-das-haus-des-einen)*

Und dann der Hoffnungsschimmer, angeknipst vom taz-Kollegen: Elisabeth Motschmann habe das »Gelatzel« mit scharfen Worten verurteilt, schrieb er mir, zwar nicht gegenüber der taz, dafür aber – um so bedeutsamer – bei der »Evangelischen Nachrichtenagentur IDEA«, die der Evangelikalischen Bewegung ein Forum gibt:

[www.idea.de/thema-des-tages/artikel/evangelikale-nehmen-stellung-zu-umstrittenem-pastor-83118.html](http://www.idea.de/thema-des-tages/artikel/evangelikale-nehmen-stellung-zu-umstrittenem-pastor-83118.html)

*Die Bundestagsabgeordnete und Vorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises der CDU in Bremen, Elisabeth Motschmann, nannte die Predigt unverantwortlich. „Die polemischen Beschimpfungen anderer Religionen schaden in hohem Maße dem Zusammenhalt in unserer Gesellschaft, um den wir gerade jetzt so ringen“, sagte sie auf Anfrage der Evangelischen Nachrichtenagentur idea.*

*Motschmann ist Spitzenkandidatin der CDU für die Bürgerschaftswahl in Bremen am 10. Mai. Sie übte auch scharfe Kritik an Latzels Äußerungen zur römisch-katholischen Kirche. Er hatte gesagt: „Das wollen wir nicht vergessen, dieser ganze Reliquiendreck und -kult, der ist heute noch in der katholischen Kirche verbreitet.“*

*Motschmann: „Das tut so weh, dass einem die Worte fehlen und jedes Verständnis.“ Latzels Aussagen entsprächen nicht dem Geist Jesu Christi.*

Vom Balkon unserer kleinen Bremer Wohnung sehe ich, wie von Zeit zu Zeit über der Kulisse der Bremer Kultur-Landschaft Flugzeuge aufsteigen, um Kurs auf andere Kultur-Landschaften zu nehmen. Es gibt tägliche Direktflüge nach London. Dort hat sich unsere Tochter ihr Nest gebaut. Per Telefon, SMS, eMail, SKYPE kommen aus ihrer Kultur-Landschaft gelegentlich Signale, die mit Parallelen zum hier Erlebten verblüffen.

Kurz nach meinem Besuch im Bremer »Hör-Kino« berichtete die Tochter über einen Abend mit Freunden in ihrer Kultur-Landschaft:

*Am Mittwoch hatten sie mich ja in's Theater eingeladen als Dankeschön für's Gästezimmer. The Book of Mormon – ein Musical(!) – war sehr amüsan. Die Tatsache, daß es in Uganda spielte war aber fast vollkommen egal. Die Autoren brauchten einfach etwas, was ganz anders als die USA war. Haben ordentlich gelacht. Da wurde Religion insgesamt ziemlich durch den Kakao gezogen, aber vor allem dieser 3. Teil der Bibel, der ja angeblich in Urzeiten in Amerika zu Papier gebracht wurde. Sogar Jesus war kurzzeitig da drüben dabei...! Und das alles glaubt Mitt Romney und wollte Präsident werden!!!!*

»DAS BUCH DER MORMONEN« als Musical – und ein amerikanischer Präsidentschaftskandidat, der in fünfter Generation Mitglied der »Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage« ist, mit Ururgroßvater Parley P. Pratt als Gründungsmitglied des »Kollegiums der Zwölf Apostel«! So lese ich es bei WIKIPEDIA.

[de.wikipedia.org/wiki/Mitt\\_Romney](http://de.wikipedia.org/wiki/Mitt_Romney)

In den U.S.A. gelten die Mormonen mit 1,7 % der Bevölkerung als drittgrößte Glaubensgemeinschaft nach Protestanten und Katholiken. Im U.S.-Bundesstaat Utah stellen sie laut einem Zensus von 2007 die Bevölkerungsmehrheit.

Bis 1978 konnten Männer mit schwarzafrikanischer Herkunft das Priestertum nicht bekommen und folgich auch keine Führungsaufgaben übernehmen.

Barack Obama, der es mit seinen schwarzafrikanischen Wurzeln ins höchste politische Amt der U.S.A. geschafft hatte, war am 6. November 2012 als Kandidat der Demokraten gegen Mitt Romney wiedergewählt worden, obwohl dessen Wahlkampagne für die Republikaner größtenteils durch sogenannte lose Gruppen weisser Multimillionäre (*Super-PACs = Political Action Comitees*), finanziert worden war. Romney gestand seine Niederlage ein. GOTT SEI DANK! Im Wahlkampf hatte er unter anderem einen präventiven Militärschlag gegen den Iran gefordert!

Das Verfinstern des Geistes beschränkt sich jedoch nicht auf das Wirken »Schwarzer Magie« durch Bibel-Auslegung in einem weissen Kontext oder durch Hexen-Beschwörung in einem schwarzen Kontext. Den schwarzen Führer der weissen Elite in den U.S.A. erwischte es nicht lange nach seiner Kürung zum Friedensnobelpreisträger.

Im Bremer »Hör-Kino« hatte ich ein Jahr zuvor dem Feature eines anderen Autors zugehört. Mit seiner Reportage aus Afghanistan war er jenen amerikanischen Uniformierten auf die Spur gekommen, die im Krieg am Hindukusch nicht – wie der afrikanische *Warlord* »Butt-Naked« – über Tausende minderjährige Krieger verfügen, auch nicht sich selber – und schon gar nicht splitternackt und mit einem Zaubertrank – auf dem Gefechtsfeld feindlichen Kugeln stellen. Sie töten – aus zehntausend Kilometern Entfernung, aus klimatisierten Monitor-Kabinen und auf Knopfdruck – durch Drohnen am Himmel von Kindern, die immer wieder *collateral* sterben – in jedem Einzelfall – auf persönlichen Befehl des amerikanischen Oberbefehlshabers Barack Obama.

Auf dem Balkon unserer kleinen Bremer Wohnung kommt es mir so vor, als seien solche Zusammenhänge nicht leicht vermittelbar. Ich versuche es mit einer Kopie des Entwurfes dieses Kapitels für die Tochter in London. Antwort:

*Also, wenn ich das richtig verstehe, und ich musste es ein paar mal lesen, um alles aufzunehmen, willst Du die Verkettung zwischen den Taten des Generals BN oder generell von Fanatikern und die aufstachelnde Predigt des deutschen Pastors aufzeigen, also praktisch warnen, dass so was nicht nur im fernen, unbekanntem Afrika passieren kann. Der Gebrauch von unqualifizierter und provokanter Sprache (Reliquiendreck) als Anfang eines Weges zu Aberglauben, der zu Brutalität / Verrohung führen kann. Stimmt das so ungefähr? ...*

Und dann noch dieser Hinweis:

*Übrigens kommt General Butt-(Fucking)-Naked auch im Book of Mormon Musical vor.*

Wie bitte? Ich bemühe abermals WIKIPEDIA (ich bin inzwischen Förder-Mitglied Nr. 1075061) und erhalte ausführliche Auskunft:

*»The Book of Mormon« ist ein Musical, das im Jahr 2011 neben anderen Auszeichnungen neun Tony Awards und einen Grammy erhielt. Es handelt sich um eine Satire, deren Buch, Texte und Musik von Trey Parker, Matt Stone, und Robert Lopez verfasst wurden ... eine Show, welche organisierte Religion und das traditionelle Musical auf die Schippe nehmen soll. »The Book of Mormon« erzählt die Geschichte von zwei jungen mormonischen Missionaren, die in ein abgelegenes Dorf im Norden Ugandas gesandt werden, wo ein brutaler Warlord die Bevölkerung bedroht.*

*Naiv und optimistisch versuchen die beiden Missionare, ihre Religion anzupreisen. Es fällt ihnen jedoch schwer, Zugang zu den Einheimischen zu finden, die eher gegen Hunger, Armut und AIDS anzukämpfen versuchen. ...*

*Bei der Ankunft im Norden Ugandas werden die beiden mit vorgehaltener Waffe von Soldaten eines örtlichen Kriegsherrn, General Butt-Fucking-Naked (eine Anspielung auf den echten General Butt Naked) ausgeraubt.*

*Mafala Hatimbi und eine Gruppe von Dorfbewohnern erzählen von der täglichen Realität ihres Lebens unter entsetzlichen Bedingungen durch Hunger, Armut und AIDS unter der Regierung eines despotischen, mörderischen Häuptlings, der will, dass alle Frauen beschnitten werden.*

*Um ihr Leben scheinbar besser zu machen, wiederholen die Eingeborenen ständig den Satz »Hasa diga eebowai« und singen diesen Satz auch als Lied (»Hasa Diga Eebowai«). Price und Cunningham singen mit, müssen dann aber entsetzt feststellen, dass »Hasa diga eebowai« übersetzt »Fick Dich, Gott« heißt und dass die Dorfbewohner ständige Gotteslästerung begehen, um sich aufzumuntern. ...*

[de.wikipedia.org/wiki/The\\_Book\\_of\\_Mormon\\_%28Musical%29](http://de.wikipedia.org/wiki/The_Book_of_Mormon_%28Musical%29)

Vom Balkon unserer kleinen Bremer Wohnung erkenne ich: in der Bremer Kulturlandschaft ist das Musical nicht bekannt. Da unten, im Bremer »Hör-Kino«, hatte davon keiner eine Ahnung, wohl auch nicht der Feature-Autor, der *Butt-Naked* mit soviel Skrupel in Afrika aufgespielt hatte.



Foto: Constanze Schmidt

**Und noch einmal die Trommeln aus Afrika ...**

## TROMMELN IM ELFENBEINTURM

© 2005 Klaus Jürgen Schmidt



*... in Simbabwe debattieren die ehemalige KBW-Aktivistin Gertrud aus Bremen und die Krankenschwester Jennifer über afrikanischen Geisterglaube und über afrikanische Lebenswirklichkeit.*

*... aus dem Roman von Klaus Jürgen Schmidt*

[www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html](http://www.radiobridge.net/www/drums/uebersicht2.html)

### Zweiunddreißigstes Kapitel (Auszug)

... gab es nicht auch Aspekte dieses Geisterglaubens, die sich positiv äußerten? Sie wußte doch, dass Simbabwe eines der wenigen Länder war, das nach der Unabhängigkeit sogar durch ein Gesetz traditionellen Heilern einen legalen Status eingeräumt hatte, ihrer Vereinigung stand ein veritabler Professor vor, der sowohl moderne Medizin als auch das geheime Wissen der n´angas studiert hatte. Wie passte das zusammen?

Und wo war da die Trennung zwischen Humbug und erhaltenswerter Tradition?

Jennifer dachte eine Weile über Gertruds Fragen nach. Wie sollte sie das der Frau aus Europa erklären?

»Die schnelle Entwicklung der Medizin in den letzten hundert Jahren ist dadurch möglich geworden«, begann sie, »dass man versucht hat, alle Krankheiten auf materielle Ursachen zurückzuführen. So gelang es zum Beispiel, Bakterien als Erreger bestimmter Krankheiten kennenzulernen, sie zu bekämpfen und damit Epidemien und Seuchen zu verhindern, die früher die Bevölkerung ganzer Landstriche ausrotteten. Fortschritte in der Technik kamen hinzu ...«

Die Krankenschwester wies vom Fuße des Baumes, unter dem sie mit Gertrud saß, über die ärmlichen Hütten.

»Sieh dich doch um«, sagte sie bitter, »Afrikaner – vor allem in solchen abgelegenen Gebieten – waren lange ausgeschlossen von diesem Fortschritt, sind es doch häufig heute noch! Sie haben ihr ganzes Leben hindurch mit der Natur zu kämpfen, sie sehen sich den Kräften, die sie umgeben, mehr oder weniger hilflos ausgeliefert. Alles ist für diese Menschen belebt, nicht nur Pflanzen und Tiere, sondern auch Steine und Felsen, Flüsse und Seen, Sonne, Mond und Sterne, Donner, Blitz und Regen! Alles, was geschieht betrachten sie als das Werk übernatürlicher Kräfte, die durch Dämonen und Geister verkörpert werden. Deshalb führen sie auch Krankheiten selten auf natürliche Ursachen zurück. Natürlich – nach dem Biß einer Giftschlange oder in anderen ähnlich einfachen Fällen – wird die Ursache wohl erkannt, dann wird zum Beispiel die Wunde ausgesaugt. Aber immer da, wo der ursprüngliche Zusammenhang weniger deutlich ist, wird Krankheit und auch Tod auf die Wirksamkeit überirdischer Kräfte zurückgeführt und dann eben als Zauberei, als Magie angesehen! Und solch ein Zauber kann nur durch einen Gegenzauber wieder aufgehoben werden.«

»Und n´angas sind solche Zauberer? Haben sie wirklich übernatürliche Kräfte?«

»Im Trance-Zustand, in dem das normale Bewußtsein ausgeschaltet ist, soll es diesen n'angas möglich sein, die Geister zu sehen und mit ihnen zu sprechen. Auch von der Seele eines Verstorbenen nimmt man in unserem Glauben an, dass sie als Geist oder als Dämon weiterlebt und in das Leben der Nachgeborenen eingreift. Als unumstößlicher Beweis wird oft die Tatsache gesehen, dass die Toten im Traum erscheinen ...«

Jennifer schwieg einen Moment. Ihr wurde bewußt, dass sie zum ersten Mal gegenüber einer Fremden, gegenüber einer Weißen, über das – wie sie selber fand – nicht unproblematische Glaubensgeflecht von Menschen sprach, die sich in der Konfrontation mit Weißen unter anderem auch deshalb so oft unterlegen fühlten.

Und auch die Fotografin spürte die emotionale Barriere, die sich in jahrhundertaltem Mißverständnis zwischen den Kulturen aufgerichtet hatte, ohne dass es je zu einem wirklichen Dialog gekommen wäre. Paul hatte von einem ungerechten »Oben« und »Unten« gesprochen, gegen das er seinerzeit mit der Waffe angekämpft hatte! Aber fünfzehn Jahre danach hatte er feststellen müssen, dass er nicht bloß Opfer nach wie vor ungerechter, materieller Verhältnisse geblieben war, sondern auch Gefangener einer Welt, die dem menschlichen Geist die freie Entfaltung noch immer verwehrte.

»Siehst du, Gertrud, ich selber bin Ndebele ...« Jennifer hatte sich zurück an den Baumstamm gelehnt, »und unsere Kultur geht zurück auf König Mzilikazi, der unseren Zulu-Stamm in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aus Südafrika nach Norden in das Gebiet der Shona-Stämme führte. Mein Urgroßvater erinnerte sich noch an die großen Zeremonien zur Beschwörung des Regens.

Die größte Gottheit hieß Nkulunkulu oder auch Somandhla und die Vermittler zwischen den Menschen und dieser Gottheit waren die amadhlozi, die Geister der Verstorbenen, meistens verkörpert in Schlangen. Bei den Zeremonien spielte die Opfergabe von Büffeln eine große Rolle. Aber dann – unter Mzilikazis Nachfolger Lobengula geschah es, dass die Ndebele mehr und mehr die Zeremonien und auch den Glauben der Shona übernahmen ...«, Jennifer lächelte, »wohl etwas, was sich seltsamerweise so oft in der Geschichte wiederholt hat: Die Überwältigung der im Krieg erfolgreichen Eroberer durch die Kultur der Eroberten! ... So ist es jedenfalls einfacher geworden, die Glaubens- und Sozialordnung zu erklären, die du kennen mußt, wenn du wenigstens ein bisschen verstehen willst, was in unseren Köpfen – und in unseren Seelen vorgeht ... Die Clans der verschiedenen Stämme oder der regionalen Sprachgruppen leben in abgelegenen Landesteilen noch oft in einem klar gegliederten System. Die Großfamilie umfaßt in einem Dorf mehrere Generationen und bildet die wichtigste Einheit. Sie ist durch ein Totem – ein Symbol aus der Tier- oder Pflanzenwelt – mit dem Clan verbunden. Dieses Totem bezieht sich in der Regel auf eine Dynastie von Häuptlingen. Heirat innerhalb dieses Totems ist nicht erlaubt – eine, wenn du so willst, geschickte Inzest-Verhinderung. Hochzeiten sind in erster Linie eine Verbindung zwischen zwei Familien mit unterschiedlichem Totem und sie handeln die Bedingungen der lobola, des Brautpreises, aus. Stirbt der Ehemann, kann die Nachfolge von einem Bruder oder Vetter angetreten werden, oder die Witwe kehrt zu ihrer Familie zurück.

Bedeutsam ist, dass sich die Hierarchie der Familienstruktur auf den Sekuro, auf den Großvater, stützt, der den Ahnen am nächsten steht. Die Geister der Ahnen sind die Verbindung zu der höchsten Shona-Gottheit Mwari oder Musika Vanhu und sie geben den Nachkommen Rat durch die Geistermedien. Diese Struktur sorgt auch für einen strikt einzuhaltenden Moral-Kodex, der Respekt vor den Älteren in den Mittelpunkt stellt. Verstöße gegen diese Normen und Regeln lassen ngozi, böse Geister auf den Plan treten, die – ebenso wie mhondoro – der Schutzgeist des Clans und vadzimu – der Schutzgeist der Familie – eben von den n'angas manipuliert werden können.« ...

»Die Früchte von Offenheit und Neugier im Alter ernten!«

## VOM PRIVILEG, DIE WELT KENNENZULERNEN (2)

»Der Samen für Offenheit und Neugier wird in früher Kindheit gesät!« Das hatte ich zu Beginn konstatiert. Was für Früchte sind da im Alter zu ernten?

Bei mir um die Ecke in Bremen ist vor ein paar Jahren das Kommunalkino »City46« eingezogen, ein Verein, dem ich kurz nach Rückkehr aus Afrika beitrug, weil hier einer Kommune die Welt als Lichtspiel nahegebracht wird, Filme aus aller Herren Länder, Filme aus allen Blickrichtungen, oft im Originalton, oft als schrilles Gegenbild gesellschaftlichen Konsenses. [www.city46.de/willkommen.html](http://www.city46.de/willkommen.html)

Im Kopf hatte ich wohl auch die Idee, eventuell in einem Vereinsgremium mithelfen zu können, dafür die eine oder andere Weiche zu stellen. Da wurde mir bald klargemacht, dass ich den Platz besser Jüngeren überlassen sollte. Gelegenheit zur Mitarbeit gäbe es auch als einfaches Mitglied.

Als solches bin ich bei einem ganztägigen Planungsworkshop zur Zukunft dieses Kommunalkinos dabei. Für die professionelle Moderation sorgte die Mitbegründerin des Bremer »Hör-Kinos«, Beate Hoffmann.

Zu Beginn des Workshops schlug sie vor, eine »Lebenslinie« zu bilden, das hieß: alle Teilnehmer sollten sich hintereinander aufstellen, angefangen bei den Jüngsten, endend bei den Ältesten. Ich wäre bei dieser raumsparenden Übung mit den letzten fünf beinahe in einem Abstellraum gelandet, wäre die Moderatorin nicht rechtzeitig auf die Idee gekommen, aus der geraden Linie raumsparende Mäander bilden zu lassen.

Statt auseinanderzudriften begegneten sich Alt und Jung plötzlich wieder in Lebensschleifen.

Vor meinen Augen entstand eine neue Lebensfigur: Kein Punkt, von dem sich in einem Lebenskreis Jahresringe konzentrisch ausweiten, mit diesem Punkt im Zentrum als bleibender heimatlicher Bezug. Auch kein Lebensbogen, der von diesem ersten Punkt ausgeht und auf dem sich Punkte als Zentren von neuen Lebenskreisen, von neuer Heimat in der Fremde bilden.

Würden wir Alten am Ende dieser Lebensschleifen uns auf deren Beginn zu bewegen, auf den ersten Punkt also, würden sich Anfang und Ende dieser mäandernden Lebenslinie treffen. Und würden wir dauernd in Bewegung bleiben, kämen Jung und Alt immer wieder aneinander vorbei, käme es – wie bei jenem realen Workshop im Bremer Kommunalkino – zu einer fortwährenden Begegnung, zu einem dauernden Austausch.



Kneipenschild in Conny's Wahlheimat

## ZUSÄTZLICHE QUELLEN:

Audio-Sendereien von Klaus Jürgen Schmidt  
(im Bremer Bürger-Radio und beim Hamburger Lokalradio):

TROMMELN IM ELFENBEINTURM – INTERAKTIVER THRILLER-ROMAN  
20.10.2013 – 02.02.2014



[www.radiobridge.net/indextrommeln.html](http://www.radiobridge.net/indextrommeln.html)

DIE ÜBERSEE-BRÜCKE: STIMMEN DES SÜDENS FÜR OHREN IM NORDEN  
09.02. – 25.05.2014



[www.radiobridge.net/ueberseebruecke.html](http://www.radiobridge.net/ueberseebruecke.html)

DIE HEIMAT-BRÜCKE: NELHIEBELS WELT  
01.06. – 06.07.2014



[www.radiobridge.net/heimatbruecke.html](http://www.radiobridge.net/heimatbruecke.html)

DIE KINDER-BRÜCKE: VOM PRIVILEG, DIE WELT KENNENZULERNEN  
13.07. – 27.07.2014



[www.radiobridge.net/connytravel.html](http://www.radiobridge.net/connytravel.html)

DIE VERSTÄNDNIS-BRÜCKE:  
ÜBER VERSUCHE, DIE FREMDE ZU VERSTEHEN  
10.08. – 21.09.2014



[www.radiobridge.net/www/derwegintro.html](http://www.radiobridge.net/www/derwegintro.html)

"MAKING IT WORK" – APPROPRIATE TECHNOLOGY IN AFRICA  
© 1996 RBO



[www.radiobridge.net/www/work/indexWORK.html](http://www.radiobridge.net/www/work/indexWORK.html)

"LIVING IDEAS" – HOW RURAL PEOPLE IN SOUTHERN AFRICA TAKE  
CONTROL  
© 1998 RBO



[www.radiobridge.net/www/more/ideas/indexART.html](http://www.radiobridge.net/www/more/ideas/indexART.html)



## Video-Dokumentationen von Klaus Jürgen Schmidt anzusehen im Internet:



Info: [www.radiobridge.net/matinee.html](http://www.radiobridge.net/matinee.html)

„Matinee in Übersee – Ein unterhaltsamer Nord-Süd-Dialog“ aus dem Bremer Übersee-Museum (1981 Kurzbericht “Indonesien”)

Video: [www.radiobridge.net/videos/matinee.mpg](http://www.radiobridge.net/videos/matinee.mpg)



Info: [www.zeit.de/1985/18/die-narben-der-apokalypse](http://www.zeit.de/1985/18/die-narben-der-apokalypse)

„Aktion Schöne Wolke“ – Wie sich Deutsche um vietnamesische Kriegskinder kümmerten (1980)

Video: [www.radiobridge.net/videos/schoenewolke.MPG](http://www.radiobridge.net/videos/schoenewolke.MPG)



Info:

[www.radiobridge.net/cambodia/Cambodia%20Radio/cambodia%20radio/radio1.html](http://www.radiobridge.net/cambodia/Cambodia%20Radio/cambodia%20radio/radio1.html)

Kambodscha: „Lokaler Rundfunk & Lokale Recherche“ (2005)

Video: [www.radiobridge.net/videos/flossgeschichtedrei.MPG](http://www.radiobridge.net/videos/flossgeschichtedrei.MPG)



Info: [www.radiobridge.net/rbode.html](http://www.radiobridge.net/rbode.html)

„Radiobrücke Übersee – Stimmen des Südens für Ohren im Norden“ (1994)

Video: [www.radiobridge.net/videos/rboneu.MPG](http://www.radiobridge.net/videos/rboneu.MPG)



Info: [www.radiobridge.net/www/archive100.html](http://www.radiobridge.net/www/archive100.html)

„RBO's Kulturzentrum ART ON THE ROCKS“ (1994)

Video: [www.radiobridge.net/videos/artontherocks.MPG](http://www.radiobridge.net/videos/artontherocks.MPG)



Info: [www.radiobridge.net/taz267.html](http://www.radiobridge.net/taz267.html)

„Das kambodschanische Fenster nach Afrika – Gideons Ruinen“ (2005)

Video: [www.radiobridge.net/videos/gideon.MPG](http://www.radiobridge.net/videos/gideon.MPG)

